

Michael Titzmann

Strukturelle
Textanalyse

UTB
FÜR WISSEN
SCHAFT

W. Fink

“Rolle der strukturalen Analyse ist es, hinter der scheinbaren Unordnung der Phänomene die zugrunde liegende Ordnung zu rekonstruieren.”

(Claude Lévi-Strauss 1971a, S. 190)

“Der Strukturalismus bietet den Humanwissenschaften ein epistemologisches Modell von unvergleichlicher Stärke, gemessen an all jenen, über die sie vorher verfügten.”

(Claude Lévi-Strauss 1971a, S. 614)

“Da aber die Fakten durch den Akt der Artikulation immer nur vermittelte sind, gehört der Standpunkt des Vermittlers zu ihnen, wie der Aussichtspunkt zur Landschaft. [...] Der Strukturalismus hat einen Blickpunkt gewählt, von dem aus man mehr und besser sehen kann als früher.”

(Michael Oppitz 1975, S. 12 f.)

“Die Beschreibung kann eines theoretischen Handwerkzeugs nicht entbehren; die Theorie bedarf konkreter Analysen, um ihre Begriffe zu testen.”

(Tzvetan Todorov 1968b, S. 167)

“Dieses [= mein] Begriffsarsenal wird wie jedes andere unvermeidlich binnen weniger Jahre untergehen, und das um so schneller, je ernster es genommen, d. h. diskutiert, erprobt und im Gebrauch revidiert wird.”

(Gérard Genette 1972, S. 269)

Michael Titzmann

Strukturelle Textanalyse

Theorie und Praxis der Interpretation

Wilhelm Fink Verlag München

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Titzmann, Michael:

Strukturelle Textanalyse: Theorie und Praxis der Interpretation /
Michael Titzmann. – 3., unveränd. Aufl. – München: Fink, 1993
(Information und Synthese; Bd. 5) (UTB für Wissenschaft:
Uni-Taschenbücher; 582)

ISBN 3-8252-0582-7 (UTB)

ISBN 3-7705-1366-5 (Fink)

NE: 1, GT; UTB für Wissenschaft / Uni-Taschenbücher

3., unveränderte Auflage 1993

© 1977 Wilhelm Fink Verlag GmbH & Co. KG
Ohmstraße 5, 8000 München 40
ISBN 3-7705-1366-5

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Alfred Krugmann, Freiberg am Neckar
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

UTB-Bestellnummer: ISBN 3-8252-0582-7

INHALT

| | |
|--|-----|
| Vorwort der Herausgeber | 8 |
| 0. Vorbemerkungen: Zur Einführung in die Fragestellung . . | 9 |
| 0.1 Erste Erläuterungen des Objektes | 9 |
| 0.2 Zum Begriff "struktural" | 12 |
| 0.3 Zum methodologischen Status der "Text"-Analyse . . | 17 |
| 0.4 Elementare Interpretationsregeln | 20 |
| 0.5 Exkurs 1: Einige logische und strukturelle Grundbegriffe | 32 |
| 1. Grundbegriffe struktural-semiotischer Ansätze | 45 |
| 1.1 Zeichensysteme und ihre Dimensionen | 45 |
| 1.2 Zum Begriff des sekundären semiotischen Systems: Das Beispiel der "Literatur" | 65 |
| 2. Elementare Aspekte der Semantik: der paradigmatische Cha- rakter der "Bedeutung" | 86 |
| 2.1 Grundprobleme und Voraussetzungen | 86 |
| 2.11 Eine fundamentale Interpretierbarkeitsbedingung: die Existenz alternativer Wahlmöglichkeiten . . . | 86 |
| 2.12 Der Begriff der semantischen Merkmale | 91 |
| 2.121 Semantische Klassen: Sem — semische Katego- rie — Archisem — semantische Achse — Anwendbarkeitsbereich | 91 |
| 2.122 Zur theoretischen Sprache der semantischen Beschreibung | 99 |
| 2.2 Einige elementare semantische Relationen | 104 |
| 2.21 Substitution, Permutation, Korrelation | 104 |
| 2.22 Skizze der semantischen Relationen | 112 |
| 2.221 Äquivalenzrelationen und ihre Abschwächungen | 112 |
| 2.222 Oppositionsrelationen und ihre Abschwächungen | 119 |
| 2.2221 Der Begriff der Opposition | 119 |
| 2.2222 Asymmetrische Oppositionen und son- stige Sonderfälle: zur Abgrenzung des Begriffs der Opposition | 133 |

| | | |
|--------|--|-----|
| | 2.223 Ein Sonderfall der semantischen Differenz: die Relation der Disparität | 147 |
| 2.3 | Der paradigmatische Charakter der "Bedeutung" | 149 |
| 2.31 | "Paradigma" und "paradigmatische semantische Ordnung" | 149 |
| 2.32 | Zum Problem der Relation von lexikalischer "Ober- flächenstruktur" und logisch-semantischer "Tiefen- struktur" von "Texten" | 164 |
| 2.321 | Exposition des Problems | 164 |
| 2.322 | Inhaltlich-lexikalische Besetzung vs logisch- semantisches Schema: "Determination" und "Überdetermination" lexikalischer Terme | 169 |
| 2.323 | Syntagmatische Distribution vs paradigmati- sche semantische Ordnung | 174 |
| 3. | "Text"(-segment) und Kontext | 180 |
| 3.1 | Explizite und implizite Behauptungen / ausgesparte Be- hauptungen | 180 |
| 3.11 | Ableitbarkeit und Korrelierbarkeit von Propositio- nen: Quasi-Implikation und Präsupposition | 180 |
| 3.111 | Begriffe und Beispiele | 180 |
| 3.112 | Der operationale Wert des Verfahrens | 196 |
| 3.1121 | Ein schwieriges Beispiel: zwei Höl- derlin-Strophen | 196 |
| 3.1122 | Methodologische Folgerungen anläß- lich des Hölderlin-Beispiels | 216 |
| 3.12 | Bedeutungstragende Nullpositionen | 230 |
| 3.121 | Minus-Prijom — Leerstelle — Unbestimmt- heit — Spezifizierungsgrad — Ambiguität | 230 |
| 3.122 | Textbeispiel: Uhland: Das Schloß am Meer | 247 |
| 3.2 | Der "Text" und seine Kultur: Kulturelles Wissen als zu- sätzliche interpretatorische Prämisse | 263 |
| 3.21 | Kulturelles Wissen als pragmatische Präsupposition des "Textes" | 263 |
| 3.22 | Relevante und potentiell relevante kulturelle Pro- positionen | 274 |
| 3.23 | Textbeispiele: Demonstration der Argumentation | 297 |
| 3.24 | Methodologische Begründungen und Ergänzungen | 316 |
| 3.241 | Zur Unterscheidung von faktisch und poten- tiell relevantem Wissen: sekundär relevantes Wissen und Konnotationsräume | 316 |

| | | |
|--------|---|-----|
| 3.242 | Das pragmatische Problem: gruppenspezifisches Wissen. Zur Abgrenzung der "Text"-Analyse von anderen Fragestellungen . . . | 322 |
| 3.3 | Exkurs 2: Zur Frage der Relevanz von "Autor" und "Rezipient" für die "Text"-Analyse | 330 |
| 3.4 | Datenselektion und Datenhierarchisierung bei der "Text"-Analyse: zum Stande der Diskussion über Relevanzkriterien | 343 |
| 3.41 | "Relevanz": Fußnoten zu einem mißhandelten Begriff | 343 |
| 3.42 | Relevanzprobleme im Rahmen der "Text"-Analyse | 345 |
| 3.43 | Einige elementare Kriterien struktureller Relevanz | 347 |
| 3.431 | Das Kriterium der Rekurrenz | 347 |
| 3.432 | Funktionen verschiedenen Grades | 351 |
| 3.4321 | Der Begriff der semantischen Funktion | 351 |
| 3.4322 | Funktionalisierung/Semantisierung — Nicht-Funktionalisierung — Neutralisierung | 358 |
| 3.4323 | Textbeispiel: eine Eichendorff-Strophe. Probleme des Analyseanfangs — einige Interpretationsregeln . . . | 368 |
| 3.433 | Relevanzkriterien auf der Basis indirekter Rekurrenz | 377 |
| 4. | Abschließende und ergänzende Bemerkungen zur "Text"-Analyse | 381 |
| 4.1 | Der Begriff der "Text"-Analyse/Interpretation | 381 |
| 4.2 | Einige Aspekte von Abstraktion und Klassenbildung in der "Text"-Analyse | 388 |
| 4.3 | Exkurs 3: Anmerkungen zur Übertragbarkeit des Analyseverfahrens auf nicht-sprachliche "Texte" | 401 |
| 5. | Demonstration der Methode: ein Interpretationsbeispiel. Zu C. F. Meyer: Der Marmorknabe | 404 |
| | Verzeichnis der Abkürzungen und Zeichen | 446 |
| | Selektive Bibliographie | 448 |
| | Namensindex | 463 |
| | Begriffsindex | 467 |
| | Register der Interpretationsregeln | 471 |

VORWORT DER HERAUSGEBER

Ziel der Reihe "Information und Synthese" ist eine umfassende und systematische Orientierung über zentrale Gegenstandsbereiche der Literaturwissenschaft. Geplant sind ca. 40 Bände, die über allgemeine Grundlagenfragen (Gattungstheorie, Theorie der Epochenbegriffe, usw.), einzelne Grundbegriffe (Drama, Comics, Hörspiel, Renaissance, Aufklärung, usw.) und zentrale Problemkomplexe (Literatursoziologie, Literatur und Psychologie, Trivialliteratur, usw.) unterrichten. Dabei soll neben der Bestandsaufnahme der vorliegenden Forschung sowie deren synthetisierender Zusammenschau und gegebenenfalls Weiterführung auch der Aspekt der praktischen Anwendbarkeit der theoretischen Konzepte angemessen berücksichtigt werden.

Selbstverständlich kann sich ein solches Unternehmen nicht auf die Forschungslage in einer der Philologien beschränken, sondern es soll der Versuch unternommen werden, die bereits weit fortgeschrittene und unfruchtbare Abkapselung der Einzeldisziplinen zu überwinden. Vorrangig werden die Ergebnisse der germanistischen, anglistischen und romanistischen Forschung berücksichtigt; nach Möglichkeit soll jedoch auch die slavistische Literaturwissenschaft einbezogen werden.

Die Herausgeber sind der Meinung, daß sich in der heutigen Situation der Literaturwissenschaft Forschungssynthesen nicht in einem weitgehend kritiklosen Aneinanderreihen heterogener Positionen erschöpfen dürfen, sondern daß die verschiedenen Ansätze, Methoden und Ergebnisse auf ihre wissenschaftstheoretischen und methodologischen Prämissen hin untersucht werden müssen, da nur auf diese Weise zu einem systematischen Bezugsrahmen zu gelangen ist, der sowohl eine angemessene Beurteilung der bisher erzielten Einzelergebnisse erlaubt als auch eine Basis für weitere Arbeiten abgeben kann. Eingehender berücksichtigt wird im allgemeinen die Forschung seit der Jahrhundertwende. Die weiter zurückliegende Diskussion wird einbezogen, soweit dies vom Thema her nötig erscheint. In die jedem Band beigegebene Bibliographie werden auch solche Titel aufgenommen, auf die im Text selbst nicht eingegangen wird. Anhänge und Indices sollen die Benutzbarkeit der Bände als Arbeitsbücher und Nachschlagewerke erleichtern.

Die Reihe richtet sich sowohl an den Fachmann, der sich einen zuverlässigen Überblick über die theoretische Arbeit auf einem Teilgebiet seines Fachs verschaffen will, als auch an den Studierenden, der sich in der Fülle der verschiedenen Auffassungen, Standpunkte und Richtungen, mit denen er im Laufe seines Studiums konfrontiert wird, zu orientieren versucht.

Klaus W. Hempfer (München)

Wolfgang Weiß (München)

0. VORBEMERKUNGEN: ZUR EINFÜHRUNG IN DIE FRAGESTELLUNG

0.1 Erste Erläuterungen des Objektes

Objekt der strukturalen Textanalyse (sTA) können alle menschlichen Äußerungen sein, die als "zeichenhaft" und "bedeutungstragend" fungieren: normalsprachliche Texte der Alltagskommunikation; religiöse, philosophische, wissenschaftliche, "hohe" und "triviale" literarische Texte; epische, dramatische, lyrische Texte; Produkte der Malerei, Plastik, Architektur; Comic Strips, Filme, Werbung; im Prinzip auch gestische oder mimische Äußerungen. Es dürfte kaum eine soziale Praxis geben, die nicht vom Austausch solcher Äußerungen, von bewußter oder unbewußter Kommunikation also, begleitet wäre. *Textanalyse (TA) ist demnach für sehr viele wissenschaftliche Disziplinen eine konstitutive Tätigkeit.* Wenn ich im folgenden praktisch nur solche Äußerungen als Beispiel verwende, die mittels einer natürlichen Sprache formuliert sind und zudem meist auch der unscharfen Textgruppe "Literatur" angehören, dann ist die Beschränkung also an sich nicht sachlich, sondern nur privat — durch Vorliebe und Kompetenz — motiviert. *Denn an sich sind vor der sTA alle "Texte" gleich:* "gleich" nicht in dem Sinne, daß sie gleichartig oder gleichwertig wären; sondern "gleich" in dem Sinn, wie alle Bürger, unerachtet individueller Unterschiede, vor dem Gesetz gleich sind — oder doch idealiter gleich sein sollten: alle haben Anspruch auf dieselbe Behandlung, wie verschieden sie auch sein mögen.

Auch sind de facto im Rahmen strukturaler Ansätze tatsächlich "Texte" verschiedenster Art analysiert worden¹. Da von nichtsprach-

¹ Unter Absehung von der Literatur: Film: Metz, Lotman; bildende Kunst/Architektur: Eco; Modetexte: Barthes; Frauenzeitschriften: Chabrol; Werbung: Barthes, Eco, Klopfer — hier sei auch auf die semiotischen Analysen von Werbefilmen hingewiesen, die das Institut für Motivforschung (H. Karmasin, Wien) vornimmt; phil. und wiss. Texte: Rastier, Foucault, usw. Auf die Untersuchungen zu Märchen und Mythos wird "SET" näher eingehen.

lichen Äußerungen wenigstens gelegentlich die Rede sein soll, nehme ich die folgende Sprachregelung vor: *Text* benenne ich jede Äußerung, die sich einer natürlichen oder künstlichen Sprache bedient, "*Text*" jede zeichenhafte und bedeutungstragende Äußerung, sie sei sprachlich oder nicht sprachlich. Um sprachliche Verständnisschwierigkeiten zu vermeiden, sind meine Textbeispiele fast ausschließlich der deutschen Sprache der letzten 200 Jahre entnommen, so sehr sich manchmal fremdsprachige oder ältere deutsche Beispiele geradezu anboten. Daß dabei zudem lyrische Texte dominieren, ist durch den Vorteil der relativen Kürze, somit der Möglichkeit genauerer Analyse, bedingt. Weitere Analysebeispiele längerer, nicht lyrischer Texte hoffe ich binnen kurzem in einem Band (= "SET") zur strukturalen Erzähltheorie (sET) vorzulegen; der vorliegende Band war, bevor er sich verselbständigte, nur als Einleitungskapitel zu diesem geplant², doch dürfte er einigermaßen in sich geschlossen sein.

Bestimmte Aspekte, die nicht weniger elementar als die hier behandelten sind, konnten freilich aus Umfangsgründen nicht aufgenommen werden: so wird der kompetente Leser etwa Probleme wie das der Sprech-/Erzählsituation usw. vermissen, die ebenso wie bestimmte Systematisierungsoperationen, Probleme der Modalität und Hierarchisierung von "*Text*"-Aussagen usw. auf die geplante "SET" verschoben werden mußten, wo von ihnen ohnedies die Rede hätte sein müssen, da sie — wenigstens auch oder sogar hauptsächlich — am Falle narrativer Strukturen erörtert worden sind.

Daß es bislang selbst in der Literaturwissenschaft keine explizite Interpretationstheorie gibt, die sowohl auf den Namen einer *Theorie* ernstlichen Anspruch erheben könnte, als auch die Ableitung einer textanalytischen *Praxis* tatsächlich erlauben würde, ist bekannt: jene Version der Hermeneutik³, die spätestens mit Dilthey einsetzt und

² Der Band ist das Produkt einer nunmehr achtjährigen Beschäftigung mit strukturalen Ansätzen; zu danken habe ich den — sehr wenigen — Freunden und Kollegen, mit denen zusammen ich seit damals dieses Objekt diskutieren konnte; zu danken wäre auch der Studienstiftung des deutschen Volkes, die damals zwei Tagungen über dieses Objekt (einmal mit W. A. Koch und G. Wienold, einmal mit W. A. Koch, C. Bremond, C. Coquet und C. Metz) veranstaltete. Und da ich schon beim Danken bin, sei nicht zuletzt Frau Knoche (München) für die Herstellung des Ms. gedankt.

³ Zur Hermeneutik-Kritik vgl. auch Albert 1971, Göttner 1973, und — was die Apel-Habermas-Richtung betrifft — Freundlieb 1975.

über Gadamer usw. bis zu Apel und Habermas reicht, mag sein, was sie will: um "eine Grundlegung der Textanalyse, die sie sicherlich am wenigsten ist" handelt es sich jedenfalls nicht, wie R. Warning (1975a, S. 16) zu recht angemerkt hat. Eine solche Theorie, die sich auch praktischer Anwendbarkeit erfreut, ist aber m. E. von den struktural-semiotischen Ansätzen notwendig impliziert und aus ihnen ableitbar. Dieser Versuch, einige elementare Grundlagen einer solchen Interpretationstheorie zu formulieren, ist freilich in mancher Hinsicht noch lückenhaft und vielleicht sehr vorläufig; für die Mitteilung kritischer Einwände wäre ich in jedem Falle dankbar⁴.

Einige technische Anmerkungen zu diesem Bande sind vielleicht nützlich. Die Ergebnisse der einschlägigen strukturalen Arbeiten hier zu reproduzieren oder durch einen ausreichenden Anmerkungsapparat auf zustimmende, gegensätzliche, weiterführende Meinungen zu verweisen, verbot sich einfach aus Gründen des Umfangs: die – ihrerseits freilich auch nur sehr selektive⁵ – Bibliographie mag dem interessierten Leser hier wenigstens teilweise weiterhelfen. Ob eine Behauptung bekannt oder neu ist, sieht der kompetente Leser selbst; für den Leser, der mit dem Objektbereich noch nicht vertraut ist, dürfte es hingegen wichtigere Probleme geben, als zu erfahren, welche Behauptungen ich ihm referiere und welche er mir verdankt. Meine Aufgabe habe ich weniger in einem Forschungsbericht als in einem Versuch der Systematisierung gesehen, der die existenten Publikationen weniger überflüssig als vielmehr lesbar und anwendbar machen soll, indem er die elementare Terminologie erläutert und vor allem den strukturalen Denktyp möglichst eindringlich vorführt. Die vorliegenden strukturalen Ergebnisse stellen eine Art Mosaik dar, dessen bislang ausgeführte Partien von allen Seiten her aufeinander zuwachsen. Wo mir bestimmte Stellen erst vage angedeutet und entworfen schienen, habe

⁴ Adresse: Universität Passau, Postfach 2540, 8390 Passau.

⁵ In die Bibliographie wurden v. a. die wichtigsten Autoren und die dt. abgefaßten Arbeiten, soweit sie einigermaßen generelle Objekte betreffen, aufgenommen; für die strukturale Ethnologie sei auf die Bibliographie von Oppitz 1975 verwiesen. Die vielen Arbeiten zur sET, sei es literarischer, mythischer, usw. Erzähltexte, wurden möglichst weitgehend ausgespart – sie werden in "SET" nachgeliefert. Natürlich umfaßt die Bibliographie auch nichtstrukturalen Arbeiten, soweit solche gelegentlich zitiert werden, und Titel zur Logik/Wissenschaftstheorie.

ich versucht zu präzisieren; wo mir wichtige Lücken zwischen Stellen auffielen, habe ich versucht, sie aufzufüllen. Für den mit strukturalen Ansätzen nicht vertrauten Leser empfiehlt sich unbedingt eine Lektüre, die die tatsächliche Reihenfolge der Kapitel nachvollzieht; soweit es mir möglich war, sind Terminologie und theoretische Positionen systematisch aufgebaut. Das Begriffsregister gibt übrigens immer die Seiten an, wo ein theoretischer Begriff⁶ erstmals eingeführt bzw. definiert wird; sind mehrere Seiten angegeben, wird der Begriff an der späteren Stelle entweder ergänzt oder präzisiert. Einige wenige einzelne Kapitel, die für den unvorbelasteten Leser vielleicht schwierig sind, werden jeweils ad hoc als solche signalisiert; sie können bei erster Lektüre überblättert werden. Zu den wenigen Zitaten ist noch anzumerken, daß dann, wenn in der Bibliographie ein fremdsprachiger Titel angegeben ist, aus dem im Text deutsch zitiert wird, ich die Übersetzung verantworte; ich habe mir dabei die Freiheit genommen, kontextbezogen — d. h. sinngemäß — zu übersetzen. "Und somit fangen wir an"⁷.

0.2 Zum Begriff "struktural"

"Struktural" soll eine TA heißen, die auf einer bestimmten Menge theoretischer und methodologischer Postulate jener transdisziplinären⁸ Wissenschaftsrichtung in den sog. "Geistes-" und "Sozialwissenschaften" beruht, die als "Strukturalismus" allgemein bekannt ist oder doch allmählich allgemein bekannt sein sollte. Der Biologe, Psychologe und Epistemologe Jean Piaget hat übrigens, wie ich glaube: zu recht, "Strukturalismus" als einen Denktyp aufgefaßt, der nicht auf diese

⁶ Zum Stande der Diskussion zu theoretischen Begriffen vgl. v. a. Stegmüller 1970 und 1973.

⁷ In der Folge gehe ich zum traditionellen "Wir" über — was ich freilich nicht mehr machen würde.

⁸ Gemeint ist — im Unterschied zu "interdisziplinär" — nicht eine Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Wissenschaften, die es natürlich auch gibt, sondern die Entwicklung von Theorien, die von vornherein die alten Fachgrenzen überschreiten.

Klasse von Wissenschaften beschränkt ist (Piaget 1968). Der Name selbst scheint 1929 von dem russischen Linguisten Roman Jakobson geprägt worden zu sein⁹ – selbst übrigens auch eine der wichtigsten Gestalten der Geschichte dieser Richtung¹⁰ (vgl. zu ihm die ausgezeichnete Darstellung von Holenstein 1975). Weder aktueller Stand der Theoriebildung noch wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung des Strukturalismus können hier auch nur skizziert werden: die Ergebnisse, die der französische, sowjetische, tschechische, polnische, anglo-amerikanische usw. Strukturalismus¹¹ in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen erbracht hat, gehen in den Band nur insoweit ein, als sie mir elementare Aspekte der TA zu betreffen scheinen. Ansonsten wird sich der interessierte Leser aus anderen Quellen informieren müssen; für die strukturelle Anthropologie/Ethnologie z. B. sei auf die ausgezeichnete Darstellung von Oppitz 1975¹² verwiesen. Unter den – teils längst international berühmten – Autoren des Strukturalismus wird man (mit Ausnahme wohl des linguistischen Bereichs) deutsche Namen freilich vergeblich suchen: erst seit wenigen Jahren gibt es überhaupt deutsche Beiträge zu dieser Wissenschaftsrichtung.

Trotz der Raumnot muß ich einige, sehr pauschale Anmerkungen zum Begriff "Strukturalismus" machen, um wenigstens dem vorinformierten Leser eine ungefähre Situierung meiner Position zu ermöglichen. "Struktural" bezeichnet hier einen Typ von Theoriebildung, die auch allgemein semiotische oder speziell linguistische Objekte haben kann, aber nicht haben muß. So hat etwa die Ethnologie auch solche sozialen Objekte im strukturalen Sinne behandelt, die, wie z. B. soziale Organisationsformen, Arten des Warentauschs oder des

⁹ Holenstein 1975, S. 96.

¹⁰ Übrigens wie J. Piaget 1896 geboren.

¹¹ Um einige Namen zu nennen, wobei ich von den Linguisten absehe: Barthes, Bremond, Červenka, Eco, Foucault, Genette, Genot, Greimas, Hamon, Hendricks, Leach, Lévi-Strauss, Lotman, Mukařovský, Ślawinski, Todorov, Uspenski, Vodička usw. Zu den meisten von ihnen Näheres in "SET". Manchmal werden sonderbare Zuordnungen vorgenommen: so hält aus unerfindlichen Gründen Jauß 1967 und noch 1970 den amerikanischen Literaturkritiker N. Frye für einen Strukturalisten. Zu Frye vgl. diesbezüglich Todorov 1975, S. 19 f.

¹² Dort auch ausführliche Bibliographie zur Ethnologie. Um sich die Bedeutung von Lévi-Strauss zu vergegenwärtigen: nicht weniger als 110 dort genannte Arbeiten nehmen schon im Titel auf ihn oder sein Werk Bezug.

Frauentauschs (Heiratsregeln), Verwandtschaftssysteme usw., höchstens partiell auch als semiotisch-kommunikative Phänomene aufgefaßt werden können. Mit Piaget 1968 rechne ich sowohl die "taxonomischen" als auch die "generativen" linguistischen Theorien zu den strukturalen Ansätzen. Die Linguistik ihrerseits ist eine (privilegierte) Teildisziplin der Semiotik. Der Semiotik wären auch literaturwissenschaftliche Interessen wie sie dieser Band vertritt, zu subsumieren — das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik, das aus dieser Nachbarschaft resultiert, ist übrigens seinerseits sehr kompliziert (vgl. dazu auch 1.2)¹³.

Es sei angemerkt, daß nach Oppitz (1975, S. 332) die "Sozialanthropologie" vom Strukturalismus tendenziell als Teilbereich einer Semiotik/Kommunikationswissenschaft verstanden worden ist; umgekehrt hat Bremond (1973, S. 128) auf die "unweigerlich anthropologische Tragweite" semiotischer Theorien wie der sET aufmerksam gemacht. Den "Textwissenschaften", die seit längerem einem sozialen Druck, ihre Existenz zu rechtfertigen, ausgesetzt sind, ließe sich von hier aus wohl eine neue Begründung und Legitimierung geben.

Sehr vieles läuft nun unter dem Namen des "Strukturalismus". Ich fasse den Begriff hier einerseits weiter, andererseits enger als üblich, doch muß ich diesen Punkt vage lassen. Man kann sicher eine Arbeit nicht aufgrund der bloßen Verwendung eines — teils inzwischen schon modisch gewordenen und weit verbreiteten — struktural-semiotischen Vokabulars als "strukturalistisch" klassifizieren¹⁴, wie umgekehrt auch das Fehlen dieses spezifischen Vokabulars nichts über die Anwendbarkeit dieses Prädikats präjudiziert. Ich werde jedenfalls die französische Gruppe "Tel Quel" (z. B. der Philosoph Derrida, der Psychoanalytiker Lacan, die Literaturwissenschaftlerin Kristeva) hier ebenso ausschließen (vgl. dazu Hempfer 1976), obwohl sie ein bestimmtes Vokabular verwendet, wie ich umgekehrt z. B. Foucault einbeziehe, obwohl er ein solches Vokabular kaum verwendet.

¹³ Zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik vgl. die Arbeiten in Kreuzer/Gunzenhäuser 1969, Ihwe 1972, 1976, 1977.

¹⁴ Damit schließe ich z. B. auch Autoren wie Meschonnic aus, zu dem Hempfer 1973 alles Wissenswerte mitgeteilt hat. Umgekehrt wären Autoren wie der Mediävist H. Kuhn trotz ganz anderer Sprache eigentlich einzubeziehen: einige seiner Arbeiten zur Artus-Epik werden in "SET" eine Rolle spielen, da sie deutlich den Ansätzen von Propp und Lévi-Strauss verwandt sind.

Wo nun, wie etwa in der Literaturwissenschaft, strukturelle Ansätze auftraten, haben sie einen neuen Typ von Argumentation und Theoriebildung eingeführt. Um einen bleibenden wissenschaftlichen Gewinn kann es sich aber nur dann handeln, wenn ihre Aussagen den geltenden Normen der Logik¹⁵ und Analytischen Wissenschaftstheorie¹⁶ genügen. Und wo diese Ansätze sich selbst ernst genommen haben, haben sie zugleich auch diese Normen¹⁷ explizit oder implizit wenigstens akzeptiert, wenn schon nicht immer erfüllt, oder waren doch ihre Aussagen wenigstens grundsätzlich und näherungsweise umformulierbar in Aussagen, die gemäß dieser Normen als wissenschaftlich akzeptabel gelten können. Wissenschaftstheoretisch akzeptabel ist eine Aussage dann, wenn die Form der Aussage bestimmte Bedingungen erfüllt (vgl. 0.4): sie muß deswegen noch nicht wahr sein, doch ist diese Form Bedingung dafür, daß überhaupt über Wahrheit/Falschheit der Aussage entschieden werden kann. Ein Strukturalismus, der diese Bedingungen nicht erfüllt, mag so einfallsreich und anregend sein, wie er will: er wäre letztlich nur eine – vielleicht besonders interessante – Variante unter vielen anderen Varianten in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Ob diese Normen prinzipiell akzeptiert werden und ob man sich um ihre Einhaltung bemüht: das scheint mir das zentrale und relevante Kriterium (vgl. auch H. Kuhn 1974). Denn selbstverständlich gelten sie auch für die Literaturwissenschaft (vgl. Ihwe, v. a. 1972). Hempfer 1973 hat sie zur Grundlage seiner so leicht nicht überholbaren kritischen Darstellung der Gattungstheorie gemacht. Die Erfüllung des Kriteriums ist natürlich kein strukturalistisches Privileg: wie es strukturalistische Arbeiten gibt, die

¹⁵ Ich verweise auf die Handbücher von Carnap 1968, Essler 1969, Grize 1967, Kliemann/Müller 1973, Kutschera/Breitkopf 1971, Savigny 1970, Stegmüller 1969, Hinst 1974, Quine 1974.

¹⁶ Eine andere als diese gibt es im übrigen nicht; der sog. Kritische Rationalismus, der auf Popper basiert, ist nur eine ihrer Varianten. Was sich sonst – v. a. in jüngster Zeit im Bereich der Geisteswissenschaften – so zu nennen beliebte, trieb, wie Stegmüller sagen würde, „semantische Umweltverschmutzung“ – puren Wortmißbrauch. Ich beschränke mich wiederum auf Namensnennung: Piaget 1967, Essler 1970 ff, Hempel 1974, Kutschera 1972, Leinfellner 1967, Stegmüller 1969 ff.

¹⁷ Innerhalb der Wissenschaftstheorie scheint, wenn man von den Arbeiten Piagets absieht, erstmals Leinfellner (1967, S. 171) den Strukturalismus als wissenschaftstheoretisch interessantes Objekt erkannt zu haben.

es nicht erfüllen, gibt es auch nicht-strukturalistische Arbeiten, die es erfüllen. Warum ich dennoch für einen – in diesem Falle: literaturwissenschaftlichen – Strukturalismus plädiere, sollte im Verlaufe des Bandes deutlich werden. Für ihn zu plädieren, heißt nicht, nicht-strukturalen literaturwissenschaftlichen Arbeiten die Berechtigung ihres Daseins streitig machen zu wollen (vgl. dazu 4.): eine wissenschaftstheoretisch akzeptable oder gar wissenschaftlich nachweisbare Aussage bleibt eine ebensolche immer, in welchem Vokabular sie auch formuliert sein mag.

Daß ich im folgenden nur von der textanalytischen Anwendbarkeit strukturaler Ansätze spreche, bedeutet natürlich nicht, daß sich ihre literaturwissenschaftliche Anwendbarkeit darin erschöpfen würde; die meisten vorliegenden strukturalen Arbeiten sind ohnedies nicht Analysen von Einzeltexten, sondern theoretisch-methodologisch orientiert oder historisch-systematisch auf ganze Textkorpora bezogen. Soweit ich sehe, gibt es derzeit keine als literaturwissenschaftlich relevant erachtete Fragestellung, die in strukturalen Rahmen nicht mindestens ebenso befriedigend behandelt werden könnte wie in irgendeinem anderen, ob es sich nun um den Literaturbegriff, die Gattungstheorie, die Theorie narrativer Strukturen, die Rekonstruktion einer historischen Epoche, die Korrelation zwischen literarischen und andersartigen soziokulturellen Phänomenen, die Beschreibung historischer Veränderungen oder die Theorie solchen Strukturwandels, usw. handelt. Die strukturalen Ansätze haben im übrigen noch längst nicht alle ihre Möglichkeiten entfaltet: derzeit über ihre Grenzen zu spekulieren, ist, vorsichtig ausgedrückt, verfrüht¹⁸. Für die Ethnologie hat es Oppitz formuliert: "Die anthropologische Theorie dieser Zeit und – wie es aussieht – noch etlicher Zeit vor uns, ist der Strukturalismus" (1975, S. 13). Es kann also, um dies nochmals explizit festzuhalten, hier nicht gezeigt werden, was alles strukturalen Ansätze zu leisten vermögen; es kann nicht einmal für den bescheidenen Teilbereich der TA gezeigt werden, da einige wenige Beispiele natürlich nicht die Möglichkeiten des Verfahrens illustrieren können, sondern letztlich nie mehr beweisen, als daß dergleichen im Prinzip praktikabel ist.

¹⁸ Über ihre Grenzen könnte man sinnvoll erst reden, wenn sie an einem Problem, das sie schon behandelt haben, grundsätzlich gescheitert sind (wenn also nicht nur der eine oder andere Forscher es nicht lösen konnte) oder wenn man über eine andere und bessere Theorie/Methodologie verfügt –

0.3 Zum methodologischen Status der "Text"-Analyse

"Text"-Analyse ist die konstitutive und fundamentale Tätigkeit jeder Beschäftigung mit semiotischen Objekten und liegt jeder Fragestellung, die überhaupt Aussagen über die Bedeutung ihrer Gegenstände impliziert, zugrunde. Je nach Forschungsinteresse kann sie aber mehr oder weniger auf "Vollständigkeit" bedacht sein, d. h. mehr oder weniger "Text"-Daten berücksichtigen und integrieren, eine Teilstruktur des "Textes" isolieren oder seine Gesamtstruktur zu skizzieren versuchen. Bei bestimmten Fragestellungen, die etwa ein ganzes Corpus von "Texten" betreffen, wird man sich nur für bestimmte Teilstrukturen dieser "Texte" interessieren, bei anderen Fragen hingegen die möglichst vollständige Analyse eines oder mehrerer "Texte" anstreben. Im ersten Falle ist die "Text"-Analyse nur partiell, im zweiten — gern mit dem freilich historisch vorbelasteten Terminus der "Interpretation" bezeichneten — Falle ist sie tendenziell total. Diese Variante bedarf vielleicht einer historisch-methodologischen Anmerkung. Nach einem langen — unter dem irreführenden Namen der "immanenten Interpretation" bekannten — Kult der (mindestens implizit) Vollständigkeit beanspruchenden Analyse von Einzeltexten ist deren Ansehen im letzten Jahrzehnt aus — hier nicht zu erörternden — wissenschaftsgeschichtlichen Gründen so sehr gesunken, daß z. B. kaum noch ein

so wie etwa die Theorie Newtons durch die Theorie Einsteins begrenzt wurde. Freilich ist derzeit ernstliche Konkurrenz nicht in Sicht. Es gibt im übrigen eine — oft mit wütender Polemik und immer mit großem emotionalen Aufwand vorgetragene — pauschale Strukturalismus-Kritik, die nicht diese oder jene These/Verfahrensweise, sondern den Strukturalismus als solchen angreifen möchte: sie ist im allgemeinen kaum ernstlich diskutierbar und lebt davon, daß sie gegen das Gespenst, das sie sich selbst geschaffen hat, soziokulturell hochbewertete Reizwörter beschwört ("Geschichte", "Mensch" usw). Wenn man in einem Gebiet A den ersten Schritt getan hat, klagt sie beredt, warum man nicht das Gebiet B untersuche oder warum man nicht den zweiten Schritt vor dem ersten getan habe. Solche weder wissenschaftsinterne noch wissenschaftstheoretische Kritik hat Oppitz für die Ethnologie untersucht und kam zu dem Ergebnis: "Was bleibt, sind die internen Fragen der strukturalen Forschung" (1975, S. 324). Dem ist nichts hinzuzufügen.

Literaturwissenschaftler solche Interpretationen von Einzeltexten schrieb. Nun konnte man freilich zu Recht darüber streiten, ob es *die* zentrale Aufgabe der Literaturwissenschaft sei, solche Einzelanalysen anzufertigen; sicher scheint uns aber, daß es sie *auch* geben muß. Wären die Gründe dieses Verlustes an Ansehen nur rein wissenschaftlicher Art und z. B. durch — wahrlich berechtigte — Kritik an den überkommenen Analyseverfahren motiviert gewesen, hätte nichts näher gelegen, als eine Verbesserung dieser Verfahren anzustreben: die fast vollständige Absetzung vom wissenschaftlichen Programm hingegen belegt wohl deutlich genug, daß solche Abstinenz — und wohl nicht zuletzt bei denen, die sie ideologiekritisch motivierten — auch aus ganz andersartigen Gründen motiviert gewesen sein muß, deren Erörterung wir uns erlassen.

Abgesehen davon, daß man etwa von einer Literaturwissenschaft doch wohl verlangen kann, die Leistungsfähigkeit ihrer Theorien und Methoden auch durch die einigermaßen befriedigende Rekonstruktion der Bedeutung eines Einzeltextes gelegentlich unter Beweis zu stellen, ohne permanent vor dem Text selbst in Erörterungen über seinen jeweiligen historischen Kontext oder in theoretische Grundsatzdiskussionen auszuweichen, abgesehen davon also, stellt solche Einzelanalyse praktisch den einzig möglichen Test der jeweils verfügbaren Verfahren der Textanalyse dar. Sie allein kann zeigen, welche Textdaten wir jeweils mittels dieser Verfahren überhaupt zu analysieren vermögen und welche unseren Verfahren widerstehen und somit irgendwelche ungelösten Probleme signalisieren und zu einer Verbesserung unseres Analyseinventars herausfordern. Zudem können bestimmte literaturtheoretische Fragestellungen überhaupt nur auf der Basis solcher möglichst vollständigen Analysen von Einzeltexten beantwortet werden: z. B. etwa die Fragen, *wie es ein Text überhaupt "macht"*, *sekundäre, nicht mit den normalsprachlichen identische Bedeutungen aufzubauen*, oder *wie ein Text als System funktioniert* — Fragen, deren Beantwortung nicht zu versuchen, einer Literaturwissenschaft kaum ein gutes Zeugnis ausstellen würde.

Eine andere Rechtfertigung der Notwendigkeit von Einzelanalysen läßt sich gerade aus den systematischen oder historischen Fragestellungen selbst, durch die sie ersetzt wurden, ableiten. Denn wenn und insoweit solche Untersuchungen mindestens partielle Textanalysen implizieren, implizieren sie auch einerseits die Behauptung der Isolierbarkeit der de facto isolierten Teilstrukturen, die an den Texten des behandelten Corpus interessieren, andererseits Behauptungen über

die Relevanz und/oder die Funktion dieser Teilstrukturen in den jeweiligen Gesamtstrukturen. Nur solche Hypothesen können die Fragestellungen rechtfertigen und eine sinnvolle Einordnung ihrer Ergebnisse ermöglichen. Beispiele für diese leicht einsehbare Argumentation dürften nicht nötig sein. Solche von jeder Untersuchung mit partieller, d. h. Teilstrukturen isolierender Textanalyse implizierte Hypothesen können nun aber nur durch möglichst weitgehende Einzelanalysen möglichst vieler Texte des zugrunde gelegten Corpus bestätigt oder widerlegt werden. *Die Interpretation des Einzeltextes ist also die methodische Basis jeder Untersuchung von "Texten"*, unter welcher Fragestellung auch immer sie betrachtet werden sollen, und *die letzte Instanz der Verifikation oder Falsifikation solcher Untersuchungen*. Das kann natürlich nicht heißen, daß sie — was praktisch unmöglich wäre — immer auch vorgenommen werden müßte, aber sie wird dann nötig, sobald Bedenken gegen die Ergebnisse der jeweiligen Untersuchung angemeldet werden.

Uns interessiert also im folgenden die "Text"-Analyse als eben diese methodische Basis jeder Beschäftigung mit semiotischen Objekten; d. h. sie interessiert uns unabhängig davon, in welchen Kontexten und zu welchem Zweck sie verwendet wird: ob sie nun Teilstrukturen isoliert oder Vollständigkeit anstrebt, ob sie Mittel zur Beantwortung einer übergeordneten Frage oder selbst Ziel und Zweck ist. Wir werden dabei versuchen, ansatzweise eine Reihe von *Interpretationsregeln* (IR) zu formulieren, was freilich eigentlich die Aufgabe einer sich ernst nehmenden Hermeneutik gewesen wäre, aber von dieser strukturalen Ansätzen (z. B. Genot, Hendricks usw.¹⁹) überlassen wurde. Wenn "Text"-Analyse überhaupt intersubjektiv und wissenschaftlich sein kann, dann müssen sich auch Regeln formulieren lassen, dank deren Einhaltung solche Intersubjektivität möglich ist. Die Regeln, die wir formulieren werden, werden freilich einstweilen lächerlich wenige und möglicherweise zudem vorläufig-unpräzise formulierte sein; sie werden sehr verschiedenen Typs und ungeordnet-unsystematisch sein; sie werden zudem notwendig einstweilen primär negativ-restriktiven Typs sein und mehr das nicht Akzeptable ausschließen, als positive Anweisungen (Auffindungsverfahren) geben. Doch mag der Versuch immerhin andere anregen, weitere Regeln zu suchen: angesichts einer

¹⁹ In verschiedenen Arbeiten haben v. a. Hendricks und Genot Ansätze zur Formulierung solcher Regeln unternommen — vgl. Bibliographie.

hoch entwickelten Praxis der Interpretation ist hier die Theorie in gewaltigem Rückstand hinter der Praxis, und es ist anzunehmen, daß schon aus unseren eigenen Textanalysen weit mehr – vielleicht sogar weit relevantere – Regeln sich abstrahieren ließen, als dieser Versuch tatsächlich formuliert. Wenn sich tatsächlich auch positive Regeln formulieren lassen, wofür schließlich auch die Erlernbarkeit des Interpretierens etwa in Seminaren spricht, könnten sie natürlich immer nur die korrekte Anwendung erlernter Theorien und die Auffindung mindestens bestimmter relevanter und zentraler Aspekte des "Textes" garantieren. Hingegen kann es mutmaßlich in keiner Wissenschaft Regeln geben, die Einfallsreichtum und wissenschaftliche Phantasie ersetzen und zu neuen Ergebnissen führen²⁰.

Regeln zu formulieren, impliziert also von vornherein, die Möglichkeit intersubjektiver interpretatorischer Aussagen anzunehmen. Umgekehrt formuliert: bestreitet man der Textanalyse jene Verifizierbarkeit bzw. Falsifizierbarkeit, die man üblicherweise von wissenschaftlichen Aussagen verlangt, d. h. leugnet man die Anwendbarkeit der Prädikate "wahr"/"richtig" bzw. "falsch" auf interpretatorische Aussagen, kann es zwar auch keine Interpretationsregeln geben – aber dann sind auch die Disziplinen, die sich mit semiotischen Objekten befassen, keine Wissenschaften, sondern haben unrechtmäßig einen Platz an den Universitäten usurpiert, und die Mitglieder derselben gehen auf Kosten der Gesellschaft einem – zwar für sie möglicherweise vergnüglichen – Hobby nach. Denn wenn es eine soziale Funktion der universitären Disziplinen gibt, deren Erfüllung mit Recht gefordert werden kann, so scheint es uns einzig und allein diese zu sein, die Menge des etablierten kulturellen Wissens tatsächlich zu bereichern.

0.4 Elementare Interpretationsregeln

Aus diesen Ausführungen ergibt sich nun sofort, daß, wie für alle wissenschaftlichen Aussagen, auch für die Analyse von "Texten" die üblichen wissenschaftstheoretischen Normen gelten müssen, da nur

²⁰ Vgl. Hempel 1974, S. 27.

ihre Einhaltung intersubjektive/wissenschaftliche Ergebnisse garantiert. Wir heben nur drei elementare Normen hervor, auf deren Einhaltung zu verzichten, die Möglichkeit wissenschaftlicher Kommunikation aufhebt.

IR 1 a: Interpretatorische Aussagen müssen eindeutig intersubjektiv verstehbar sein (also z. B. mit möglichst präzisen Definitionen oder doch wenigstens Umschreibungen ihrer Begriffe arbeiten).

Denn Aussagen, die nicht mindestens innerhalb der Gruppe der kompetenten Forscher verstehbar sind, sind offenbar für niemanden geschrieben; Aussagen, die nicht mindestens für diese Gruppe eindeutig sind, bedürfen offenbar der Präzisierung, damit überhaupt über ihren Wahrheitsgehalt diskutiert werden kann. Man darf sich dabei im übrigen nicht vom oberflächlichen Anschein der Verstehbarkeit oder Eindeutigkeit täuschen lassen, wie ihn etwa weitgehender Gebrauch der Normalsprache ohne Rekurs auf eine theoretische Sprache gern erzeugt: was spontan zugänglich und eindeutig scheint, muß es deswegen noch lange nicht sein, wovon in unserer Kultur etwa viele Texte der essayistischen Schreibweise Zeugnis ablegen. Umgekehrt ist freilich, was schwierig scheint, deswegen noch lange nicht dunkel oder mehrdeutig.

Da nun aber dieses pragmatische Kriterium 1 a auch nicht zu einer Erstickung der Forschung führen darf²¹, muß es Ausnahmen zulassen. Es muß legitim sein, bei der vorläufig-tastenden Annäherung an Neues entsprechend unpräziser zu formulieren. Was aber dem in dieser Hinsicht "genialen" Forscher (in unserem Kontext z. B. etwa Lévi-Strauss, Foucault, Lotman²²) notwendig erlaubt sein muß, darf nicht jedermann, der sich in vorgegebenen theoretischen Schemata bewegt und ebenso gut, falls er überhaupt zu Wissenschaft befähigt ist, mit etwas Anstrengung präzise formulieren könnte, erlaubt sein, und es darf selbst dem "genialen" Forscher, wenn er sich zum wiederholten Male über dasselbe Objekt äußert, nicht mehr erlaubt sein: denn wenn sein erster "dunkler" Entwurf tatsächlich der Ansatz zu einem wissen-

²¹ Todorov 1973 gegen die "cécité rigoureuse" (S. 27 f.). Vgl. auch den Wissenschaftstheoretiker Essler, der von einem "Toleranzprinzip der Freiheit wissenschaftlichen Forschens" spricht (1971, S. 120 f.).

²² Um nur einige Exempla von Forschern dieser Größenordnung zu nennen, die in verschiedenen Disziplinen arbeiten.

schaftlich akzeptablen Neuen war, dann muß er in der Folge präzisierungsfähig sein. Der "Text" selbst, der das Objekt ist, darf natürlich seinerseits so dunkel oder vieldeutig sein, wie er mag – nicht aber seine Interpretation, die in solchem Falle eben die Dunkelheit oder Vieldeutigkeit des "Textes" präzise beschreiben muß.

Ebenso trivial ist die zweite Regel:

IR 1 b: Interpretatorische Aussagen müssen widerspruchsfrei sein.

Denn wenn wir den Widerspruch zwischen Aussagen derselben Analyse desselben Objektes zulassen (worunter wir auch die Paradoxien oder die Zirkelschlüsse²³ zählen können), kann auf dieser Basis alles "bewiesen" werden, da aus einander widersprechenden, aber gleichzeitig als wahr behaupteten Aussagen logisch jede beliebige Aussage abgeleitet werden kann²⁴. Wiederum gilt, daß der "Text" selbst logische Widersprüche enthalten darf, die die Analyse aber ihrerseits widerspruchsfrei beschreiben muß: ihre Aufgabe ist es in diesem Falle zu zeigen, welche semantische Funktion die Widersprüche im "Text" haben²⁵. IR 1 a und 1 b sind ihrerseits Voraussetzung von

IR 1 c: Interpretatorische Aussagen müssen unmittelbar oder mittelbar empirisch nachprüfbar, d. h. verifizierbar bzw. falsifizierbar sein.

Denn eine interpretatorische Aussage, die nicht im einen oder anderen Sinne am "Text" nachprüfbar ist und belegt werden kann, ist gegenstandslos im wörtlichen Sinne. Unmittelbar nachprüfbar sind aber solche interpretatorischen Aussagen, die einen "beobachtbaren" Sachverhalt des "Textes" bezeichnen und somit die empirischen Basissätze der Analyse darstellen, oder solche interpretatorische Hypothesen, die unmittelbar solche Basissätze als Daten verwenden und aus ihnen Folgerungen ziehen. Nur mittelbar nachprüfbar sind Aussagen, die solche primären Hypothesen ihrerseits als Daten verwenden, um, mit oder ohne Zuhilfenahme zusätzlicher Theoreme, aus ihnen sekundäre interpretatorische Hypothesen abzuleiten. Jede Interpretation, die ihren Namen verdient, d. h. weder bloße Datensammlung noch bloße

²³ Vgl. Göttner 1973.

²⁴ "Ex falso quod libet" – vgl. Hinst 1974, S. 173 f., zu diesem Problem.

²⁵ Vgl. Titzmann 1976 am Beispiel der philosophischen Ästhetik.

Spekulation ist, enthält beide Arten von Sätzen. "Beobachtbarkeit" selbst ist freilich eine letztlich pragmatisch-kulturelle Kategorie: eine Funktion des "epistemologischen Feldes" der Kultur (Foucault 1966). Etwas gilt als "beobachtbar" auf dem Hintergrund einer in der Regel nicht expliziten kulturellen Rahmentheorie: in manchen Kulturen glaubt man eben, wirklich Geister zu sehen, d. h. kann in bestimmten Kontexten das nur Imaginierte nicht vom faktisch Wahrnehmbaren abgrenzen. Doch kann dieses Problem hier nicht weiter diskutiert werden; wichtig ist aber, daß diese Feststellungen natürlich nicht bedeuten, jedermann könne einfach erklären, im Rahmen seiner Wahrnehmungskategorien sei etwas direkt beobachtbar, was kein anderer sonst wahrzunehmen vermag. Die Bedingung der Intersubjektivität einerseits, die Festlegung, daß nur die je restriktivsten Ansprüche an Wahrnehmbarkeit, soweit sie noch praktikabel sind, gelten sollen, andererseits, verhelfen hier zu einer Selektion. Die Wissenschaftsgeschichte ist übrigens nicht zuletzt die Geschichte der Verschärfung jener Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit ein Phänomen als "beobachtet" gilt, und die Geschichte der Ausweitung des Bereichs des in diesem Sinne "Beobachtbaren" durch neue Theorien und aus ihnen abgeleitete Technologien.

Ein Problem stellen im übrigen jene Aussagen dar, die man als "evident" betrachtet. Aussagen gelten nur so lange als "evident", wie sie niemand bezweifelt: sie scheinen, so lange sie "evident" gelten, keiner theoretischen oder empirischen Rechtfertigung zu bedürfen. Eine solche wird aber sofort notwendig, wenn auch nur ein kompetenter Sprecher diese scheinbare Selbstverständlichkeit bezweifelt. "Evidenz" bedeutet also nicht selbstverständliche Gewißheit. "Evidenz" ist nur eine Frage der Gewohnheit: alles, was uns die Kultur eingeübt hat, finden wir schließlich "evident", es sei "konkret" oder "abstrakt", es sei "wahr" oder "falsch". Dem scheinbar Evidenten kann man im übrigen, wie die Wissenschaftsgeschichte beweist, deren Fortschritte nicht selten auf der Infragestellung solcher Evidenz basieren, nicht genug mißtrauen. Die Bezweiflung einer Evidenz darf jedenfalls im wissenschaftlichen Diskurs weder schlicht mit Wiederholung der angeblich evidenten Behauptung noch auch mit der Inanspruchnahme "höheren Bewußtseins" gegenüber dem Zweifler beantwortet werden.

IR 1 c impliziert übrigens, daß wertende Aussagen nicht zu den in diesem Sinne wissenschaftlichen Aussagen zählen, da sie 1 c nie erfüllen können: aus Beobachtungssätzen, die keine Wertungen enthalten

und Wertungen auch nicht enthalten können, lassen sich logisch niemals wertende Sätze ableiten, wie die deontische Logik gezeigt hat – wertende Sätze können logisch nur aus selbst schon wertenden Sätzen abgeleitet werden (Kutschera 1973, S. 68). Hingegen sind natürlich sehr wohl wissenschaftliche Aussagen *über* Wertung, z. B. über die Wert- und Normensysteme, über die Verfahren der Anwendung von Wertungen auf Objekte in der jeweiligen Kultur oder über die Veränderungen von Wertsystemen bzw. Wertungsverfahren dieser Kultur möglich. Wertungen selbst, Wertsetzungen, sind wissenschaftlich nicht rechtfertigbare pragmatische Setzungen: so basiert auch die Entscheidung etwa für Wissenschaft gegen Irrationalismus auf einer Wertsetzung, die nur durch den Verweis auf weitere Werte gerechtfertigt werden kann, die ihrerseits dasselbe Problem aufwerfen. Wie das Beispiel belegt, sollen und können diese Ausführungen nicht Wertsetzung als solche diskriminieren – sie halten nur fest, daß Wertsetzungen einer anderen Klasse von Aussagen angehören als interpretatorische Aussagen.

Die Regeln 1 a, b, c implizieren aber: es gibt idealiter nur eine – relativ zum Stande des Wissens und der Methodologie – richtige Interpretation eines "Textes", selbst wenn es de facto eine Pluralität mehr oder weniger adäquater Interpretationen geben mag und es vielleicht sogar beim Stande des jeweiligen Wissens schwer hält, zwischen ihnen zu entscheiden. Der Verzicht auf diese Behauptung würde einen Verzicht auf die Möglichkeit einer Literaturwissenschaft implizieren.

Wenn man davon spricht, zwei Interpretationen würden divergieren oder gar einander widersprechen, müssen zunächst zwei Fälle ausgedacht werden. Erstens: wenn beide Analysen auch nicht näherungsweise IR 1 a und b erfüllen, ist es vor weiterer Präzisierung ihrer Aussagen wenig sinnvoll, über sie zu diskutieren. Sie mögen zwar divergieren, genügen aber zugleich den minimalen Normen noch nicht. Zweitens: wenn beide zwar denselben "Text", nicht aber dieselbe Menge von Elementen dieses "Textes" interpretieren, d. h. mit je verschiedenen Daten bzw. Beobachtungssätzen operieren, divergieren sie zwar, widersprechen einander aber nicht notwendig, sondern können unter Umständen einander als verschiedene Partialanalysen zu einer Beschreibung der Gesamtstruktur ergänzen. Es kann eine von ihnen richtig, die andere falsch sein; beide können richtig sein, beide aber auch falsch. Sie sind ohne weitere Fortsetzung der jeweiligen Analyse überhaupt nicht vergleichbar.

IR 2: Von zwei divergierenden, IR 1 a und b erfüllenden und auf denselben Daten basierenden interpretatorischen Aussagen ist mindestens eine falsch, wenn nicht gar beide.

Nehmen wir an, die eine behauptet, das Element x sei a , die andere, x sei b . Falls a oder b nachweisbar und b oder a widerlegbar ist oder falls sowohl a als auch b nicht nachweisbar bzw. gar widerlegbar sind, tritt kein Problem auf, und ein Kommentar ist überflüssig. Es gibt nun freilich den Fall etwa der Mehrdeutigkeit: x kann, isoliert genommen, a oder b bzw. beide bedeuten, und der eine Interpret behauptet, daß a , der andere, daß b die im Kontext richtige Interpretation sei. Liefert der Kontext tatsächlich ein eindeutiges Entscheidungskriterium für die eine oder andere Hypothese, mündet auch dieser Fall in die oben genannten problemlos-trivialen Fälle ein. Wenn die Frage aber tatsächlich unentscheidbar ist (die berühmte Kontroverse zwischen Staiger und Heidegger über ein Mörike-Gedicht könnte dafür ein Beispiel sein²⁶), ist es unsinnig, darüber zu streiten. Dann ist die Feststellung der Unentscheidbarkeit das einzig richtige interpretatorische Ergebnis. Wenn sowohl a als auch b möglich oder richtig ist, dann ist die Behauptung "a und nicht b" ebenso falsch wie die Behauptung "b und nicht a". Nun ist es freilich kein interpretatorisch befriedigendes Ergebnis, festzustellen, der "Text" erlaube für x zwei oder mehr divergierende Interpretationen, wenn es auch ein richtiges Ergebnis ist. Wir legen daher fest:

IR 3: Wenn ein "Text" partiell divergierende Interpretationen erlaubt, ist zwar die Interpretation schon richtig, die diese Tatsache feststellt; befriedigend ist aber nur die, die diese divergierenden Bedeutungen als funktionale Elemente einer dritten und übergeordneten Bedeutung zu korrelieren vermag (Analoges verlangt auch Genot 1973, S. 59).

Statt sich also dennoch in diesem Falle zu streiten, wer recht hat, ist es sinnvoller, das Faktum der Mehrdeutigkeit seinerseits zu interpretieren, d. h. nach seiner Funktion/Bedeutung in der Textstruktur zu fragen.

Nehmen wir an, wir hätten nun zu einer bestimmten Menge von Elementen oder Komplexen von Elementen a, b, c, \dots eines "Textes"

²⁶ Man stritt sich darum, ob "scheint" in Mörikes "Auf eine schöne Lampe" im Sinne von "leuchtet" oder von "wirkt, als ob" zu verstehen sei.

die interpretatorischen Hypothesen H(a), H(b), H(c), ... gebildet und diese hätten sich empirisch bestätigt. Wenn wir diese Hypothesen nun additiv reihen, (etwa: "es gilt H(a) *und* H(b) *und* H(c) *und* ..."), besitzen wir zwar lauter richtige Ergebnisse, aber nicht eigentlich das, was wir von einer "Text"-Analyse erwarten. Denn unter diesem Begriff verstehen wir in der Regel mehr als eine bloße Addition richtiger Aussagen: wir erwarten, daß die Aussagen untereinander "Beziehungen" unterhalten und in irgendeiner Weise einen "Zusammenhang" bilden:

IR 4: Jede (befriedigende) "Text"-Analyse ist ein System von Hypothesen über den "Text", die untereinander korreliert und hierarchisiert sind und auf möglichst einfache Grundhypothesen zurückgeführt werden.

Man kann demnach sagen, eine "Text"-Analyse sei eine Theorie/ein Modell eines "Textes".

Nun ist der "Text" aber ein Individuum — in Ecos Worten (Eco 1972) eine Klasse mit nur einem Glied. Damit tritt also das Problem der Beschreibbarkeit des Individuellen auf, das in der traditionellen Hermeneutik eine größere Rolle gespielt hat: kann es eine Theorie/ein Modell genau eines "Textes" geben? Schon ein solcher Sprachgebrauch scheint paradox zu sein: "Theorie"/"Modell" impliziert, daß wir uns zur Beschreibung eines "Textes" notwendig theoretischer Kategorien bedienen, d. h. solcher Kategorien, die jedenfalls nicht genau nur einen Sachverhalt benennen, sondern eine Klasse von Sachverhalten, wie verschieden diese untereinander wiederum auch sein mögen. Kategorien aber, so scheint es, die auf viele Sachverhalte angewandt werden können, können einen "Text" genau insofern nicht beschreiben, als er spezifisch und individuell ist. Das von einem "Text" abstrahierte Modell würde ebenso für viele andere — sei es real existente, sei es mögliche — "Texte" gelten.

Doch läßt sich leicht zeigen, daß der Einwand auf einem Denkfehler hinsichtlich des Begriffes der Individualität basiert. Denn wenn das Individuelle das ist, was sich einer Kategorisierung entzieht, ist es überhaupt nicht beschreibbar: seine Beschreibung kann dann aber auch von niemandem verlangt werden und niemand kann sie leisten, er bediene sich welchen theoretischen Vokabulars auch immer oder sogar scheinbar überhaupt keines solchen. In diesem Falle leistet eine strukturelle Analyse, die sich eines theoretischen Vokabulars bedient, nicht mehr und nicht weniger als eine traditionelle Interpretation mit

vortheoretischer Sprache: beide stoßen dann auf eine absolute theoretische Grenze. Wenn aber das Individuelle überhaupt beschreibbar ist, ist es zugleich auch präzise, d. h. in einem theoretischen Vokabular beschreibbar: "Alles was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden. Alles was sich aussprechen läßt, läßt sich klar aussprechen" (Wittgenstein, 1968, S. 42). Die Beschreibbarkeit des Individuellen ist also jedermanns oder niemand's Problem.

Entweder ist nun die Individualität des "Textes" als Gesamtstruktur oder die seiner Elemente und der Kombinationen, die er aus den Elementen herstellt, gemeint. Der erste Fall ist auf den zweiten reduzierbar: denn der "Text" ist keine unzerlegbare Einheit. Eine unzerlegbare Einheit entzieht sich jeder Analyse, gleichgültig wiederum, welchen Vokabulars sie sich bedient. Der "Text" ist überhaupt nur analysierbar, insofern er eben in Elemente und Relationen zwischen Elementen zerlegt werden kann ("Destrukturierung" nach Barthes 1969 a) und diese Einheiten in einem zweiten Schritt zu einem System zusammengesetzt werden können ("Restrukturierung" nach Barthes 1969 a):

IR 5: Jede Analyse eines "Textes" umfaßt einen Akt der Zerlegung in Segmente und davon abstrahierte Klassen und einen Akt der Zusammensetzung durch Korrelierung und Hierarchisierung dieser abgeleiteten Klassen.

Diese Operationen nimmt — implizit oder explizit — jede Analyse vor: jede Analyse zerlegt den "Text" in relevante Einheiten und versucht dann, die Ordnung zwischen diesen Einheiten herauszufinden. Sie muß diese Operationen so oft wiederholen und auf je verschiedene Weise versuchen, bis die interpretatorischen Hypothesen den jeweiligen Ansprüchen an eine wissenschaftliche "Text"-Analyse genügen. Es kann im übrigen sehr lange dauern, selbst mit nur kurzen "Texten" einigermaßen befriedigend zu Rande zu kommen: "Text"-Analyse ist schwierig und langwierig — nicht zuletzt deshalb weicht man wohl so gern vor ihr in allgemein theoretische oder historische Fragestellungen aus, womit wir, was sich eigentlich von selbst versteht, diese Fragestellungen nicht im geringsten diskriminieren wollen.

Die Individualität der Gesamtstruktur basiert jedenfalls auf der spezifischen Selektion aus der Gesamtmenge der möglichen Elemente und Relationen, und deren spezifischer Kombination im "Text". Solche Teileinheiten (Elemente, Relationen) nun ihrerseits zu beschreiben

heißt, sie implizit mit anderen zu vergleichen: sind sie mit nichts in unserer Erfahrung vergleichbar, bleiben sie unzugänglich und unverständlich. Jeder Vergleich setzt aber – implizit oder explizit – Kategorien voraus, hinsichtlich derer wir die Einheiten vergleichen. Über je mehr theoretische Kategorien wir bewußt oder unbewußt verfügen, unter desto vielfältigeren Aspekten können wir vergleichen. Mit je mehr anderen Einheiten und unter je mehr Aspekten wir die Einheiten vergleichen können, desto mehr wird ihre Spezifität und Individualität erfaßbar. Statt also, wie das Gerücht will, deren Erfassung zu verhindern, sind die theoretischen Begriffe vielmehr Bedingung der Möglichkeit ihrer Erfassung:

IR 6: Das Individuelle ist genau insoweit beschreibbar, als es als Durchschnitt verschiedener allgemeiner Klassen, denen es gleichzeitig angehört, beschreibbar ist (Lotman 1972, S. 425).

Wir konstruieren ein einfaches Beispiel. Nehmen wir etwa an, wir hätten die Begriffsserie "Villa", "Wiese", "Tempel", "Hütte", "Höhle" und wollten die Individualität von "Villa" beschreiben. Wir müssen also die Größe von allen anderen möglichen Größen unterscheiden. "Villa" unterscheidet sich z. B. dadurch von "Wiese", daß es der Klasse "Gebäude" angehört. Aber zu dieser gehören auch "Tempel" und "Hütte". Von "Tempel" unterscheidet sich "Villa" durch die Zugehörigkeit zur Klasse "menschliche Behausung", in die freilich auch "Hütte" und potentiell sogar "Höhle" fallen. Aber "Höhle" gehört so wenig wie "Wiese" zur Klasse der "Gebäude", "Hütte" teilt hingegen mit "Villa" auch diese Klasse. Doch von "Hütte" unterscheidet sich "Villa" durch seine Zugehörigkeit zur Klasse "luxuriöser Behausungen", die wiederum weitere Glieder, "Palast" usw., aufweist, von denen "Villa" durch weitere Klassen unterschieden werden kann. "Villa" läßt sich also durch Zugehörigkeit zu einer Reihe von Klassen charakterisieren, deren jede weitere Glieder aufweist. Aber keines dieser Glieder, mit denen "Villa" durch eine oder mehrere gemeinsame Klassen verknüpft ist, gehört gleichzeitig allen von den Klassen an, durch die "Villa" charakterisiert ist. "Villa" ist insofern ein individuelles, von allen anderen unterschiedenes Element, als es einen Durchschnitt verschiedener Klassen darstellt und kein anderes Element als Durchschnitt genau derselben Klassen beschrieben werden kann. Je mehr solcher Klassen, an denen das zu beschreibende Element partizipiert, wir finden, desto besser können wir die Individualität des Elementes spezifizieren. Spezifizierung der Individualität eines Ele-

mentes heißt also, seine Relationen zu möglichst vielen anderen Elementen zu beschreiben: es gibt kein anderes mögliches Verfahren.

Soweit es als grundsätzliches erkenntnistheoretisches Problem gemeint ist, ist das Problem der Individualität und Einmaligkeit des "Textes" also ein Scheinproblem. Hingegen spielt es eine gewisse praktische Rolle bei der Analyse von "Texten". Doch die technischen Probleme der Entwicklung eines individualisierenden Modells des "Textes" können wir erst später erörtern. Festzuhalten ist, daß die Analyse in vielen Fällen natürlich gar kein solches individualisierendes Modell genau eines "Textes" konstruieren will, sondern im Gegenteil gerade an den Strukturen des "Textes" interessiert ist, die er mit anderen "Texten" gemeinsam hat: so etwa, wenn es sich darum handelt, ein theoretisches Problem an einem Beispiel zu demonstrieren oder ein ganzes "Text"-Corpus, z. B. etwa den realistischen Roman des 19. Jhdts., auf seine Invarianten hin zu analysieren.

Doch schließt sich an das Problem der Einmaligkeit noch ein weiteres Problem an, das man das der "Verarmung" des "Textes" durch das Analysemodell nennen kann und das in vielen Beiträgen zur sTA bzw. sET erörtert worden ist (vgl. etwa Sperber 1968, Marin 1971; Chabrol 1971 b; Hendricks 1973 a, 1973 c; Genot 1973, usw.). Es handelt sich darum, daß auf dem Weg vom "Text" zum Modell eine bestimmte Menge an Information, die der "Text" enthält, verloren geht, selbst wenn das Modell hinreichend spezifiziert ist, um den "Text" von jedem anderen zu unterscheiden, d. h. zu individualisieren. Dieser Verlust geschieht auf doppelte Weise.

Einerseits berücksichtigt die "Text"-Analyse nicht alle im Prinzip auf den jeweiligen theoretischen Hintergrund wahrnehmbaren Textdaten (Materialeliminierung: vgl. Hendricks 1973, S. 179): teils aus praktischen Gründen, weil es etwa bei jedem nicht ganz kurzen "Text" völlig unmöglich ist, alle Daten zu berücksichtigen; teils aus theoretischen Gründen, weil die Analyse nicht alle wahrnehmbaren bzw. wahrgenommenen Daten für gleichermaßen relevant hält. Es gilt demnach:

IR 7: Jede "Text"-Analyse ist gegenüber der Datenmenge des "Textes" selektiv.

Nun könnten demnach zwei Analysen desselben "Textes" jeweils die "Text"-Daten so selektieren, daß sie kein einziges "Text"-Element gemeinsam haben und somit völlig unvergleichbar sind. Da dieser Zustand nicht akzeptabel ist, muß gelten:

IR 8: Jede Selektion aus den Daten des "Textes", die die Analyse vornimmt, muß im Prinzip rechtfertigbar sein.

"Im Prinzip" deshalb, weil eine solche Rechtfertigung nicht von jeder Analyse verlangt werden kann: vor lauter theoretischen Problemen käme sonst niemand mehr zur Analyse selbst. Solche Rechtfertigung kann nur darin bestehen, daß gezeigt wird, die selektierten Daten seien für den "Text" besonders relevant. Wir benötigen also ein Kriterium für "Relevanz", das den uneinlösbaren Anspruch auf "Vollständigkeit" ersetzt und deren Fehlen wenigstens partiell kompensiert. Wahrscheinlich wäre die Literaturwissenschaft im Moment sogar in der Lage, bei jeder konkreten Analyse tatsächlich weitgehend die vorgenommene Selektion der empirischen Daten zu rechtfertigen; ob wir hingegen in der Lage sind, ausreichende allgemeine Kriterien zu formulieren, ist hingegen eine andere Frage (vgl. dazu später).

Andererseits vollzieht sich eine solche "Verarmung" durch jede Abstraktion. Und während die Eliminierung von Materialien – jedenfalls innerhalb der Grenzen des Praktikablen – im Prinzip durch ihre Reintegration zu einem späteren Zeitpunkt der Analyse wieder aufgehoben werden kann (Hendricks 1973 a), kann die "Verarmung" durch Abstraktion zwar auf ein möglichst geringes Ausmaß reduziert, nicht aber aufgehoben werden. Die Analyse faßt notwendig immer Elemente des "Textes" zu Klassen zusammen, d. h. sie abstrahiert von ihnen ein gemeinsames Merkmal hinsichtlich dessen sie äquivalent, gleichartig sind und eliminiert Unterschiede zwischen ihnen. Wie von jedem wissenschaftlichen Modell eines Sachverhalts gilt auch hier

IR 9: Jedes Modell eines "Textes", das die Analyse erstellt, ist eine Idealisierung.

Auf Abstraktion und Modellbildung zu verzichten, ist freilich kein Ausweg: selbst eine bloße Paraphrase des "Textes" stellt schon eine solche abstrahierende Idealisierung dar. In eben dem Ausmaß, in dem eine solche vermieden werden soll, wird dafür die Analyse bedeutungsloser: um so weniger kann sie Struktur und Funktionieren des "Textes" interpretieren. "Verarmung" durch Elimination nicht berücksichtigter Daten einerseits, "Idealisierung" durch Abstraktion andererseits sind jedenfalls normale Implikationen jedes wissenschaftlichen Prozesses: den wissenschaftlichen Akt abzulehnen, weil er sie impliziert, wäre jedenfalls eine sonderbare Ideologie, die nicht nur auf jedes Verständnis von "Realität" verzichtet, sondern sich dabei noch selbst betrügt. Denn die Ablehnung der Abstraktion zugunsten

des "Gegeben-Konkreten" ignoriert, daß es das "Konkrete", als ein Einzelnes und Identifizierbares, überhaupt nur aufgrund einer vorausliegenden Abstraktion und Klassenbildung gibt: es erscheint als dieses "Konkrete" nur in einem bestimmten theoretischen Klassifikationssystem, das seinerseits als eben ein solches nur deshalb nicht bewußt wird, weil es kulturell vorgegeben ist — alle Kultur ist axiomatisch. "Nichts ist gegeben. Alles ist konstruiert" (Bachelard 1974, S. 172). Auch der Begriff der "Realität" selbst ist ein kulturelles Konstrukt: verschiedene Kulturen haben nicht selten verschiedene Realitätsbegriffe. Ob etwas wahrgenommen wird, wie es wahrgenommen wird, welche Aspekte an ihm wahrgenommen werden, in welcher Weise Wahrgenommenes korreliert, hierarchisiert, bewertet wird, all das sind nicht kulturfreie Invarianten, sondern Ergebnisse der Anwendung einer Menge im Sozialisationsprozeß erlernter Regeln — Ergebnisse eines sozialen "Kodes" (vgl. Bourdieu 1970). Solche "Kodes" können freilich ebenso wie die Realitätsklassifikationen, die uns die natürlichen Sprachen nahelegen, in Frage gestellt und überwunden werden. Auch was eine Kultur als "natürliche" und was sie als "kulturelle" Phänomene klassifiziert, ist immer schon das Ergebnis eines seinerseits kulturellen Klassifikationssystems: "Es gibt nicht natürliche Phänomene im Rohzustand: für den Menschen existieren sie nur als immer schon konzeptualisierte, als gleichsam gefiltert durch die logischen und affektiven Normen der jeweiligen Kultur". (Lévi-Strauss 1973 d, S. 273.) In welchem Ausmaß etwa der Begriff des "Natürlichen" eine kulturelle Variable ist, zeigt jeder Blick etwa auf die Geschichte der europäischen Sexualmoral.

Gemessen an den selbst gesetzten Normen und Regeln²⁷ mögen im übrigen meine eigenen Anwendungsbeispiele durchaus unzulänglich sein; doch besagt das nichts gegen diese Normen und Regeln. Die sTA wäre jedenfalls schon gerechtfertigt, wenn sie nichts anderes leisten würde, als Deutungshypothesen, zu denen man auch mit anderen Mitteln gelangen mag, zu präzisieren und nachprüfbar zu machen; ich glaube freilich, daß sie darüber hinaus zu neuen Fragestellungen und Ergebnissen führt. Ich führe in den folgenden Kapiteln sukzessiv ein theoretisches Vokabular zur Textbeschreibung ein, wobei in 0.5 einige

²⁷ Die Regeln sind im übrigen soweit auszulegen wie möglich. Sie beschränken einander aber wechselseitig und sind als System zu rezipieren. Sie können auch in verschiedener Reihenfolge immer wieder angewendet werden.

generelle Begriffe grob skizziert werden, was der Leser überlesen mag, wenn es ihm schwierig scheint. Die Wichtigkeit eines theoretischen Vokabulars bedarf wohl keiner Begründung. Nur das Benennbare ist das Wiedererkennbare. Übrigens gilt generell, daß *die ab Kapitel 2. eingeführten Begriffe jeweils mit einer IR äquivalent sind* (= IR 0): "suche, ob das benannte Phänomen im Text existiert und wie es sich zu anderen benennbaren Phänomenen des Textes verhält!"

0.5 Exkurs 1: Einige logische und strukturelle Grundbegriffe

Ich nehme zunächst einige terminologische Festlegungen vor, die im folgenden gelegentlich eine Rolle spielen oder doch als "Hintergrundwissen" nützlich sind. Der Leser kann das Kapitel bedenkenlos überblättern und gegebenenfalls zu einem späteren Zeitpunkt gänzlich oder teilweise, etwa an Hand des terminologischen Registers, nachlesen. Denn obwohl ich mich in einem Ausmaß um größtmögliche Vereinfachung bemüht habe, daß vermutlich dem logisch vorbelasteten Leser manchmal die Haare zu Berge stehen werden, dürften die Aussagen doch dem logisch nicht vorbelasteten, literaturwissenschaftlichen Leser gelegentlich als sehr "abstrakt" erscheinen, zumal sie stichpunktartig organisiert sind und nicht oder kaum durch Beispiele exemplifiziert werden; Beispiele finden sich freilich in späteren Kapiteln in hinreichender Anzahl – auch werde ich Anleihen aus der Logik meist ad hoc im jeweiligen Kontext einführen.

Nur *deklarativen Sätzen*²⁸, die eine Aussage behaupten, nicht aber z. B. Fragesätzen, bei denen gerade die Wahrheit einer Aussage zur Diskussion steht, oder Befehlssätzen, die zum Wahrmachen einer möglichen Aussage auffordern, können *Wahrheitswerte* zugeordnet werden: nur diese können – im Falle der "normalen" zweiwertigen Logik – als "wahr" oder "falsch" bzw. – im Falle einer dreiwertigen Logik²⁹ – als "wahr" oder "falsch" oder "unbestimmt" klassifiziert werden, nicht aber Sätze wie "gehst du mit mir heute ins Kino?",

²⁸ Begriff nach M. Reis 1975.

²⁹ Zur dreiwertigen Logik: Blau 1976 – laut Stegmüller 1975, S. 186, das beste existente System dieser Art.

“liegt München in Bayern?“, “laß mich in Ruhe!“, “liebe deinen Nächsten“ usw. Die Logik ist (mindestens seit Aristoteles) nun nicht an Feststellungen über diesen oder jenen konkreten Satz bzw. Satzbestandteil, sondern an der Formulierung allgemeiner Regeln für Typen/Formen (Klassen) von Sätzen bzw. Satzbestandteilen, für logisch zulässige Verknüpfungen unter ihnen bzw. Folgerungen aus ihnen interessiert: sie operiert daher mit Variablen für Satz- bzw. Satzteiltypen. Die *Aussagenlogik* befaßt sich dabei mit ganzen Sätzen, die durch Variable wie p, q, \dots symbolisch ausgedrückt werden; die *Prädikatenlogik* zerlegt solche Satzvariable p, q, \dots in jeweils mindestens zwei Bestandteile: einen *prädizierten Term*, d. h. einen Term (das Satzsubjekt), von dem etwas ausgesagt wird, und einen *prädizierenden Term*, der über ihn etwas aussagt, d. h. ihm irgend ein *Merkmal/Prädikat* zuschreibt. Wenn x, y, \dots Variable für prädizierte Terme, a, b, \dots Variable für Prädikate ausdrücken, dann hat also ein einfacher Aussagesatz p in symbolischer Schreibweise die Form “ xa ” (= x ist ein a) oder, in anderer Schreibweise, “ $a(x)$ ”, z. B.:

(1 a) Hans (= x) ist klug (= a).

(1 b) Hans (= x) ist klüger als Fritz (= a).

(1 c) Alle Menschen (= x) sind sterblich (= a).

(1 d) Manche Menschen (= x) sind klug (= a).

(1 e) Menschen (= x) sind Tieren überlegen (= a).

(1 f) Niemand (= x) ist glücklich (= a).

(1 g) Wenige (= x) besitzen ein schönes Haus im Wald (= a).

(1 h) Napoleon (= x) verlor die Völkerschlacht bei Leipzig (= a).

Diese Satzbeispiele, die natürlich so ausgesucht sind, daß sie bestimmte logisch relevante Fälle umfassen, weisen wiederum untereinander signifikante Unterschiede auf; ich nenne nur Beispiele. Teils sind die prädizierten Terme Ausdrücke, die wie “Mensch” eine große Anzahl von Individuen bezeichnen; teils sind sie Eigennamen, die wie “Hans”, “Napoleon” nur ein Individuum bezeichnen. Was freilich durch (1 h) “Napoleon” zugeschrieben wird, gilt nur von genau diesem Individuum und kennzeichnet es also eindeutig; was von (1 a) oder (1 b) “Hans” zugeschrieben wird, mag auch von vielen anderen Individuen gelten. Und (1 c, d, e, f) unterscheiden zwischen “alle” (Menschen), “manche” (Menschen), (alle) “Menschen”, “niemand” (“kein Mensch” bzw. sogar “kein Lebewesen”), “wenige” (Menschen). Alle diese Unterschiede laufen darauf hinaus, daß für die jeweilige Aussage jeweils verschiedene Gültigkeitsbereiche behauptet werden: die Logik hat zu deren Unterscheidung *Quantoren* wie “für alle ... gilt” (*Allquantor*),

“für (mindestens) ein ... gilt” (*Existenzquantor*), “dasjenige ... für das gilt” (*Iota-Operator*) eingeführt. So ließen sich z. B. (1b) in (2 a), (1 c) in (2 b), (1 h) in (2 c) umformulieren:

(2 a) Es gibt ein x , für das gilt: x ist a.

(2 b) Für alle x gilt: x ist a.

(2 c) Für genau ein x gilt/dasjenige x , für das gilt: x ist a.

Um den Band für möglichst viele Leser auch lesbar zu erhalten, verzichte ich auf die Verwendung von Quantoren, so nützlich sie für viele literaturwissenschaftliche Aussagen wären und so oft sie eine vereinfachte und präzisere Formulierung erlauben würden.

Noch eine weitere Reihe logisch relevanter Unterscheidungen läßt sich an Hand unserer Satzmenge (1 a-h) einführen: Offenbar müssen auch verschiedene Typen (Klassen) von Prädikaten unterschieden werden. Denn z. B. die Sätze (1 a, c, d) ordnen einem x eine *Eigenschaft* zu, während z. B. die Sätze (1 b, e) etwas über eine *Beziehung/Relation* R zweier Größen x und y aussagen. Prädizierende Terme, die eine Eigenschaft ausdrücken, heißen *einstellige* (Prädikate bzw. Relationen); prädizierende Terme, die einen Term mit einem (oder n) anderen verknüpfen und eine Beziehung ausdrücken, heißen *zwei- (oder: n -)stellige* (Prädikate/Relationen); die prädizierten Terme selbst können als *nullstellige* (Prädikate/Relationen) klassifiziert werden (Steiner 1964 b, S. 256)³⁰. Um zweistellige Relationen R handelt es sich also etwa bei Aussagen des Typs “ x ist größer als y ” oder “ x tötet y ”, da sie jeweils zwei Terme in Beziehung setzen; solche Aussagen können als “ xRy ” oder “ $R(x, y)$ ” abgekürzt werden. Dreistellig ist etwa “der Ort x liegt zwischen dem Ort y und dem Ort z ” — abkürzbar als “ $R(x, y, z)$ ”; vierstellig ist z. B. “der Ausdruck x bezeichnet in dem Sprachsystem y zur Zeit z den Sachverhalt w ” — abkürzbar als “ $R(x, y, z, w)$ ”.

Aussagen können natürlich auch verneint werden; die für den Zweck des Bandes relevanten Anmerkungen zur Negation mache ich vor allem in 2.2221. Von den möglichen Verknüpfungen von Aussagen untereinander mit Hilfe von *Junktoren* wie “und”³¹, “oder”³²,

³⁰ Wichtig an dieser Konvention ist der Verweis auf den nicht ontologischen Status dieser Begriffe; natürlich können auch mehrstellige Relationen ihrerseits als prädizierte Terme fungieren.

³¹ Z. B. Aussagen wie “ p und q ”, “ xa und xb ”, “ xa und ya ”, “ xa und yb ”.

³² Z. B. Aussagen wie “ p oder q ”, “ xa oder xb ”, “ xa oder ya ”, “ xa oder yb ”.

“wenn . . . , dann . . . ”, und ihren möglichen Kombinationen untereinander, hebe ich hier nur den wichtigen Fall der “wenn-dann-Sätze” hervor (in der Logik als *Implikation* oder *Konditional* bekannt), d. h. den Fall der Sätze des Typs “wenn das und das gilt, dann gilt das und das”. Implikationen zwischen zwei Größen werden durch “ \rightarrow ” zwischen diesen Größen abgekürzt, also z. B.:

- (3 a) “ $p \rightarrow q$ ”: wenn (die Aussage) p (gilt), dann (gilt auch die Aussage) q ; p impliziert q .
- (3 b) “ $xa \rightarrow xb$ ”: wenn x das Prädikat a hat, dann hat x auch das Prädikat b .
- (3 c) “ $xa \rightarrow ya$ ”: wenn x das Prädikat a hat, dann hat auch y das Prädikat a .
- (3 d) “ $xa \rightarrow yb$ ”: wenn x das Prädikat a hat, dann y das Prädikat b .

Vom Fall der *einseitigen* Implikation muß der der *wechselseitigen* (*logische Äquivalenz, Bikonditional*) unterschieden werden, der durch “ \longleftrightarrow ” zwischen den Größen ausgedrückt wird. Da für (3 b, c, d) Analoges gilt, erläutere ich den Fall nur am (3 a) entsprechenden Beispiel:

- (4) “ $p \longleftrightarrow q$ ”: wenn (die Aussage) p (gilt), dann und nur dann (gilt die Aussage) q ; p bzw. q (gilt) genau dann, wenn q bzw. p (gilt).

Demnach unterscheidet sich “ $p \rightarrow q$ ” von “ $p \longleftrightarrow q$ ” dadurch, daß im zweiten Falle die von p und q ausgedrückten Sachverhalte immer zusammen auftreten, während im ersten Falle der durch q ausgedrückte Sachverhalt zwar immer auftritt, wenn der durch p ausgedrückte Sachverhalt auftritt, aber auch dann auftreten kann, wenn der durch p ausgedrückte Sachverhalt nicht auftritt, z. B.:

- (5 a) Wenn etwas eine Fichte ist, dann ist es auch ein Baum.

Bei diesem Satz des Typs “ $p \rightarrow q$ ” bzw. “ $xa \rightarrow xb$ ” gilt das Umgekehrte nicht: jede Fichte ist zwar ein Baum, aber nicht jeder Baum ist eine Fichte. Hingegen ist die Behauptung

- (5 b) Wenn jemand schön ist, dann und nur dann ist er auch gut.

eine wechselseitige Implikation; sie postuliert, daß die Prädikate “schön” und “gut” nie getrennt auftreten. Solche (ein- oder wechselseitigen) Implikationen, bei denen, wie in (5 a, b), der prädierte Term konstant bleibt, werde ich im folgenden als “Fichte \rightarrow Baum” bzw. “schön \longleftrightarrow gut” abkürzen; diese Abkürzungen sind also zu vollständigen Sätzen zu ergänzen. (Solche Abkürzung ist natürlich bei Implikationen zwischen Sätzen wie “ xa ” und “ yb ” nicht möglich. Wie am Beispiel der Opposition in 2.222 deutlich werden wird, sind

die logisch-semantischen Relationen zwischen Termen überhaupt korrekt als Relationen zwischen Sätzen zu formulieren. Zwischen verschiedenartigen Typen von Implikationen wie "materiale Implikation", "Bedeutungspostulate"³³ wird im folgenden wiederum zwecks Vereinfachung nicht unterschieden.)

Noch zwei Anmerkungen; erstens: wichtig ist der Unterschied zwischen *Gebrauch* und *Erwähnung* von Termen/Begriffen; im ersten Falle macht man eine *objektsprachliche*, im zweiten eine *metasprachliche* Aussage, d. h. eine Aussage über eine (Objekt-)Sprache:

(6 a) Wien ist die Hauptstadt Österreichs.

(6 b) "Wien" ist einsilbig.

In (6 a) gebrauche ich den Term "Wien", in (6 b) erwähne ich ihn. (Der vorangegangene Satz selbst ist übrigens schon wieder ein Beispiel für Erwähnung.) Zweitens: Klammern in Ausdrücken wie " $(aR_1b) R_2c$ " bedeuten Hierarchisierungen zwischen Ausdrücken: "die Relation R_1 zwischen a und b steht zu c in der Relation R_2 ".

Ein dritter Teilbereich der Logik, die *Klassenlogik/Mengenlehre*, wird im Kontext des Bandes mehrfach relevant. Jeder (präzifizierende oder präzizierte) n-stellige Term (wobei n gleich oder größer als null sein kann) kann als Klasse/Menge beschrieben werden:

Klasse/Menge = beliebige Anzahl von "Objekten" beliebiger Art, die unter einem bestimmten Aspekt "etwas gemeinsam haben".

Die beiden Begriffe sind undefinierte Grundbegriffe³⁴. Eine Klasse/Menge umfaßt alle "Objekte", die die Bedingung erfüllen, ein festgelegtes Merkmal aufzuweisen; die einzelnen "Objekte", die diese Bedingung erfüllen, sind die *Glieder/Elemente* der Klasse/Menge. Ein beliebiger Term x hat eine *Intension* (Begriffsinhalt): er legt eine Bedingung fest, die etwas erfüllen muß, um unter x subsumiert werden zu können. Nur was das Merkmal "lebend" und das Merkmal "menschlich" aufweist, gehört zu den Objekten, die der Term "lebende menschliche Individuen" bezeichnet. Ein beliebiger Term x hat eine *Extension* (Begriffsumfang): sie besteht in der Menge aller "Objekte", die die durch den Term besetzte Bedingung erfüllen, d. h. für die der Term ein wahres Prädikat ist. Grob gesagt: die Intension bezeichnet eine Eigenschaft oder Relation; die Extension bezeichnet eine Anzahl

³³ Vgl. z. B. Stegmüller 1969 (Teil 1: Das ABC der modernen Logik).

³⁴ Ein evtl. feiner Unterschied zwischen "Klasse" und "Menge" ist für den Zweck des Bandes irrelevant — ich werde beide im folgenden nach intuitivem Sprachgefühl verteilen.

von Größen, die diese Eigenschaft/Relation haben. Jeder Ausdruck/Term ist also eine Klasse/Menge von je verschiedenem Umfang: die Klasse "Gott" im christlichen Sinne hat nur genau ein Glied; die Klasse "Mensch" umfaßt eine stattliche Anzahl von Individuen. Zwei Extremfälle seien genannt. Einerseits: die *leere* Klasse/Menge (abgekürzt als " \emptyset "), die kein einziges "Objekt" enthält, weil es kein "Objekt" gibt, das die jeweilige durch den Term gesetzte Bedingung erfüllt – einfaches Beispiel dafür ist die Klasse/Menge aller Aussagen, die zugleich wahr und falsch sind; da eine Aussage nur entweder wahr oder falsch sein kann, gibt es keine Aussage, die diese Bedingung erfüllt. Andererseits: die *Allklasse/-menge*, die alle "Objekte" umfaßt, d. h. die Totalität der "Welt" beinhaltet.

Ich nenne einige – beliebige – Beispiele für Klassen/Menge:

(7a) Die Menge aller ungeraden natürlichen Zahlen = 1, 3, 5, 7, 9 usw.

(7b) Die Menge aller lebenden Organismen = Einzeller, Tiere, Kaninchen, Pflanzen, Bäume, Säugetiere, Menschen, Indianer usw.

(7c) Die Menge aller menschlichen Individuen, deren Vorname mit "H" anfängt = Hans, Hanna, Heinrich, usw.

In unserem Kontext sind diese Beispiele natürlich eher absurd; doch sinnvollere Beispiele treten im Verlauf zur Genüge auf. Die Beispiele sind aber geeignet, eine Reihe wichtiger Unterscheidungen einzuführen. Die Menge aller ungeraden natürlichen Zahlen bleibt dieselbe, ob ich sie in der Reihenfolge (1, 3, 5, 7, ...) oder in der Reihenfolge (5, 3, 7, 1, ...) aufzähle. Im Unterschied dazu entsteht durch Veränderung der Reihenfolge von Gliedern bei *geordneten* Klassen/Mengen eine neue und andersartige Klasse/Menge. Ein sprachlicher Text, wie z. B. der dem Leser vorliegende Text, stellt eine geordnete Menge von Sätzen dar: wer die Reihenfolge der Glieder dieser Menge umstellt, schafft einen neuen Text. Die Reihenfolge ist hier also relevant. Daß ein "Objekt" x Element einer Klasse M ist (d. h. die *Elementrelation*), kürze ich als " $x \in M$ " ab.

Eine zweite wichtige Unterscheidung bezieht sich auf die möglichen Relationen von Klassen/Mengen untereinander: "Kaninchen" sind offenbar nur ein Teil der Klasse "Tier", "Pflanzen" umfassen u. a. auch "Bäume", "Säugetiere" umfassen einen Teil der "Tiere", aber auch alle "Menschen" im allgemeinen und somit auch die "Indianer" im besonderen. Drei dieser logisch möglichen Relationen führe ich hier explizit an:

Teilklasser/-menge = eine Klasse/Menge M_1 ist Teilklasser/Teilmenge einer Klasse/Menge M_2 genau dann, wenn jedes Element von M_1 auch Element von M_2 ist.

Jedes Säugetier ist auch ein Tier, aber nicht umgekehrt; jeder Autobesitzer ist auch ein Mensch, aber nicht umgekehrt. (Es handelt sich also um Implikationen des Typs "xa→xb": wenn x ein a ist, ist es auch ein b.) Wenn auch das Umgekehrte gilt, haben die beiden Mengen den selben Umfang: die Mengen "Mensch" und "vernunftbegabt" sind extensionsgleich; jede von ihnen ist Teilmenge der anderen: wer das eine ist, ist auch das andere, und umgekehrt. Daß eine Klasse M_1 Teil einer Klasse M_2 ist (d. h. die *Inklusionsrelation*), wird als " $M_1 \subset M_2$ " abgekürzt. (Ich unterscheide hierbei also zwecks Vereinfachung nicht zwischen den Relationen "ist Element von" und "ist Teilklasser von".)

Durchschnittsklasser/-menge = eine Klasse/Menge M_3 ist Durchschnitt zweier (oder mehrerer) Klassen/Mengen M_1 und M_2 genau dann, wenn alle Elemente von M_3 zugleich Elemente von M_1 und von M_2 sind.

Den Durchschnitt M_3 von M_1 und M_2 kürzt man als " $M_1 \cap M_2$ " ab. Nehmen wir z. B. als M_1 "Individuen über dreißig Jahre", als M_2 "Individuen, die ein Auto besitzen". Beide Mengen sind dann Teilmengen der Klasse "Mensch". Aber sie überschneiden einander auch: es gibt Individuen, die über dreißig sind und zugleich ein Auto besitzen, d. h. die beiden Klassen zugleich angehören, wenngleich natürlich nicht alle, die ein Auto besitzen, über dreißig sind, und nicht alle, die über dreißig sind, ein Auto besitzen.

Vereinigungsklasser/-menge = eine Klasse/Menge M_3 ist die Vereinigung zweier (oder mehrerer) Klassen/Mengen M_1 und M_2 genau dann, wenn alle Elemente von M_1 und von M_2 zugleich Elemente von M_3 sind.

Die Vereinigung M_3 von M_1 und M_2 kürzt man als " $M_1 \cup M_2$ " ab. Wenn M_1 etwa aus den "Individuen über dreißig Jahre" und M_2 aus den "Individuen die ein Auto besitzen" besteht, dann ist die Vereinigung beider die Menge aller "Individuen, die über dreißig Jahre sind und/oder ein Auto besitzen". Zu M_3 gehören demnach alle, die über dreißig sind, ob sie ein Auto besitzen oder nicht, und alle, die ein Auto besitzen, ob sie über oder unter dreißig sind.

Damit schließe ich den Komplex logischer Grundbegriffe ab. Zur Vermeidung von Mißverständnissen ist noch eine Bemerkung erforderlich: wenn ich im folgenden gelegentlich mit Aussagenvariablen

und Relationszeichen arbeite, handelt es sich nicht um eine "Formalisierung", sondern nur um Abkürzungen und Verdeutlichungen, die ebenso gut mit normalsprachlichen Mitteln ausgedrückt werden können. Beim derzeitigen Wissenschaftsstande und auf absehbare Zeit darüber hinaus wären Formalisierungsversuche in der Literaturwissenschaft auch kaum sehr sinnvoll. Todorov (1973, S. 27) hat zu recht von der Gefahr einer "Übertheoretisierung" (die freilich eher eine Gefahr der Bildung von Pseudatheorien ist) gesprochen; Pseudoformalisierungen hat Wunderlich 1974 auch für die Linguistik kritisiert. "Bevor man etwas formalisieren kann, muß man es begrifflich formuliert haben" (Todorov 1973, S. 27). *Wir wissen aber derzeit praktisch immer noch relativ wenig über Phänomene wie "Literatur" und haben von diesem wenigen bislang wiederum nur so wenig begrifflich präzise formuliert, daß Formalisierungen kaum in Betracht kommen.* Grundsätzlich gilt jedenfalls: "Wissenschaftstheoretisch wertlos sind ad hoc konstituierte Pseudoformalismen. Auf keinen Fall darf das Streben nach Formalisierung zur Applizierung inadäquater Strukturierungsverfahren führen; das Kriterium der Formalisierbarkeit ist demjenigen der Objektadäquatheit einer Theorie nachzuordnen, ..." (Hempfer 1973, S. 226) — und mit der Objektadäquatheit werden wir noch geraume Zeit unsere Schwierigkeiten haben.

Es bleiben einige für strukturelle Ansätze konstitutive Begriffe einzuführen, die gleichwohl nicht für sie spezifisch sind, sondern, wie etwa "Struktur" und "System", zu den charakteristischen Denkformen der Wissenschaft unseres Jhdts gehören: beide Begriffe finden sich etwa auch in der Mathematik³⁵ (seit ca. 1935) oder in der Kybernetik³⁶ oder in der allgemeinen Systemtheorie³⁷, die beliebige Systeme zum Objekt hat, seien es nun soziale, oder ökonomische oder technische oder biologische usw. Innerhalb der strukturellen Ansätze selbst hat es eine große Menge verschiedener Definitionsversuche ge-

³⁵ Vgl. Steiner 1964 a, Barbut 1966.

³⁶ Vgl. G. Klaus 1969 a.

³⁷ Vgl. theoretisch Emery 1969 (Aufsatzsammlung verschiedener wichtiger Autoren), Zahn 1972, Czayka 1974 (kritisch); zur praktischen Anwendung: Luhmann 1973 in Soziologie, Kritik der soziolog. Verwendung Prevo/Ritsert/Stracke 1973 (fragwürdig — ebenso sehr wie Luhmanns Essayismus, für den die Systemtheorie nicht mehr als ein hübsches Vokabular ist), ernstliche Anwendungen: vgl. die Arbeiten in Optner 1973.

geben³⁸; ich führe diese Begriffe hier in einer extrem allgemeinen Form³⁹ ein, die vermutlich auch die invarianten Gemeinsamkeiten der verschiedenen Definitionsversuche ausmacht:

System = Menge von Elementen und die Menge aller Relationen zwischen diesen Elementen.

Struktur = Menge der Relationen zwischen den Elementen eines Systems.

Relation = (Beliebige Art von) Beziehung zwischen zwei oder mehr Elementen.

Element = Kleinste konstitutive, d. h. als unzerlegbar geltende Größe.

(Diese Festlegungen stellen keine Definitionen dar, sondern vage Regeln zur Sprachverwendung, die mehr als unvollständig sind. In unserem Kontext können die Begriffe als undefinierte Grundbegriffe fungieren, wie sie im übrigen jedes Begriffssystem notwendig aufweist; denn anderenfalls wäre es entweder zu zirkulären Definitionen oder zu einem unendlichen Regreß gezwungen.)

Bei diesem Sprachgebrauch⁴⁰ sind also "Struktur" und "System" nicht gleichbedeutend: man kann nicht vom System einer Struktur, wohl aber von der Struktur eines oder mehrerer Systeme oder von einem System von Strukturen sprechen. Verschiedenartigste Klassen von "Objekten", verschiedenartigste "Realitätsbereiche" können Systeme sein und eine Struktur haben; diese Begriffe sind z. B. anwendbar auf eine ganze Kultur, auf eine Sprache, auf einen Denktyp, auf eine Wissenschaft, auf eine Theorie usw.; auf technische, ökonomische, juristische, politische, soziale, psychische Sachverhalte usw.; auf "literarische" Objekte verschiedenster Art — Epochen, Gattungen, Gesamtwerke von Autoren, Einzelwerke usw. Im einen Extremfall können Objekte mit jeweils derselben Menge von Elementen verschiedene Strukturen haben, wenn sie zwischen denselben Elementen je verschiedene Relationen herstellen. Im anderen Extremfall können Objekte mit je verschiedenen Mengen von Elementen dieselbe Struktur haben, wenn sie mit denselben Relationen je verschiedene Elemente

³⁸ Vgl. Oppitz 1975, der die Diskussion darstellt; Naumann 1973, Boudon 1973 (ebenfalls mit Vergleich verschiedener Positionen), Piaget 1968, Eco 1972, Wunderlich 1971a, Lévi-Strauss 1971, Lotman 1964, Mukařovský 1967 (S. 7–33).

³⁹ Nach G. Klaus 1969 a.

⁴⁰ Das Folgende im wesentlichen nach Piaget 1968.

verknüpfen. Diese Begriffe erlauben es demnach auch, extrem heterogene Objekte oder Klassen von Objekten, sehr verschiedene Realitätsbereiche, untereinander zu vergleichen und in Bezug zu setzen, wobei natürlich u. U. ein je sehr verschiedenes Abstraktionsniveau erforderlich ist. So können z. B. auf dieser Basis ebenso literarische und theoretische wie literarische und soziale Systeme verglichen werden.

“Element”, “Relation”, “Struktur”, “System” sind in bestimmtem Sinne relative Begriffe. Einerseits können erstens in Strukturen/Systemen Teilstrukturen/-systeme unterschieden werden, können zweitens Strukturen/Systeme zu gleich- oder verschiedenartigen Strukturen/Systemen in Relationen stehen, d. h. mit ihnen durch sekundäre Strukturen/Systeme verknüpft sein, können drittens schließlich Strukturen/Systeme in übergeordnete und umfassendere Strukturen/Systeme eingebettet sein. Damit etwas sinnvoll als Struktur/System isoliert und beschrieben werden kann, muß es zwar eine relative *Abgeschlossenheit* und *Stabilität* gegenüber seiner *Umwelt* aufweisen, doch zeigen die genannten Möglichkeiten der Korrelation und Hierarchie, daß solche Abgeschlossenheit und Stabilität eben immer nur *relativ* ist: verschiedene Teilbereiche einer Kultur, die sinnvoll als Systeme beschrieben werden können, ändern z. B. bekanntlich in der Zeit ihre wechselseitigen Relationen und/oder ihre eigene Struktur; es können dabei z. B. auch mehrere Systeme zu einem zusammengefaßt oder ein System in mehrere zerlegt werden. Andererseits kann etwas, was unter bestimmtem Aspekt als Element eines Systems klassifiziert wird, unter anderem Aspekt selbst als System von Elementen erscheinen – und umgekehrt. Wenn ich etwa an der Struktur der “dargestellten Welt” eines Textes interessiert bin, können die Figuren als Elemente fungieren; wenn ich untersuche, wie Texte Figuren aufbauen, erscheinen die Figuren selbst als Systeme, die durch eine bestimmte Menge sprachlicher Elemente und deren Relationen konstituiert werden.

Der Begriff der “Ebene” eines Objektes bzw. der Betrachtung eines Objektes ist also ein für strukturelle Konzeptionen fundamentaler Begriff: von der Wahl der Ebene hängt es ab, was jeweils als Element, Relation, (Teil-)Struktur, (Teil-)System erscheint. Wenn ich z. B. die Literatur einer ganzen Kultur als (Teil-)System in dieser Kultur beschreiben will, mögen leicht Größen der Einzeltexte, die man bei Einzeltextanalysen als Teilsysteme beschreiben würde, als Elemente erscheinen. Diese Begriffe sind also ebenenabhängige, heuristisch-operationale Begriffe: sie bezeichnen nicht invariant-ontologische Begebenheiten. Auch der reichlich metaphorische Begriff der Ebene bedürfte

freilich weiterer Erläuterungen, die ich hier nicht geben kann. Grob gesagt benennt er das Ergebnis einer strategischen Wahl des Untersuchungsobjekts: das Subjekt behauptet hypothetisch, daß im Rahmen einer bestimmten Fragestellung eine bestimmte Menge von Teilphänomenen isolierbar sei. Etwas als Struktur/System zu beschreiben, heißt im Idealfall, die Menge der isolierten Daten erstens für vollständig in dem Sinne zu halten, daß keine im Rahmen der Fragestellung relevanten Elemente fehlen, und zweitens für kohärent in dem Sinne zu halten, daß keine im Rahmen der Fragestellung irrelevanten Elemente enthalten sind. Solche Hypothesen sind im Prinzip potentiell falsifizierbar und – insoweit – unproblematisch.

Zwei abgrenzende Bemerkungen für Literaturwissenschaftler sind vielleicht nützlich. Die Struktur eines Textes darf erstens weder mit "Form" noch mit "Inhalt"⁴¹ verwechselt werden: Strukturen können sowohl auf "formalem" oder "inhaltlichen" Elementen als auch auf beiden basieren. Die Struktur eines Textes darf zweitens nicht mit seinem "Aufbau", seiner "Gliederung" usw. verwechselt werden: solche Oberflächenphänomene des Textes können selbst Elemente relevanter Strukturen des Textes sein⁴².

Im strukturalen Kontext sind vor allem noch zwei weitere Begriffe wichtig: der der "Funktion" und der der "Transformation". Etwas hat eine Funktion, insofern es Teil (Element, Relation, Teilstruktur, Teilsystem) einer übergeordneten Struktur bzw. eines Systems ist, worin es eine bestimmte Position einnimmt, d. h. mit anderen Größen der Struktur/des Systems in bestimmten Relationen steht (Piaget 1968, S. 42). Logisch ist eine Funktion eine *Abbildung*, d. h. eine Relation, die Glieder x einer Klasse M_1 und Glieder y einer Klasse M_2 einander zuordnet. (Entspricht jedem x nur genau ein y , ist die Abbildung *nacheindeutig/rechtseindeutig* (x hat y zum Vater); entspricht jedem y nur genau ein x , ist sie *voreindeutig/linkseindeutig* (x ist Vater von y); entspricht jedem x genau ein y und jedem y genau ein x , ist sie *eineindeutig* (in monogamen Kulturen: x ist Ehepartner von y .) Wenn ich z. B. von der *semantischen Funktion* einer Textgröße x spreche, bedeutet das also, daß ihr, als Glied einer Menge von

⁴¹ Vgl. Todorov (1972, S. 85): "Eine der Daseinsberechtigungen der strukturalen Konzeption liegt gerade darin, daß sie die alte Dichotomie von Form und Inhalt überwindet".

⁴² Dazu ebenfalls Todorov 1972.

Zeichen und aufgrund ihrer Relationen zu anderen Größen des Textes oder seines kulturellen Kontextes, eines (oder mehrere) der Glieder y einer Menge von Bedeutungen zugeordnet ist. Zusammengefaßt:

Funktion = Eine Größe der Klasse M_1 erfüllt eine Funktion in einem System, wenn ihr durch ihre Position im System eine (oder mehrere) der Größen einer Klasse M_2 zugeordnet wird.

*Die Relation von Strukturen und Funktionen ist nicht notwendig eineindeutig*⁴³: ein und dieselbe Struktur kann in verschiedenen Systemen verschiedene Funktionen erfüllen; ein und dieselbe Funktion kann durch verschiedene Strukturen erfüllt werden. Auch der Begriff der Funktion kann natürlich auf verschiedenen Ebenen angewendet werden: die semantische Funktion einer Textgröße ist z. B. Teil der semantischen Struktur dieses Textes; diese ihrerseits erfüllt bestimmte Funktionen in der sozialen Praxis ihrer Kultur.

Auch der – in sehr verschiedenen Kontexten gebrauchte (vgl. z. B. die unterschiedlichen Verwendungen von Chomsky und Lévi-Strauss) – Begriff der *Transformation* hat komplexe Relationen zu den schon eingeführten Begriffen. Ich beschränke mich hier noch mehr auf Andeutungen. Eine Transformation ist eine Operation, die eine Ausgangs- und Endgröße verknüpft. Diese Operation leitet die Endgröße aus der Anfangsgröße ab: sie kann einen realen, in der Zeit ablaufenden Prozeß, bei dem die Endgröße die Anfangsgröße ersetzt, darstellen – so z. B. bei historischen Veränderungen; sie kann eine nur gedachte Operation, bei der die Anfangsgröße erhalten bleibt, darstellen – so z. B. in den Mythenanalysen von Lévi-Strauss (vgl. dazu "SET"), wo verschiedene gleichzeitige Mythen als Varianten voneinander beschrieben und die Transformationen rekonstruiert werden, mittels derer man aus dem einen den anderen Mythos erhalten würde. Jede Beschreibung einer Veränderung setzt nun ein übergeordnetes System voraus, das invariant bleibt, ob wir z. B. nun sagen, das Wirtschaftssystem einer Kultur habe sich verändert, oder, die Funktion der Philosophie in der Goethezeit werde im 19. Jhdt. durch die Wissenschaften erfüllt. Systeme können also Systemzustände umfassen, die Transformationen von einander sind und mögliche Varianten des Systems darstellen: *von Transformation zu sprechen, setzt jedenfalls ein System voraus*. Systeme sind (aus anderen Systemen) entstanden und können sich (in andere Systeme) verändern: *Systeme setzen*

⁴³ Vgl. v. a. Klaus 1969 a.

Transformationen voraus. Systeme lassen sich als Mengen von (zulässigen) Transformationen, Mengen von Transformationen lassen sich als Systeme beschreiben. Mit Piaget 1968 halte ich einen Anwendungsfall fest, der überflüssigerweise zum ideologischen Streitobjekt geworden ist: "Geschichte" ist eine systematische Transformation zwischen Systemen und also ein mögliches Objekt struktureller Ansätze.

Für weitere Details muß ich auf die Literatur dazu, v. a. Piaget 1968, verweisen. "Struktur" und "System" sind theoretische Begriffe: was sie bezeichnen, ist nicht als solches beobachtbar (Piaget 1968, S. 117). Die Beschreibung einer "Struktur"/eines "Systems" ist das Ergebnis einer Menge von Operationen durch ein epistemisches, d. h. eine Menge intersubjektiver Regeln und Normen beachtendes Subjekt — das Ergebnis also einer theoretischen (Re-)Konstruktion (vgl. Piaget 1968 und 1967, v. a. S. 1238 ff.).

1. GRUNDBEGRIFFE STRUKTURAL-SEMIOTISCHER ANSÄTZE

1.1 Zeichensysteme und ihre Dimensionen

Bevor wir uns den genauer zu diskutierenden Begriffen nähern, die uns für den Kontext einer Darstellung der sTA/sET die wichtigsten aus dem nicht spezifisch strukturalen Vokabular scheinen, wird es günstig sein, wenn wir uns eingangs einer Reihe sehr allgemeiner, inzwischen wohl schon trivial gewordener und ins allgemeine Bewußtsein eingegangener, aber dennoch fundamentaler Begriffe durch resümierende Nennung vergewissern. Da die meisten Begriffe linguistischer Herkunft sind, kann man sich leicht bei Bedarf in den einschlägigen Darstellungen näher über sie informieren (z. B. Barthes 1964, Klaus 1969 und 1969 a, Brekle 1972, Dressler 1972, Eco 1972, Welte 1974 usw.). Wir übergehen im folgenden auch ganz die sprachlichen Ebenen unterhalb des *Lexems*/Worts (also etwa die bedeutungsdifferenzierenden Einheiten wie Grapheme, Phoneme, phonologische Merkmale, Morpheme usw.), die selbst nicht bedeutungstragend sind und in unserem nicht-linguistischen Kontext wenig interessant sind.

Ein "Text" ist uns dank einer materiell-physischen Manifestation gegeben, wobei sich verschiedene Klassen von "Texten" verschiedener Medien bedienen. Diese Manifestation ist für uns nur insofern von Interesse, als sie aus unterscheidbaren Einheiten besteht, die, gleich welcher Art die materielle Substanz jeweils sein mag, gemeinsam haben, daß sie "etwas bedeuten", d. h. als Zeichen etwas anderes repräsentieren. Aus Gründen der Vereinfachung wählen wir ein Lexem (statt etwa einer syntaktischen Teileinheit, eines ganzen Satzes, einer Strophe, eines inhaltlichen Abschnittes usw.) als Beispiel für Zeichen bzw. Zeichenkomplexe, also etwa "Gott". Diese lautliche oder graphische Abfolge wird von jedem kompetenten Sprecher des Deutschen als Zeichen identifiziert. Nehmen wir nun zum Zwecke der Demonstration an, französisch "dieu" habe genau dieselbe Bedeutung wie "Gott": für ein und dieselbe Bedeutung stehen hier also verschiedene Bedeutungsträger. Demnach muß also innerhalb des Zeichens zwischen dem materiellen Zeichenkörper, dem *Signifikanten* (*signifiant*), und

der von ihm repräsentierten Bedeutung unterschieden werden. Aber auch die vage Größe "Bedeutung" muß nochmals in zwei verschiedene Größen zerlegt werden: denn zwar weiß jeder kompetente Sprachbenützer, was "Gott" *bedeutet*, aber mancher würde bestreiten, daß es in der "Realität" eine Größe gibt, die dieser Bedeutung entspricht und von dem Lexem *bezeichnet* wird. Es muß demnach unterschieden werden zwischen der *Bedeutungsfunktion* des Zeichens, einer intellektuellen Vorstellung, einer Kombination einer bestimmten Menge von Merkmalen, dem *Signifikat* (*signifié*), und einer *Bezeichnungsfunktion*, einer in der Realität existenten Größe, auf die das Zeichen verweist, dem *Referenten* (*réfèrent*). Der Referent "Gott" ist in einer christlichen Kultur etwa durch die folgende Aufzählung von Merkmalen charakterisiert:

"Gott" =

- a) nicht-menschliches/übermenschliches, hierarchisch höchstes Wesen
- b) Klasse mit nur einem Glied (= es gibt nur ein Individuum, das in die Klasse "Gott" fällt)
- c) Schöpfer aller Dinge
- d) allmächtig
- e) allwissend
- f) gütig
- g) verlangt Verehrung
- h) verlangt Einhaltung der von ihm gesetzten Verhaltensregeln, usw.

Etwa die polytheistische antike Kultur wird dem Referenten von "Gott" notwendig mindestens partiell andere Merkmale zuschreiben: so fällt etwa c weg und d, e, f gelten nur mit Einschränkungen, usw. Nun wird eine rein christliche oder in ihrer Mehrheit christliche Kultur, wenn sie sich ein Wörterbuch ihrer Sprache schreibt, die genannte Menge von Merkmalen, die sie dem Referenten zuschreibt, auch als *Lexikoneintrag* in das Wörterbuch aufnehmen: für sie hat dann das Lexem "Gott" ein Signifikat, das mit der genannten Menge von Annahmen über den Referenten identisch ist — diese Annahmen fungieren dann zugleich als die *semantischen Merkmale* bzw. *Komponenten*, als deren Kombination das Signifikat beschrieben werden kann. Jedes Signifikat ist also eine Kombination semantischer Merkmale, die von den Merkmalen des Referenten unterschieden werden müssen. Wir verdeutlichen das durch ein weiteres Beispiel: nehmen wir an, es gäbe in dieser Kultur zwei rivalisierende und etwa sozial gleichberechtigte Sekten, deren eine über den Referenten die Annahme

f, deren andere die Annahme f', z. B. "Gott ist böse", macht. In einem Wörterbuch der Sprache dieser Kultur kann weder die Annahme f noch f' als semantisches Merkmal von "Gott" fungieren: in den Lexikoneintrag können nur die Merkmale aufgenommen werden, die tatsächlich allen Sprachbenutzern gemeinsam sind; f und f' können im Wörterbuch allenfalls als gruppenspezifische Zusatzbedeutungen genannt werden. Signifikate, die allen Sprachbenutzern gemeinsam sind und im Prinzip Lexikoneintrag werden können, werden *Denotate*, solche, die nur bestimmten Sprachbenutzern, bestimmten situationellen Kontexten einer Rede, bestimmten textinternen Kontexten eines Zeichens bzw. Zeichenkomplexes eigen sind, *Konnotate* genannt. Solche subjektiven Zusatzbedeutungen, wie sie die Konnotation liefert, können erstens auf einen Anlaß oder auf einen Sprachbenutzer beschränkt sein; ersteres etwa, wenn ein Sprecher ausführt, X spinne wohl ein wenig, und, etwa durch einen Gedankensprung, fortfährt, X schreibe ja auch ein Buch, womit für den Hörer, ob vom Sprecher gewollt oder nicht, der Eindruck entsteht, der Sprecher konnotiere zum Lexem "Autor" das mit diesem nicht notwendig verbundene Merkmal begrenzter Verrücktheit; letzteres etwa, wenn ein Sprecher glaubt, X habe ihn gerettet und hinfort bei jeder Nennung von X das Merkmal "mein Retter" hinzuassoziiert. Dabei wird zugleich sichtbar, daß Konnotationen dank eines bestimmten textinternen oder textexternen Kontextes der Rede allgemein "wahrnehmbar" und "nachweisbar" werden können, aber ebensogut im Zustand nicht erschließbarer verschwiegener Assoziationen eines Sprachbenutzers verbleiben können. Konnotationen können aber auch zweitens einer ganzen Klasse von Anlässen oder Sprachbenutzern gemeinsam sein. Solche häufig mit einem Lexem verbundenen Konnotationen nennen wir *objektive Konnotationen*: je mehr Anlässe bzw. Sprachbenutzer diese Konnotation teilen, desto mehr nähert sie sich der Denotation an und je mehr sie dies tut, desto weniger muß sie im Text und seinem situationellen oder sprachlichen Kontext explizit wahrnehmbar sein. Wenn z. B. alle Mitglieder der Kultur "Taube" mit "Frieden" konnotieren, neigt schon die bloße Nennung oder Darstellung einer Taube dazu, nicht nur als denotatives Zeichen einer Vogelart, sondern auch als konnotatives Zeichen für Frieden zu fungieren. Denkbar ist jedenfalls der Extremfall, daß alle Mitglieder einer Kultur mit einem Lexem eine bestimmte Konnotation verbinden: sobald diese konnotative Bedeutung nicht mehr als "uneigentlich" empfunden wird, kann sie als denotativ in den Lexikoneintrag aufgenommen werden.

Die geordnete Menge semantischer Merkmale, die aus dem Lexikoneintrag zu einem Lexem abstrahiert werden kann und das denotative Signifikat bildet, muß noch in zweifacher Hinsicht wenigstens andeutungsweise abgegrenzt werden. Die Beschreibung der Bedeutung eines Lexems darf einerseits nicht mit einer *Definition*¹ im wissenschaftstheoretischen Sinne verwechselt werden: Definitionen von Begriffen sind ja nicht zuletzt deshalb notwendig, weil die normal-sprachlichen Begriffe für den wissenschaftlichen Bedarf nicht hinreichend präzise, eindeutige, kohärente Bedeutungen haben. Die Aufzählung etwa der semantischen Merkmale, die in unserer Sprache das Lexem "Mensch" aufweist, dürfte sich erheblich von einer biologischen Definition von "Mensch" unterscheiden. Daran knüpft sich der zweite Punkt an: sowohl eine wissenschaftliche Definition als auch eine Aufzählung semantischer Merkmale eines Begriffes dürfen nicht mit dem *kulturellen Wissen* bzw. Glauben über den Referenten verwechselt werden. Als "kulturelles Wissen" über eine Klasse X von Objekten/Sachverhalten bezeichnen wir die Menge P_x der von der Kultur für wahr gehaltenen Aussagen über X (vgl. 3.). Weder in die semantischen Merkmale von "Mensch" noch in eine biologische Definition von "Mensch" geht all das ein, was wir über den Referenten von "Mensch" zu wissen glauben: sowohl die gruppenspezifische Partizipation am kulturellen Wissen als auch die Wandelbarkeit dieses Wissens selbst würden eine Sprache unbrauchbar machen, die dieses Wissen pauschal in die Semantik aufnimmt. Umgekehrt gilt natürlich auch, daß nicht nur die Grenze zwischen Bedeutungsbeschreibungen, Definitionen und Wissen über den Referenten oftmals unscharf sein wird, sondern zudem auch Sprachbedeutungen, Definitionen, Objektwissen interdependieren und einander wechselseitig beeinflussen.

In unserem Kontext ist nun die Relation zwischen Signifikanten und Signifikaten nur von geringem Interesse und wird dementsprechend nicht weiter skizziert. Wir nennen nur zwei auffällige Typen dieser Beziehung, die *Polysemie*, bei der ein Signifikant (mindestens) zwei "wesentlich verschiedene"² Signifikate hat (z. B. "Toilette" für Bekleidung und für hygienische Lokalität), und die *Synonymie*, bei der ein Signifikat durch (mindestens) zwei verschiedene Signifikanten

¹ Zu Definition vgl. die diversen Einführungen in die Logik (Bibliographie) und Savigny 1970.

² Der Begriff impliziert freilich selbst schon ein schwieriges semantisches Problem.

ausgedrückt wird (z. B. "Kleinkind" und "Baby" für menschliche Individuen unterhalb eines bestimmten Alters). Die Relation zwischen Signifikaten und Referenten bedarf hingegen noch einiger ergänzender Bemerkungen. Sie ist nicht "eindeutig": einem Signifikat entspricht in der Regel nicht genau nur ein Referent und einem Referenten nicht genau ein Signifikat, was nochmals die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen der Bedeutungsbeziehung und der Bezeichnungsbeziehung hervorhebt. Im Normalfall entspricht einem Signifikat eine Klasse von Referenten: so hat etwa das Lexem "Haus", wenn es nicht durch einen textexternen oder textinternen Kontext der Rede spezifiziert wird, die Klasse all jener Objekte als Referenten, die — welche Merkmale sie auch untereinander unterscheiden mögen — doch die den semantischen Merkmalen von "Haus" entsprechenden Merkmale aufweisen (d. h. die Klasse all der Objekte, deren Merkmalsmenge eine Teilmenge enthält, die eine eindeutige Abbildung der Menge der semantischen Merkmale des Lexems ist). Wenn z. B. "Gott" in einer nicht monotheistischen Kultur, wie z. B. der antiken, verwendet wird, gilt dies auch für "Gott": dem Signifikat von "Gott" entsprechen mehrere Referenten, so eben z. B. Zeus, Athene, Hera.

Ebenso gibt es nun aber den umgekehrten Fall, daß ein Referent (bzw. eine Klasse von Referenten) durch (mindestens) zwei verschiedene Signifikate ausgedrückt werden kann, wobei dann auch die Signifikanten verschieden sind. Dabei lassen sich verschiedene Typen unterscheiden. Ein Grenzfall, dessen Beispiel wir dem Logiker und Mathematiker Frege verdanken, ist z. B. der, bei dem die Beziehung zwischen Signifikaten und Referent der von Signifikanten und Signifikat im Falle der Synonymie entspricht: "Morgenstern" und "Abendstern" haben deutlich verschiedene Signifikate, aber, wie uns die Astronomie gelehrt hat, denselben Referenten, den Planeten Venus. Andere Formen dieser Beziehung, bei der verschiedene Begriffe (oder Begriffskomplexe) — in der Sprache der Logik ausgedrückt — verschiedene *Intensionen* (*Begriffsinhalt*)³, aber dieselbe *Extension* (*Begriffsumfang*) haben, d. h. dieselbe Klasse von Objekten bezeichnen, stellen etwa die *Paraphrasen* oder die Umschreibungen (rhetorisch: *Periphase*) (z. B. "derjenige, der 'Wilhelm Meister' geschrieben hat" = Goethe) dar. (Die Extension eines Begriffes erhält man durch die vollständige Aufzählung aller Objekte oder Objektklassen, die unter

³ Vgl. z. B. Carnap 1968, Brekle 1972, Klaus 1969 a.

den Begriff fallen: im Beispiel "Student"⁴ also z. B. durch die — praktisch unmögliche — Aufzählung aller Individuen, die unter "Student" subsumierbar sind; im Beispiel "Blutsverwandte" z. B. auch durch die Aufzählung der Teilklassen "Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Onkel, Tante, ..." usw. Die Intension eines Begriffes erhält man durch Angabe der die Klasse konstituierenden, allen ihren Gliedern gemeinsamen Merkmale: im Beispiel "Student" also etwa "an einer Hochschule immatrikuliert" usw.; im Beispiel "Blutsverwandte" also etwa "durch biologische Abstammung verbundene Individuen" usw.) Wie weit der Fall "uneigentlicher" Ausdrücke wie die Tropen der Rhetorik (z. B. Metapher, Metonymie, Synekdoche usw.) hierunter subsumiert werden kann, wagen wir nicht zu entscheiden. Wenn solche *Referenzidentität* zwischen verschiedenen Zeichen(komplexen) sich innerhalb desselben Textes findet, spricht die Linguistik von *Koreferenz*: verschiedene Textelemente bezeichnen dieselbe Größe.

Nach allen bisherigen Ausführungen zum Problem des Zeichens ist die "Umgebung", in der ein gegebenes Zeichen verwendet wird, überhaupt von zentraler Relevanz sowohl für die Bedeutungs- als auch für die Bezeichnungsrelation; denn nur dank solcher "Umgebung" kann etwa entschieden werden, welche Bedeutung z. B. im Falle von Polysemie gemeint ist oder welcher Referent aus einer Klasse möglicher Referenten z. B. tatsächlich bezeichnet werden soll. Zu unterscheiden ist dabei zwischen außersprachlichen situationellen "Umgebungen", von der Linguistik auch *Kontext* genannt, und sprachlichen "Umgebungen", von der Linguistik auch *Kotext* genannt; wir verwenden im folgenden den Begriff "Kontext" für beide Fälle, die wir, falls erforderlich, als *textexternen* und *textinternen Kontext* unterscheiden. Wir können beide Fälle wiederum am Beispiel "Gott" demonstrieren: wenn jemand dieses Lexem verwendet, bedürfen wir zusätzlichen Wissens, um entscheiden zu können, wovon er spricht: dieses Wissen wird uns entweder durch die Situation des Sprechaktes oder durch weitere Äußerungen des Sprechers vermittelt. Wenn der Sprecher etwa auf ein Christusbild zeigt oder wenn er gerade eben von Allah gesprochen hat, weiß der Hörer, was der Sprecher meint. Besonders deutlich wird die Relevanz des Kontextes am Beispiel jener sprachlichen Größen, die man *deiktisch* nennt⁵ und deren Referenz

⁴ Beispiel aus Brekle 1972, S. 56 f.

⁵ Vgl. Wunderlich 1972 zum Begriff.

völlig kontextabhängig ist: so etwa Pronomina (ich, du, ...; mein, dein, ...), Demonstrativa (dieser, jener, ...), Orts- und Zeitadverbia (hier, dort, ...; gestern, heute, ...), Verbtempora (Präsens, Präteritum ...). So erlaubt etwa der Satz "ich habe gestern deinen Freund dort drüben gesehen" eine Festlegung, wer wen wann wo gesehen hat, nur durch Kenntnis eines situationellen oder sprachlichen Kontextes. Falls diese Informationen durch Kenntnis der *Sprechsituation*, in der die *Außerung* hervorgebracht wurde, geliefert wird, haben die deiktischen Größen unmittelbar einen außersprachlichen Referenten; falls sie durch Kenntnis eines sprachlichen Kontextes geliefert werden, haben diese unmittelbar nur einen selbst sprachlichen Referenten, der allenfalls seinerseits einen unmittelbaren außersprachlichen Referenten hat. Referenten können also entweder unmittelbar außersprachlich oder zunächst selbst sprachlich sein: so etwa in dem Beispiel "die Frau hat einen Pudel. Der Hund ist häßlich", wo "der Hund" als Referenten zunächst den vorangegangenen sprachlichen Kontext hat, der spezifiziert, welcher Hund gemeint ist. Falls aber der vorangegangene Satz seinerseits nicht wiederum einen sprachlichen oder situationellen Kontext hat, wissen wir nicht, wer "die Frau" ist. Das Beispiel demonstriert zugleich eine wichtige Form der Verknüpfung von Aussagen in Texten⁶: die *anaphorische* (nicht zu verwechseln mit der Anapher der Rhetorik). Eine anaphorische Relation liegt vor, wenn eine Aussage auf eine vorangegangene Aussage als ihren Referenten verweist, durch den sie interpretiert wird: "der Hund" wird durch "der Pudel der Frau" spezifiziert. Eine *kataphorische* Relation liegt vor, wenn eine Aussage auf eine kommende als den sie interpretierenden Referenten bezogen ist: "Der Hund (kataphorisch) ist grau. Er (anaphorisch) ist ein Pudel und gehört der Frau im Nachbarhaus". Wichtig ist: "Der Textanfang ist grundsätzlich kataphorisch, er erweckt Erwartungen" (Dressler 1971, S. 57 f.). Eine *homophorische* Relation liegt vor, wenn weder ein vorangegangener noch ein folgender sprachlicher Kontext die Größe spezifiziert: "Hunde sind an der Leine zu führen". Solche Beziehungen sind ebenso wie Deixis oder Koreferenz von einiger Bedeutung für die *Textkohärenz*.

Die Relationen zwischen Signifikanten, Signifikaten, Referenten, die wir an Hand eines bestimmten Typs sprachlicher Zeichen, der Lexeme, skizziert und demonstriert haben, lassen sich nun ebensogut

⁶ Vgl. etwa Dressler 1971, Brekle 1972 usw.

auf nicht-sprachliche Zeichen übertragen: die genannten Begriffe sind also nicht nur Begriffe der Wissenschaft von der "natürlichen" Sprache, der Linguistik, sondern auch solche einer allgemeinen Theorie der Zeichen, der *Semiotik*, von der die Linguistik nur eine – mutmaßlich allerdings privilegierte – Teildisziplin ist. Die vorstehenden Andeutungen zu Aspekten der Zeichenhaftigkeit haben wohl auch schon hinreichend demonstriert, daß der Aufgabenbereich einer solchen Semiotik notwendig drei Teilklassen von Problemen umfaßt, denen drei Klassen für Zeichen konstitutiver Beziehungen entsprechen: Syntax, Semantik, Pragmatik⁷. So sehr diese drei Klassen auch de facto korreliert sind, einander wechselseitig voraussetzen und gelegentlich auch kaum scharf von einander abgegrenzt werden können⁸, müssen sie doch theoretisch unterschieden werden. Unter der *syntaktischen* Relation werden die möglichen Beziehungen zwischen verschiedenen Zeichen desselben Typs, ihre möglichen Verknüpfungen und Verkettungen zu *wohlgeformten Aussagen* (Sätzen, "Texten" usw.) verstanden. Das bekannteste Beispiel ist die Syntax der "natürlichen" Sprachen, die Objekt der Linguistik, als semiotischer Teildisziplin, ist; dennoch darf – und das gilt analog für die beiden anderen Begriffe – der weitere semiotische Begriff der Syntax nicht mit dem engeren der Linguistik verwechselt werden. Es gibt etwa ebenso eine Syntax der Zeichen der formalen Logik, und es läßt sich ebenso z. B. eine Syntax der Figuren oder Klassen von Figuren eines "Textes" oder eines Corpus von "Texten" denken, die etwa beschreibt, welche Figuren(klassen) unter welchen Bedingungen und auf welche Weise im System dieser "Texte" kombiniert werden können. Wenn wir jedenfalls diese Begriffe im folgenden benutzen, sind sie, sofern keine kontextuelle oder explizite Spezifizierung stattfindet, immer in der weiteren Bedeutung gemeint. Die Wichtigkeit des syntaktischen Aspektes manifestierte sich in den vorstehenden Ausführungen schon

⁷ Zur Relation dieser Begriffe v. a. Apostel 1967 und Klaus 1969, der noch die Sigmantik hinzufügt. Im übrigen lassen sich verschiedene semiotische Systeme nach ihrer Relation zu diesen drei Größen differenzieren: so ist etwa Musik ein primär syntaktisches System ohne Semantik (Lévi-Strauss, Eco 1972), so hat die Architektur von vornherein eine andere semantische Organisation als etwa Sprache (Eco 1972), so wirft das Kontinuum nicht diskreter Zeichen etwa in ikonischen Systemen wie Malerei besondere Probleme auf (Eco 1972, Lotman 1974).

⁸ Vgl. etwa das Abgrenzungsproblem der syntaktischen und der semantischen Komponente in der generativen Grammatik.

durch die Relevanz von (hier: sprachlichen) Kontexten für die Bedeutung von Zeichen.

Unter *semantischer* Relation werden die Beziehungen zwischen Bedeutungen bzw. semantischen Merkmalen untereinander verstanden. (Die Beziehungen zwischen Zeichen und Bedeutungen hat Klaus 1969 zum Objekt einer – bislang hypothetischen – *Sigmatik* erklärt.) Was die "natürliche" Sprache, den für uns im folgenden wichtigsten Typ von Zeichenhaftigkeit betrifft, fehlt leider bislang eine befriedigende Theorie der Semantik; einige für uns zentrale Aspekte führt Kap. 2. aus.

Unter *pragmatischer* Relation werden die Beziehungen zwischen den Zeichen und ihren Benutzern verstanden, worunter etwa die schon angedeuteten Probleme der Sprechsituation und ihrer Beziehung zur Äußerung z. B. die Funktionen und konnotativen Bedeutungen, die eine Äußerung durch die Sprechsituation erhält, fallen, während die Äußerung selbst Objekt einer syntaktischen und semantischen Beschreibung werden kann. Doch werden sich diese Begriffe durch den weiteren Gebrauch wohl noch hinreichend erläutern. Daß überhaupt bestimmte Größen, etwa bestimmte Lautkombinationen, als Zeichen akzeptiert und verstanden werden, ist jedenfalls selbst schon ein pragmatischer Sachverhalt, der auf einer bestimmten Reihe sozialer Phänomene basiert. Ein semantisch relativ eindeutiger Satz wie z. B. "heute arbeiten alle" kann jedenfalls pragmatisch die verschiedensten Funktionen und konnotativen Bedeutungen übernehmen, je nachdem, in welcher Sprechsituation er geäußert wird: ob ihn etwa am Montag Vormittag klagend ein arbeitsloser Säufer, der seine Kumpane vom Vortag vermißt, zum Wirt äußert, ermahnend ein Angestellter zum arbeitsscheuen Kollegen oder drohend ein Aufseher zum zusammengebrochenen Sklaven sagt oder schließlich, kopfschüttelnd über die Dummheit der Welt, ein Philosoph auf dem Faulbett an sich selbst adressiert.

Der pragmatische Aspekt verweist also auf die Verwendung der Zeichen als Mittel einer *Kommunikation* als eine der wichtigsten Formen sozialer Interaktion. Nach einem vielzitierten – und deshalb auch hier genannten – informationstheoretischen Modell⁹ sind an

⁹ Vgl. Jakobson 1972. Ein differenziertes Kommunikationsmodell findet sich auch in Eco 1972, v. a. S. 169. Zum informationstheoretischen Modell vgl. z. B. Cherry 1963. Zum Funktionieren von Kodes/Zeichensystemen in der sozialen Kommunikation vgl. Bourdieu 1970, v. a. S. 159–201.

einer Kommunikation, ob sie nun zwischen Menschen oder Maschinen stattfindet, sich einer "natürlichen" Sprache oder eines formalen Zeichensystems bedient, sechs Größen beteiligt: der *Sender* (z. B. Sprecher, Schreiber usw.) und der *Empfänger* (z. B. Hörer, Leser usw.), zwischen denen die *Nachricht* (*message*) (irgendeine Form von »Text«) ausgetauscht wird; der *Kanal*, das Kontaktmedium, mittels dessen die Nachricht übermittelt wird (z. B. akustische Schwingungen bei unmittelbarer mündlicher Rede, elektrische Impulse beim Telefongespräch); der *referentielle Kontext*, also das, was die Nachricht übermittelt; der *Kode* (*code*), das Zeichensystem, mittels dessen der Sender die Nachricht ausdrückt (Kodierung) und dank dessen Kenntnis sie der Empfänger verstehen kann (Dekodierung). Die linguistischen Untersuchungen zur normalsprachlichen Kommunikation (vgl. etwa vor allem Jakobson 1972) unterschieden auch verschiedene, für den jeweiligen "Text" in verschiedenem Umfang relevante Typen kommunikativer Funktionen der Nachricht, die wir hier beiseite lassen.

Der Hervorhebung bedarf aber der zentrale Begriff des *Zeichensystems*, dessen sich die Äußerung (Nachricht), bedient. Damit eine Äußerung eine Bedeutung übermitteln kann, muß es ein Sender und Empfänger bekanntes Zeichensystem geben, das schon vor der konkreten Äußerung existiert und das die Bildung vieler verschiedener, im Falle des Systems einer "natürlichen" Sprache, etwa des Deutschen, sogar praktisch unendlich vieler, Äußerungen erlaubt. Die Zeichen einer solchen "Sprache" sind nicht eine ungeordnete Menge, sondern sie bilden ein System. Um eine verstehbare und kohärente Äußerung zu erzeugen, müssen bestimmte syntaktische, semantische und pragmatische Regeln für die Verwendung der Zeichen eingehalten werden. Solche Zeichensysteme sind z. B. außer den "natürlichen" Sprachen die Zeichensysteme der Logik oder Mathematik, das Morsealphabet, das System der den Straßenverkehr regelnden Zeichen (Ampeln, Verkehrsschilder, Fahrbahnmarkierungen), die Ausdrucksformen der bildenden Kunst oder des Films, die komplizierten semiotischen Systeme der "Literatur", die gestischen und mimischen Kodes (z. B. Ausdruck von Zweifel, Freude, Bejahung, Verneinung usw.), verschiedenste soziale Kodes (etwa das jeweilige System der Höflichkeitsformen), religiöse Symboliken usw. Es gibt in jeder Kultur weit aus mehr solcher semiotischen Systeme, als selbst den "gebildetsten" Mitgliedern der Kultur bekannt und bewußt ist, selbst wenn man von solchen Grenzfällen wie dem Zeichensystem des Traums in der psychoanalytischen Deutung Freuds einmal absieht. So hat z. B. Lévi-

Strauss (z. B. 1973, vor allem S. 504 ff.) auf die "kulinarischen Kodes" (Klassifikation und Interpretation der Rohstoffe der Mahlzeit, der Formen ihrer Gewinnung: Verhaltensregeln beim Sammeln, bei Landwirtschaft, Tierzucht, Jagd (evt. auch Krieg), der Formen ihrer Zubereitung: Küchenpraktiken, der Formen ihres Verzehr (Tischsitten) als universales ethnologisches Phänomen hingewiesen, die nun zweifellos ein weitgehend nicht bewußtes semiotisches System bilden. Auch wenn es fast schwieriger sein mag, soziale Praktiken zu finden, die nicht zugleich auch ein Zeichensystem bilden, als umgekehrt zu zeigen, daß soziale Praktiken, so sehr ihre Nutzenfunktion auch im Vordergrund steht oder gar das alleinige Kriterium ihrer Regelung zu sein scheint (etwa Bau von Maschinen oder funktionale Architektur usw.)¹⁰, zugleich über die Erfüllung einer Funktion hinaus als Zeichensystem fungieren und somit eine weitere, wenn auch eventuell verdeckte, soziale Leistung erbringen, müßte es dennoch im Prinzip möglich sein, heuristische Kriterien zur Unterscheidung zwischen sozialen Praktiken, die ausschließlich oder zusätzlich zeichenhafter Kommunikation dienen, und solchen, die nur um den Preis völliger Begriffsentleerung als Zeichensystem betrachtet werden können, zu formulieren. Eine denkbare Basis eines solchen – im Moment nicht vorstellbaren – Kriteriums könnte vielleicht die Unterscheidung liefern zwischen Praktiken, für die sich bei je gegebenem Stande einer Kultur eine mindestens gleichwertige oder gar bessere Alternative denken läßt und deren Wahl durch die Kultur zu Ungunsten der alternativen Möglichkeit somit offenbar "signifikant" ist, und solchen, zu denen beim gegebenen sozialen und technologischen Stande keine Alternative denkbar ist und die somit in dieser Kultur das einzig mögliche Problemlösungsverfahren darstellen. Eine hinreichende Präzisierung scheint freilich schwierig.

Doch müssen wir die Vielzahl faszinierender Probleme, die die kulturellen Zeichensysteme aufwerfen, auf sich beruhen lassen und uns wiederum auf einige terminologische Erläuterungen beschränken, die zunächst der Benennung des Unterschieds von Zeichensystem und Äußerung gewidmet sind. In der einschlägigen Literatur haben vor allem drei Begriffspaare zur Bezeichnung dieser Größen gedient, auf

¹⁰ Eco 1972 hat am Beispiel der Architektur deutlich gemacht, wie sehr selbst das scheinbar rein Funktionale doch auch zugleich ein semiotisches Faktum sein kann.

die wir hier eingehen, weil sie unterschiedene Aspekte des Gegensatzes von Zeichensystem/semiotischem System und "Text" (wie wir im folgenden sagen werden) hervorzuheben scheinen: es handelt sich erstens um *langue* und *parole*, zweitens um *competence* und *performance*, drittens um *code* und *message*.

Das erste Begriffspaar, weitaus älter als das zweite, entstammt der "taxonomischen" Phase der Linguistik, das zweite ihrer "generativen"¹¹. Während das zweite und dritte Begriffspaar in dieser Hinsicht nicht festgelegt sind, betont das erste schon durch die Wahl der Lexeme den semiotischen Spezialfall des Systems der "natürlichen" Sprache und der zugehörigen Äußerungen. Gegenüber dem zweiten (und – wenn auch in anderer Hinsicht – gegenüber dem dritten) Paar betont es zweitens vor allem den systematischen Charakter der Phänomene als einem benutzerunabhängigen. In Übereinstimmung mit dem Typ der generativen Grammatik, der den Akt der Hervorbringung akzentuiert, betont das zweite Begriffspaar mehr die pragmatische – soziale und kommunikative – Basis des Systems und seiner Aktualisierung, wie denn Chomskys Grammatiktheorie¹² nicht zufällig auch Hypothesen über den Spracherwerb enthält. Das dritte Begriffspaar schließlich, wie schon gesagt: stark von der Informationstheorie geprägt, neigt einerseits dazu, die Äußerung mit ihrem referentiellen Inhalt zu identifizieren, andererseits dazu, das Sprachsystem als seinen Benutzern bewußte und völlig bekannte Größe zu behandeln, was beides von der Herkunft aus technologischen Problemen der Nachrichtenübermittlung motiviert ist. Selbst wenn diese Begriffe also nicht selten synonym gebraucht werden, scheint uns eine Unterscheidung nützlich, da sie mindestens konnotativ differieren.

Die hier gewählten – keineswegs neuen – Benennungen sollen nun gegenüber diesen Begriffspaaren

- erstens auf beliebige semiotische Systeme, ob sprachliche, ob nicht-sprachliche, anwendbar sein,
- zweitens unabhängig von der sozialen Praxis der Hervorbringung und Rezeption den benutzerunabhängigen Systemcharakter betonen,
- drittens unabhängig von dem Grad sein, in dem den Zeichenbenutzern einerseits das Zeichensystem und seine Regeln, andererseits die vom "Text" aktualisierte Bedeutung bewußt ist (beide Aspekte

¹¹ Zu generativen Grammatiken vgl. z. B. Wunderlich 1974.

¹² Chomsky 1969.

müssen unterschieden werden, da man z. B. — wie im Falle der “natürlichen” Sprache — ein Zeichensystem zur Produktion und Rezeption von Texten mit bewußten Bedeutungen verwenden kann, ohne sich des Funktionierens und der Regeln des Systems selbst bewußt sein zu müssen).

Demnach werden wir also den Begriff “Kode” z. B. für die Fälle reservieren, in denen entweder das Zeichensystem und seine Regeln oder doch wenigstens die Bedeutung der mittels dieses Systems produzierten Texte den Benutzern bewußt ist bzw. — präziser — ein solches Bewußtsein von uns angenommen wird: von einem “kulinarischen Kode” können wir demnach z. B. überhaupt nur reden, wenn wir den Begriff zitieren. Zur Erläuterung ein literar-historisches Beispiel: man sagt gern E. T. A. Hoffmann nach, seine Texte vereinigten (noch) “Romantisches” und (schon) “Realistisches”. Abgesehen nun von der Frage, wieweit ein semiotisches System wie “Romantik” für seine Benutzer auch zu einem bewußten Kode wird, was mutmaßlich nur sehr partiell der Fall ist und vielleicht in der Regel überhaupt nur Oberflächenaspekte solcher Systeme betrifft, existiert zu diesem Zeitpunkt noch kein etabliertes realistisches Literatursystem und kann demnach auch weder Kode sein noch werden. In unserem Sprachgebrauch wäre demnach eine Formulierung der oben genannten (übrigens tatsächlich bestätigbaren) Hypothese nicht nur nicht möglich, sondern falsch, die behaupten würde, Hoffmanns Werke würden Elemente des romantischen und des realistischen Kodes kombinieren: gesagt werden kann hingegen, daß sie Elemente des romantischen und des realistischen Zeichensystems kombinieren, oder allenfalls auch: daß sie Elemente des romantischen Kodes (und natürlich auch Systems) und des realistischen Systems kombinieren. Mit “Kode” bezeichnen wir also nur die Teilstrukturen eines semiotischen Systems oder “Textes”, die den Benutzern “bewußt” sind.

“Texte” setzen also jedenfalls einerseits *Zeichensysteme* voraus und bilden aber andererseits auch aus deren verwendeten Elementen ein *System von Zeichen*: denn die Organisation der Nachricht wird ja nur partiell von den syntaktisch-semantisch-pragmatischen Regeln bestimmt, deren Einhaltung das semiotische System verlangt, damit die Nachricht für die systemkompetenten Empfänger verstehbar und semantisch kohärent sei. Auch Texte etwa, die alle Regeln der “natürlichen” Sprache respektieren, und auch keinerlei Sekundärkodes wie etwa wissenschaftliche Begriffssysteme einführen, nehmen zusätzliche Strukturierungen vor, die — als potentielle individuell-einma-

lige — weder von einer linguistischen Theorie des Sprachsystems noch einer solchen der sprachlichen Äußerungen kodifiziert werden. (Um die oben eingeführte Unterscheidung nochmals zu erläutern: “kodifiziert” sagen wir hier deshalb, weil die Formulierung der Regeln eines Zeichensystems dieses für die Benutzer dieser Formulierung zu einem bewußten Kode macht.) Zudem spielen in der Organisation von “Texten” auch immer Prinzipien eine Rolle, die nicht dem Zeichensystem, in dem sich der “Text” ausdrückt, angehören, sondern aus anderen kulturellen Kodes oder Systemen stammen: z. B. legt das System der deutschen Sprache nicht fest, in welcher Reihenfolge etwa die äußerlichen Attribute einer geschilderten Person beschrieben werden müssen, doch kann sehr wohl in einer Kultur eine außersprachliche Regelung existieren, die z. B. eine Beschreibung in der Reihenfolge vom Kopf zum Fuß verlangt. Oder ein bestimmter *kultureller Realitätsbegriff* legt fest, welche Klassen von Daten bei der Beschreibung eines Sachverhalts zu berücksichtigen sind, damit die Beschreibung als “befriedigend” und “vollständig” gilt, und welche übergangen werden können: so mag es in der einen Kultur semantisch bedeutungslos sein, an welchem Wochentag etwa ein Liebesakt vorgenommen wurde, während in einer anderen Kultur ein wesentlicher Unterschied zwischen zwei Klassen von Tagen, z. B. solchen, wo er erlaubt, und solchen, wo er unerlaubt ist, gemacht wird und demnach die Erzählung, ein Liebesakt habe zwischen X und Y stattgefunden, notwendig als “unvollständig” empfunden wird, so lange nicht die kulturell relevante Größe spezifiziert worden ist, in welche Klasse von Tagen das Datum des Ereignisses fällt, da diese Information die Bedeutung des Ereignisses wesentlich modifizieren kann.

Eine zweite Klasse solcher zusätzlicher Prinzipien der Textstrukturierung liefert die Pragmatik, die spezifisch-individuell-empirische Sprechsituation, in der ein Sprecher den Text äußert. Eine Erläuterung dürfte hier nützlich sein, da wir schon anlässlich des Sprachsystems selbst von pragmatischen Regeln gesprochen haben. Es muß unterschieden werden zwischen einer Theorie der Pragmatik als Bestandteil der Semiotik überhaupt oder einer Theorie eines spezifischen Zeichensystems und einer Beschreibung der pragmatischen Gegebenheiten einer konkret-empirischen, u. U. einmaligen Sprechsituation. Eine allgemeine Theorie der Pragmatik kann notwendig nur formale Regeln für Kommunikationssituationen formulieren, die unabhängig von den beliebig verschiedenen Merkmalen der unendlich vielen empirisch möglichen Sprechsituationen sind, und nur solche pragmatischen Re-

geln können Bestandteil einer Theorie des Zeichensystems sein. Zu einer solchen Theorie der Pragmatik könnte etwa eine Theorie der Relevanz sozialer Unterschiede zwischen Sprechern/Hörern für die Sprachverwendung und die Kommunikation gehören oder auch solche Regeln, die Bedingungen formulieren, die eine/jede Äußerung erfüllen muß, um einer kommunikativen Funktion genügen zu können. Solche Regeln verletzt ein Sprecher etwa, wenn er wissentlich den Adressaten in einer diesem unbekanntem Sprache anredet oder ein bestimmtes, zum Verständnis der Äußerung erforderliches Wissen, das der Hörer nicht besitzen kann, dennoch als diesem bekannt voraussetzt. Situationspezifische pragmatische Gegebenheiten können hingegen nicht Bestandteil einer Theorie des Zeichensystems sein, wenngleich sie die Struktur der Äußerung ganz wesentlich mitbestimmen mögen. Nehmen wir z. B. einen reichen Erbonkel mit ausgeprägter Abneigung gegen Fremdwörter: der erblüsterne Neffe wird sich ihm gegenüber sicherlich eines anderen Vokabulars bedienen, als es das vorliegende Buch tut, selbst wenn der Neffe im übrigen zu dessen begeisterten Lesern gehören sollte. Die Verwendung von Fremdwörtern wäre aber eine Verletzung einer allgemeinen pragmatischen Regel der Kommunikation nur dann, wenn sie der Hörer aufgrund seines Kenntnisstandes nicht verstehen kann (etwa im Falle der sog. "Sprachbarrieren").

Noch eine weitere Unterscheidung ist hier aber wichtig: innerhalb der geregelten kulturellen Praktiken, die auch oder primär Zeichensysteme sind, läßt sich nochmals eine Unterscheidung nach der kommunikativen Funktion und Leistung für ihre Benutzer treffen zwischen Zeichensystemen wie z. B. Sprache, Film, Verkehrskode usw., die von ihren Benutzern bewußt als Zeichensysteme empfunden und verwendet werden und somit mindestens in dieser Hinsicht Codes sind, und solchen, deren Charakter als Zeichensystem ihnen nicht bewußt ist. Letztere interessieren uns im folgenden nur am Rande, da sie, wie etwa der "kulinarische Kode", in der Regel nur die Übermittlung *einer* sozialen Nachricht, etwa der der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen oder kulturellen Gruppe, nicht aber die Zusammensetzung *beliebig vieler* individueller Nachrichten in bewußter Kommunikation erlauben und mittels ihrer auch keine Geschichten erzählt werden können, was freilich auch bestimmte Systeme der ersten Gruppe, etwa der Verkehrskode, nicht erlauben, die, wie dieser, nur eine sehr begrenzte Menge genormter Äußerungen zulassen und als Signalsystem von den anderen sprachähnlichen Zeichensysteme

men unterschieden werden können. Uns interessieren im folgenden hauptsächlich die sprachähnlichen Zeichensysteme, die erstens bewußter Kommunikation dienen können und zweitens die Bildung einer potentiell unendlichen Menge individualisierter Äußerungen zulassen. Für "Texte" dieser Teilklasse von Kodes/Zeichensystemen (wie etwa Sprache, Malerei, Film usw.) gilt nun, was für "Texte" anderer Klassen semiotischer Systeme keineswegs notwendig, wenn überhaupt, gilt: sie bedienen sich nie nur des Kodes/Zeichensystems, in dem sie formuliert sind, sondern immer auch anderer Kodes/Zeichensysteme. Ein solches System von Zeichen vereinigt also in sich Zeichen verschiedener Systeme, wobei aber eines dieser Systeme insofern privilegiert ist, als sich der "Text" seiner als Substrat und Träger (support) auch der anderen Systemen entliehenen Elemente bedient. Z. B. im Falle jener kulturell als "Literatur" klassifizierten "Texte"¹³ ist dieses "tragende" Zeichensystem die "natürliche" Sprache: die etwaigen Zeichen anderer Systeme, deren sich der Text bedient, müssen in sprachliche Zusammenhänge übersetzt werden. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, daß "Texte" natürlich auch zugleich verschiedene Zeichensysteme als "tragende" benutzen können, wie dies etwa der Film tut, bei dem ein sprachliches und ein ikonisches System Verbindungen mit wechselnder proportionaler Relevanz jedes der beiden Systeme eingehen. Wenn es etwa in einem Text heißt: "X schüttelte auf die Frage, ob er mit ins Kino gehen wolle, den Kopf", bedeutet und bezeichnet die Lexemfolge "den Kopf schütteln" in diesem Kontext eine Geste als Referenten, die ihrerseits als Zeichen eines außersprachlichen, gestischen Kodes fungiert, und im Kontext etwa unserer Kultur "Verneinung" bedeutet. Eine Eigenschaft der sprachartigen Zeichensysteme und vor allem der "natürlichen" Sprache selbst, die den anderen Klassen von Zeichensystemen nicht zuzukommen scheint, verdient noch Hervorhebung: man kann mittels ihrer Aussagen über sie selbst bilden. Solche *metasprachlichen*¹⁴ Aussagen in einem "Text" können etwa der Struktur dieses "Textes" selbst bzw. eines seiner Teile oder der Struktur des verwendeten oder anderer Zeichensysteme gelten. Ein Satz z. B., der einen neuen Begriff einführt und definiert, ist eine metasprachliche Äußerung über die mögliche sprachliche Verwendung dieses Begriffs.

¹³ Zum Literaturbegriff einige Anm. in 1.2.

¹⁴ Zum Begriff der Metasprache vgl. 0.5 und beliebige Logiken bzw. Wissenschaftstheorien.

Das Verhältnis von "Text" und Zeichensystem ist nun durch zwei fundamentale Operationen bei der "Text"-Herstellung charakterisiert: *Selektion* (Auswahl) und *Kombination* (Anordnung, Verknüpfung, Verkettung). Der Sprecher wählt aus dem Zeichensystem bestimmte semantische Einheiten, z. B. Lexeme des Lexikons, und syntaktische Typen, z. B. Satzshemata, und verknüpft die gewählten Größen auf eine bestimmte Art: beides – normalerweise (vgl. dazu 3.3) – nach Maßgabe seiner Aussageintention, die eine pragmatische Größe ist. So kann ein Sprecher etwa ausdrücken wollen, sein Gesprächspartner verzehre seine Mahlzeit auf eine kulturell als unfein geltende Art. Abgesehen davon, daß er dies – nach einer einfachen grammatischen Transformation der Satzstruktur – so tun kann, wie wir es eben taten, hat er z. B. die Wahl zwischen verschiedenen Anredeformen (Du, Sie usw.), verschiedenen stilistischen Niveaus ("Du frißt wie ein Schwein"/"Sie haben befremdliche Eßgewohnheiten" usw.), verschiedenen Satztypen ("Sie haben widerliche Manieren"/"Ihre Eßgewohnheiten sind mir unangenehm" usw.). Wenn er zudem ausdrücken will, daß er sich daher aus solcher Gesellschaft entferne, hat er nicht nur wiederum die Wahl zwischen verschiedensten Aussageformen, sondern kann auch diese zweite Aussage der ersten voranstellen, einfügen, nachstellen. Das Beispiel macht schon deutlich, daß die Grenze zwischen Selektion und Kombination unscharf ist, wenn z. B. zum Zeichensystem auch schon ein Arsenal syntaktischer Typen, also möglicher Kombinationen, gehört. Doch behalten wir die Begriffe um ihrer heuristischen Nützlichkeit willen bei.

Ihnen entsprechen nun zwei andere, ebenso wichtige Begriffe: der Selektion das *Paradigma*, als jenes Teilsystem des Zeichensystems, aus dem ein Element gewählt wird; der Kombination das *Syntagma*, als jenes Teilsystem des Systems von Zeichen, das Ergebnis der Verknüpfung der gewählten Elemente ist. Wenn demnach von syntagmatischen Beziehungen zwischen Elementen in einem "Text" gesprochen wird, sind bestimmte Relationen des Nebeneinanders (bei "Texten", die sich, wie Gemälde, einzelne Filmaufnahmen usw., ikonisch-abbildender Zeichensysteme bedienen) oder des Nacheinanders (bei "Texten", die sich, wie "Literatur", logisch-mathematische Formelfolgen usw., sprachlich-begrifflicher Zeichensysteme bedienen) gemeint. "Du frißt wie ein Schwein" ist z. B. eine syntagmatische Abfolge. Die syntagmatische Relation zwischen Elementen muß wiederum von der syntaktisch-grammatischen zwischen Zeichen der "natürlichen" Sprache unterschieden werden: die letztere ist nur ein Spezialfall der ersteren.

Die syntagmatische Relation der Zeichen in einem "Text" ist die Realisation einer der im Zeichensystem möglichen syntaktischen Verkettungen. In Texten gibt es zudem syntagmatische Relationen, die nicht linguistisch-grammatischer Art sind, so z. B. die syntagmatische Verteilung der Romanszenen, in denen etwa der Held, und der Szenen, in denen sein Gegenspieler auftritt. Wenn hingegen von paradigmatischen Beziehungen zwischen Elementen in einem Zeichensystem gesprochen wird, sind bestimmte Relationen der Ähnlichkeit und des Gegensatzes zwischen Zeichen, unabhängig von der syntagmatischen Reihenfolge, in der sie in einem "Text" auftreten, gemeint: da solche Relationen der Ähnlichkeit und des Gegensatzes erst in 2.2 präzisiert werden, kann der Begriff auch erst dort genauer definiert werden. Ein Paradigma bilden z. B. jedenfalls die Lexeme "fressen", "essen", "speisen" usw., zwischen denen etwa unser obengenannter Sprecher wählen könnte, wenn er eine Aussage über die Formen der Nahrungsaufnahme eines anderen machen will. Wichtig ist dabei aber, daß die Wahl nur innerhalb bestimmter Grenzen frei ist: die Linguistik hat hierfür den Begriff der *Selektionsbeschränkungen*¹⁵ eingeführt. Die Wahl einer Größe engt zugleich die Wahlmöglichkeiten weiterer, mit dieser zu kombinierender Größen ein, da viele Größen aufgrund ihrer semantischen Merkmale unvereinbar sind und nicht mit einander kombiniert werden können. Wenn unser Sprecher z. B. die Wahl getroffen hat, seinen Partner explizit mit einem Schwein zu vergleichen, kann er, um dessen Eßtätigkeit zu bezeichnen, nicht mehr das Lexem "speisen" wählen, das nur mit menschlichen Subjekten kombiniert werden kann und eher gehobene Tischsitten impliziert: "Du speist wie ein Schwein" ist sprachlich unkorrekt, da es gegen solche Selektionsbeschränkungen verstößt. Auch der Begriff der Selektionsbeschränkung ist nun über die Linguistik und ihr Objekt hinaus generalisierbar und von allgemeinem semiotischen Interesse: so ist z. B. in bestimmten Literatursystemen verboten, daß die Erzählung von einem "bösen" Helden für diesen glücklich enden kann — der "böse" Held ist nur kombinierbar mit einem Textende, an dem er entweder bestraft wird oder doch wenigstens, sich selbst bestrafend, bereut. An bestimmten von "Traditon"¹⁶ bestimmten Gattungen oder Texttypen, wie z. B. Minnesang, Artus-Roman, Märchen usw., wird die

¹⁵ Vgl. Wunderlich 1974.

¹⁶ Zum Begriff Wunsch 1975.

Existenz solcher, u. U. sehr restriktiver Selektionsbeschränkungen nicht-sprachlicher Art ebenfalls sehr gut sichtbar. Die Selektionsbeschränkungen können die Klasse der erlaubten, d. h. mit einer gegebenen Größe kombinierbaren Größen in verschiedenem Ausmaß einengen — im Extremfall auf eine einzige Möglichkeit.

Nun kann natürlich ein Sprecher einen "Text" hervorbringen, der gegen die Selektionsbeschränkungen — oder gegen andere syntaktische, semantische, pragmatische Regeln — des Sprachsystems verstößt. Solche Verstöße werden *Abweichung* genannt und sind je nach Art und Ausmaß einerseits, nach dem Texttyp andererseits pragmatisch noch oder nicht mehr akzeptabel. Die soziokulturelle *Akzeptabilität* eines "Textes" ist jedenfalls nicht identisch mit seiner Korrektheit gegenüber den Regeln des Systems: ein bestimmtes Ausmaß an Abweichung wird normalerweise toleriert, wie ja auch bei sozialen Normensystemen zwischen der "gedachten" und der "gelebten" Ordnung (Lévi-Strauss 1967, S. 342 f.) unterschieden werden muß. Im Falle etwa der "natürlichen" Sprache gibt es Verstöße, die die Kommunikation nicht gefährden und mindestens in bestimmten Texttypen etwa in mündlicher Sprache, die äußerst häufig gegen die kodifizierten Regeln verstößt, geduldet werden, während die Einhaltung der Regeln von schriftlicher Sprache verlangt wird. Andere Klassen von Abweichungen hingegen gefährden die Kommunikation, indem sie entweder die Verstehbarkeit der Aussage stören oder zu Sätzen führen, die im gewählten Sprachsystem überhaupt keine kohärente Bedeutung haben und als sinnlos empfunden werden (man verdankt dem Linguisten Chomsky ein berühmtes Beispiel: "farblose grüne Ideen schlafen wütend"). Solche Aussagen werden kulturell höchstens in "Literatur" oder in "Philosophie"¹⁷ geduldet. Ein "Text" kann jedenfalls Abweichungen gegenüber allen Codes/Zeichensystemen und sonstigen Systemen/Modellen, mit denen er operiert, aufweisen: so mag z. B. ein literarischer Text der Neuzeit etwa von Sprachnormen, von Gattungsnormen, von Moralnormen, vom kulturellen Realitätsbegriff, von der Logik, von beliebigen weiteren Teilsystemen der Kultur abweichen. Bestimmte Codes, wie z. B. das System der alten Rhetorik, basieren selbst sogar auf einer systematisierten Abweichung, in diesem Falle vom normalsprachlichen System: die Tropen und Figuren, die

¹⁷ Unter "Philosophie" ist hier nur eine bestimmte Teilklasse, in etwa die traditionellen, metaphysischen Ansätze, verstanden.

die Rhetorik klassifizierte und die heute erneut, zumal im Umkreis des Strukturalismus¹⁸ wissenschaftliches Interesse finden, lassen sich als semantische oder syntaktische Abweichungen von einem (selbst eigentlich weitgehend pragmatischen) Modell der "einfachen", "klaren" und "korrekten" Aussage definieren (vgl. Dubois et al. 1970). So ersetzen z. B. die *Tropen* einen "eigentlichen" durch einen "uneigentlichen" – d. h. die kontextuellen Selektionsbeschränkungen verletzenden – Ausdruck; und zwar etwa im Falle der *Metapher* derart, daß die Merkmalsmengen des ersetzten und des ersetzenden Ausdrucks einen gemeinsamen Durchschnitt haben (z. B. "einen Schicksalsschlag erleiden" für "ein Unglück erleiden": das gemeinsame Merkmal ist Schädigung und Schmerzempfindung des Betroffenen); im Falle der *Synecdoche* derart, daß der ersetzte Ausdruck eine Teilmenge des ersetzenden bezeichnet (z. B. "Sterbliche" für "Menschen", "sich in der Welt nicht zurechtfinden": die Gesamtheit der Realität steht für den tatsächlich gemeinten kleinen Ausschnitt – *generalisierende S.*) oder umgekehrt (z. B. "das Glück ist unter meinem Dache eingezogen", was natürlich nicht heißt, daß es die Bodenkammer bewohnt, sondern wo vielmehr "Dach" für "Haus" steht; "der römische Soldat war tapfer", wo der Singular für den Plural steht – *partikularisierende S.*); im Falle der *Metonymie* derart, daß ersetzter und ersetzender Ausdruck weder Teilklassen von einander sind noch einen gemeinsamen Durchschnitt haben, sondern nur durch eine Klasse fester Relationen verbunden sind (so z. B. Ursache statt Wirkung, Besitzer statt Besitz, Führer statt Geführte, Gefäß statt Inhalt, oder umgekehrt; "ein Glas trinken", wo "Glas" für seinen Inhalt steht). Wichtig ist am Beispiel der Rhetorik, daß durch systematisierte Abweichung gegenüber einem System ein neues sekundäres System gebildet werden kann. Die rhetorische Abweichung ist so lange sprachlich akzeptabel, als sie wieder aufgelöst, d. h. der "eigentliche" Ausdruck aufgrund seines – nicht abweichenden – Kontextes rekonstruiert werden kann (vgl. Dubois et al. 1970, Kap. IV).

¹⁸ Vgl. etwa Dubois 1970, Kuentz 1970, Barthes 1970, Genette 1970, Eco 1972.

1.2 Zum Begriff des sekundären semiotischen Systems: Das Beispiel der "Literatur"

Auf unseren Zweck und Kontext bezogen, können wir hier nun an sich die Anmerkungen zu einigen semiotischen Grundbegriffen beenden, um danach im folgenden Kapitel einige semantische Probleme näher zu erörtern. Doch ist noch eine wichtige Frage verblieben: unter den semiotischen Systemen haben wir immer wieder etwa neben dem System der "natürlichen" Sprache auch ein System wie "Literatur", das einer deutlich verschiedenen Klasse von Zeichensystemen angehört, genannt, ohne doch seinen Status in diesem Begriffssystem näher zu bestimmen. Nun kann es sich dabei allerdings auch nicht darum handeln, die bislang praktisch ungelösten und sehr komplexen Probleme der definitorischen Merkmale von "Literatur" zu diskutieren¹⁹: niemand weiß derzeit, ob es überhaupt Merkmale gibt, und wenn ja: welche Merkmale es sind, die das, was von einer Kultur und Zeit bzw. gar von allen Kulturen und Zeiten je als "Literatur" klassifiziert und von anderen Texttypen normalsprachlicher, philosophischer, wissenschaftlicher usw. Rede unterschieden wurde, tatsächlich eindeutig von solchen Texttypen unterscheiden. Wenn wir einen Text als "literarisch" klassifizieren, heißt das demnach nur, daß dieser Text von mindestens einer Kultur bzw. Zeit als "literarisch" klassifiziert worden ist: "Literatur" wird im Moment nur pragmatisch durch den Gebrauch einer Kultur von Nicht-"Literatur" unterschieden. Nehmen wir aber an, ein hauptsächlich an "Literatur" interessierter Leser, der den Ausführungen wie trivial oder wie dunkel er sie auch gefunden haben mag, bis hierher geduldig gefolgt ist, frage nun, was um alles in der Welt ihn diese allgemein semiotischen Kategorien angehen und wo denn die "Literatur" geblieben sei, da er doch mit Recht Aussagen erwarten konnte, die sein Lieblingsobjekt wesentlich betreffen (wobei "Literatur" ggf. durch jeden beliebigen anderen Texttyp z. B. "Mythos" oder "Folklore", ersetzt werden kann). Wir würden ihm

¹⁹ Zum Literaturbegriff vgl. etwa Lotman 1972, Barthes 1972, Bouazis 1974, Grivel 1974, Ihwe 1972, Jakobson 1972, Koch 1968, Eco 1972, Kristeva 1968, Lefèbvre 1971, Cohen 1966, Todorov 1968 und 1973, wo er das Scheitern der ursprünglichen Ambitionen dieser Versuche erklärte (S. 106 ff).

antworten, daß, was immer "Literatur" sonst noch sein mag, sie doch in jedem Falle zunächst ein sprachliches Objekt sei, das sich einer "natürlichen" Sprache bediene. In diesem Sinne ist auch die Linguistik, wie Ihwe²⁰ ausgeführt hat, zwar weder eine in ihren Verfahren für die Literaturwissenschaft normative Disziplin noch auch eine sie ersetzende Superwissenschaft, aber doch eine ihr im logischen Sinne "vorangehende" Wissenschaft. Es kann für eine Literaturwissenschaft nicht gleichgültig sein, wie das System funktioniert, dessen sich ihr Objekt bedient, selbst wenn sie sich viel mehr für Fragen etwa der Beziehung zwischen "Literatur" und "Gesellschaft" interessiert. Es ließe sich wohl auch leicht an Hand der Wissenschaftsgeschichte zeigen, daß die Literaturwissenschaft immer auch, ob thematisiert oder verschwiegen, eine Konzeption der "natürlichen" Sprache implizierte; wenn dem aber so ist, wäre es mindestens nützlich, wenn diese Konzeption wenigstens nicht allzu inkompetent und unkontrolliert ist, damit sie nicht zu falschen Argumentationen verleitet. Wichtiger noch ist freilich, daß "Literatur" in der semiotischen Sicht selbst ein Zeichensystem bildet und somit alle Ausführungen über Zeichensysteme im allgemeinen auch für "Literatur" im besonderen relevant sind.

Nun mag unser konstruierter Leser einwenden, es sei ihm völlig gleichgültig, wie das Zeichensystem "Literatur" funktioniere, da er nur daran interessiert sei, was ein gegebener Text dieses Systems bedeute. Dann würden wir ihm entgegenen, daß, wer die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung verstehen wolle, sich notwendig der Mühe unterziehen müsse, die Sprache zu studieren (Lotman 1972, S. 57). Nun wird unser Leser vielleicht einwenden, er glaube, diese Sprache schon intuitiv gut genug zu kennen, um die ihn interessierenden Äußerungen verstehen zu können. Das würden wir ihm nun freilich schlechterdings nicht bestreiten können – nicht nur, weil wir ihn nicht kennen, sondern vor allem deshalb, weil mit einer Behauptung, die auf "Intuition" rekurriert, rational immer schwer zu rechten ist. Und schließlich: wenn unser Leser die Literatur nur zu seinem Vergnügen liest und wenn ihm seine Form des Textverständnisses genügt – warum sollte er sich um eine andere bemühen?

Und somit wäre der Dialog beendet, ließen wir nicht eiligst unseren Leser protestieren, er sei nicht nur Literaturliebhaber, sondern Literaturwissenschaftler – oder wolle es werden. Dann freilich müßten wir

²⁰ Ihwe 1972. Neuere Äußerungen Ihwes zu diesem Thema: 1976, 1977.

ihm erwidern, daß eine Wissenschaft, die sich nicht dafür interessiere, wie ihr theoretisches Objekt beschaffen sei und wie es funktioniere, eine bislang unerhörte Kuriosität sei. Und vom Wissenschaftler kann man doch wohl verlangen, daß sich seine Praxis von der eines beliebigen Literaturliebhabers – mindestens – dadurch unterscheide, daß er, was dieser "intuitiv", mit mehr oder weniger Glück je nach den Zufällen der – per Definition unkontrollierbaren – Intuition, einer launisch-unzuverlässigen Muse, betreibt, bewußt zum Objekt rationaler Untersuchung erhebt. Daraufhin würde uns vermutlich unser geneigter Leser, der sich so willig unserem Demonstrationszweck fügte, unwillig verlassen, und wir können somit für diesmal den Dialog mit ihm definitiv beenden, um uns wieder anderen Ausführungen zuzuwenden.

Wenn wir den Status der Literatur gegenüber der Sprache spezifizieren wollen, sind vorgängig einige Anmerkungen zum Status der Sprache selbst unter den semiotischen Systemen erforderlich, unter denen sie, wie wir schon behaupteten, eine privilegierte Stellung einnimmt. Sie ist erstens wohl das einzige dieser Systeme, mittels dessen über jedes andere dieser Systeme gesprochen werden kann. Sie ist zweitens auch die "letzte" *Metasprache*: wie viel formale Sprachen wir z. B. auch konstruieren mögen, um damit über die Struktur anderer, der *Objektsprachen*, zu sprechen, ist die "natürliche" Sprache immer das irreduzibel letzte System, mittels dessen wir solche Sprachen, auch wenn sie der Beschreibung dieser "natürlichen" Sprache selbst dienen, überhaupt nur einführen können. Das heißt freilich nicht, daß wir den Klassifikationen der natürlichen Sprache ausgeliefert wären: diese können durchaus nicht nur Objekt einer Untersuchung werden, sondern auch durch andere ersetzt werden. Der wichtigste Punkt ist aber der dritte: wenn wir fragen, was es denn eigentlich heißt, wenn wir bei einem beliebigen sprachlichen oder nicht-sprachlichen "Text", also z. B. einem Roman, einer Werbeanzeige, einem Erbauungstraktat, einem Gemälde, einer Zeitungsnotiz, einer Statue, einem Film, einem comic strip, einer Kombination von Verkehrszeichen, davon reden, er sei ein System von Zeichen und die Zeichen hätten eine Bedeutung. Daß ein Zeichen, gleich welchen semiotischen Systems, eine Bedeutung habe, kann nur heißen, das Zeichen "drücke etwas aus", was sich in Sprache paraphrasieren läßt: "*Bedeutung*" ist, was mittels sprachlicher Zeichen paraphrasiert werden kann. "*Sprache*" ist demnach der Referenzkode aller Kodes/ Zeichensysteme. Wenn unsere Behauptung aber richtig ist, impliziert

sie, daß es keine "unsagbare" und "unaussprechliche" Bedeutung geben kann, was eigentlich schon die Bedeutung von "Bedeutung" selbst bestätigt. Was nicht in Sprache formulierbar ist, kann für uns überhaupt nur als konnotativ-assoziierter emotionaler Komplex existieren: das "Unaussprechliche" kann niemals ein intersubjektives Faktum werden, da man es nicht mitteilen und sich somit nicht darüber verständigen kann²¹. Es kann im übrigen überhaupt nur ein Glied der Klasse des "Unaussprechlichen" geben: alle "unaussprechlichen" Bedeutungen wären, wenn es sie geben könnte, identisch. Der bloße Begriff des Zeichensystems impliziert aber die Möglichkeit einer Kommunikation: ein Zeichen, das – statt einer prinzipiell intersubjektiven Bedeutung – nur "Unaussprechliches" beim Rezipienten auslöst, ist kein Zeichen im hier verwendeten Sinne: es ist ein "Zeichen" für nur einen Rezipienten, dem mit diesem Zeichen nicht eine Bedeutung mitgeteilt wird, sondern der sich selbst monologisch an Hand des Zeichens eine Bedeutung, die nur er "verstehet", mitteilt, – wozu er des Zeichens nicht bedurft hätte. Der Mythos von der besonderen Weihe des "Unaussprechlichen", den sich Europa hier und da eine Zeitlang geleistet hat, ist grundsätzlich kulturfeindlich: das "Unaussprechliche" ist das, was in einer Kultur Realität überhaupt nur hat als Negation und Infragestellung eben der Kultur, nicht nur – was möglich und legitim sein muß – dieser, sondern jeder Kultur. Das "Unaussprechliche" hat keine Realität und kann nicht gedacht werden: "Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt" (Wittgenstein 1968, S. 89). Das, was in Sprache nicht paraphrasiert werden kann, ist nicht eine besonders "tiefe" Bedeutung: es ist keine Bedeutung. Nicht das vorsprachlich-intuitive "Fühlen"/"Ahnen" der Bedeutung eines Systems von Zeichen seitens eines Rezipienten, nicht also der mutmaßliche und legitime Normalfall vor- oder außerwissenschaftlicher Textwahrnehmung, sondern nur die ideologische Verklärung des "Nicht-Sagbaren" soll hier diffamiert werden. Ob nun ein Rezipient die Bedeutung nur emotional-assoziativ wahrnimmt oder ob er sie explizit formulieren kann, ist nicht der hier relevante Unterschied: relevant ist nur, ob dieses "Gefühlte" *im Prinzip*, wenn auch vielleicht nicht von jedem einzelnen Rezipienten, sprachlich artikuliert werden kann. Im Prinzip Artikulierbares ist auch dann nicht "unaussprechlich", wenn sich der Einzelne im konkre-

²¹ Das gilt natürlich a fortiori für die Wissenschaftssprache.

ten Falle keine sprachliche Rechenschaft davon ablegen kann. *Alles und nur das, worüber man reden kann, kann Objekt der Wissenschaft sein*; über das "Unaussprechliche" kann man auch dann – und dann erst recht – nicht reden, wenn man "dunkel" darüber redet – eine Rede, die selbst nicht mehr weiß, wovon sie redet, ist nicht die adäquate Artikulation des "Unaussprechlichen", das per Definition nicht artikuliert werden kann, sondern ein Nonsens im wörtlichen Sinne.

"Literatur" ist nun also ein System, das über kein eigenes Medium verfügt, sondern sich dieses privilegierten Zeichensystems, der Sprache, bedienen muß, um ein neues Zeichensystem zu konstruieren, das neue Möglichkeiten der Form des Bedeutens/Bezeichnens und vielleicht sogar die Möglichkeit der Formulierung neuer, d. h. sprachlich, logisch, kulturell an sich nicht vorgesehener Bedeutungen eröffnet, die gleichwohl aber, wenn sie Bedeutungen sein wollen, in dem System paraphrasierbar sein müssen, dessen sich die Literatur als Material ihres eigenen Zeichensystems bedient. Dieser komplexe Status der Literatur macht sicherlich manches aus der Geschichte dieses Systems und der Vorstellungen, die man über es hegte, verständlich, so z. B. etwa die Schwierigkeiten, die seine Abgrenzung gegenüber anderen Systemen geboten hat und bietet. Für "Literatur" gilt wie für alle "Kunst" (worunter wohl auch Werbung, comic strip usw. zu subsumieren wäre), daß sie, in der Formulierung des gegenwärtigen sowjetischen Strukturalismus, ein "*sekundäres, modellbildendes semiotisches System*" ist (vgl. – auch zum folgenden – Lotman 1972, S. 22 ff.). Die Literatur ist selbst ein semiotisches System, und nicht nur Äußerung in einem semiotischen System wie eben etwa dem der Sprache, insofern sie Bedeutungen mit zwar sprachlichen, aber dennoch von den sprachlichen Verfahren unterschiedenen Mitteln aufbaut. Sie ist ein sekundäres System, insofern sie über der Normalsprache konstruiert ist: einerseits verwendet sie die Sprache als Material und organisiert ihr eigenes Zeichensystem mittels der Strukturen der Sprache und andererseits ist ihr eigenes System "nach dem Typ der Sprache" (Lotman 1972, S. 23) gebaut. (Daß übrigens auch die nicht-sprachlichen Künste – im Sinne des zweiten der eben genannten Aspekte – als sekundäre Systeme gegenüber den primären der "natürlichen" Sprache klassifiziert werden, belegt einmal mehr die privilegierte Position der Sprache.) Sie ist schließlich modellbildend, insofern sie – sei es auch an Hand der Darstellung eines völlig singulären Falles – immer zugleich auch eine bestimmte Klassifikation

der "Realität" vornimmt und vorschlägt, die von der kulturell anerkannten Klassifikation erheblich abweichen kann, aber nicht muß. Der Begriff des "sekundären modellbildenden Systems" wird durch weitere Aspekte in den folgenden Kapiteln näher interpretiert: wir geben hier nur einige vorläufige Erläuterungen.

Wenn "Literatur" ein solches System ist, dann ist der einzelne "literarische" Text eine Äußerung, die in diesem Kode/Zeichensystem abgefaßt ist (das seinen Benutzern mehr oder weniger bewußt sein kann). "Literatur" ist hier also nicht nur extensional im Sinne einer (theoretisch, wenn auch nicht unbedingt praktisch) aufzählbaren Menge von Objekten, sondern intensional im Sinne der allen Gliedern dieser Klasse gemeinsamen Merkmale gemeint. Wären diese Merkmale — was, wie schon gesagt, leider nicht der Fall ist — nicht nur allen den Texten, sondern zugleich auch nur den Texten eigen, die je von irgendeiner Kultur, als "literarisch" klassifiziert worden sind, könnten sie die Basis einer Definition der "Literarität" (als der für die Texte der Klasse Literatur spezifischen Menge von Eigenschaften) abgeben. Lotmans Satz (1972, S. 39): "Die Literatur spricht in einer besonderen Sprache, die als sekundäres System auf und über der natürlichen Sprache errichtet wird" darf also nicht mit einer Gleichsetzung zweier Ausdruckskomplexe zum Zwecke der Definition von "Literarität" verwechselt werden, sondern benennt nur die Inklusionsbeziehung, daß "Literatur" eine Teilklasse der Klasse der sekundären semiotischen Systeme ist: diese Inklusionsrelation ist nur ein notwendiges, keineswegs aber zureichendes Merkmal der Literarität, denn es gilt auch für andere Klassen sprachlicher Texte, z. B., wie sich leicht zeigen ließe²², auch für Texte der Philosophie des deutschen Idealismus. Daß der Begriff des sekundären semiotischen Systems übrigens auch, so nützlich er ist, doch reichlich unscharf abgegrenzt ist, wird sich im folgenden wiederholt deutlich erweisen.

Wir wollen nun einige wenige Implikationen der Zugehörigkeit der "Literatur" zu dieser Klasse von Systemen skizzieren.

Wenn "Literatur" nicht nur über der Sprache und nach ihrem Typ konstruiert ist, sondern sich ihrer auch als Material bedient, dann hat das zur Folge, daß der literarische Text auch — in einem je nach Texttyp verschiedenem Ausmaß — eine Ebene normalsprachlicher *Lesbarkeit* (lisibilité) enthält: er kann, muß aber nicht, dem Benutzer

²² Titzmann 1976.

(Hörer, Leser) als hochgradig "dunkel" und "unverstehbar"²³ erscheinen — er kann ihm aber nie gänzlich, d. h. in allen seinen Elementen, "unverständlich" sein. Betrachtet der Benutzer den Text als einen solchen des primären Sprachsystems und versucht er, ihn mittels der Regeln dieses Systems — ohne jede Kenntnis des sekundären Systems — zu dekodieren, ergibt sich immer eine Bedeutung, die freilich, je nach Typ des historischen Literatursystems, dem der Text angehört, mehr oder minder viele Elemente des Textes erfaßt und mehr oder minder kohärent ist. Im Falle etwa eines "realistischen" Romans des 19. Jahrhunderts mag, im hypothetischen und idealisierten Extremfalle, die Kohärenz der normalsprachlichen Leseebene so weit gehen, daß dem Benutzer kaum ein Textelement nicht auch "verstehbar" im Sinne einer normalsprachlichen Bedeutung und "sinnvoll", d. h. ohne unbegreifliche "Lücken" oder "Widersprüche", mit den es umgebenden Elementen verknüpft scheint, was einerseits auf der Einhaltung bestimmter normalsprachlicher Regeln, andererseits auf einer — sei es auch nur oberflächlichen — Vereinbarkeit des Dargestellten und der Darstellung mit dem zeitgenössischen Realitätsbegriff basiert. Wird gegen eine der beiden Größen verstoßen, wird also entweder von den Regeln der Normalsprache oder vom Kode/System des kulturellen Realitätsbegriffs erheblich abgewichen, ist zugleich auch die Ebene normalsprachlicher Lesbarkeit eingeschränkt: der Textbenutzer muß mutmaßen, daß der Text sich noch anderer Kodes/Zeichensysteme als der Normalsprache bedient und daß es der Kenntnis dieser anderen Systeme bedarf, um die nicht verstehbaren Elemente verstehen oder um zwischen den einzelnen zwar verstehbaren, aber abweichend-unverständlich kombinierten Elementen eine semantische Kohärenz herstellen zu können. Den Fall des vom kulturellen Realitätsbegriffs abweichenden, aber zugleich weitgehend die Regeln des Sprachsystems respektierenden literarischen Textes mögen hier Kafkas Romane als Beispiel verdeutlichen: ein — auf der normalsprachlichen Leseebene — weitgehendst "verstehbarer" und semantisch "kohärenter" Text stellt etwas dar, was mit der kulturellen Erwartung über die in der Realität möglichen Abläufe schwer vereinbar ist und auch nicht durch "realistisch" erläuternde Motivationen akzeptabel gemacht wird.

Im umgekehrten — ebenso hypothetischen und idealisierten — Grenz-

²³ Diese schwierigen Begriffe können hier nicht spezifiziert werden.

fall mag ein Text, wie dies näherungsweise viele, zumal lyrische, Texte des 20. Jhdts tun, gegen fast alle oder doch viele der erdenklichen syntaktischen, semantischen, pragmatischen Regeln der Normalsprache verstoßen und z. B. Sätze vom Typ des schon erwähnten Beispiels "Farblose grüne Ideen schlafen wütend" bilden: die Kenntnis der Normalsprache verhilft hier dem Textbenutzer nurmehr zur Identifizierung atomistisch isolierter und unvereinbarer Elemente (hier Lexeme) und eines bestimmten syntaktischen Typs (hier: Adjektiv + Adjektiv + Subjekt + Verb + Adverb), doch ergibt die Verknüpfung der Elemente, deren jedes eine ihm bekannte Bedeutung hat, im gewählten syntaktischen Schema keine kohärente mögliche Bedeutung mehr, während der Leser im anderen Extremfall des realistischen Romans den Text für eine nicht-literarische, normalsprachliche Biographie einer realen Person halten mag. Natürlich sind noch weitergehende Abweichungen vom Sprachsystem möglich, als unser Beispiel sie bietet, das immerhin bestimmte syntaktisch-grammatische Regeln, so z. B. der Wortstellung im Satze und der Übereinstimmung von Subjektkasus und Verbflexion, respektiert.

Alle hier explizit oder implizit angeschnittenen Probleme bedürften an sich weiterer Diskussion, die aber, da weder Literarität noch sekundäre semiotische Systeme unser eigentliches Thema sind, hier übergangen werden muß. Zumal auch die exzessiv schwierigen, vielleicht im Moment noch nicht einmal als Frage präzise formulierbaren Probleme der *Verstehbarkeit/Lesbarkeit* und der semantischen *Kohärenz* können wir nicht weiter systematisch erörtern, da sie wiederum in den Kontext einer Semantik-Theorie gehören, wengleich wir notwendig immer wieder auf sie zurückkommen werden. Wichtig war aber jedenfalls die Feststellung, daß literarische Texte immer auch, wenn auch in je verschiedenem Ausmaß, auf einer Ebene normalsprachlich lesbar sind. Daß Umfang und Kohärenz dieser normalsprachlich lesbaren Elemente und mit ihnen Relevanz und Funktion dieser Ebene in der Gesamtstruktur variieren können, wäre im übrigen ein möglicher Ansatzpunkt sowohl einer Texttypologie als auch einer Literaturgeschichtsschreibung.

Wenn "Literatur" sich notwendig der Normalsprache bedient, um mittels ihrer ein eigenes System zu konstruieren, dann hat das zweitens zur Folge, daß ein Text dieses Systems auf irgendeine Weise — sei es, daß sie ihn textextern begleiten, sei es, daß er sie textintern enthält — mit Signalen verknüpft sein muß, die den Benutzer auf diesen seinen nicht normalsprachlichen, sondern sekundären und — spezi-

fischer — literarischen Charakter aufmerksam machen, d. h. die mitteilen, daß — oder zu der Frage anregen, ob nicht — der vorliegende Text sich eines anderen Zeichensystems bedient, das einerseits vom primären der Sprache, andererseits von anderen sekundären, sich aber auch der Sprache bedienenden Zeichensystemen unterschieden ist. Wenn der Text nicht mit solchen Signalen verknüpft ist, läuft er Gefahr, vom Benutzer z. B. für einen normalsprachlichen Text gehalten zu werden. Solche Signale können textextern (pragmatisch) gegeben sein: der Text mag durch einen Buchhandelskatalog oder ähnliches als "literarisch" angekündigt sein; er mag in einer Zeitschrift erschienen sein, die lt. Programm nur "Literatur" publiziert, usw. Solche Signale können aber auch textintern (syntaktisch-semantisch) gegeben werden: bestimmte Verstöße, sei es z. B. etwa gegen den kulturellen Realitätsbegriff, sei es gegen fundamentale Sprachregeln usw., mögen als Signal für "Literarität" fungieren. Grob gesagt kann alles auch als Literaritätssignal fungieren, was eine "erschöpfende" und "kohärente" Lesbarkeit des Textes im primären Sprachsystem verhindert. Die möglichen Formen solcher Signale wären in einer Untersuchung zum Literaturbegriff oder zur Organisation sekundärer Systeme im allgemeinen näher zu untersuchen. Sie können einerseits sehr verschiedener Art sein, andererseits verschieden deutlich gegeben werden: explizit und manifest oder verschleiert und verborgen, quantitativ stark repräsentiert oder selten und weit verstreut. Welche Signale mit welcher Explizitheit und Häufigkeit *minimal* gegeben werden müßten und welche *tatsächlich* gegeben werden, damit ein gegebener Text eines Kultursystems eindeutig als "Literatur" identifizierbar ist, und wie schließlich die Relation beider je zu interpretieren ist, kann nicht generell entschieden werden: es handelt sich um vom Kultursystem abhängige Variable. Doch müssen wir auch diese Fragen auf sich beruhen lassen.

Nehmen wir also an, ein Text sei von solchen Signalen in hinreichendem Ausmaß begleitet, so daß er vom kompetenten Leser dieser Kultur als "Literatur" in der für diese Kultur spezifischen Bedeutung dieses Begriffes identifiziert werden kann und der Leser somit eben nicht Gefahr läuft, einen realistischen Roman mit einer nicht-literarischen Biographie einer realen Person zu verwechseln. Wenn es in dieser Kultur überhaupt einen Unterschied von "Literatur" und Nicht-"Literatur" gibt, was keineswegs selbstverständlich ist, dann muß es Merkmale geben, die diese — mindestens — zwei Zeichensysteme unterscheiden. (Um es nochmals festzuhalten: wenn wir auch für eine

gegebene Kultur bestimmte, "Literatur" und Nicht-"Literatur" differenzierende Merkmale feststellen können, so ist dieses Ergebnis keineswegs für "Literatur" anderer Zeiten und Räume generalisierbar und tangiert somit nicht unsere – mindestens – einstweilige Unwissenheit hinsichtlich dieses Begriffes.) Die Merkmale, die als textinterne Literaritätssignale fungieren, sind, falls sie tatsächlich zur Identifizierung des Texttyps ausreichen, notwendig immer zugleich auch Merkmale, die das sekundäre System "Literatur" in dieser Kultur von anderen Systemen unterscheiden, während das Umgekehrte nicht gilt. Wenn z. B. in einem Kultursystem, wo Verstöße gegen die syntaktisch-semantischen Regeln der Sprache der "Literatur" vorbehalten sind, solche Verstöße in einem Text auftreten, fungieren sie einerseits eindeutig als Literaritätssignal und sind andererseits zugleich ein wesentliches und spezifisches Merkmal des literarischen Kodes/Zeichensystems. Nicht alle wesentlichen Merkmale dieses Systems können zugleich auch Literaritätssignale werden, sie mögen z. B. so verborgen oder dem Benutzer unbewußt sein, daß er sie überhaupt nicht wahrnehmen würde. Diese Merkmale des Systems "Literatur" aber, die der Leser als Literaritätssignale wahrnimmt, sind für ihn zugleich der erste Ansatzpunkt einer Rekonstruktion dieses Zeichensystems, dessen er zum adäquaten Verständnis des Textes bedarf. Freilich erlauben ihm diese Signale keinen eindeutigen Schluß auf die Struktur des spezifischen Zeichensystems: denn z. B. derselbe Typ von Verstoß gegen syntaktisch-semantische Regeln, der in unserem Beispiel dem Leser als Signal gedient hat, kann im Prinzip Merkmal sehr verschiedener literarischer Systeme sein, und in ihnen je verschiedene Funktion haben. Die bloßen Literaritätssignale bieten also zwar einen Ansatzpunkt zur Rekonstruktion des literarischen Kode/Zeichensystems, aber erlauben – allein genommen – nicht notwendig auch dessen eindeutige Identifizierung: dazu bedarf es also weiterer struktureller Merkmale des Textes, wobei wiederum die Historizität und Kulturrelativität des Begriffes der "Literatur" eine entscheidende Rolle dafür spielt, welche und wieviele solcher Merkmale je erforderlich sind.

Denn einerseits können in einer Kultur verschiedene literarische Teilsysteme, z. B. verschiedene "Gattungen" oder auch rivalisierende "Richtungen" usw., koexistieren, andererseits strukturiert sich das System "Literatur" in Intervallen von selbst variabler Größe um. Nur in sehr einheitlichen, langfristig konstanten, also "traditionsbestimmten" Kulturen kann der Leser mit einiger Sicherheit von seiner

Kenntnis des literarischen Kodes/Zeichensystems ausgehen, während er in einer Kultur unter der Norm der "Originalität" bei jedem neuen Text nicht sicher sein kann, ob dieser nicht ein neues System einführt (zu diesen wichtigen Begriffen der "Traditionalität" und "Originalität" vgl. Wünsch 1975, Kap. 1.4 und 2.121). Aber auch in einer traditionellen Kultur muß das Literatursystem einerseits einmal eingeführt worden sein, andererseits auch während seiner Konstanz von jedem Benutzer individuell erlernt werden, so daß wir diese an sich wichtige Unterscheidung für unseren Zweck hier vernachlässigen können.

Von einem gegebenen Text muß der Leser also feststellen, in welchem Kode/Zeichensystem er abgefaßt ist, wobei er sich aller von ihm feststellbaren *Abweichungen* des Textes von den Regeln der Sprache, den ihm bekannten Literaturkodes und sonstigen kulturellen Systemen wie auch aller *Zusatzstrukturen* (Vers, Metrum, sonstige zusätzliche Ordnungen) gegenüber diesen Systemen als Indizien bedient. Entweder stimmen nun die vom Leser wahrgenommenen Merkmale des Textes mit den Merkmalen eines dem Leser bekannten literarischen Kode überein, so daß er eine befriedigende Lesbarkeit findet oder auch nur zu finden meint — denn er kann ja wesentliche und relevante Merkmale des Textes, die in dem von ihm zur Dekodierung benutzten Kode nicht dekodierbar sind, einfach nicht wahrgenommen haben und auf diese Art dem Text einen ihm völlig fremden Kode aufgezwungen haben, der zu einer völlig inadäquaten Lektüre des Textes führt (vgl. hierzu und zu folgendem auch Lotman 1972, S. 43 ff.). Denn es gehört zu den wesentlichen Eigenschaften von "Texten" sekundärer Systeme, daß sie — wenn man eine hinsichtlich der Elemente und Merkmale des "Textes" nur selektiv wahrnehmende Lektüre vornimmt, d. h. bestimmte Teilmengen von Elementen und Merkmalen übersieht — auf mehrfache Weise strukturierbar sind, d. h. in verschiedenen Kodes/Zeichensystemen, im Extremfall etwa auch, wie schon gesagt, in der Normalsprache, gelesen werden können. Ein primitives und an sich irreführendes Beispiel mag das erläutern: ein aus seinem Kontext gerissenes Gespräch zweier Romanfiguren mag sich z. B. in nichts außer im benutzten Medium von einer Tonbandaufzeichnung des normalsprachlichen Dialogs zweier realer Personen unterscheiden und keinerlei sekundäre Bedeutung zu erkennen geben.

Oder aber der Leser konstatiert eine Unvereinbarkeit zwischen dem von ihm hypothetisch an den Text herangetragenen Kode und den

von ihm am Text beobachteten Merkmalen: bei der Wahrnehmung einer solchen Differenz wird er – falls er nicht einfach auf das Textverständnis verzichtet – das ihm unbekanntes Zeichensystem des Textes zu rekonstruieren versuchen. Wichtig ist dabei ein – hypothetischer und idealisierter – Extremfall, da er den Unterschied des Status sekundärer gegenüber den primären Systemen verdeutlicht: im Falle radikaler “Originalität” ist der Text, der ein sekundäres System erstmals einführt, zugleich auch die einzige Äußerung in diesem System – System von Zeichen und Zeichensystem neigen zur Identität. In diesem hypothetischen Grenzfall muß der Leser bei jedem Text, den er verstehen will, zugleich ein neues Zeichensystem erlernen, falls ein solches absolut individuell-einmaliges System überhaupt erlernbar, d. h. rekonstruierbar ist (vgl. dazu 0.4). In der Praxis tritt dieser Fall – schon weil die Menge möglicher sekundärer Systeme bzw. die Menge ihrer möglichen konstitutiven Bestandteile mutmaßlich selbst begrenzt ist – nicht auf: die Zeichensysteme auch origineller Texte derselben Kultur und desselben Zeitraums bilden Gruppen, die durch gemeinsame Merkmale der von den Texten abstrahierbaren Kodes verbunden sind und deren Gemeinsamkeit die Lesbarkeit des zweiten, dritten, usw. Textes der Gruppe erleichtert, wenn man einmal den ersten, zweiten usw. gelesen hat. Doch auch die – wiederum sehr schwierigen – Probleme der Rekonstruktion solcher spezifischer sekundärer Systeme können hier nicht weiter erörtert werden: einigen ihrer Aspekte wird man im weiteren Verlaufe des Buches begegnen.

Wichtiger ist es hier, noch einige weitere der bislang bekannten Probleme sekundärer Systeme kurz, wie lückenhaft auch immer, zu skizzieren oder doch wenigstens zu nennen. Wir erläutern zunächst das Problem der Unschärfe dieses Begriffes selbst, auf die wir schon hingewiesen haben, an einem Beispiel. Wenn etwa – unter Voraussetzung einer derart beschaffenen pragmatischen Situation, daß dieses Verhalten nicht als völlig absurd erscheint – eine beliebige, reale und menschliche Person zu einer anderen, die sie gelegentlich durch Fragen unterbricht, über sich und ihr relevante Personen, Zustände, Ereignisse spricht, sich dabei der Normalsprache so bedient, daß ihr Text “verstehbar” und mehr oder weniger “kohärent” scheint, und keinerlei Signale dafür sendet, sie wolle – wenn auch mündliche – “Literatur” produzieren, wird jedermann ihren Text als normalsprachlichen, sich keines sekundären Systems bedienenden wahrnehmen. Kaum aber liegt diese redende Person auf einer Couch, kaum ist ihr Gesprächspartner ein Psychoanalytiker, so scheint dieselbe normalsprachliche

Rede sich gleichzeitig eines sekundären Systems zu bedienen, das dem Sprecher nicht als Kode bewußt ist, und seiner Rede eine ihm und zeitweilig wohl auch dem Adressaten verborgene Bedeutung verleiht. In der psychoanalytischen Praxis wird jedenfalls eine beliebige an sich normalsprachliche Rede behandelt, als bediente sie sich zugleich eines sekundären Systems derart, daß die Rede wohl zwar mittels der Normalsprache verstehbar ist, aber die normalsprachlichen ausgesagten Bedeutungen zugleich als Zeichen für weitere – subjektive und konnotative – Bedeutungen fungieren: es handelt sich um den Extremfall, wo ein und dieselbe Äußerung in zwei wesentlich verschiedenen Zeichensystemen gelesen werden kann.

Das Beispiel, das weiter zu diskutieren wir uns hüten werden, mag immerhin verdeutlichen, daß die Begriffe eines normalsprachlichen, sich keines sekundären Systems bedienenden Textes und eines nur bei Kenntnis eines sekundären Systems "verstehbaren" Textes – und wohl auch die dahinterstehenden Begriffe eines primären und eines sekundären Zeichensystems – keineswegs präzise genug abgegrenzt sind, so daß, so lange sie nicht besser definiert werden, einstweilen die Frage schwerlich eindeutig beantwortbar sein dürfte, ob es überhaupt Texte gibt, die sich nicht – mindestens auch – sekundärer Systeme bedienen, wie immer die jeweilige Relation zwischen primärem und sekundärem System in diesem Text dann beschaffen sein mag. Ein solcher Definitionsversuch müßte aber wiederum einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben: für unseren Zweck gilt, daß die Anwendbarkeit dieser Begriffe entweder wie im Falle der Rede über literarische Texte hinreichend eindeutig ist oder wie im Falle von Aussagen über narrative Strukturen beliebiger "Texte", ob normalsprachlicher, ob literarischer, ob nicht-sprachlicher, keine Rolle spielt. Doch bleiben noch einige für uns wichtige Aspekte sekundärer Systeme zu erläutern.

Den ersten dieser Aspekte bezeichnet die Frage nach der Ebene, auf der die "Mitteilung" (Lotman), die ein Text eines sekundären Systems macht, situiert ist. Die herkömmliche Literatur- und Kunsttheorie pflegte zwischen "Form" und "Inhalt", als letztlich ontologisch verschiedenen Aspekten eines "Textes" zu unterscheiden, wobei ihre Vorliebe je nach "Richtung" der "Form" oder dem "Inhalt" galt. Diese Unterscheidung wird mutmaßlich sehr alten – sei es grammatischen, sei es rhetorischen – Theorien der Normalsprache verdankt und basiert auf den Problemen der Bedeutungsgleichheit verschieden formulierter Texte oder Sätze. Sätze des folgenden Typs, wie sie in einer bestimmten normalsprachlichen Pragmatik vorkommen mögen.

- (1) Benzin kostet jetzt eine Mark pro Liter
- (2) Ein Liter Benzin kostet jetzt eine Mark
- (3) Autofahrer müssen für einen Liter Benzin jetzt eine Mark entrichten

(4) Der Autofahrer zahlt jetzt eine Mark für einen Liter Benzin

vermitteln im wesentlichen dieselbe semantische Information, die sie nur verschieden akzentuieren. Man konnte also die je differierende "Form" von einem in etwa konstanten "Inhalt" unterscheiden, wobei der letztere mit dem identisch war, was wir "Mitteilung" nannten. "Form" und "Inhalt" waren in dieser ontologischen Sicht grundsätzlich verschiedene Klassen von Phänomenen: etwas war entweder "Form" oder "Inhalt"²⁴. Demgegenüber ist in einer strukturalen Sicht, d. h. in der Sicht einer Theorie, deren Begriffe nicht ontologische Entitäten zu bezeichnen vorgeben, sondern heuristisch-operationale und theoriegebundene Größen sind und in der der Begriff der "Ebene" (sei es des Objektes, sei es der Betrachtung) eine fundamentale Rolle spielt, diese – an sich nützliche – Unterscheidung nicht mehr ontologisch, sondern relativ zur Perspektive: "jedes Element ist ein Inhalt für das, das ihm auf der nächst höheren Ebene entspricht, und eine Form für das, das ihm auf der nächst tieferen entspricht" (sinngemäße Übersetzung von Piaget 1968, S. 26: wichtig ist für uns nicht die naturgemäß umkehrbare, von der Betrachtungsrichtung abhängige Klassifikation in "höher" und "tiefer", sondern nur die Ebenengebundenheit der Begriffe "Form" und "Inhalt"). Wir erläutern diese wahrscheinlich schwer verstehbare neue Begriffsverwendung wenigstens an einem Beispiel: die Lautfolge "Haus" (Signifikant) ist eine "Form" für "Haus" (Signifikat) als "Inhalt"; dieses Signifikat kann aber selbst wieder in einem sekundären System als sekundärer Signifikant, d. h. als "Form", fungieren und z. B. in einem literarischen Text den "Inhalt" "Geborgenheit" als sekundäres Signifikat bedeuten. Doch bedürfte auch dieser Komplex weiterer – hier nicht möglicher – Diskussion.

Die klassische Literaturtheorie wandte jedenfalls ihre Begriffe von "Form" und "Inhalt" auch auf die Literatur an und sprach etwa davon, daß "Form" und "Inhalt" "zusammenfallen" oder "einander entsprechen". Da in dieser Begriffsverwendung aber "Form" und

²⁴ Zur klassischen Konzeption und ihren Problemen vgl. Lotman 1972, S. 27; Titzmann 1976.

“Inhalt” zwei grundsätzlich verschiedene Klassen von Phänomenen sind und etwa Metrum und Reimschema einer Verserzählung immer unter “Form”, die nacherzählbare Geschichte dieses Textes aber immer unter “Inhalt” fiel, war diese Formulierung aber strikt genommen sinnlos: denn kategorial verschiedene Phänomene können einander nur “entsprechen”, wenn sie auf ein beiden gemeinsames tertium comparationis, eine Klasse, der beide zugleich angehören, bezogen sind, wie dies z. B. in der Metapher (vgl. 1.1) der Fall ist. Die Behauptung etwa, um im Beispiel zu bleiben, daß Versform und Reimschema der Verserzählung der in ihr erzählten Geschichte “entsprechen”, “ihr angemessen” seien, oder mit welchen Ausdrücken auch immer man eine solche These formulierte, ist dann und nur dann überhaupt sinnvoll, wenn diese “Form” und dieser “Inhalt” etwas Vergleichbares, d. h. derselben Klasse von Phänomenen Angehöriges, gemeinsam haben: ein Metrum/Reimschema als solches und eine erzählte Geschichte als solche haben aber zunächst nichts gemeinsam. Damit sie etwas Vergleichbares gemeinsam haben, müssen wir entweder *von ihnen etwas abstrahieren* oder *ihnen etwas zuordnen*: sei es, daß wir von der metrisch-reimlichen Form und dem erzählten Inhalt beiden gemeinsame Merkmale abstrahieren, die nur — da sich von einem Inhalt wohl Formales, nicht aber von einer Form Inhaltliches abstrahieren läßt — *formaler* Art sein können, indem wir etwa, in einer freilich unbrauchbaren Terminologie feststellen, daß uns beide durch große Abstände zwischen ihren “Höhepunkten” (etwa einerseits betonten Hebungen, andererseits syntaktisch zentralen Gliedern oder Ereignissen) charakterisiert scheinen; sei es, daß wir die Form und den Inhalt als Signifikanten betrachten, die ein gemeinsames Signifikat haben, und ihnen also, als Formen — denn ein Signifikant ist gegenüber dem Signifikat eine Form, ob nun der Signifikant eine “Form” oder ein “Inhalt” ist —, Merkmale *inhaltlicher* Art zuordnen, indem wir etwa behaupten, die metrisch-reimliche Form fungiere in der Kultur, der der Text angehört, als Zeichen z. B. einer Gattung, in der nur Liebesleid geklagt wird, und der erzählte Inhalt repräsentiere seinerseits stellvertretend das Leid von Liebenden im allgemeinen. In beiden Fällen sinnvoller Interpretation der traditionellen Redeweisen haben wir aber notwendig die klassisch-ontologische Begriffsverwendung von “Form” und “Inhalt” durch die strukturelle ersetzt, bei der etwas nicht an sich, sondern nur auf einem bestimmten Objekt- oder Betrachtungsniveau “Form” (“Inhalt”) ist und auf einer anderen Ebene “Inhalt” (“Form”) sein kann.

Wir waren nun von der Frage ausgegangen, auf welchem strukturellen Niveau die "Mitteilung" von Texten sekundärer semiotischer Systeme situiert ist. Wenn nun richtig ist, was schon die klassische Theorie, wenn auch inadäquat formuliert, implizierte und was wir oben erläutert haben, kann die Antwort nur heißen, daß, im Unterschied zu — idealisierten — normalsprachlichen Äußerungen und zu einem Textbegriff, wie ihn der informationstheoretische Terminus der Nachricht impliziert, die "Mitteilung" etwa literarischer Texte weder mit dem Inhalt im klassischen Sinne noch mit der Form im klassischen Sinne identisch ist, sondern nur mit dem, was beide umfaßt: der "Struktur". "Form" und "Inhalt" bilden in diesem Sinne beide nur ein gemeinsames System von Signifikanten, deren Signifikat ein Drittes, von ihnen Unterschiedenes ist. Wieder ein Beispiel: eine Ehebruchsgeschichte mag z. B. von einem der drei Betroffenen oder von einem dritten Unbeteiligten erzählt werden: diese "Erzählperspektive" (dazu in "SET") würde traditionell, wenn das Erzählte sonst in allen Merkmalen übereinstimmt, außer daß im zweiten Falle alle Formen der ersten Person Singular durch die dritte Person Singular ersetzt wären, als "Form" klassifiziert. Aber diese verschiedene "Form" mag innerhalb der Gesamtstruktur der Erzählung die Bedeutung des "Inhalts" wesentlich modifizieren bzw. ein und derselbe "Inhalt" mag bei verschiedener "Form" der Erzählung ganz anderes bedeuten.

Anders formuliert: im Unterschied zu — idealisierten — Texten des primären Systems vollziehen "Texte" eines sekundären Systems eine *Semantisierung* (= semantische Funktionalisierung als Signifikant) der im klassischen Sinne formalen (aber auch der inhaltlichen) Elemente/Merkmale (Lotman 1972, S. 37): sie versuchen tendenziell alle Merkmale/Elemente eines "Textes" als Zeichenträger zu funktionalisieren, was ihnen, wenn es gelingt, einen hohen Grad semantischer Information und systematischer Ökonomie erlaubt. Unser hypothetischer realistischer Roman mit weitgehender normalsprachlicher Lesbarkeit liefert auf dieser Ebene z. B. eine bestimmte Menge primärer Bedeutungen, denen sich, insofern der Text "Literatur" ist, nochmals sekundäre Bedeutungen "überlagern". Durch die simultane Existenz verschiedener Leseebenen enthält die Textstruktur notwendig mehr Bedeutung als bei einem nur auf der normalsprachlichen Ebene lesbaren Text der Fall ist.

Das — an sich ausnehmend vage und metaphorisch formulierte — Beispiel macht aber zugleich auf die Notwendigkeit einiger — wenn

auch ihrerseits nur vorläufiger – präzisierender Bemerkungen aufmerksam, die das Problem betreffen, was an einem solchen literarischen Text denn eigentlich “sekundär semiotisch” sei und wie sich seine normalsprachliche Leseebene zu einer Lektüre des Textes im ihm entsprechenden sekundär-literarischen Zeichensystem verhalte. Daß der Text in einem sekundären semiotischen System, hier eben dem der “Literatur” in einer bestimmten Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt, formuliert sei, heißt jedenfalls nicht, daß jedes einzelne zeichenhafte Element der Normalsprache, das der Text verwendet, z. B. eben jedes einzelne Lexem, über seine normalsprachliche Bedeutung hinaus noch eine sekundäre Bedeutung hätte. Es gibt also keine eineindeutige Korrelation zwischen normalsprachlichen und sekundären, literarischen Zeichen derart, daß jedes Textelement, das wie ein Lexem in der Normalsprache als Zeichen fungiert, zugleich auch Zeichen des sekundären Systems, nur eben mit einer anderen Bedeutung, ist – und ebensowenig umgekehrt. Diesem Extremfall, daß jedes Textelement zugleich ein primäres und ein sekundäres Zeichen ist, nähert sich allenfalls die Allegorie (hier als literarische Gattung, nicht als partikulärer rhetorischer Tropus verstanden) an – und selbst diese ist nur eine sehr grobe Näherung. In diesem Falle solcher eineindeutiger Korrelationen, der in nicht-allegorischen Texttypen nur in sehr begrenztem Umfang auftritt, würde gelten, was wir oben am Beispiel von “Haus” erläutert haben: ein Signifikant hat ein normalsprachliches Signifikat, das seinerseits im sekundären System als Signifikant eines andersartigen Signifikats fungiert. Eine solche sekundäre Bedeutung ist, vom normalsprachlichen System her gesehen, eine bloße Konnotation, die im Falle der Literatur textextern durch eine literarische oder sonstige Tradition oder textintern-kontextuell motiviert und ausgelöst sein kann. Wenn diese sekundäre, konnotative Bedeutung nicht nur eine beliebige Assoziation eines einzelnen Rezipienten oder einer Gruppe von Rezipienten ist, wenn sie durch Rekonstruktion eines textexternen kulturellen Kontextes oder durch Analyse des textinternen Kontextes in irgendeinem “vernünftigen”, “rational akzeptablen” Sinne “nachweisbar” ist, ist sie eine “objektive Konnotation”. Eine Konnotation eines normalsprachlichen Zeichens, die in einem literarischen Text im erwähnten Sinne “nachweisbar” ist, ist eine Denotation dieses Zeichens im sekundären System (das ist nicht eine inhaltliche Aussage, sondern eine bloße Sprachregelung!). Wenn z. B. das normalsprachliche Lexem “Sonnenuntergang” *einmal* im Kontext eines literarischen Textes die Konnotation “Tod”/“Untergangssituation” auslöst (vgl. z. B. die

C. F. Meyer-Analyse in "SET"), bleibt diese Bedeutung eine isolierte – und eventuell von einem anderen, hinsichtlich des primären Systems der deutschen Sprache ebenso kompetenten Leser bestreitbare – Konnotation. Wenn aber dieses Lexem in diesem Text *immer wieder* so verwendet wird, daß es mit der Konnotation "Tod" korreliert ist, wenn also, mit anderen Worten, nicht isoliert-atomistisch Konnotationen zu primärsprachlichen Zeichen ausgelöst werden, sondern diese Konnotationen selbst ein System bilden, sei es nun, indem ein Lexem bei jedem Auftreten immer mit derselben kontextuell bedingten Konnotation versehen wird, oder sei es, indem verschiedene Lexeme entweder alle, wenn sie auftreten, dieselbe Konnotation erhalten oder zwar verschiedene, aber derselben Klasse von Phänomenen zugehörige Konnotationen tragen, dann wird, was normalsprachlich gesehen, nur Konnotation ist (und bleibt), auf der Ebene des sekundären Systems zur Denotation oder, vorsichtiger ausgedrückt, zu einem Glied der Menge von Denotationen dieses Zeichens: in unserem Beispiel hat "Sonnenuntergang" als primäres Zeichen außer seiner denotativen Bedeutung auch die Konnotation "Tod" – für "Sonnenuntergang" als sekundäres Zeichen gehört "Tod" hingegen zur Denotation: als sekundäres Zeichen ist das Lexem demnach durch Polysemie charakterisiert.

Wir waren ausgegangen vom Grenzfall eineindeutiger Korrelation der Zeichen des primären und des sekundären Systems, der selbst schon ein Spezialfall der Korrelation von Einzelzeichen ist. Selbst wenn es eine Korrelation von individuellen Einzelzeichen des einen und des anderen Systems gibt, muß diese ja nicht eineindeutig sein: sie kann "nacheindeutig"²⁵ sein, wenn etwa zwei verschiedenen Signifikaten des primären Systems, z. B. außer "Haus" auch "Höhle", nur ein Signifikat des sekundären Systems, eben etwa "Geborgenheit" entspricht, oder sie kann, im umgekehrten Falle, auch "voreindeutig" sein, wenn etwa nur einem Signifikat des primären Systems, z. B. "Haus", zwei verschiedene Signifikate des sekundären Systems, z. B. eben "Geborgenheit" und – etwa – "Bedrohung", entsprechen. Während der erstere Fall übrigens der Relation der Synonymie analog ist, ist der letztere der Relation der Polysemie analog. Der letztere Fall erlaubt zwei Varianten: entweder ist "Haus", wann auch immer es in dem literarischen Text auftritt, doppeldeutig und bedeutet gleich-

²⁵ Vgl. 0.5; auch etwa Carnap 1968, S. 74.

zeitig zwei einander logisch an sich ausschließende Signifikate; oder "Haus" hat je nach textinternem Kontext entweder die eine oder die andere Bedeutung. In diesem zweiten Falle modifizieren kontextuelle Faktoren zwar die sekundäre Bedeutung des Zeichens fundamental, lassen aber seine primäre intakt.

Aber auch der Fall, daß Mengen von Einzelheiten des einen und solche des anderen Systems, wenn auch nicht eineindeutig, korreliert sind, ist ebenfalls nur ein Sonderfall, der zwar immer wieder vorkommt, aber nur als in andersartige – komplexere und kompliziertere²⁶ – Beziehungen eingebetteter Fall. Denn die Relation primärer und sekundärer Systeme kann überhaupt nicht auf der Ebene der Relationen zwischen Mengen von Einzelzeichen beschrieben werden: sie ist *nicht eine Relation zwischen den Elementen der jeweiligen Systeme, sondern eine Relation zwischen Mengen von Relationen der jeweiligen Systeme, d. h. zwischen Strukturen*²⁷. Über diese Relation besitzen wir im Moment noch wenig explizit formuliertes Wissen. Immerhin läßt sich das Gemeinte vielleicht etwas verdeutlichen. Nicht jedes einzelne primäre Zeichen, das in einem gegebenen Text vorkommt, kann also, sofern nur der Text ein "literarischer" ist, in ein sekundäres "übersetzt" werden oder umgekehrt, so daß die Beziehungen der beiden Systeme sich als solche zwischen ihren Elementen beschreiben ließe. Es kann z. B. der Fall auftreten, daß eine ganze (im grammatischen Sinne) syntaktische Kette von Lexemen der Normalsprache, d. h. ein Teilsystem des Textes auf der Ebene des sekundären Systems des Textes als ein einziges, d. h. unzerlegbares Zeichen fungiert (auch der umgekehrte Fall läßt sich natürlich wiederum denken). So etwa, wenn ein ganzes, in einem oder mehreren Sätzen ausgedrücktes "Ereignis" in einem narrativen Text als sekundäres Zeichen fungiert. Doch sind alle diese zentralen Aspekte der Frage, wie das, was wir "Literatur" nennen, funktioniert, noch weitgehend ungelöst, was nicht zuletzt auf dem mangelnden Interesse der Mehrheit derer basiert, die sich hauptberuflich mit "Literatur" als ihrem theoretischen Objekt befaßt haben: es steht zu hoffen, daß diese Probleme endlich die Beachtung finden werden, die ihnen in einer Literaturwissenschaft notwendig gebührt. Festzuhalten ist hier aber jedenfalls noch ein wichtiger Punkt.

²⁶ Die Begriffe sind im Sinne der Unterscheidung von Klaus 1969 a gemeint.

²⁷ Zu diesen Relationen auch Lotman 1972, Eco 1972.

Im Falle des Systems "Literatur" bedient sich ein Text dieser "Sprache" immer auch der Normalsprache und tut dies in der Regel so, daß der Text bis zu einem variablen Grad mittels dieser befriedigend gelesen werden kann. Wir sagten in 1.1, (mindestens) bestimmte Klassen von Äußerungen, z. B. eben praktisch alle, die normalsprachlich sind oder doch wie Literatur eine normalsprachliche Basis haben, bedienen sich mehrerer Codes/Zeichensysteme zugleich. Und bislang formulierten wir so, als bestünde ein literarischer Text aus zwei unterscheidbaren, wenn auch irgendwie korrelierten Teilstrukturen, einer Ebene normalsprachlicher Lesbarkeit und einer Ebene, auf der er nur mittels des sekundären literarischen Zeichensystems gelesen werden kann. Der Begriff des sekundären semiotischen Systems, z. B. etwa der "Literatur", muß nun aber dahingehend präzisiert werden, daß in einem Text eines solchen Systems, im Unterschied zum — hypothetischen und idealisierten — normalsprachlichen Text, nicht im Text verschiedene Codes/Zeichensysteme koexistieren, die am Text in verschiedenem Ausmaß Anteil haben und deren Elemente im Text zu einer semantischen Kohärenz gebracht werden, sondern daß vielmehr alle Codes/Zeichensysteme — und sonstigen nicht-zeichenhaften kulturellen Systeme? —, deren sich der Text bedient, nicht mit einem sekundären Zeichensystem koexistieren, sondern in dieses als dessen Bestandteile "eingehen". Das gilt also bei einem literarischen Text mindestens für die Relation von Normalsprache und spezifischem literarischen Zeichensystem: wahrscheinlich läßt sich aber auch sinnvoll von allen anderen kulturellen Systemen, die der Text benutzt, sagen, daß sie im literarischen Text nicht ein neben dem spezifischen literarischen System stehendes System sind, sondern dessen Bestandteil werden. Zwar können wir — und müssen wir aus heuristischen Gründen — am literarischen Text Größen der Normalsprache, des Gattungssystems, der kulturellen Moral, des Realitätsbegriffs usw. sinnvoll unterscheiden: wenn wir aber vom sekundären — hier: literarischen — System dieses Textes reden, meinen wir ein Zeichensystem, das alle diese Größen umfaßt. Man kann zwar einen literarischen Text fälschlich als normalsprachlichen lesen: aber man kann nicht, wenn man überhaupt bemerkt, daß es ein literarischer Text ist, von ihm sagen, er habe eine normalsprachliche *und* eine sekundäre Bedeutung. Jene Teilmenge von Elementen und Strukturen dessen normalsprachlichen Systems (oder eines sonstigen Zeichensystems), das der Text verwendet, ist Bestandteil des sekundären Systems: die normalsprachliche, "wörtliche" Bedeutung etwa eines Lexems ist nicht hinsichtlich seiner

sekundären, literarischen Bedeutung eine "uneigentliche", sondern wird Bestandteil der sekundären Bedeutung. Ein Lexem "Haus", das normalsprachlich ein Signifikat "Haus" hat und dem ein literarischer Text die sekundäre Bedeutung "Geborgenheit" zuordnet, bedeutet in diesem literarischen Text nicht "Geborgenheit", sondern "Geborgenheit" und "Haus". *Der sekundäre Kode des Textes ist also nicht ein Zusatzkode, sondern der integrative Kode:* soweit Elemente des primären verwendet werden, soweit der primäre also Lesbarkeit garantiert, ist er nicht ein primärer, sondern gehört zur Struktur des sekundären, wengleich jedem Benutzer, der den primären Kode ja kennen muß, um den sekundären zu rekonstruieren, natürlich bewußt bleibt, daß diese Elemente – außerhalb dieses Textes, in anderen Texten – solche des primären Kodes sind, dessen Regeln einen – nicht den, aber einen zentralen – Standard bilden, auf dessen Hintergrund der literarische Text als abweichend wahrgenommen wird und wahrgenommen werden muß, um überhaupt als "literarisch" erkannt und hinsichtlich seines Sprachsystems rekonstruiert werden zu können. Wenn also auch im Text "Geborgenheit" und "Haus" zu den Bedeutungen des Lexems "Haus" im sekundären System gehören, so bleibt doch ein Unterschied des Status beider bewußt, wie auch daran sichtbar wird, daß der Text zwar – nicht beliebige, aber doch in sehr hohem Ausmaß verschiedene – sekundäre Bedeutungen einem primären Zeichen zuordnen kann, aber umgekehrt dem in das sekundäre System übernommenen primären Zeichen dessen primäre Bedeutung praktisch nicht rauben kann. Es ist praktisch unmöglich, vergessen zu machen, daß der Signifikant "Haus" primär das Signifikat "Haus" bedeutet: um das Zeichen seines normalen semantischen Inhaltes zu entleeren, muß der Text die Sprachelemente so abweichend verwenden, daß er überhaupt von Bedeutungsverlust bedroht ist.

2. ELEMENTARE ASPEKTE DER SEMANTIK: DER PARADIGMATISCHE CHARAKTER DER "BEDEUTUNG"

2.1 Grundprobleme und Voraussetzungen

2.11 Eine fundamentale Interpretierbarkeitsbedingung: die Existenz alternativer Wahlmöglichkeiten

In 1.1 haben wir einige semiotische Grundbegriffe eingeführt, in 1.2 einen sehr komplexen Begriff unter einigen wenigen – zu wenigen – Gesichtspunkten skizziert; wir müssen nun einige elementare Aspekte der Semantik erläutern, die von zentraler Relevanz für sTA und sET sind.

Wir schließen an 1.1 an: dort war von der Selektion die Rede, die ein Benutzer des Zeichensystems aus dessen (paradigmatischen) Möglichkeiten vornimmt, um einen "Text" zu produzieren. Diese Wahlmöglichkeit ist aber konstitutiv für die Semantik, da "*bedeutsam nur ist, was eine Antithese besitzt*" (Lotman 1972, S. 374): "Die Bedeutung einer Sprechhandlung bemißt sich an der Änderung der sozialen Situation, die durch sie erreicht wird, relativ zu den in dieser Situation alternativ möglichen Handlungen. Eine der möglichen Alternativhandlungen wäre die Unterlassung dieser Sprechhandlung. Daß auch die Unterlassung der Handlung selbst wiederum eine Handlung ist, ersieht man daraus, daß die Unterlassung ähnlich wie die Handlung selbst verantwortet werden muß; auch sie kann mit Sanktionen geahndet werden." (Wunderlich 1974, S. 310). Es ist somit notwendig, wenn auch keineswegs hinreichende Bedingung der Klassifikation eines pragmatischen Aktes als zeichenhafter und bedeutungstragender Äußerung, daß es in der jeweiligen Situation eine Alternative zu diesem Akt gibt. Daß die Bedingung notwendig ist, können schon triviale Beispiele beweisen: damit es etwa in einer Kultur die Klasse des "Richtigen", des "Schönen", des "Guten" usw. geben kann, muß diese Kultur auch die Klasse des "Falschen", des "Unschönen", des "Bösen" usw. denken. Nur was einer Kultur als selbstverständlich gilt, hat für diese Kultur keine Alternative. Das "Selbstverständliche" kann aber nicht bedeutungstragend sein, da es per Definition überhaupt nicht wahrgenommen werden kann; denn wenn etwas bewußt

als "selbstverständlich" gesetzt wird, ist es schon nicht mehr "selbstverständlich".

Nun kann sich freilich dem Blicke des kulturexternen Betrachters – des Ethnologen gegenüber der räumlich, des Historikers gegenüber der zeitlich fremden Kultur¹ – eine Größe, die in der untersuchten Kultur selbstverständlich war, als nicht selbstverständlich darstellen, da die Kultur, der der Betrachter angehört, im Unterschied zur betrachteten Kultur durchaus Alternativen zu dieser Größe kennt oder selbst eine solche Alternative darstellt. Es mag im übrigen eine der bedeutendsten sozialen Leistungen der ethnologischen oder historischen Untersuchung fremder Kulturen sein, daß sie Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur als bloß scheinbare enthüllt. Was also für den kulturinternen Betrachter ein selbstverständliches – somit nicht semiotisches und folglich nicht interpretierbares – Faktum ist, kann sich für den kulturexternen Betrachter durchaus als semiotisches und interpretierbares Faktum darstellen. Eine Größe zu interpretieren, setzt also voraus, mögliche Alternativen zu dieser Größe zu kennen. Solche Systeme möglicher Alternativen können sehr verschiedener Art sein: unter Generalisierung des Begriffes werden wir alle Klassen von in einem gegebenen Kontext möglichen Alternativen Paradigmen nennen (vgl. 1.1 und 2.31).

Diese Ausführungen erlauben nun die Formulierung einer fundamentalen Interpretationsregel:

IR 10: Interpretierbar ist jede und genau jede Größe eines "Textes", zu der eine Alternative existiert.

Damit tritt aber zugleich ein Problem auf, für das wir ein Beispiel konstruieren. Nehmen wir eine Kultur an, in der eine weibliche Person nur dann ethisch positiv sein kann, wenn sie – falls unverheiratet – jungfräulich oder – falls verheiratet – treu ist, was wir als "sexuelle Enthaltsamkeit" zusammenfassen. Das Beispiel ist im übrigen so fiktiv nicht: diese Voraussetzung galt jahrhundertlang in der abendländischen Kultur. Diese Implikation ist nicht umkehrbar: wenn die Person positiv ist, ist sie zwar enthaltensam; aber wenn sie enthaltensam ist, kann sie aufgrund anderer Merkmale dennoch negativ bewertet werden. Das Merkmal "Enthaltsamkeit" ist in einer solchen Kultur

¹ Zu den Beziehungen Geschichte-Ethnologie hat sich Lévi-Strauss wiederholt geäußert: 1971, 1973, usw.

also tautologisch gegenüber dem Merkmal "Positivität": wenn ein "Text" dieser Kultur eine weibliche Figur als positiv klassifiziert, ist sie automatisch auch sexuell enthaltsam, ob der "Text" das nun ausspricht oder nicht. Spricht er es aus, ist er also eigentlich redundant. Daß er der Figur das Merkmal "Positivität" zuordnet, kann interpretiert werden, denn er könnte sie auch als negativ klassifizieren; daß er ihr das Merkmal "Enthaltbarkeit" zuordnet, kann hingegen nicht interpretiert werden, wenn die Figur als positiv gesetzt ist, da dieses Merkmal ja in dieser Kultur schon durch "Positivität" impliziert wird. Nun wissen wir aber aus unserer und anderen Kulturen, daß diese Implikation allenfalls in der Kultur, der unser hypothetischer "Text" angehört, selbstverständlich war, aber keineswegs logisch notwendig ist: wir können also z. B. die alternative Korrelation von "Positivität" und "Nicht-Enthaltbarkeit" denken — folglich können wir aber in unserem "Text" das Merkmal "Enthaltbarkeit" dennoch interpretieren.

Der Widerspruch ist freilich nur ein scheinbarer. Wenn wir unseren "Text" auf dem Hintergrund seiner Kultur interpretieren, ist die Zuordnung von "Enthaltbarkeit" an die positive Figur nicht interpretierbar, da die Kultur keine Alternative dazu kennt. Nicht daß die positive Figur auch enthaltsam ist, sondern nur die Redundanz des "Textes" kann interpretiert werden: es kann gefragt werden, warum das schon durch "Positivität" kulturell eindeutig implizierte Merkmal — scheinbar unnötigerweise — vom "Text" auch explizit ausgedrückt wird. Wenn wir aber — aufgrund unserer heutigen Kenntnis alternativer Möglichkeiten — dennoch den Sachverhalt, daß die Figur nicht nur positiv, sondern auch enthaltsam ist, interpretieren, dann interpretieren wir offenbar nicht mehr den einzelnen "Text", sondern jenen "Supertext", dessen Teil er ist: die Kultur, der er angehört. Wir präzisieren also

IR 10a: Für die Analyse der Bedeutung einer "Text"-Größe ist nur das System von Alternativen relevant, das in der Kultur, der der "Text" angehört, realisiert oder gedacht wird.

IR 10b: Die Analyse einer "Text"-Größe im Rahmen eines dieser Kultur unbekanntem Systems von Alternativen interpretiert nicht den "Text", sondern die Kultur, der er angehört.

Wir erhalten somit eine erste Begrenzung des Begriffs der "Text"-Analyse, die es uns erlaubt, diese Analyse von weitergehenden Fragestellungen zu unterscheiden. Es empfiehlt sich, diese theoretische Un-

tscheidung vorzunehmen, obgleich man diese Grenze in der Praxis oft genug nicht respektieren wird und auch keineswegs respektieren muß. Sie impliziert nicht einen Unterschied hinsichtlich der "Richtigkeit" der Aussagen: sie impliziert nur einen Unterschied hinsichtlich des Objektes, über das etwas ausgesagt wird. Sie erlaubt uns jedenfalls, wenigstens im nachhinein interpretatorische Aussagen mit verschiedenem methodischen Status zu unterscheiden und festzustellen, was wir eigentlich jeweils getan haben. Sie schließt auch bestimmte Fragestellungen als sinnlos aus: wir können nicht sinnvoll fragen, warum ein "Text" eine Größe a und nicht statt dessen eine Größe b aufweist, wenn der ganzen Kultur die mögliche Alternative b unbekannt ist. Solche Fragen werden aber in der Praxis nicht selten — z. B. in "ideologiekritischer" Absicht — gestellt: sie machen letztlich den "Text" dafür verantwortlich und werfen ihm als schuldhaft vor, daß er nicht der Kultur des Kritikers angehört und somit nicht im Besitz von dessen — vermeintlichem oder tatsächlichem — Mehrwissen ist.

Um nun aber überhaupt von den alternativen Möglichkeiten zu einer gegebenen Größe sprechen zu können, müssen die (mindestens zwei) Größen hinsichtlich (mindestens) eines Merkmals "vergleichbar" sein: sie müssen also in der Sicht der jeweiligen Kultur mindestens insofern einer gemeinsamen Klasse angehören, daß im gegebenen Kontext beide als kulturell möglich und adäquat gelten. *Möglich im physischen Sinne* ist zwar jede beliebige Reaktion. Auf die Frage "findest du Bienen schön?" kann man theoretisch nicht nur durch sprachliche und/oder gestisch-mimische Zeichen der Bejahung, der Verneinung, des Nicht-Wissens, der Verweigerung der Antwort usw., sondern auch durch Äußerungen wie "ich glaube dir nicht", "ich finde dich widerlich", durch Niederschlagen des Fragers usw. reagieren. Doch die zweite Gruppe von Reaktionen verletzt die Regeln des Zeichensystems und der Kommunikation: sie gehört nicht zu den *kulturell als möglich und sinnvoll akzeptierten* Alternativen. Ob aber gegebene Größen als gleichartig (derselben Klasse angehörig) oder als ungleichartig (verschiedenen Klassen angehörig) erscheinen, ist zunächst eine Frage der Betrachtungsebene und des Kontextes: darüber kann nur innerhalb der Struktur eines Systems, ob dieses nun ein Zeichensystem, ein "Text", eine Kommunikationssituation, ist, entschieden werden. Während z. B. im obigen Beispiel der Ausdruck der Verneinung der Klasse der möglichen, "ich finde dich widerlich" hingegen der Klasse der unmöglichen Reaktionen angehören, gehören

beide zur selben Klasse der möglichen Reaktionen, wenn etwa die vorangehende Frage "magst du mich?" lautet.

Wir sprachen von beliebigen Größen eines "Textes". Wenn wir zwar auch in den folgenden Kapiteln primär Lexeme oder Lexemkombinationen als Beispiele wählen, so sollen die Aussagen doch für beliebige andere Größen, etwa also auch für Sätze, Satzkomplexe usw., oder entsprechende Größen anderer semiotischer Systeme gelten. Wir brauchen also einen Begriff zur Bezeichnung solcher beliebiger Größen und wählen in Übereinstimmung mit einem in strukturalen Ansätzen verbreiteten Sprachgebrauch den Begriff

Term = beliebige Größe eines semiotischen Systems, gleichgültig, ob es sich auf der jeweiligen Betrachtungsebene um ein Element, eine Relation, eine (Teil-)Struktur handelt; gleichgültig, ob es sich um Größen eines Zeichensystems oder eines "Textes" handelt; gleichgültig, ob es sich um null-, ein-, zwei-, mehrstellige Prädikate handelt; gleichgültig, ob es sich um "unmittelbar beobachtbare" Größen (wie z. B. Lexeme) oder um nicht "unmittelbar beobachtbare" Größen (wie z. B. semantische Merkmale) handelt; gleichgültig, ob es sich um Figuren, Merkmale von Figuren, Figurenmengen, um Handlungen, Handlungskomplexe, um Räume usw. handelt.

Bei Bedarf werden wir zwischen *lexikalischen* und *semantischen Termen* unterscheiden: als lexikalische Terme bezeichnen wir in metaphorischer Übertragung alle Signifikanten, alle Zeichen des jeweiligen semiotischen Systems (tatsächlich sind bei sprachlichen Systemen die Lexeme ja die kleinsten zeichenhaften Einheiten; Morpheme oder Phoneme haben zwar bedeutungsdifferenzierende Funktion, aber selbst keine Bedeutung — freilich können sie in sekundären Systemen als Zeichen funktionalisiert werden). Als semantische Terme bezeichnen wir alle Arten semantischer Merkmale.

Wir fügen gleich noch einen Begriff an, den wir in der Folge brauchen werden:

Syntagmatische Stelle = jede Menge von zusammenhängenden "Text"-Elementen, wobei gilt:

- a) der Umfang der Menge kann beliebig groß bzw. klein sein;
- b) jedes Element der Menge ist mit mindestens einem anderen Element derselben Menge durch unmittelbare Nachbarschaft verknüpft.

Solche Stellen können also in sprachlichen Texten z. B. Satzteile, Teilsätze, Sätze, Satzfolgen usw. sein; in ikonischen Systemen ist

jeder Bildausschnitt eine solche Stelle. Syntagmatische Stellen kürzen wir als “. . . x . . .” ab, wobei “x” und “. . .” Elementmengen darstellen und eine, aber nur eine, der beiden Mengen “. . .” leer sein kann (ist die erste leer, handelt es sich um den Anfang, ist die zweite leer, um das Ende des “Textes”).

2.12 *Der Begriff der semantischen Merkmale*

2.121 Semantische Klassen: Sem — semische Kategorie — Archisem — semantische Achse — Anwendbarkeitsbereich

Der Begriff der semantischen Merkmale² — wir wollen der Kürze halber mit Greimas 1966 von *Semen* sprechen — bedarf einiger theoretischer Anmerkungen. Er stammt, wie so viele andere Begriffe, deren wir uns im folgenden zur Beschreibung semantischer Sachverhalte bedienen werden, aus der Linguistik, die als einzige der mit semiotischen Objekten befaßten Disziplinen Theorien der Semantik hervorgebracht hat (den Spezialfall der logischen Semantik lassen wir beiseite). Alle anderen Disziplinen haben sich an diese Theorien angelehnt und deren Terminologien mehr oder weniger metaphorisch übertragen. Auch unsere Verwendung von “Sem” stellt genau genommen eine solche Übertragung dar, was knapp gezeigt und gerechtfertigt werden soll.

Auch die Linguistik hat bislang freilich, wie es scheint, keine wirklich befriedigende Semantiktheorie entwickelt, so wünschenswert diese im Interesse aller mit “Bedeutung” befaßten Disziplinen wäre. Allerdings würde eine semantische Theorie der Normalsprache für unseren Zweck zwar wichtig, aber keineswegs ausreichend sein, da sie noch nicht die Frage beantwortet, wie über dieser sekundäre Bedeutungssysteme konstruiert werden können. Auch über die Form, die eine solche Semantiktheorie haben müßte, scheint bislang nur geringer Konsens zu bestehen. Eine mögliche Konzeption — ob sie ausführbar

² Im Folgenden mag es vielleicht manchem Linguisten grausen: das Kap. erhebt keinerlei linguistischen Anspruch — heute würde ich es in eine andere Sprache umformulieren. Doch macht es wohl hinreichend das Problem deutlich.

wäre, stehe dahin — einer solchen Theorie wäre es jedenfalls, die vollständige Menge der minimalen, d. h. kleinsten unzerlegbaren semantischen Kategorien einer oder gar der Sprache, eben die Seme, zu konstruieren, so daß sich jedes Signifikat als eine Kombination solcher Seme darstellen läßt, sofern es nicht *monosemisch*³ ist, d. h. nur genau ein nicht zerlegbares Sem aufweist. Hier wird nun aber auch der Unterschied zwischen dem spezifisch linguistischen Interesse und dem einer sTA sichtbar, so sehr die letztere eine bestimmte Menge linguistischer Theoreme notwendig voraussetzt. Um es nochmals zu sagen: *unser Projekt ist kein linguistisches, und die sTA, die hier vorgestellt werden soll, darf auch nicht mit der Textlinguistik, wie sie bislang existiert, verwechselt werden*; bisher hat diese ein ganz anderes theoretisches Objekt auch dann, wenn das empirische Objekt dasselbe ist. Denn nicht um die kleinsten semantischen Einheiten der Normalsprache geht es der sTA, sondern um die des jeweiligen "Textes" oder "Text"-Corpus.

Das bedarf der Erläuterung. Wir nehmen das Beispiel eines sprachlichen Textes. Dieser Text hat zunächst eine Bedeutung, die zu verstehen nur die Beherrschung der verwendeten Sprache voraussetzt: wir unterstellen, daß unsere und des Lesers Sprachkompetenz dazu ausreicht. Nicht diese normalsprachliche Bedeutung des Textes, die ein linguistisches Objekt darstellt, interessiert uns, sondern die Bedeutung, die nicht durch die bloße Kenntnis des primären Sprachsystems gegeben ist und die der Text insofern aufweist, als er ein sekundäres semiotisches System ist oder verwendet bzw. so behandelt werden kann, als sei oder verwende er ein solches System. Denn eine Bedeutung, die jedem kompetenten Sprachbenutzer selbstverständlich gegeben ist, bedürfte keiner besonderen Analyse: so ist denn auch eine strikt linguistische Untersuchung eines Textes nicht daran interessiert, in diesem Text neue, über das intuitive Sprachverstehen hinausgehende Bedeutungen zu finden, sondern will vielmehr zeigen, aufgrund welcher Kategorien und Operationen des Sprachsystems die intuitiv wahrgenommene normalsprachliche Bedeutung zustande kommt. Was hingegen die sTA — und darüber hinaus jede TA, sie mag so tradi-

³ Natürlich gibt es strikt genommen keine monosemischen Terme, da jeder ja auch mindestens Träger einer grammatischen Klasse (Substantiv, Adjektiv, ...) ist, die zu seiner Bedeutung beiträgt.

tionell sein, wie sie will — interessiert, sind nicht die für die Normalsprache relevanten Seme, die im Text insofern eine Rolle spielen, als er sich lexikalischer Terme bedient, die auf diesen Semen basieren, sondern die Seme, auf denen die sekundäre Bedeutung des Textes basiert:

IR 11: Die "Text"-Analyse sucht diejenigen Kategorien, die als relevante semantische Terme des je individuellen "Textes" oder "Text"-Corpus fungieren.

Ob diese Seme für die Normalsprache relevant sind, ist gleichgültig; wichtig ist nur, daß sie im "Text" "relevant"/"funktionalisiert" (zu diesen Begriffen später) sind. Diese Textseme, wenn wir sie so nennen dürfen, basieren zwar auf den Sprachsemen und deren Kombination im Text: sie *müssen* aber nicht mit diesen identisch sein, wenngleich sie mit ihnen identisch sein *können*. Der Text kann Seme, die auch für seine normalsprachliche Terme relevant sind, funktionalisieren: Seme wie belebt/unbelebt, männlich/weiblich, die normalsprachlich relevant sind, sind auch für die sekundäre Organisation vieler "Texte" relevant. Der Text kann aber auch neue Klassen als relevante Seme einführen, die auf der Ebene der normalsprachlichen Semantik keine relevanten Klassifikationen darstellen. So kann z. B. ein narrativer "Text" die auftretenden Figuren in solche, die älter als dreißig Jahre sind, und in solche, die jünger als dreißig Jahre sind, einteilen und jede der beiden Gruppen, unabhängig vom Geschlecht, verschiedene Verhaltensweisen zuordnen: diese beiden Klassen, die in der normalsprachlichen Semantik keine Rolle spielen, sind dann dennoch semantisch relevante Klassen des "Textes". Freilich ist das Problem der Unterscheidung linguistisch und textuell relevanter semantischer Klassen damit eher aufgeworfen als gelöst; zu einer befriedigenden Abgrenzung beider bedürfte es weiterer Untersuchungen. Die für den je analysierten individuellen "Text" relevanten semantischen Klassen können jedenfalls von sehr verschiedener Generalisierbarkeit sein: im einen Extremfall sind sie allgemein sprachliche bzw. kulturelle, somit generell relevante, im anderen Extremfall für genau nur diesen einen "Text" relevante Klassen. Dazwischen liegen die für nur ein beschränktes "Text"-Corpus, z. B. das Werk eines Autors, die "Texte" einer bestimmten Gattung oder Epoche usw., relevanten Kategorien.

Seme, ob nun normalsprachlich oder erst textuell relevante, sind also Größen, die den gemeinsamen Nenner einer Klasse von Termen darstellen. Nun muß aber offenbar unterschieden werden zwischen *Klassen/Mengen im allgemein logischen Sinne* und *semantischen Klas-*

sen, d. h. jener Teilmenge aus der Gesamtmenge aller logischen "denkbaren" Klassen, die bei der semantischen Organisation primärer oder sekundärer Systeme tatsächlich benutzt und funktionalisiert wird. Wir können Klassen bilden oder in bestimmten theoretischen Kontexten sogar benötigen, die in der normalsprachlichen Semantik keine Rolle spielen. So ist z. B. die Klasse aller Individuen, die zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt sind und ein Auto besitzen, keine normalsprachlich relevante Klasse, während sie z. B. für eine soziologische Untersuchung durchaus wichtig sein mag. Auch ist natürlich jederzeit ein "Text" denkbar, der eine Unterscheidung der auftretenden Figuren in solche, die diese doppelte Bedingung erfüllen, und in solche, die sie nicht erfüllen, vornimmt. Wie ein schon altes Theorem will, nimmt die Sprache also tatsächlich eine Auswahl unter den denkbaren Klassifikationen der Realität vor und enthält insofern eine Ontologie, die mit dem Denksystem der jeweiligen Kultur in je verschiedenem Ausmaß interdependiert. Freilich können wir auch hier nicht präzisieren, was die Teilmenge der semantisch relevanten Klassen von der Menge der logisch möglichen Klassen im allgemeinen unterscheidet.

Alle nicht monosemischen Terme gehören gleichzeitig verschiedenen semantisch relevanten Klassen an. So kann, um ein Beispiel zu geben, die Reihe Mädchen – Greis – junger Stier – alte Hündin erstens in die Klassen "menschlich" (Mädchen, Greis) und "tierisch" (Stier, Hündin), zweitens in "alt" (Greis, Hündin) und "jung" (Mädchen, Stier), drittens in "weiblich" (Mädchen, Hündin) und "männlich" (Greis, Stier) eingeteilt werden. Terme, die hinsichtlich der einen Klasse gleichartig sind, sind hinsichtlich der anderen ungleichartig. Diese verschiedenen semantischen Klassen/Seme lassen sich zu Paaren ordnen: menschlich/tierisch, alt/jung, männlich/weiblich. Diese Paare haben jeweils eine Oberklasse gemeinsam, die wir als Klassifikation nach Arten von Lebewesen, nach dem Alter, nach dem Geschlecht umschreiben können. Jedes Glied jeder dieser Oberklassen kann mit jedem Glied jeder anderen Oberklasse kombiniert werden, während die Glieder derselben Oberklasse einander logisch ausschließen und nicht untereinander kombiniert werden können. So gibt es Objekte, die sowohl männlich als auch alt sind (z. B. Greis), solche die weder männlich noch alt sind (z. B. Mädchen), solche, die männlich, aber nicht alt sind (z. B. Knabe), solche, die alt, aber nicht männlich sind (z. B. Greisin). Dagegen ist, was hinsichtlich der Oberklasse "Geschlecht" überhaupt charakterisiert ist, entweder männlich oder weiblich, notwendig eines von beiden, aber nicht beides. Die Glieder derselben

Oberklasse stellen also *alternative*⁴ Varianten desselben Sachverhalts dar: im Falle von männlich/weiblich gliedern sie diesen Sachverhalt zugleich auch, wenn wir vom abnormen Sonderfall des Zwitters absehen, *erschöpfend*⁵ auf, während das Paar alt/jung zwar alternativ, aber nicht erschöpfend ist, da es noch einen dritten, mittleren Wert zuläßt, den wir als "weder alt noch jung" umschreiben können – unsere Sprache enthält dafür kein spezifisches Lexem. Übrigens ist dieser Fall keineswegs selten, daß im Denksystem einer Kultur oder eines "Textes" ein logisch-semantischer Term eine Rolle spielt, dem keine *Benennung*⁶, kein spezifischer und "eigentlicher" lexikalischer Term des primären oder sekundären Zeichensystems entspricht und der somit nur durch Umschreibung ausgedrückt werden kann.

Semantische Klassen bilden also Oberklassen: zu deren Bezeichnung wurden verschiedene Termini vorgeschlagen: der der semantischen Achse (Greimas 1966, Lotman 1972, auch bei Lévi-Strauss), der der semischen Kategorie (Greimas 1966), der des Archisems (Lotman 1972). Um weder ein tautologisches Begriffssystem zu erhalten noch auch auf einen verfügbaren Begriff verzichten zu müssen, versuchen wir, diese drei Begriffe zu differenzieren; wir tun dies freilich auf eigene Verantwortung, ohne sicher zu sein, wie weit diese Unterscheidungen der Intention unserer Autoren entsprechen; in jedem Falle halten wir sie aber für nützlich:

Semische Kategorie = Oberklasse zweier (oder mehrerer) semantisch relevanter Klassen (Seme), hinsichtlich derer diese Klassen eine alternative und erschöpfende Kategorisierung vornehmen.

Unsere obigen drei Beispiele semantischer Oberklassen würden also etwa solche semischen Kategorien darstellen. Die gemeinsame semische Kategorie von alt/jung läßt sich also etwa als "Klassifikation nach Alter" umschreiben: nun sind, wie wir sahen, "alt" und "jung" alternativ, aber nicht erschöpfend, so daß dieser semischen Kategorie noch eine dritte semantische Klasse "weder alt noch jung" angehört. In "Texten" tritt aber nicht selten der Fall auf, daß nur eine Teilmenge der Seme einer semischen Kategorie, z. B. eben nur "alt" und "jung", nicht aber "weder alt noch jung", eine Rolle spielen und die Oberklasse dieser Teilmenge der Seme einer Kategorie gebildet werden

⁴ Blanché 1969.

⁵ Blanché 1969.

⁶ Chabrol 1971 b, S. 90 ff.

muß, hier also z. B. "extreme Altersstufe": eine solche Klasse wollen wir "Archisem" nennen. Wir geben ein zweites, frei nach Lotman (1972, S. 251) konstruiertes Beispiel. Wenn wir eine semische Kategorie "emotionales Verhältnis zu etwas oder zu jemandem" annehmen, wie sie z. B. in "Texten" eine Rolle spielen mag, dann läßt sich diese etwa grob in fünf Teilklassen/Seme zerlegen:

(1) Haß — Abneigung — Indifferenz — Zuneigung — Liebe⁷

Wenn nun in einem "Text" nur einige der Terme aus dieser vollständigen Serie gegeben sind und deren Oberklasse gesucht ist, fragen wir also nach dem Archisem. Ist etwa "Haß" und "Liebe" gegeben, können wir das Archisem als "starke Leidenschaft" oder als "extremes emotionales Verhalten" benennen; ist etwa "Haß" und "Abneigung" gegeben, können wir das Archisem als "negatives emotionales Verhältnis" benennen. In diesen Beispielen stellt das Archisem gegenüber den Semen eine Oberklasse, gegenüber der normalsprachlich-kulturell vorgegebenen semischen Kategorie eine Teilklassse dar. Nun gibt es aber "Texte", in denen Seme, die nicht derselben, sondern verschiedenen normalsprachlich-kulturell vorgegebenen Kategorien angehören, dennoch zu einer gemeinsamen Klasse zusammengefaßt werden müssen; auch in diesem Falle wollen wir von "Archisem" sprechen: das Archisem ersetzt hier eine fehlende semische Kategorie bzw. stellt eine neue solche Kategorie dar. Wenn etwa ein "Text" einer Sprache/Kultur, in der die Merkmale "tot" und "wirtschaftlich erfolglos" nicht derselben Kategorie angehören, dennoch Figuren, die tot sind, und solche, die wirtschaftlich erfolglos sind, gleichsetzt, dann bildet er ein solches Archisem, das wir z. B. als "sozial nicht existent" umschreiben können. Wir legen also fest:

Archisem = Oberklasse zweier (oder mehrerer) semantisch relevanter Klassen, die Teilklassen einer semischen Kategorie darstellen, sie aber nicht erschöpfen, oder die nicht derselben semischen Kategorie angehören.

Seme, semische Kategorien, Archiseme fassen wir, wie in 2.11 festgelegt, als semantische Terme zusammen, schon um nicht jedes Mal den genauen Status eines Merkmals spezifizieren zu müssen. Wir führen noch den dritten Begriff ein:

Semantische Achse = Zwei (oder mehr) Terme liegen auf einer semantischen Achse, wenn sie hinsichtlich mindestens eines Merk-

⁷ Es ist evident, daß wir hier nicht nach linguistischen Kriterien klassifizieren.

mals verschiedenen semantischen Klassen und hinsichtlich mindestens eines Merkmals einer gemeinsamen semantischen Klasse angehören. Terme, die auf derselben semantischen Achse liegen, können also beliebig viele semantische Klassen (Seme, Kategorien, Archiseme) gemeinsam haben, und sich in beliebig vielen semantischen Klassen unterscheiden: sie müssen nur mindestens eine Klasse gemeinsam haben und sich in mindestens einer unterscheiden. Z. B. "Vater" und "Sohn" haben die Seme "menschlich" und "männlich" und die semischen Kategorien "direkte biologische Abstammung" und "Klassifikation nach Alter" gemeinsam und unterscheiden sich innerhalb dieser Kategorien durch die Seme Elternteil/Kind einerseits, älter/jünger andererseits.

Die Begriffe der semische Kategorie, des Archisems, der semantischen Achse überschneiden einander also in den vorliegenden Definitionsversuchen — aber sie sind zugleich weit davon entfernt, identisch-
tautologisch zu sein. Überlegungen, die vor allem in 2.22 eine Rolle spielen werden, zwingen uns, noch eine weitere semantische Klasse, den Anwendbarkeitsbereich von Termen, einzuführen. Diese Anwendbarkeitsbedingungen sind, wo nicht identisch mit, so doch Teilmenge von dem, was die Linguistik als Selektionsbeschränkungen bezeichnet hat. Etwa zwei alternative und erschöpfende Seme wie "männlich" und "weiblich" haben nicht nur eine semische Kategorie "Klassifikation nach Geschlecht" gemeinsam, hinsichtlich derer sie die Gesamtmenge der möglichen, einander nicht überschneidenden Fälle darstellen: sie haben noch ein weiteres semantisches Merkmal gemeinsam, das von "Geschlecht" impliziert wird — das Merkmal "belebt". Wenn etwas überhaupt hinsichtlich der Klasse "Geschlecht" charakterisiert ist, ist es zugleich auch "belebt"; hingegen (man vergleiche den Fall der Mikroben) ist nicht alles, was "belebt" ist, auch hinsichtlich des "Geschlechtes" charakterisiert. Wir benutzen die Gelegenheit, nochmals auf den relativen Unterschied zwischen *sprachlicher* und *kultureller Semantik* hinzuweisen: mangels kulturellen Wissens über bestimmte elementare biologische Organismen konnten etwa in früheren Jahrhunderten "belebt" und "Geschlecht" als einander wechselseitig implizierende und extensionsgleiche Begriffe gelten: alles, was belebt war, hatte auch ein Geschlecht. Durch das außersprachlich-kulturelle Ereignis der Entdeckung der Mikroben wird diese logische Äquivalenz aufgehoben: es gibt seitdem — mindestens für den Gebildeten — Größen, die belebt sind, auf die aber dennoch die Kategorie des Geschlechts nicht anwendbar ist.

Die Organisation der Geschlechterrollen selbst im menschlichen Bereich mag als ein weiteres Beispiel der Unterscheidung dienen. Rein sprachlich sind und waren männlich/weiblich nur durch biologische Merkmale differenziert: solange die soziokulturelle Organisation der Geschlechterrollen als selbstverständlich erfahren wird, d. h. solange die Kultur zu ihrem Organisationstyp der Geschlechterrollen weder räumlich-ethnologisch noch zeitlich-historisch andere Lösungen als Alternativen dazudenkt, solange sie weder solche außerkulturellen Alternativen denkt noch innerkulturell alternative Modelle der Geschlechterrollen konkurrieren, genau so lange freilich klassifiziert sie ihre geschichtlich-sozial bedingte Konzeption des Geschlechts auch als biologische, d. h. genau so lange scheinen sprachliche und kulturelle Semantik zusammenzufallen. Wenn das kulturelle Wissen homogen und ohne intellektuelle Abweichung ist, wird es auf die sprachliche Semantik projiziert: erst wenn die Kultur ihr Wissen als relativ erfährt, d. h. extra- oder intrakulturelle Abweichungen dazu als gleichwertige mögliche Klassifikationen akzeptiert, wird die Unterscheidung von sprachlicher und kultureller Semantik nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig. Dies kann etwa die Veränderung der Geschlechterrollen in den europäischen Kulturen unseres Jahrhunderts exemplifizieren: früher waren auch die nicht-biologischen, d. h. die sonstigen von der Kultur mit "männlich" bzw. "weiblich" assoziierten Merkmale weitgehend gegensätzlich organisiert, während demgegenüber heute die Anzahl der mit männlich/weiblich assoziierten und zugleich gegensätzlichen Merkmale mindestens in bestimmten – sozial oder psychisch determinierten – Gruppen erheblich reduziert sein dürfte, ohne daß dieser soziale Prozeß der Annäherung der Geschlechterrollen außer der kulturell-pragmatischen Semantik auch notwendig das primäre Sprachsystem verändert haben muß.

Doch kehren wir zu unserem Problem zurück; wir legen fest:

Anwendbarkeitsbereich = Die Menge der von einer semischen Kategorie implizierten Seme, die auch von allen alternativen Semen, die die Kategorie umfaßt, impliziert werden.

Wenn etwas ein Geschlecht hat, dann ist es auch belebt; wenn etwas männlich oder weiblich ist, dann ist es auch belebt. Belebt zu sein ist also notwendige Bedingung, um einer Größe einen Term als Prädikat zuordnen zu können, der diese Kategorie oder eines ihrer beiden Seme umfaßt. Daher bezeichnen wir solche implizierten Merkmale als Anwendbarkeitsbereich. Diese semantische Klasse legt auch fest, ob Terme mit verschiedenen semischen Kategorien miteinander kon-

junktiv korreliert werden können (x ist a und x ist b), ohne daß die Aussage tautologisch ist wie im Falle von Synonymen oder unsinnig wird wie im Falle von gegensätzlichen Begriffen. Nur wenn ihre semischen Kategorien einen gemeinsamen Anwendbarkeitsbereich haben, können die Terme verknüpft werden. Die Anwendbarkeitsbereiche zweier Terme können identisch sein, sie können sich nur partiell überschneiden, einer kann Teilmenge des anderen sein. So ist der Anwendbarkeitsbereich "belebt" unseres obigen Beispiels eine Teilmenge dessen, den die Kategorie "Klassifikation nach Schönheit" impliziert: von einem Term, der z. B. weiblich ist, kann im Prinzip auch gesagt werden, er sei schön; da "schön" aber auch auf unbelebte Objekte angewandt werden kann, gilt das Umgekehrte nicht. Der Anwendbarkeitsbereich von "Klassifikation nach Intelligenz" ist seinerseits wiederum eine Teilmenge dessen von "Geschlecht": "klug" und "dumm" läßt sich nur auf Objekte mit dem Merkmal "menschlich" oder allenfalls "tierisch" anwenden, "belebt" besteht aber aus "menschlich + tierisch + pflanzlich". Der Anwendbarkeitsbereich ist also der Term, der die mögliche Extension einer Klasse von Prädikaten angibt, deren Intension durch die semische Kategorie ausgedrückt wird.

Methodologisch wichtig und zur Vermeidung von Verwirrung nützlich ist vielleicht die Anmerkung, daß eine solche Aufteilung der semantischen Terme in Seme, semische Kategorien, Archiseme, Anwendbarkeitsbereiche nicht als eine ontologisch-essentialistische, sondern als eine rein funktionale und kontextabhängige Klassifikation zu verstehen ist: ein semantischer Term, der in einem bestimmten Falle als Sem fungiert, kann in einem anderen als semische Kategorie oder als Anwendbarkeitsbereich fungieren.

So notwendig diese Unterscheidungen verschiedener semantischer Klassen theoretisch sind, so oft kann man sie doch andererseits in der Analysepraxis vernachlässigen: wir werden daher, wo immer es angeht, nur von semantischen Termen sprechen.

2.122 Zur theoretischen Sprache der semantischen Beschreibung

Ein Grundproblem muß wenigstens skizziert werden: in welcher Sprache beschreiben bzw. benennen wir semantische Terme?

Wir haben etwa von den Lexemen "Mädchen" und "Greis" zwei Paare alternativer Merkmale abstrahiert, die wir als jung/alt und

männlich/weiblich benannt haben. Die Begriffe, die die Seme von Lexemen ausdrücken sollten, waren also selbst Lexeme derselben Sprache, der die zu beschreibenden Lexeme angehören. Wenn wir nun etwa die Lexeme "alt" und "jung" selbst analysieren wollen, müssen wir folglich sagen, daß sie monosemische Terme auf der Basis des alternativen Sempaars alt/jung sind. Man sieht, daß es leicht zu Konfusionen führen kann, wenn die Objektsprache selbst zugleich als Metasprache dient, falls man nicht jeweils genau signalisiert, in welcher Funktion man sich ihrer gerade bedient.

Wunderlich hat diesen Typ von Bedeutungsbeschreibung als Analyse nach "Bedeutungskomponenten" von der Analyse nach "semantischen Merkmalen" unterschieden (1974, S. 280): die Analyse nach Bedeutungskomponenten drückt die Bedeutung eines Terms mittels anderer Terme desselben Zeichensystems aus, während die Analyse nach semantischen Merkmalen die Bedeutung des Terms durch Terme einer anderen Sprache, d. h. im Falle der Normalsprache etwa durch neu eingeführte oder doch neu definierte Terme, durch Terme einer theoretischen Sprache also, ausdrückt. Was wir als semantische Merkmale bezeichnet haben und weiterhin bezeichnen werden, werden mangels einer solchen theoretischen Sprache in der Mehrheit der Fälle eigentlich Bedeutungskomponenten sein — doch vernachlässigen wir diese Unterscheidung in der Folge.

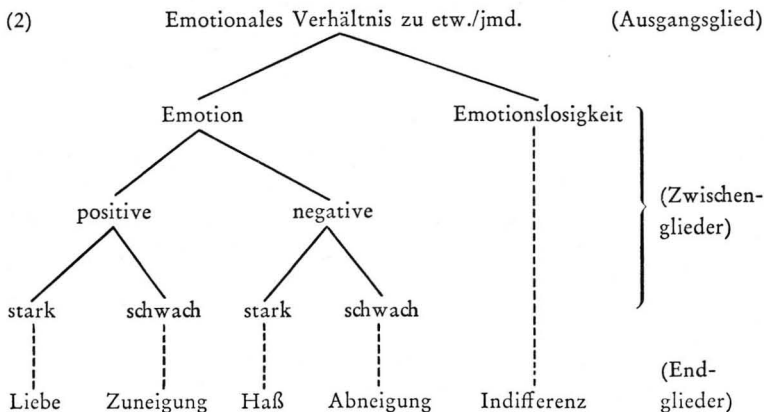
Wir drücken also in der Regel semantische Terme durch lexikalische Terme derselben natürlichen Sprache aus. Wie vor allem auch am Beispiel der semischen Kategorien und der Archiseme sichtbar wird, kann ein semantischer Term oftmals nur durch ganze Lexemkombinationen einigermaßen adäquat ausgedrückt werden. Nun bietet die Normalsprache verschiedene grammatische Wortklassen an (Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb). Diese differenzieren sich einerseits sicher nach — allerdings sehr allgemein-abstrakten — semantischen Merkmalen, was uns, als primär linguistisches Problem hier nicht zu interessieren braucht. Andererseits können Terme verschiedener Wortklassen dieselben Seme haben, was an sich schon durch die weitgehende wechselseitige Transformierbarkeit dieser Klassen untereinander, d. h. durch die Möglichkeit, aus einem Verb ein Substantiv oder umgekehrt, aus einem Substantiv ein Adjektiv oder umgekehrt, usw. abzuleiten, hinreichend belegt wird. Wenngleich wir uns zur Bezeichnung semantischer Klassen nun notwendig einer dieser Lexemklassen bedienen müssen, dürfen diese Merkmale doch mit keiner dieser Lexemklassen verwechselt werden: sie liegen allen Wortklassen zugrunde, gehören

aber keiner von ihnen an. Aus leicht einsehbaren Gründen wählen wir zur Bezeichnung der semantischen Merkmale Substantive oder Adjektive.

Theoretisch kann nun eine semantische Klasse zwar nicht beliebig, aber doch verschieden viele Glieder umfassen. Strukturelle Ansätze (ob in der Ethnologie, ob in der Linguistik, ob in der Literaturwissenschaft usw.) neigen aber zweifellos zu binären (zweigliedrigen) Klassifikationen, wenngleich natürlich am jeweiligen Objekt auch mehrgliedrige Klassifikationen auftreten. So wäre etwa die Klassifikation nach Alter ternär (dreigliedrig): alt-neutral-jung; so ist die Begriffsserie (1) in 2.121 sogar fünfgliedrig; so spricht J. Link (1974, S. 61) etwa von der quaternären (viergliedrigen) Serie der Himmelsrichtungen (Osten, Westen, Norden, Süden); so enthält Bremonds Analyse alternativer Erzählmöglichkeiten (1973a) viele drei-, vier- und mehrgliedrige Klassifikationen. Doch gibt es zweifellos diesen Hang zum "Binarismus", den man den strukturalen Theorien häufig zum Vorwurf gemacht hat. So bemerkt etwa Worsley kritisch gegenüber Lévi-Strauss, daß binäre Klassifikationen verschiedenartigster Sachverhalte zwar in den verschiedensten Kulturen "extrem verbreitet", aber doch keinesfalls "universal" seien (1973, S. 214). Gegenüber solchen Einwendungen hat Lévi-Strauss darauf hingewiesen, daß dieses Klassifikationsprinzip sogar im menschlichen Nervensystem biologisch verankert sei (1971, S. 616 f.; vgl. auch Oppitz 1975, S. 292). Natürlich ist die Warnung Worsleys vor der Erhebung der heuristisch fruchtbaren "binären Analyse" "zu einer absoluten und universalen Metaphysik" (1973, S. 215) berechtigt; es kann sich in der Tat nicht darum handeln, etwa die mystische Dreizahl jenes unter dem Namen der Dialektik bekannten traditionellen Denksystems nun durch eine binäre Zahlenmystik zu ersetzen.

Dennoch haben die Binärklassifikationen sicher einen besonderen logischen Status: jede n -gliedrige ($n > 2$) Klassifikation kann in eine binäre, aber nicht notwendig auch in eine ternäre, quaternäre usw. logisch transformiert werden. So lassen sich ternäre Serien leicht in doppelt binäre übersetzen. Die drei Terme gut – indifferent – böse der semischen Kategorie "Klassifikation nach ethischem Wert" lassen sich z. B. in neutrale (indifferent) und nicht-neutrale (gut, böse) Werte gliedern, diese letzteren wiederum in positive (gut) und negative (böse). Das System der Himmelsrichtungen z. B. läßt sich nicht nur leicht binär umschreiben: in diesem Falle ist es sogar falsch, es als quaternäre Serie gleichartiger Terme aufzufassen. Denn diese Terme ordnen

sich von vornherein in zwei Teilklassen, die verschiedene Achsen bilden: Norden – Süden einerseits, Westen – Osten andererseits. Nur die Terme derselben Achse schließen einander logisch aus und können nicht miteinander kombiniert werden; zwei Glieder verschiedener Achsen hingegen, z. B. Norden und Westen, sind kombinierbar (Nordwest). Unsere fünfgliedrige Serie (1) ließe sich sogar auf mehrere verschiedene Weisen strukturieren, so etwa gemischt ternär-binär oder rein binär. Wir exemplifizieren nur den zweiten Fall: wir zerlegen die Serie in “Emotionslosigkeit” und “Emotion”, “Emotion” wiederum in “positive” und “negative”, diese beiden jeweils in “stark” bzw. “schwach” positive bzw. negative. Bei graphischer Darstellung erhält man einen jener (etwa aus der generativen Grammatik) satzsaft bekannten “Stammbäume”:



Auch die genannten Klassifikationen Bremonds ließen sich ausnahmslos in binäre transformieren: es wäre freilich unpraktisch, da seine Schemata damit weitaus komplizierter und unübersichtlicher würden.

Nicht jede relevante Klassifikation ist also binär, aber jede läßt sich in eine binäre übersetzen. Die Frage ist folglich, von welcher Regel man es abhängig machen soll, ob man eine n-gliedrige Klassifikation eines beliebigen Sachverhalts einer beliebigen Kultur oder eines “Textes” innerhalb einer solchen in eine binäre Ordnung übersetzt oder als eben diese n-gliedrige beläßt und hinnimmt. Die Frage

scheint uns kein metaphysisches Problem: sie sollte sich nach einem Kriterium heuristischer Nützlichkeit regeln lassen, zumal das Ganze ein Pseudoproblem darstellt. Denn die Glieder jeder klassifikatorischen Serie müssen sich ja durch etwas unterscheiden. *Der einfachste Fall logischer Strukturierung läßt sich als Präsenz/Absenz eines Merkmals darstellen.* Da man auf dieser Basis tatsächlich nur eine zweigliedrige Klassifikation erhält, bedeutet das, daß jede mehr als zweigliedrige Klassifikation weitere Merkmale einführen muß. Jede n-gliedrige Klassifikation impliziert also logisch eine Gruppe von Termen, die wir in (2) als Zwischenglieder benannt haben. Die Frage ist demnach nicht, ob es diese Zwischenglieder gibt, sondern nur, ob es sich lohnt, sie zu rekonstruieren:

IR 12: Die Rekonstruktion der Zwischenglieder zwischen der semischen Kategorie (Ausgangsglied) und den Semen (Endglieder), d. h. die Auflösung n-gliedriger Klassifikationen in binäre, ist nur dann notwendig, wenn diese unausgesprochen logisch vorausgesetzten Zwischenglieder ihrerseits in der Kultur bzw. dem "Text" "funktionalisiert" sind.

Natürlich kann diese Rekonstruktion auch zu rein theoretischen Zwecken nützlich und wichtig sein. Wir können damit die Frage auf sich beruhen lassen: relevant ist für die sTA nicht die logisch optimale Neustrukturierung eines fremden Klassifikationssystems, sondern die logisch optimale Beschreibung des fremden Klassifikationssystems als eben dieses fremden — mag es seinerseits auch logisch absurd scheinen oder sein.

Wahrscheinlich — oder sogar sicher — gibt es semantisch relevante Klassen, die sprachliche und/oder kulturelle Universalien sind, d. h. in jeder Sprache, in jeder Kultur auftreten und anthropologische Invarianten menschlicher Existenz erfahrung darstellen. Zu diesen Klassen dürften z. B., um unproblematische Fälle zu wählen, "belebt" und "unbelebt" bzw. "tot", "männlich" und "weiblich" usw. gehören. Doch gibt es ebenso umgekehrt viele Klassifikationen, die nur in einigen oder gar nur in einer der bekannten Kulturen, schließlich solche, die überhaupt nur in einer Teilmenge der "Texte" einer Kultur, vielleicht im Extremfall nur in einem einzigen, relevant sind.

Welche semantischen Klassen jeweils relevant sind, kann also von "Text" zu "Text", von Kultur zu Kultur differieren. Selbst Kategorien, die vielleicht kulturelle Universalien darstellen, können im Denksystem des jeweiligen "Textes", der jeweiligen Kultur je ver-

schiedenen hierarchischen Stellenwert haben: was im einen Falle fundamentale Zentralkategorie des Denkens ist, mag im anderen nebensächliche Randkategorie sein. Auch können zwei semantische Klassen a und b, die in "Text"/Kultur A in der Relation x stehen, in "Text"/Kultur B in der Relation y stehen. Während Anzahl, Inhalt, Relation der semantisch relevanten Klassen also potentiell fast beliebig variabel scheinen, dürften die möglichen elementaren semantischen Relationen die eigentlichen Invarianten und Universalien sein (vgl. Oppitz 1975, S. 292; Burrige 1973, S. 159, spricht nur von der Variabilität der semantischen Klassen). Während die semantischen Klassen ein Problem der Beschreibungssprache aufwerfen, sind die semantischen Relationen auf der Basis der Logik relativ gut definierbar. Einige solche elementare semantische Relationen soll 2.2 beschreiben – "einige", weil es gewagt wäre, einen Vollständigkeitsanspruch zu erheben; "elementare", weil es die Relationen sind, aus denen alle komplexen Relationen rekonstruierbar sein müßten/sollten.

2.2 Einige elementare semantische Relationen

2.21 *Substitution, Permutation, Korrelation*

Bevor wir uns mit den semantischen Relationen im engeren Sinne befassen, führen wir zunächst einige auch für andere theoretische Kontexte wichtige Begriffe ein. Wenn ein syntagmatisches Neben- bzw. Nacheinander von Termen $\dots xAy \dots$ gegeben ist, wobei einer, aber nur einer, der Terme x, y eine leere Menge sein kann, und A durch B ausgetauscht wird, so daß die syntagmatische Folge $\dots xBy \dots$ entsteht, sprechen wir von

Substitution = Ersetzung eines Terms durch einen anderen bei Konstanz der (im allgemein semiotischen Sinne) syntaktischen Struktur.

Wir geben ein normalsprachliches Satzbeispiel (in diesem Falle ist die syntaktische Struktur eine solche im engeren linguistischen Sinne). Wir können im Ausgangssatz

(3) Das Leben ist schön

ein prädiiziertes Element und ein Element, das als Prädikat dient, unterscheiden. Wir können das prädiizierte Element substituieren:

- (4) Das Dasein ist schön
- (5) Der Tod ist schön
- (6) Das Gebirge ist schön

Wir können das Prädikat substituieren:

- (7) Das Leben ist angenehm
- (8) Das Leben ist häßlich/nicht schön
- (9) Das Leben ist kurz

Wir können beide Terme substituieren:

- (10) Der Tod ist häßlich
- (11) Das Gebirge ist hoch
- (12) Das Leben ist der Tod

Wir könnten schließlich den syntaktischen Typ des Satzes durch einen anderen Typ ersetzen, usw. Indem wir aber die Art der jeweiligen semantischen Veränderung durch die Substitution analysieren (vgl. 2.22), können wir die möglichen semantischen Relationen zwischen Termen rekonstruieren. So lassen bestimmte Substitutionen die Bedeutung des Ausgangssatzes praktisch invariant: in diesem Falle sprechen wir von

Substituierbarkeit = Ersetzbarkeit eines Terms ohne Veränderung der Bedeutung.

So bleibt, grob gesagt, in den Sätzen (4) und (7) die Bedeutung von (3) in etwa erhalten. Wenn aber die Bedeutung durch die Substitution verändert wird, sind zwei Fälle möglich. Der durch die Substitution gewonnene Satz kann mit dem Ausgangssatz logisch vereinbar sein, d. h. beide können zugleich wahr sein, ohne sich zu widersprechen: so ist der Satz (3) – und folglich auch (4) und (7) – jeweils mit (5), (6), (9), (10), (11), sogar mit (12) vereinbar. Ausgangssatz und neuer Satz können aber auch logisch unvereinbar sein, d. h. einander widersprechen: so ist (3) – und folglich (4) und (7) – mit (8), (5) mit (10) jeweils unvereinbar. (12) – als in sich widersprüchlicher Satz – stellt einen Sonderfall dar. Die Sätze, mit denen (3), (4), (7) jeweils *einzelnen* vereinbar sind, sind also zum Teil untereinander unvereinbare (so (5) und (10)), so daß (3), (4), (7) nicht mit *allen zugleich* vereinbar sind. Zwei (oder mehr) Mengen untereinander vereinbarer Sätze wollen wir *kompatibel*, zwei (oder mehr) Mengen unvereinbarer Sätze (wozu es ausreicht, daß je ein Satz der einen mit je einem Satz der anderen Menge unvereinbar ist) *inkompatibel* nennen. Wir geben zwei weitere – und andersartige, nicht unmittelbar linguistische – Beispiele für Substitution. Um diese handelt es sich etwa, wenn ein Autor einen Text umarbeitet, indem er Wörter, Sätze,

Kapitel, Handlungseinheiten usw. durch andere ersetzt. Von Substitution werden wir aber auch beim Vergleich zweier (oder mehrerer) "Texte" sprechen, wenn kein Akt intentionaler Ersetzung vorliegt, also z. B. dann, wenn die zwei (oder mehr) "Texte" von verschiedenen Autoren sind: es reicht aus, wenn jeweils ein bestimmter syntagmatischer Kontext invariant bleibt. Als erstes Beispiel dieses zweiten Falles kann das Märchen dienen: nach Propp 1972 kann z. B. "dieselbe" Geschichte von verschiedenen Helden erzählt werden — der Held mag einmal ein Prinz, das andere Mal ein Bauernjunge sein. Das zweite Beispiel (wir verdanken es H. Karmasin) entnehmen wir der Werbung für Waschmittel: die dort beliebte Rolle des das Produkt vertretenden, informierenden und helfenden Ratgebers kann durch die Mutter, die Freundin, den männlichen oder weiblichen Fachmann usw. gegenüber der Rolle der ratsuchenden Hausfrau besetzt sein.

Alle Fälle, die uns bisher als Beispiel dienten, können wir als *paradigmatische Substitution* zusammenfassen: durch die Substitution entstand jeweils ein neuer "Text". Davon unterscheiden wir *syntagmatische Substitutionen*, bei denen substituierter und substituierender Term im selben "Text" koexistieren: . . .xBy. . . ersetzt nicht . . .xAy. . ., sondern folgt an anderer syntagmatischer Stelle des "Textes" darauf. Wir geben drei einfache literarische Beispiele:

(13) Nun töne Lied mit eigenem Feuer

Denn du bist älter, du bist neuer

(aus: Goethe: Westöstlicher Divan)

In einem ersten Syntagma wird dem "Lied" das Prädikat "älter" zugeschrieben, das in einem zweiten, sonst völlig analogen, durch das widersprüchliche "neuer" substituiert wird. Beim zweiten Beispiel isolieren wir bestimmte Aspekte der Handlungsebene eines Erzähltextes.

(14) Freiwillig, öffentlich, legitim, unter Zustimmung der Familie hat sich Umberto mit einer geliebten Frau vermählt. Diese stirbt. Widerwillig, öffentlich, legitim, auf Drängen seines Vaters verlobt er sich mit der ungeliebten Diana. Auf dem Wege zur Hochzeit kommt er ums Leben. Widerwillig, öffentlich, am Rande der Legitimität (denn er war bis dahin Mönch), auf des Vaters Drängen, verlobt sich sein jüngerer Bruder Astorre mit der ungeliebten Diana. Vor der Vermählung lernt der Antiope kennen. Freiwillig, heimlich, illegitim (da er schon verlobt ist) vermählt er sich mit der geliebten Antiope. Diana tötet Antiope bei der öffentlichen Hochzeitsfeier, Astorre kommt bei einem von ihm provozierten Kampf ums Leben. (Nach C. F. Meyer: Die Hochzeit des Mönchs)

(Da es nur um ein Beispiel geht, rechtfertigen wir diese Nacherzählung nicht). Es handelt sich hier um ein ganzes System von Substitutionen: ausgetauscht werden Figuren, Prädikate von Figuren, Relationen zwischen Figuren. Wir heben nur einige hervor. Wie bei Umberto die Freiwilligkeit und Liebe durch Unfreiwilligkeit und Nicht-Liebe, die erste Frau durch Diana, die Vermählung durch die Verlobung substituiert wird, so wird bei Astorre Unfreiwilligkeit und Nicht-Liebe durch Freiwilligkeit und Liebe, Diana durch Antiope, die Verlobung durch die Vermählung substituiert. Dieser Aufbau entspricht im übrigen jenem formalen Ordnungsprinzip, das auf der Ebene der rhetorischen Figuren als Chiasmus bekannt ist. Der Tod der geliebten Frau und Umbertos selbst ohne intentionalen fremden Eingriff wird bei Astorre und Antiope durch den Tod mittels fremden Eingriffes ersetzt. Das Überleben der zweiten, nur verlobten Frau im Falle Umbertos wird durch das Überleben der ersten, nur verlobten Frau im Falle Astorres ersetzt. Die zweifelsfreie Legitimität der beiden Beziehungen Umbertos wird durch die problematische Legitimität im einen, die deutliche Illegitimität im zweiten Falle bei den beiden Beziehungen Astorres ersetzt. Schließlich wird, was die Beziehung zu Diana anlangt, der ältere durch den jüngeren Bruder substituiert. Die in der syntagmatischen Abfolge auftretenden juristisch-erotischen Beziehungen (Umberto — erste Frau, Umberto — Diana, Diana — Astorre, Astorre — Antiope) sind also untereinander so korreliert, daß immer eine der Figuren konstant bleibt, während die andere substituiert wird, und daß immer einige Merkmale der Beziehung konstant bleiben, während andere substituiert werden.

Das dritte Beispiel:

(15) Mir gaben zuerst einige poetische Flugblätter einen leidlichen Namen, die ich aus der Werkstatt meines Schuhmachers fliegen ließ; das erste enthielt eine Leichenrede, die ich niederschrieb, als diesem ein Knäblein geboren wurde, und ich erinnere mich nur noch bloß an den Anfang, der ohngefähr so lautete: "Da kleiden sie ihn ein für seinen ersten Sarg, bis der zweite fertig worden, ... (...). Ach, nur da er nicht geboren war, lebte er, ... (...)." Das übrige von der Rede habe ich vergessen. Sie meinten, das Ganze sei nicht übel und nur bloß die Überschrift ein Fehler, indem offenbar statt Geburtstage Sterbetag stehen müsse ...

(Aus: Die Nachtwachen des Bonaventura, anonym, 1804)

Während die Substitutionen des vorangehenden Beispiels zwischen

Termen desselben Status stattfanden, handelt es sich hier um Substitutionen zwischen Termen von verschiedenem Status: konfrontiert werden durch die syntagmatische Substitution hier nicht verschiedene Realitäten, sondern verschiedene Wahrnehmungen derselben Realität — verschiedene Sprechperspektiven/Modalitäten der Wahrnehmung, verschiedene Sprachsysteme. Der Sprecher nimmt explizit Bezug auf das normalsprachlich-kulturelle System ("geboren") und substituiert es durch sein Gegenteil ("Leichenrede"); die sonstige Population der dargestellten Welt ("sie") macht diese Substitution rückgängig, indem sie wieder den normalsprachlichen Term ("statt Geburtstage Sterbetag") herstellt. Hier werden also durch (syntagmatische) Substitution zwei verschiedene (paradigmatische) Klassifikationssysteme konfrontiert, die sich derselben Terme bedienen, sie aber umgekehrt verwenden: innerhalb dieses Textes werden zwei verschiedene Teiltexthe, der Text des Sprecher-Individuums und der der normalen Gesellschaft, einander gegenüber gestellt. Erzählt wird aus der Perspektive des abweichenden Individuums: was normalerweise "Wiege" ist, ist dem Sprecher "erster Sarg". Was normalerweise "Leben" heißt, ist dem Sprecher "Tod"; was normalerweise "Tod" heißt, ist dem Sprecher "Leben" ("nur da er nicht geboren war, lebte er"). Demnach findet hier nicht nur eine einfache Substitution eines (oder mehrerer) Terms durch einen (oder mehrere) anderen statt, sondern zwei normalsprachliche Terme tauschen im sekundären Sprachsystem des Sprechers ihren Platz.

Diesen Spezialfall der Substitution bezeichnen wir als

Permutation = zwei (oder mehrere) Terme werden untereinander bei Konstanz der (im allgemein semiotischen Sinne) syntaktischen Struktur ausgetauscht.

Der Begriff — im übrigen auch ein logisch-mathematischer — bezeichnet also den Fall, daß ein Term nicht nur durch einen anderen ersetzt wird, sondern selbst auch diesen anderen ersetzt. Wenn in einem (realen oder gedachten) "Text" die Abfolge $\dots xAyBz \dots$, im anderen die Abfolge $\dots xByAz \dots$ existiert, werden wir wiederum von *paradigmatischer Permutation* sprechen; wenn hingegen die beiden Folgen im selben "Text" koexistieren, werden wir von *syntagmatischer Permutation* sprechen. Wir geben für die letztere ein Beispiel: eine Nacherzählung eines Mythos der Tsimshian-Indianer (frei nach Oppitz 1975, S. 282):

(16) a: Der schöne Sohn der Schwester des Häuptlings verliebt sich in die ebenso schöne Tochter des Häuptlings. Als Liebesbeweis

verlangt diese von ihm die Entstellung seines Gesichts und lehnt ihn ab, sobald er diese ausgeführt hat. Er zieht in die Fremde und erlangt bei König Pest seine Schönheit wieder.

b: Nach seiner Rückkehr verliebt sich seine Cousine (= die Tochter des Häuptlings) in ihn: er verlangt von ihr ebenfalls die Entstellung ihres Gesichtes und lehnt sie danach ebenfalls ab. Auf der Suche nach ihrer verlorenen Schönheit stirbt sie in der Fremde.

Der Rollenwechsel zwischen Prinz und Prinzessin ist evident: der Prinz liebt die Prinzessin, sie liebt ihn nicht, sie verlangt von ihm, sich zu entstellen, er führt es aus, sie verlacht ihn; die Prinzessin liebt den Prinzen, er liebt sie nicht, er verlangt von ihr, sich zu entstellen, sie führt es aus, er verlacht sie. Wären (16a) und (16b) verschiedene Texte, würde es sich um eine paradigmatische Permutation handeln; da sie Teiltexthe desselben Textes sind, handelt es sich um eine syntagmatische. Substitution und Permutation sind einfache Fälle von Transformationen (vgl. 0.5)⁸.

Um einen interessanten Spezialfall der Substitution handelt es sich übrigens bei den *Tropen* der alten Rhetorik, von denen wir einige wichtige in 1.1 erwähnt haben. Es handelt sich bei ihnen um Spezialfälle der elementaren semantischen Relationen (vgl. 2.2), wobei die korrelierten Terme einander in bestimmter Weise substituieren. Um Tropen handelt es sich, generell formuliert, dann, wenn ein Zeichen x nicht nur zu einem (sei es nun im "Text" präsenten oder absenten) Zeichen y in der Relation R steht, sondern zudem x statt y an einer Stelle der syntagmatischen Abfolge eingesetzt wird, wo der Kontext y erfordern würde. Es handelt sich also um eine Substitution derart, daß der präzente Term x als der "uneigentliche", der absente Term y als der "eigentliche" erscheint und dank des Kontextes der "eigentliche" Term rekonstruiert werden kann. Ähnlich gilt im übrigen auch für die nicht-tropischen Figuren⁹, daß sie nur Spezialfälle allgemeinerer Prinzipien sind: Parallelismus, Chiasmus, Antithese usw. basieren auf logisch-semantischen Operationen, die auch auf ganz andersartige Texteinheiten angewandt werden können als auf die, durch die die Figuren definiert sind. Wenn man – und das ist manchmal nützlich –

⁸ Über komplexe Transformationen wissen wir noch sehr wenig – vgl. Wunderlich 1974.

⁹ Vgl. z. B. Todorov 1967, 1966; ähnliches bei Lefèbvre 1971, Genette 1972a.

z. B. von synekdochischen oder metonymischen Relationen zwischen zwei in einem Text an verschiedener Stelle präsenten Termen x und y spricht, handelt es sich nicht um die aus der Rhetorik bekannten Tropen, sondern um solche allgemeinen Relationen/Operationen, die den Tropen, aber nicht nur ihnen, zugrunde liegen.

Mindestens jede syntagmatische Substitution in einem "Text" stellt nun zugleich eine Beziehung zwischen dem substituierten und dem substituierenden Term her, wie sehr sich diese auch unterscheiden mögen. Wenn z. B. die Sätze (3) und (5) aufeinander folgen, die den Termen "Leben" und "Tod" ein gemeinsames Merkmal zuschreiben, fragt sich, wie sich beide in diesem Text zueinander verhalten. Unsere Kultur denkt die beiden Terme gemeinhin in gegensätzlichen Merkmalen: doch ist diese Abweichung vom normalsprachlich-kulturellen Gebrauch keineswegs notwendige Bedingung des besprochenen Phänomens. Ohne weiteren Kontext ist allerdings die Frage nach der Art der Relation zwischen den Termen nicht entscheidbar: demnach kann der Fall auftreten, daß ein "Text" zwei Terme korreliert, ohne doch die zur Spezifizierung der Relation — etwa zu ihrer Identifizierung als eine der in 2.22 behandelten semantischen Relationen — notwendigen Daten zu liefern. Wahrscheinlich dürfte dieser Fall in sekundären Systemen, sei es nun Werbung oder Literatur usw., gar nicht selten sein. Er mag im übrigen auch durch andere Techniken als die der Substitution zustande kommen. Wenn zwei Terme so korreliert sind, daß die Art ihrer Relation präzisiert werden kann, wollen wir von *entscheidbarer*, im anderen Fall von *unentscheidbarer*¹⁰ Korrelation sprechen. Wir legen fest:

Korrelation = Semantisch verschieden besetzbare, durch den Kontext semantisch spezifizierte oder nicht spezifizierte Relation zweier (oder mehrerer) Terme derart, daß sie im selben syntagmatischen Kontext auftreten und (im allgemein semiotischen Sinne) syntaktisch verknüpft sind oder zwar in verschiedenen syntagmatischen Kontexten auftreten, aber analoge syntaktische Funktionen erfüllen.

(Die Definition könnte zu weit sein und zu viele, zu heterogene Fälle umfassen; man müßte sie an einer größeren Menge von Beispielen er-

¹⁰ Es handelt sich tatsächlich um (Un-)Entscheidbarkeit im logischen Sinne — einer ableitbaren Proposition — vgl. 3. — kann (k)ein Wahrheitswert zugeordnet werden.

proben.) Die Korrelation zweier Terme a und b drücken wir durch a korr b aus; wenn die Relation nicht spezifiziert werden kann, d. h. die Korrelation unentscheidbar ist, schreiben wir sie als a korr(R?) b. Ein einfaches Beispiel einer ebenfalls auf Substitution basierenden Korrelation, wo aber die Relation der beiden Terme zugleich spezifiziert wird, liefert der Goethe-Text (13): wir erörtern es in 2.22.

Aus dem Begriff der Korrelation leiten wir ab

IR 13: Korrelation von Termen durch einen "Text" ist einer Anforderung zum Vergleich ihrer Merkmale äquivalent.

Freilich macht die Erkenntnis der Korrelation selbst schon Voraussetzungen: etwas als "syntaktisch verknüpft" oder als "analoge Funktion" aufzufassen, bedeutet natürlich, an den "Text" schon mit bestimmten Klassifikationen und Kategorien der Wahrnehmung und des Denkens heranzutreten. Der Sachverhalt ist freilich trivial: natürlich treten wir an kein Phänomen "voraussetzungslos", wie es der Positivismus oder manche hermeneutische Konzeption interpretatorischer "Einfühlung" wollte, heran: schon das Phänomen als solches nehmen wir überhaupt erst auf dem Hingergrund sprachlich-kulturell bedingter Kategorien wahr. Das bedeutet allerdings nicht, daß diese sprachlich-kulturellen Kategorien nicht ihrerseits Objekt einer wissenschaftlichen Untersuchung werden könnten und daß sich eine solche Untersuchung nicht von ihnen zugunsten neuer Klassifikationen befreien könnte¹¹. Doch überschritte es unsere Kompetenz und läge auch nicht in unserer Absicht, hier die Sozialpsychologie des "Wahrnehmens" und "Verstehens" zu beschreiben. Wissenschaftstheoretisch gesehen, fungieren diese kulturell vorgegebenen Kategorien wie Hypothesen, die sich durch ihre Fruchtbarkeit und Bestätigbarkeit zu bewähren haben: wie man aber psychologisch zu Hypothesen kommt, ist wissenschaftstheoretisch bekanntlich gleichgültig — relevant ist nur, ob die Hypothesen sich bewähren. Die Relation eines "Textes" zu den Kategorien der ihn umgebenden Kultur wird im übrigen — explizit und implizit — ein rekurrentes Thema dieses Bandes sein.

¹¹ Vgl. auch die Apel-Kritik von Freundlieb 1975.

2.22 Skizze der semantischen Relationen

Was für Substitution und Permutation galt, gilt auch für die elementaren semantischen Relationen: *sie können als rein paradigmatische, d. h. als Relation zwischen einem Term eines ersten "Textes" und einem bzw. mehreren anderen Termen eines anderen "Textes" bzw. des semiotischen Systems, dessen sich der erste "Text" bedient, auftreten; sie können aber auch als syntagmatische Relation zwischen zwei Termen desselben "Textes" realisiert sein.* Wenn etwa im semiotischen System, dessen sich der "Text" bedient, eine Relation x zwischen zwei Termen a und b vorgegeben ist und der "Text" diese Relation unverändert akzeptiert, kann er — je nach Maßgabe seiner Intention — entweder nur einen der beiden Terme a oder b enthalten oder aber beide: in beiden Fällen, im ersten implizit, im zweiten explizit, enthält er die Relation axb . Diese Wahlmöglichkeit besteht aber nicht, wenn der "Text" eine neue Relation y zwischen a und b einführt, die von der im Zeichensystem vorgegebenen Relation axb abweicht: will er die vorgegebene Relation x zwischen a und b durch y substituieren, muß er beide Terme enthalten und so korrelieren, daß der Rezipient ayb logisch erschließen kann. Wir stellen zunächst zwei in der sTA etablierte, für sie fundamentale, eng verknüpfte Relationen — Äquivalenz und Opposition — dar und erörtern dann problematische Fälle. Für alle semantischen Relationen x gilt, daß wenigstens im Prinzip, wenn auch nicht notwendig in der interpretatorischen Praxis, zwischen der Relation x zweier lexikalischer und der Relation x zweier semantischer Terme unterschieden werden muß.

2.221 Äquivalenzrelationen und ihre Abschwächungen

Wir beginnen mit einer simplifizierten Formulierung, die für den Gebrauch von Anfängern im strukturalen Denken (sei es in der Schule, sei es an der Universität) nicht unwillkommen sein mag: *zwei oder mehrere Terme sollen äquivalent heißen, wenn der "Text" ihre Gemeinsamkeiten betont und ihre Unterschiede aufhebt.* Sie nähern sich dann dem Fall der Substituierbarkeit an, ohne unbedingt auch tatsächlich substituierbar sein zu müssen.

Untereinander substituierbar sind nun, genau genommen, nur lexikalische Terme mit demselben Signifikat, d. h. Synonyme (z. B. "oft" und "häufig") oder allenfalls bestimmte Formen der Paraphrase.

Selbst "Leben" und "Dasein", die in unseren Sätzen (3) und (4) als Synonyme fungieren, können einander in anderen Kontexten nicht substituieren, wie die folgenden Beispiele belegen dürften:

(17a) Das Dasein der Dinge faszinierte ihn.

(17b) Er nahm sich das Leben.

Ob also zwei Terme untereinander substituierbar sind, hängt demnach weitgehend vom Kontext ab. So benennen die Terme der Reihe

(18) Fressen — essen — speisen

verschiedene Formen der Nahrungsaufnahme. Kommt es nur darauf an, das gemeinsame Sem, das die Klasse konstituierende Merkmal der Nahrungsaufnahme (semische Kategorie), auszudrücken, können die drei Terme einander ersetzen; soll hingegen eine bestimmte Form der Nahrungsaufnahme ausgedrückt werden, sind die divergierenden, die Terme unterscheidenden Seme relevant und die Terme können einander nicht substituieren¹².

Solche Fälle der abgeschwächten, d. h. nur partiellen Merkmalsidentität und somit der kontextgebundenen Substituierbarkeit — die Fälle also, wo zwei sprachlich bzw. kulturell verschiedene Terme in einem bestimmten Kontext dennoch einander gleichgesetzt werden — nennt man "Äquivalenz". "Äquivalenz ist jedoch nicht gleich Identität. Der Umstand, daß Textabschnitte, die — allgemeinsprachlich gesehen — verschiedene Semantik haben, nun als äquivalent erscheinen, zwingt einerseits dazu, für sie gemeinschaftliche (neutralisierende) Archiseme zu entwickeln, und verwandelt andererseits ihre Differenz in ein System relevanter Oppositionen." (Lotman 1972, S. 177). Diese semantische Relation spielt eine große Rolle in der Organisation sekundärer semiotischer Systeme bzw. sich solcher Systeme bedienender "Texte". Wir drücken die Äquivalenz zweier Terme a und b durch $a \approx b$ aus. Zunächst geben wir einige einfache literarische Beispiele zur Erläuterung.

(19) Ich bin doch neugierig, was er wieder ausgeheckt haben wird, um sich und seinem Herzog aus der Klemme zu helfen. Sicherlich etwas ungeheuer Geniales, einen Gipfel, einen Abgrund. (Aus: C. F. Meyer: Die Versuchung des Pescara)

Dem genialen Einfall werden zugleich zwei metaphorisch vergleichende Terme (Gipfel, Abgrund) zugeordnet. Indem sie aber als gleichzeitige Klassifikationen/Prädikate eines dritten Terms fungie-

¹² Vgl. Lotman 1972.

ren, werden die beiden Terme auch untereinander — und zwar konjunktiv¹³ — korreliert. An sich stellt solche Korrelation kein Problem dar: wenn etwa von einer Figur *x* gesagt wird “*x* ist klug und *x* ist schön”, handelt es sich soweit logisch um denselben Fall. Aber während “klug” und “schön” kombinierbare Terme sind, schließen “Gipfel” und “Abgrund” einander aus. Sie sind logisch, d. h. ohne Widerspruch, nur vereinbar, wenn ihre divergierenden Merkmale (Höhe, Tiefe) neutralisiert werden, d. h. wenn das, worin sie Gegensätze sind, als irrelevant behandelt wird, und wenn das Merkmal, hinsichtlich dessen sie einer gemeinsamen Klasse angehören und einander substituierbar sind, funktionalisiert wird. Dieses Merkmal — das Archisem — läßt sich hier etwa als “vertikale Abweichung von der horizontalen Ebene” umschreiben. Dieses Beispiel erzwingt im übrigen eine Korrektur der oben zitierten Stelle aus Lotman: denn die Behandlung der beiden Terme als äquivalent, macht zwar zugleich auch ihre divergierenden — neutralisierten — Merkmale als solche “bewußt”, aber keineswegs auch “relevant” — ohne weiteren Kontext gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß die gegensätzlichen Merkmale (vertikale Abweichung nach oben \approx Höhe/nach unten \approx Tiefe) ihrerseits “funktionalisiert” werden. Beide Terme stellen Varianten einer möglichen Benennung dar: das Objekt kann als “Gipfel” oder als “Abgrund” bezeichnet werden; es ist gleichgültig, welches Lexem man wählt, da beide einander hier nicht ausschließen, — aber man muß nicht beide Benennungen wählen.

Hingegen stimmt die oben korrigierte These Lotmans im zweiten Beispiel, das einen Rückgriff darstellt:

(13) Denn du bist älter, du bist neuer.

Die divergierenden Merkmale der einander ausschließenden Terme (älter \rightarrow “schon länger existent als . . .”; neuer \rightarrow “erst kürzer existent als . . .”) werden insofern neutralisiert, als wiederum ein Archisem konstruiert werden muß (etwa: “hinsichtlich des Alters vom (unbekannten) Bezugspunkt unterschieden”). Aber hier schließen die alternativen Terme einander nicht nur nicht aus, sondern gelten notwendig zugleich: das “Du” ist “älter” und “neuer”: gegenüber einem aktuellen Stand ist es immer zugleich das, was älter ist, und das, was neuer ist — es ist nur nicht dieses Aktuelle selbst.

¹³ Gemeint ist eine Korrelation, die wir gelegentlich auch als “positiv” benennen — eine Konjunktion im logischen Sinne.

Von diesen beiden Beispielen her lassen sich zwei erste Grenzfälle der Äquivalentsetzung konstruieren. Während in (19) einem Term zwei andere gegensätzliche Terme als einander zwar nicht ausschließende, aber auch nicht implizierende Prädikate zugeordnet waren, kann umgekehrt auch zwei einander an sich ausschließenden Termen dasselbe Prädikat zugeordnet werden: das ist z. B. der Fall, wenn die Sätze (3) und (5) aufeinander folgen. Dieser Text behauptet dann keineswegs notwendig, daß "Leben" und "Tod" substituierbar seien, stellt aber doch zwischen ihnen eine besondere Beziehung her, da unsere Kultur sie normalerweise als absolute Antithesen ohne jede Gemeinsamkeit denkt, die eigentlich keine gemeinsame Prädikate haben können. Hier werden also nicht die divergierenden Seme neutralisiert und somit der alternative Charakter der Terme aufgehoben: der Text zwingt vielmehr zur Konstruktion der semischen Kategorie, innerhalb derer "Leben" und "Tod" alternative Terme sind und bleiben und die wir als "alle möglichen Zustände eines Organismus" umschreiben können. Die Satzfolge

(20) Das Leben ist schön. Der Tod ist schön.
ist also in etwa der Aussage "alles ist schön" äquivalent. Die Differenzen der Terme werden nicht "neutralisiert": sie werden nur "nicht funktionalisiert" (davon später).

Während in (13) einem Term zwei andere gegensätzliche Terme als einander nicht nur nicht ausschließende, sondern sogar implizierende Prädikate zugeordnet werden, kann umgekehrt auch einem von zwei einander ausschließenden Termen der je andere als Prädikat zugeordnet werden, so daß die gegensätzlichen Terme einander nicht nur implizieren, sondern als direkt identifiziert erscheinen: solche Fälle hat schon die alte Rhetorik — z. B. als *Oxymoron* oder als *Paradoxie* — klassifiziert. Hierher gehört etwa (12); als kompliziertes Beispiel ließe sich wohl auch (15) hier subsumieren.

Auf einer anderen klassifikatorischen Achse lassen sich zwei weitere Grenzfälle konstruieren, zwischen denen die Beispiele (13) und (19) liegen: den einen stellt die völlig implizite, nur durch analytische Abstraktion überhaupt sichtbar gemachte Äquivalenz dar, für die sich — nicht extra signalisierte — Beispiele in späteren Kapiteln finden; den anderen stellt die explizit besetzte Äquivalenz dar, die auf der wörtlichen Oberflächenebene des "Textes" direkt ausgesprochen wird:

(21) Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen oder zwei Schritte höher auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des

abgegangenen Königs aufgreifen. (Aus: Die Nachtwachen des Bonaventura)

Der Text selbst liefert das von ihm postulierte Archisem der drei Terme: alle Formen menschlicher Existenz erscheinen als "Theater", als Rollenspiel und Uneigentlichkeit; der Gegensatz von uneigentlicher Rolle/eigentliches Ich wird ebenso neutralisiert wie der von lebend/tot. Solche Fälle charakterisieren natürlich vor allem einen theoretisierenden Redetyp, ob dieser nun in Philosophie, in Literatur, oder wo auch immer, auftritt.

Dieser Gegensatz von Explizit-Ausgesprochenem und nur Implizit-Abstrahierbarem gilt im übrigen natürlich auch für alle anderen semantischen Relationen und wird nicht jeweils eigens thematisiert werden.

Noch einige weitere Anmerkungen sind notwendig, die wiederum analog auf alle anderen semantischen Relationen übertragen werden können. Erstens müssen zwei Terme, die an einer bestimmten Stelle der syntagmatischen Folge äquivalent sind, nicht auch an jeder anderen syntagmatischen Stelle dieses "Textes" äquivalent sein. So können z. B. Gipfel/Abgrund oder älter/neuer, die an einer bestimmten Stelle hinsichtlich eines bestimmten Terms äquivalente Prädikate sind, an anderer Stelle hinsichtlich desselben Terms oder hinsichtlich anderer — vierter, fünfter usw. — Terme durchaus einander ausschließende Prädikate sein, was wiederum einen interpretierbaren Sachverhalt darstellen würde. *Die semantische Relation zweier Terme kann also in der syntagmatischen Abfolge variieren.* Zweitens haben wir nur Beispiele der Äquivalenz vorgeführt, bei denen beide Terme einander sprachlich-kulturell ausschlossen: natürlich können aber auch Terme, die sich, ohne von vornherein äquivalent oder gegensätzlich zu sein, unterscheiden, äquivalent gesetzt werden. Zur Erläuterung bedienen wir uns des früheren Beispiels der Prädikate "klug" und "schön", die wir zum Zwecke der Demonstration um ihre Antithesen "dumm" und "hässlich" ergänzen. Wenn wir nun einen "Text" annehmen, in dem die klugen Figuren immer auch schön und umgekehrt, die dummen Figuren immer auch hässlich und umgekehrt sind, dann gilt die doppelte Äquivalenz von klug \approx schön und dumm \approx hässlich. Der "Text" kann z. B. auf diese Weise die Äquivalenz "innerer" und "äußerer" Werte behaupten. *Die vom "Text" hergestellte semantische Relation ist also im Prinzip weitgehend davon unabhängig, in welcher Relation die Terme ursprünglich, d. h. im primären Sprachsystem bzw. in der Kultur, stehen.*

Drittens haben wir uns bislang nur mit der Äquivalenz lexikalischer, nicht aber semantischer Terme befaßt: und wenigstens *im Prinzip müssen semantische Relationen zwischen Lexemen und Semen unterschieden werden*, wie sich gerade an Hand der Äquivalenz gut zeigen läßt. "Identität" des Signifikats, d. h. kontextunabhängige Substituierbarkeit stellt eine Teilmenge der Äquivalenzrelationen dar: hinsichtlich des Signifikats identische Terme sind auch äquivalent, nicht aber umgekehrt. Äquivalenz ist eine Abschwächung der Identität, Identität ein Grenzfall der Äquivalenz. Denn bei Identität haben die Terme genau dieselben Mengen semantischer Merkmale. Äquivalenz hingegen bedeutet, daß die Merkmalsmengen der Terme einen — je verschieden umfänglichen — gemeinsamen Durchschnitt haben, wobei dieser als relevant behandelt wird, während die je differierenden Teilmengen der zwei Merkmalsmengen als irrelevant gelten. Offenkundig ist diese unsere bisherige Beschreibung der Äquivalenz aber nur auf lexikalische Terme mit mehreren Semen (*plurisemische* Terme) anwendbar: denn per Definition können monosemische Terme und somit auch Seme, da sie je genau nur ein unterscheidendes Merkmal haben bzw. selber sind, keinen (nicht-leeren) Durchschnitt bilden. Das schließt im übrigen nicht aus, daß sie ein Archisem (als die genau diese beiden Terme umfassende gemeinsame Klasse) bilden können oder daß vom Kontext ein drittes gemeinsames Sem jedem der Terme *zugeordnet* wird — nur kann es nicht von ihnen *abstrahiert* werden (vgl. zu dieser Unterscheidung 1.2). Monosemische Terme/Seme können aber insofern äquivalent sein, als die ihnen zugeschriebenen Anwendungsbereiche als extensionsgleich gesetzt sind, d. h. insofern, als sie durch wechselseitige Implikation ($a \longleftrightarrow b = a \rightarrow b$ und $b \rightarrow a$) korreliert sind: wenn und nur wenn a gilt, dann und genau dann gilt auch b. Wenn wir etwa in unserem oben konstruierten Beispiel "klug" und "schön" als solche monosemischen Terme/Seme eines Systems betrachten, dann basiert ihre Äquivalenz auf einer solchen wechselseitigen Implikation $klug \longleftrightarrow schön$: jede Figur, die klug ist, ist schön; jede, die schön ist, ist klug; und das umgekehrte gilt ebenfalls. Beide Terme sind nicht identisch bzw. synonym: substituierbar sind sie nur insofern, als jeder den anderen impliziert und somit der eine automatisch gegeben ist, wenn der andere gegeben ist. Diese wechselseitige Implikation ist in der Logik auch unter dem Namen der "Äquivalenz"¹⁴ bekannt; es läge nahe, die semantische überhaupt

¹⁴ Vgl. 0.5 und die Logik-Handbücher der Bibliographie.

durch die logische Äquivalenz zu definieren. Doch geht das z. B. nicht für die Äquivalenz "Gipfel \approx Abgrund" in (19): die semantische Äquivalenz umfaßt mehr Fälle als die logische. Wir halten fest:

Äquivalenz = a) zwischen lexikalischen Termen: Relation zweier (oder mehrerer) Terme derart, daß sie

- mindestens einen gemeinsamen semantischen Term aufweisen, hinsichtlich dessen sie substituierbar wären,
- der gemeinsame semantische Term vom "Text" funktionalisiert wird,
- die divergenten semantischen Terme vom "Text" neutralisiert werden.

b) zwischen semantischen Termen: Relation zweier (oder mehrerer) Terme derart, daß sie – in der Logik des "Textes" – einander wechselseitig implizieren.

Die möglichen Fälle der Äquivalenz bilden jedenfalls, wie früher angedeutet, ein komplexes System: ihre Klassifikation scheint, soweit wir sehen, noch nicht in Angriff genommen zu sein, obgleich es im Kontext eines "Textes" von großer interpretatorischer Relevanz sein kann, welche der möglichen Varianten je realisiert ist. Wir können und wollen diese Aufgabe hier nicht zu lösen versuchen; ebensowenig werden wir versuchen, die Menge der logisch-sprachlichen Operationen zu rekonstruieren, mittels derer eine Äquivalenz (oder eine andere semantische Relation) von einem "Text" hergestellt werden kann – auch das wohl eine unbehandelte Frage.

Eine weitere wichtige Relation kann als Abschwächung der Äquivalenz aufgefaßt werden; es ist die

Hyponymie = Relation zweier Terme derart, daß der erste Element/Teilklasse des zweiten ist (die umgekehrte Relation heißt *Hyperonymie*)¹⁵.

Die Hyponymie von a gegenüber b drücken wir durch $a \subset b$ (= a ist Teilklasse von b) aus, die Hyperonymie von a gegenüber b entsprechend durch $a \supset b$. Normalsprachlich sind etwa "Fichte" oder "Eiche" hyponym zu "Baum", "Baum" hyperonym zu "Fichte" oder "Eiche". Es handelt sich also um die logische Inklusion bzw. die einseitige Implikation – insofern können wir von abgeschwächter Äquivalenz sprechen. Wir konstruieren ein Beispiel. In unserer Kultur gilt, daß "alt" und "schön" einander ausschließende Prädikate sind: alt \rightarrow nicht

¹⁵ Hypo- bzw. Hyperonymie sind Spezialfälle der Element- bzw. Inklusionsrelation – vgl. 0.5.

schön. Auf der Basis dieser einseitigen Implikation kann aber, strikt genommen, nicht von Äquivalenz gesprochen werden: denn wer "alt" ist, ist zwar "nicht schön"; aber auch wer "jung" ist, kann "nicht schön" sein. "Alt" ist also zwar, wenn man so will, äquivalent mit "nicht schön", "nicht schön" aber keineswegs mit "alt". "Alt" ist hyponym zu "nicht schön". Nicht selten mag es schwer fallen, zu entscheiden, ob zwei Terme eines "Textes" strikt äquivalent oder nur hyponym bzw. hyperonym sind. Die Relation zwischen Implikation und Inklusion sei nochmals explizit festgehalten: Wenn a b inkludiert (z. B. "Baum" \supset "Fichte"), dann impliziert b a (z. B. "Fichte" \rightarrow "Baum") und umgekehrt. (Das gilt natürlich nur bei der Implikation zwischen Termen, aber nicht notwendig für die zwischen Sätzen — vgl. 0.5).

Wir geben als — vielleicht etwas ungewöhnliches — Beispiel solcher abgeschwächten Äquivalenz auf der Basis hypo- bzw. hyperonymischer Relationen einen englischen Kurztext:

(21a) I want to fuck him. I want to communicate. ("Eine junge Engländerin im Gespräch" — zitiert nach Oppitz 1976, S. 75)

Die Abfolge der beiden Aussagen mag zunächst als semantisch inkohärent erscheinen: um eine Kohärenz zu finden, müssen wir eine beiden gemeinsame Klasse suchen. Nun kann zwar "to fuck" als (hyponymes) Glied der Klasse "to communicate" aufgefaßt werden, das Umgekehrte dürfte hingegen schwerlich möglich sein. Der hyperonymische Charakter des zweiten Terms gegenüber dem ersten wird im übrigen auch dadurch unterstrichen, daß dem Verb der ersten Aussage ein Objekt zugeordnet ist, dem der zweiten hingegen nicht: "he" erscheint als beliebig substituierbarer Partner eines allgemeinen Wunsches nach Kommunikation, von der die sexuelle Betätigung als Teilklasse aufgefaßt wird. Hinsichtlich der einseitigen Implikation "to fuck" \rightarrow "to communicate" bzw. der Inklusion "to fuck" \subset "to communicate" sind also jedenfalls beide Tätigkeiten als einander äquivalent gesetzt.

2.222 Oppositionsrelationen und ihre Abschwächungen

2.2221 Der Begriff der Opposition

Da bei der Opposition in noch höherem Ausmaß als bei der Äquivalenz die Notwendigkeit besteht, verschiedene Spezialfälle zu diffe-

renzieren, führen wir zunächst, um die Orientierung leichter zu machen, den allgemeinen Begriff der Opposition ein. In vereinfachter Formulierung: *zwei oder mehrere Terme sollen oppositionell heißen, wenn sie einander mindestens hinsichtlich eines Aspektes logisch ausschließen oder vom "Text" behandelt werden, als schlossen sie einander aus.* Genauer formuliert:

Opposition = a) Relation zwischen zwei (oder mehreren) semantischen Termen derart, daß sie einander logisch ausschließen oder vom Text als einander logisch ausschließend gesetzt werden, d. h. alternative Terme derselben Klasse (semische Kategorie oder Archisem) sind, hinsichtlich derer sie eine erschöpfende Reihe bilden oder sich zu einer solchen ergänzen lassen.

b) Relation zwischen zwei (oder mehreren) lexikalischen Termen derart, daß mindestens je ein semantischer Term des einen und einer des anderen untereinander oppositionell sind.

Die Opposition zweier Terme a und b schreiben wir als $a \vee(ersu)s b$. Eine Klasse A (a, b), deren Terme alternativ sind, umfaßt eine Opposition $a \vee s b$; eine dreigliedrige Klasse untereinander alternativer Terme B (a, b, c) umfaßt drei Oppositionen $a \vee s b$, $b \vee s c$, $a \vee s c$; eine viergliedrige Klasse alternativer Terme umfaßt sechs Oppositionen usw.¹⁶.

Wenn wir z. B. in (3) das Prädikat "schön" durch "kurz" (= 9) ersetzen, entsteht ein Satz, der zwar mit dem Ausgangssatz nicht äquivalent, aber mit ihm kompatibel, d. h. zu ihm nicht oppositionell, ist. Ersetzen wir es hingegen durch "häßlich" bzw. durch "nicht schön", entsteht ein Satz, der in Gegensatz zum Ausgangssatz steht. Damit haben wir schon zwei verschiedene, einfache, mögliche Fälle der Opposition:

(22a) Schön vs nicht schön

(22b) Schön vs häßlich.

Kein Term kann *gleichzeitig/hinsichtlich desselben Aspektes* "schön" und "nicht schön" bzw. "häßlich" sein — es sei denn, der "Text" will die Äquivalenz dieser Gegensätze behaupten, womit er praktisch die normalsprachliche Bedeutung der Terme aufhebt. Logisch gesprochen: wenn einem Term x einer der beiden Terme der jeweiligen Reihe (22a) oder (22b) als Prädikat zugesprochen wird (z. B. "x ist schön")

¹⁶ Solche Klassen sind im allgemeinen nicht sehr umfänglich oder sie zerfallen in untereinander hierarchisierte Teilklassen.

und wenn dieser Satz wahr ist, dann ist es notwendig falsch, demselben x auch das je andere Prädikat (nicht schön, häßlich) zuzusprechen. *Paradoxie* ("x ist schön und x ist häßlich/nicht schön") ist in diskursiven Texten immer Nonsens: es kann sie nur als rhetorische Redeform, nicht aber als Sachverhalt geben. Jeder Text mit wissenschaftlichem Anspruch, der sich ihrer bedient, entlarvt sich damit als – bestenfalls – essayistisch ungenau, wo nicht als manipulatorisch oder ideologisch. Natürlich kann Paradoxie sehr wohl in Systemen wie "Literatur" auftreten, die solchen Zwängen nicht unterworfen sind. In unserer heutigen Kultur gilt jedenfalls als pragmatische Regel, daß nur in "Texten", die als "künstlerisch" bzw. "kunstähnlich" (wozu z. B. auch Werbung, Mystik, religiöse Texte überhaupt, Philosophie zählen mögen) klassifiziert sind, Paradoxie nicht einfach als logischer Widerspruch, der den "Text" als nicht ernst zu nehmenden desavouiert, sondern als Mechanismus zur Hervorbringung neuer semantischer Strukturen aufgefaßt wird. Beispiele dafür werden wir im Verlauf kennenlernen.

Wenn sich solche einander ausschließenden Sätze hingegen nicht auf denselben Zeitpunkt (z. B. "x war schön und wurde dann häßlich/nicht schön") oder nicht auf denselben Aspekt (z. B. "x ist seelisch schön, aber leider physisch häßlich") beziehen, können sie sehr wohl zugleich wahr sein, ohne mit der Logik in Konflikt zu geraten.

Nur die erste Begriffsreihe (22a) ist nicht nur alternativ, sondern auch erschöpfend: wenn x nicht "schön" ist, ist es notwendig "nicht schön", aber keineswegs notwendig "häßlich", da es auch "weder schön noch häßlich" sein kann. Im ersten Falle sprach die klassische Logik von kontradiktorischen, im zweiten von konträren Relationen¹⁷. Zwei Sätze stehen in einer *kontradiktorischen* Relation, wenn notwendig einer von ihnen wahr ist, und wenn, falls einer von ihnen wahr ist, der andere notwendig falsch sein muß; in einer *konträren* Relation hingegen, wenn von beiden, falls einer wahr ist, zwar notwendig der andere falsch sein muß, aber auch beide falsch sein können. Von alternativen Termen kann zwar wie in (3) und (5) derselbe Sachverhalt als Prädikat ausgesagt werden, sofern nicht dieses Prädikat Merkmale hat, die von einem der beiden Terme ausgeschlossen werden: so kann, um ein früheres Beispiel wieder aufzunehmen, von einer alten und einer jungen Figur ausgesagt werden, daß sie häßlich

¹⁷ Vgl. zu den folgenden Seiten Chabrol 1971 und Wunderlich 1974.

sei; hingegen kann von der alten Figur normalsprachlich nicht ausgesagt werden, daß sie schön sei, während diese Aussage über eine junge Figur im Prinzip gemacht werden könnte. Aber umgekehrt können zwei alternative Terme des jeweiligen semiotischen Systems nicht als Prädikate desselben dritten Terms fungieren: etwas ist schön oder nicht schön, aber nicht beides; etwas ist schön oder häßlich oder keines von beiden, aber nicht beides.

Oppositionen auf der Basis kontradiktorischer Relationen zwischen semantischen Termen bezeichnen wir als *logische Negation*, solche auf der Basis konträrer Relationen als *Antonymie*. Die Negation von a schreiben wir als non-a, das Antonym von a als \bar{a} .

Von "*Widerspruch*" werden wir dann reden, wenn von einer Größe x behauptet wird "x ist a und x ist non-a"; von bloßem "*Gegensatz*" dann, wenn von einer Größe x "x ist a" und von einer – mit x weder identischen noch äquivalenten und x weder inkludierenden noch von x inkludierten – Größe y "y ist non-a" behauptet wird.

Die logische Negation zerlegt eine gegebene Menge von Termen A ($a_1, a_2, a_3 \dots$) in zwei Teilklassen a_1 und non- a_1 : sie verneint also einen Term dieser Klasse, ohne gleichzeitig festzulegen, welcher andere Term ($a_2, a_3 \dots$) statt dessen zutreffend ist; sind die Terme ($a_2, a_3 \dots$) ebenfalls alternativ, kann nur einer von ihnen zutreffen, sind sie nicht alternativ, können auch mehrere zugleich zutreffen. Die Negation behauptet nur, daß etwas zutrifft, was Glied der Klasse non- a_1 ist. Um zu wissen, welche Terme die logische Negation überhaupt umfaßt, müssen wir also die Klasse A kennen: je nach gewähltem Objektbereich/Basisbereich¹⁸ A der Rede umfaßt non- a_1 Verschiedenes. Wenn wir sagen, "x ist kein Mensch", ohne den Basisbereich festgelegt zu haben, dann kann x ein Tier, ein Ding, ein Begriff, kurzerhand alles sein, was sich von "Mensch" unterscheidet. Wenn wir hingegen festgelegt haben, daß wir von der Klasse belebter Organismen reden wollen, kann x, wenn es kein Mensch ist, ein Tier oder eine Pflanze sein; wenn wir festgelegt haben, daß wir von der Klasse aller anthropomorphen, realen oder mythischen Entitäten reden, kann x, wenn es nicht Mensch ist, Dämon, Gott usw. sein.

Da wir nun, wenn wir hinsichtlich einer besprochenen Größe x

¹⁸ Zum Begriff vgl. logische/wissenschaftstheoretische Publikationen der Bibliographie.

einen Term *a* (z. B. "verheiratet", "gut") negieren (z. B. "nicht verheiratet", "nicht gut"), damit in der Regel nicht sagen wollen, *x* könne jedes beliebige Glied aus der Allklasse aller möglichen Objekte außer *a* sein, sondern meist einen spezifischeren Sachverhalt bezeichnen wollen, müssen wir daher also die jeweilige semantische Klasse näher bezeichnen. In einigen Fällen ist im Sprachsystem *a* aber eindeutig nur einer semantischen Achse zugeordnet, so daß der Hörer auch non-*a* dieser eindeutig zuordnet: so z. B. bei "nicht verheiratet", nicht aber bei "nicht gut", das eine funktionale ("schlecht") und eine ethische Achse ("böse") umfaßt; das gilt auch in der Regel nicht bei der Negation von Verben: "er liest nicht" impliziert die Möglichkeit jeder anderen Tätigkeit, inklusive der der Enthaltung von jeglicher Tätigkeit. In anderen Fällen besitzt das Sprachsystem einen eigenen Ausdruck für die auf *A* bezogene Negation von *a* (z. B. "unverheiratet" = ledig, geschieden, verwitwet), dessen Verwendung ebenfalls schon eindeutig die gemeinte Achse signalisiert.

Im Extremfall umfaßt die Klasse *A* nur zwei Glieder, so daß die Negation eindeutig das gemeinte Glied identifiziert: so ist z. B., wenn wir vom Falle des Zitters und von metaphorischer Begriffsverwendung absehen, hinsichtlich der Klassifikation nach dem Geschlecht "nicht männlich" äquivalent mit "weiblich".

Während nun normalsprachlich jeder Term *a* auch negiert werden kann, gibt es keineswegs auch zu jedem Term ein Antonym \bar{a} . So hat etwa "verheiratet" die – zudem lexikalisch durch einen eigenen Ausdruck belegt – Negation "nicht verheiratet" = "unverheiratet", aber keiner der zu "nicht verheiratet" gehörenden Terme (ledig, geschieden, verwitwet) kann als Antonym von "verheiratet" betrachtet werden. Jedes Antonym \bar{a} ist jedenfalls Teilklasse eines non-*a*: so ist "häßlich" eines der Glieder der Klasse "nicht schön". Jede semantisch-lexikalische Klasse *A*, die eine Antonymiebeziehung enthält, besteht aus mindestens drei Termen, den zwei antonymischen und einem *intermediären*, der weder *a* noch \bar{a} ist (wir schreiben ihn gegebenenfalls als 0). Wie im Falle von schön/häßlich bietet allerdings oft die Sprache kein spezifisches eigenes Lexem zur Benennung des intermediären Terms an. Entgegen der Logik verführt also die Sprache leicht dazu, Antonymenpaare als eine erschöpfende Klassifikation vom Typ der logischen Negation aufzufassen. Wir sprechen von

Komplementarität = Relation zweier Terme derart, daß sie im gegebenen System als alternative und erschöpfende Aufteilung

einer semantischen Klasse fungieren, d. h. als Aufteilung vom Typ a/non-a behandelt werden, ohne eine solche sein zu müssen.

So gibt es z. B. Moralsysteme, die die Antonyme "gut" und "böse" als solche komplementäre Terme behandeln, so daß, wer nicht gut ist, böse ist und umgekehrt. Umgekehrt wiederum können Terme, die an sich — wie etwa männlich/weiblich — in der Relation der Negation stehen, durch die Art der Benennung den Eindruck der Antonymie erzeugen. Wir legen fest:

Antonymie = Relation zweier semantischer Terme derart, daß

- sie alternative Terme derselben semischen Kategorie sind,
- diese Kategorie eine qualitativ-quantitative Skala bildet, d. h. die Terme nach einem Mehr oder Weniger in eine Reihe ordnet,
- die beiden Terme Grenzpunkte der Reihe bilden und einen intermediären Term zwischen sich zulassen.

Anders formuliert: nur die semantischen Klassen umfassen Antonyme, deren zugehörige Adjektiva, wenn sie solche haben, nicht-metaphorische Komparative bilden können, so etwa groß/klein, gut/böse, oder als Prädikate mit quantifizierend-komparativen Adverbien wie mehr/weniger versehen werden können, so etwa Liebe/Haß. Menschlich/tierisch, tot/lebendig, männlich/weiblich usw. können hingegen einen Komparativ nur bei Metaphorisierung des Terms bilden. Terme wie Gipfel/Abgrund ihrerseits können nicht mit mehr/weniger kombiniert werden; sie wirken aber antonymähnlich, weil die Menge ihrer semantischen Merkmale auch eine antonymische Opposition, oben vs unten bzw. hoch vs tief, umfaßt.

Ein Grenzfall bedarf wenigstens der Nennung: eine antonymische Skala $b, 0, \bar{b}$ kann durch weitere symmetrisch zugeordnete, den Gegensatz verstärkende (a, \bar{a}) oder abschwächende (c, \bar{c}) antonymische Paare vervollständigt und einer quantitativen Skala angenähert werden: $abc0\bar{c}\bar{b}\bar{a}$. Ein fünfgliedriges Beispiel liefert (1) mit den beiden Paaren Liebe/Haß, Zuneigung/Abneigung oder auch

(23) Immer — oft — manchmal — selten — nie
mit den Paaren immer/nie und oft/selten. Analog wäre auch

(24) Alle — viele — manche — wenige — keiner.

Antonyme sind immer nur die sich symmetrisch entsprechenden Größen links und rechts des intermediären Wertes. In Opposition im allgemeinen steht hingegen jeder Term mit jedem, sofern die Reihe tatsächlich alternativ ist.

Wenn der Mittelwert wie bei (1) der Nullwert einer nach dem Typus positiv vs negativ organisierten Skala ist, sind die benachbarten

Terme, die um ihn herum gruppiert sind, untereinander unscharf abgegrenzt und nicht in allen Fällen eindeutig alternativ (so etwa Liebe/Zuneigung). Ein "Text" kann sie allerdings als deutliche Oppositionen behandeln: so mag etwa, wenn ein Held aufgrund ihm von der Heldin entgegengebrachter Sympathie dieser eine Liebeserklärung macht und zu seiner Enttäuschung eine Abfuhr erhält, die Heldin diesem ihr Verhalten erklären, indem sie deutlich zwischen Liebe und Zuneigung unterscheidet – auch das übrigens kein fiktives Beispiel¹⁹. Wenn der intermediäre Wert hingegen wie in (23) und (24) Mittelwert auf einer Skala zwischen leerer Klasse und Allklasse ist, sind nur die beiden Extremfälle (immer bzw. nie, alle bzw. keiner) eindeutig abgegrenzt und gegenüber allen anderen alternativ, während die Terme zwischen ihnen untereinander unscharf abgegrenzt sind; auch diese können aber natürlich in einem "Text" relevante Oppositionen werden.

Antonymie und logische Negation sind zunächst, um dies nochmals eindeutig festzuhalten, als Relationen zwischen semantischen Termen definiert. Als Relationen zwischen lexikalischen Termen treten sie auf, wenn diese sich nur hinsichtlich je eines Merkmals unterscheiden und der Unterschied in die eine oder die andere Klasse von Relationen fällt. Auf der Basis der Negation entstehen binäre, auf der Basis der Antonymie logisch ternäre, lexikalisch, wie wir sahen, oftmals ebenfalls binäre Klassen, falls der intermediäre Wert sprachlich unbesetzt ist. Da, wie wir schon sagten, alle mehr als zweigliedrigen Klassifikationen in zweigliedrige aufgelöst werden können, kann im übrigen eine ternäre antonymische Kategorisierung immer auf eine binäre Kategorisierung vom Typ der Negation zurückgeführt werden. Antonymische Klassen haben den Charakter einer Skala. Sie können von mindestens zwei anderen Typen mehrgliedriger lexikalischer Klassen, die ebenfalls auf Oppositionen basieren, unterschieden werden. Den ersten Fall hat die Linguistik als *Heteronymie* bezeichnet²⁰:

(25) "Baum": = Fichte, Eiche, Buche, ...

(26) "Tier": = Schwein, Pferd, Schaf, Wurm, ...

(27) "Farbe": = Gelb, schwarz, blau, rot, ...

Die Terme sind jeweils erschöpfend und alternativ (vielleicht mit

¹⁹ Solche feinen Differenzierungen treten z. B. im franz. Roman des 18. Jhdts auf.

²⁰ Vgl. Wunderlich 1974.

Ausnahme der Farben, die z. T. kombiniert werden können, und möglicherweise auch eine semantische, nicht nur eine lexikalische Klasse darstellen). Im Unterschied zu lexikalischen Klassen auf der Basis einfacher Negation oder Antonymie besitzen sie immer einen Oberbegriff (Baum, Tier, Farbe); im Unterschied zur Negation sind sie mehr als zweigliedrig; im Unterschied zur Antonymie stellen sie keine linear geordnete Reihe zwischen zwei Grenzwerten dar. Negation und Antonymie erhält man durch Substitution eines Sems einer semischen Kategorie: um eine heteronymische Klassifikation in eine binäre Struktur aufzulösen, bedarf es hingegen mehrerer semischer Kategorien. Wir wählen als einfaches Beispiel die heteronyme Klasse "nicht verheiratet" (= ledig, geschieden, verwitwet). Die drei Terme lassen sich z. B. ordnen, indem man zunächst eine temporale Klassifikation "noch nicht verheiratet" (ledig) vs "nicht mehr verheiratet" (geschieden, verwitwet) und zur Aufgliederung des zweiten Pols dieser Klassenbildung eine weitere Klassifikation, etwa "juristische Trennung" (geschieden) vs "natürliche Trennung" (verwitwet) einführt. Von der Heteronymie können wir einen anderen Fall unterscheiden, wo die lexikalische Klasse zwar im Unterschied zur Heteronymie linear geordnet ist, aber nicht nach dem skalierenden Typ der Antonymie, sondern als *Hierarchiebeziehung*:

(28) König — Adel — reiches Bürgertum — Kleinbürgertum —
Bauern

Auch hier gibt es (immer?) einen sprachlich existenten Oberbegriff: z. B. "(sozialer) Stand". Im Unterschied zu antonymischen Klassen handelt es sich hier nicht um eine annähernd kontinuierlich-quantitative Skala, sondern wie im Falle der Heteronymie um eine diskontinuierliche ohne Zwischen- und Übergangsgrößen. Eine Besonderheit der hierarchischen Klassen ist es, daß ihre lineare Folge zwar homogen sein kann, aber nicht muß: der Abstand zwischen den je aneinander angrenzenden Termen kann immer derselbe sein, er kann aber auch variieren. In einem soziokulturellen System etwa des feudalistischen Typus mag eine besonders starke Grenze zwischen Adel und Bürgertum verlaufen, in einem kapitalistischen System etwa zwischen reichem Bürger und Kleinbürger, in einem absolutistischen System zwischen König und allen anderen — eine Grenze, der gegenüber jeweils alle anderen Grenzen und Untergliederungen als sekundär erscheinen.

Bislang haben wir als Beispiele für Oppositionsrelationen nur Terme gewählt, die einstellige Prädikate (Eigenschaften) bezeichneten: natürlich können die Terme auch mehrstellige Prädikate (Relationen)

sein. Ein bestimmter Fall der Opposition zwischen zweistelligen Prädikaten ist in der Logik²¹, dann auch in der Linguistik²², als *Konversion* benannt worden. Diese Relation findet sich primär zwischen a) Komparativen, b) den Termen zur Bezeichnung von Verwandtschaftsrelationen, c) den Termen "zur Bezeichnung menschlicher Tauschverhältnisse" (nach Wunderlich 1974, S. 304). Wir schreiben eine zu einer beliebigen Relation R konverse Relation als R^{-1} . Einige Beispiele:

- (29a) "Älter als" vs "jünger als"
- (29b) "Schöner als" vs "häßlicher als"
- (30a) "Elternteil von" vs "Kind von"
- (30b) "Ehefrau von" vs "Ehemann von"
- (31a) "Geben" vs "bekommen" (erhalten, empfangen, kriegen)
- (31b) "Kaufen" vs "verkaufen"²³.

Für alle diese Relationen gilt: genau dann wenn ein x zu einem y in der Relation R steht, steht y zu x in der Relation R^{-1} ; z. B.: genau dann wenn x älter ist als y, ist y jünger als x ($xRy \longleftrightarrow yR^{-1}x$)²⁴. Diese Relation gilt aber z. B. nicht für

- (32) "Vater von" vs "Sohn von".

Denn wenn x Vater von y ist, dann ist y Kind, d. h. Sohn oder Tochter, von x; wenn x Sohn von y ist, dann ist y Elternteil, d. h. Vater oder Mutter, von x. Hier handelt es sich also nur um einseitige, nicht um wechselseitige Implikation. Wir können den Fall als *abgeschwächte Konversion* benennen: denn wenn zusätzlich festgelegt ist, daß die x und y, für die die Opposition (32) gilt, männlich sind, verhalten sich die beiden oppositionellen Terme wie Konverse zueinander.

Doch brauchen wir für unseren Zweck nicht auf den Problemen der Konversen zu insistieren.

Nicht zu jedem Term, der eine Relation benennt, gibt es auch einen konversen Term. Zu manchen Relationen gibt es z. B. auch Oppositionen auf antonymischer Basis (z. B.: lieben vs hassen, erniedrigen vs erhöhen); zu jeder Relation gibt es eine Negation, wobei non-R gewöhnlich mehrere Fälle umfaßt (z. B.: "nicht älter als" = "gleich-

²¹ Vgl. z. B. Carnap 1968, Essler 1969.

²² Vgl. Wunderlich 1974.

²³ Beispiele nach Wunderlich 1974.

²⁴ Siehe Anm. 21.

altrig mit" oder "jünger als"). Bei der Negation einer Relation treten im übrigen in normalsprachlichen Systemen Komplikationen auf, die wir nicht zu diskutieren brauchen, sondern nur nennen wollen. So kann etwa der Satz "x liebt y" als ganzer verneint werden:

(33a) Es ist nicht wahr, daß x y liebt,

wobei unklar bleibt, welches der Elemente — einer der beiden nullstelligen Terme oder der zweistellige Term, die Relation selbst — negiert wird. Es kann aber auch jedes der Elemente gesondert negiert werden:

(33b) Nicht x (sondern z. B. z) liebt y.

(33c) x liebt nicht y (sondern z. B. z).

(33d) x liebt y nicht (sondern haßt y z. B.).

Zu jedem (wieviegestellig er auch sein mag) Term gibt es logisch mindestens einen oppositionellen Term — nicht unbedingt aber auch kulturell, da die Kultur leugnen kann, daß es zu einem Sachverhalt x eine denkbare Alternative y gibt. Häufig existieren zu einem Term, wie wir schon sahen, hingegen auch mehrere Oppositionen. Ein einfaches Beispiel liefert "gut", wozu es eine Opposition durch Negation, "nicht gut", und zwei Oppositionen durch Antonymie, "böse" und "schlecht", gibt. Generell gibt es zu jedem Term so viele Oppositionen mindestens, wie er Merkmale umfaßt, da jedes seiner Merkmale negiert werden kann. Als Beispiel für zweistellige Terme kann man hier die Verwandtschaftsbeziehungen nennen, die untereinander ein sehr komplexes System von Oppositionen bilden²⁵. Ein männliches Individuum kann als Sohn zu Vater oder Mutter, als Vater zu Sohn oder Tochter, als Neffe zu Onkel oder Tante, als Bruder zur Schwester usw. in Opposition stehen: ein und derselbe Term liegt dann zugleich auf mehreren klassifikatorischen Achsen. Denselben Individuum können im Extremfall alle mit seinem Geschlecht kompatiblen (d. h. zu diesem nicht oppositionellen) Terme als Prädikate zugeordnet werden: ein männliches x kann zwar nicht Mutter, Schwester, Nichte, Tochter usw., wohl aber gleichzeitig Vater, Bruder, Neffe, Sohn usw.

²⁵ Daraus resultieren z. B. bei Leachs Bibelanalysen gewisse Probleme, die ihm die — im übrigen unfaire — Kritik von Nathorst 1969 eingetragen haben — unfair, insofern er im Grunde aus den tatsächlichen Fehlern auf den Unsinn des Ganzen schließt. Im übrigen ist einerseits schon behauptet worden, Oppositionen könne man jedem Text beliebig aufzwingen, wo immer auch nur eine Verschiedenheit vorliege — eine sicherlich falsche Behauptung.

sein. Dennoch stehen diese Terme aber zueinander in Opposition: denn x kann zwar Sohn von y und Vater von z , nicht aber Sohn y und Vater von y sein. Generell formuliert: wenn ein n -stelliges Prädikat zu einem anderen in Opposition steht, können beide zugleich demselben als Subjekt fungierenden Term zugeschrieben werden, wenn nur eine der n Stellen der beiden Prädikate unterschiedlich besetzt ist.

Ein anderes Beispiel eines komplexen Systems von Oppositionen mag etwa unsere Relation "geben" liefern. Außer der schon genannten Opposition

(31a) "Geben" vs "bekommen"

gibt es etwa die Oppositionen

(34a) "Geben" vs "behalten"

(34b) "Geben" vs "nehmen"

(34c) "Geben" vs "stehlen"

(34d) "Geben" vs "gegeben werden"

(34e) "Geben" vs "nicht geben" (ohne Spezifizierung, was statt dessen geschieht).

Wir brauchen hier nicht zu präzisieren, in welchen Relationen diese verschiedenen Oppositionen zu "geben" untereinander stehen, d. h. welche Merkmale sie gemeinsam haben und in welchen sie jeweils differieren.

Wir können die Untergliederung der möglichen Fälle von Oppositionen, ohne sie erschöpft zu haben, damit auf sich beruhen lassen: ihre Skizzierung hatte weniger einen systematischen Wert als einen didaktischen, indem sie auf die Vielheit der Fälle wenigstens hinwies. Alle bisherigen Beispiele für Oppositionen waren aus Gründen der Einfachheit logischer/normalsprachlicher Art: wiederum geht es uns aber um "Texte". Wir könnten uns der schon eingeführten Beispiele bedienen, um Textoppositionen zu demonstrieren; damit der Leser sich nicht allzu sehr langweile, benutzen wir aber neue Texte.

(35) Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz alleine die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen – mein Herz habe ich allein.
(Aus: Goethe: Werther).

Zwei Klassen von lexikalischen Termen – Verstand, Talente, Wissen einerseits, Herz andererseits – werden hier als oppositionell konfrontiert: wir abstrahieren von ihnen die semantischen Klassen "intellektueller Wert" vs "emotionaler Wert". Diesen beiden Klassen

ordnet der Text nun Merkmale zu, die sich abstrahieren lassen und die ihrerseits untereinander in Opposition stehen. Der intellektuelle Wert wird untergliedert (Verstand, Talente, Wissen), der emotionale wird es nicht: "zerlegbarer Wert" vs "unteilbarer Wert". Der intellektuelle Wert ist nicht individuell, der emotionale Wert hingegen wohl: "nicht individualisierender Wert" vs "individualisierender Wert". Auf der lexikalischen Ebene wird freilich der intellektuelle Wert durch "eigentliche", "wörtliche" Terme, der emotionale durch einen "uneigentlichen" metaphorischen Term (Herz) ausgedrückt: "wörtliche Benennung" vs "metaphorische Benennung". Der intellektuelle Wert scheint für das Befinden des Ich folgenlos und löst weder positive noch negative Zustände aus, der emotionale hingegen ist die "Quelle von allem" und kann untereinander antonymische Zustände, Seligkeit vs Elend, d. h. sowohl positive als auch negative Zustände auslösen: "gleichgültig für Befinden des Ich (weder positiv noch negativ)" vs "bedingend für Befinden des Ich (sowohl positiv als auch negativ)". Wenn es aber gleichgültig ist, ob der positive oder negative von zwei antonymischen Zuständen ausgelöst wird, und wichtig nur ist, daß überhaupt einer von diesen beiden Zuständen ausgelöst wird, dann ist die normalsprachlich-kulturelle Opposition "positiv" vs "negativ" neutralisiert und statt dessen nur die Opposition "neutraler Zustand (\approx negativ)" vs "charakteristischer, extremer Zustand (\approx positiv)" relevant. "Positiv" und "negativ" werden also abweichend gegenüber der normalen kulturellen Erwartung verteilt. "Elend" wird dem neutralen Zustand vorgezogen: der an sich neutrale Zustand wird zum negativen, während der an sich negative Zustand mit dem an sich positiven als "positiv" zusammengefaßt wird. Gleichzeitig koexistieren im Text auch zwei oppositionelle Perspektiven der Bewertung, die des "Er" und die des "Ich": das "Er" schätzt am "Ich" primär den intellektuellen, sozial nützlichen, aber nicht individuellen Wert; das "Ich" schätzt an sich primär den emotionalen individualisierenden, aber sozial nutzlosen Wert. Ohne die konstatierten Oppositionen auf ihre Beziehungen untereinander zu befragen und ohne aus ihnen weitere Folgerungen zu ziehen, gehen wir zum nächsten Beispiel über.

- (36) Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze und undurchdringliche Decken an, die an den beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhangen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor und raten, was dahinter sein möchte. (Aus: Schiller: Der Geisterseher).

Hier wird zunächst eine ternäre Opposition aufgebaut: "Zustand vor dem Leben" vs "Leben" vs "Zustand nach dem Leben", untereinander abgegrenzt durch die beiden Ereignisse "Geburt" vs "Tod". Die beiden Grenzzustände sind aber oppositionell nur durch die zeitliche Ordnung des "vorher" vs "nachher" gegenüber dem Leben. Der Text selbst löst die ternäre Opposition in eine binäre auf, indem er die Zustände vor und nach dem Leben als äquivalent behandelt: beide haben die Merkmale gemeinsam, daß sie – in Opposition zum intermediären Wert "Leben" – durch "Nicht-Leben" charakterisiert sind und – in Opposition zum Bekannten, dem "Leben" – unbekannt sind. Hinzu kommt drittens (was nicht so einfach ist und daher einer Begründung bedarf), daß beide – in Opposition zum "Leben" (Fackel!) – durch Dunkelheit/Absenz von Licht charakterisiert sind. Denn – abgesehen von der bekannten Metaphorik, die "Leben" mit "Tag" und "Tod" mit "Nacht" äquivalent setzt – wäre sonst nicht erklärbar, warum die Lebenden mit einer Fackel vor den beiden Vorhängen stehen. Das basiert, wie wir hinzufügen, auf einer mythologischen Anspielung auf den griechischen Gott des Todes, der die Fackel (\approx Leben) löscht (\approx Tod) (vgl. dazu auch 5.). Doch schließen wir auch diesen Analyseanfang zugunsten eines dritten Beispiels ab.

(37) Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt

Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

(Goethe: Motto der Marienbader Elegie).

Wenn der Mensch in einem bestimmten Ausmaß Qual empfindet, verstummt er (Qual \rightarrow Unfähigkeit der Artikulation des eigenen Zustandes); das impliziert aber, daß er sich bis zur Erreichung dieser Grenze aussprechen konnte (Nicht-Qual \rightarrow Fähigkeit zur Artikulation des eigenen Zustandes). Demnach gilt die Opposition von "Qual (\approx Nicht-Artikulierbarkeit)" vs "Nicht-Qual (\approx Artikulierbarkeit)". Doch die Äquivalenz zwischen Leiden und Verstummen gilt zwar für den Menschen im allgemeinen, nicht aber für das Ich, das, wenn auch mit fremder Hilfe, die Fähigkeit behält, "zu sagen, was ich leide". Folglich führt der Text einerseits die Opposition zwischen "Gattung (= Mensch)" vs "Individuum (= Ich)" ein; da dieses aber, ohne fremde Hilfe sich wie die Gattung verhalten, d. h. im Leiden verstummen würde, gilt andererseits die Opposition "Selbstartikulation aus eigener Kraft" vs "Selbstartikulation mit fremder Hilfe". Nun leistet diese Hilfe aber nicht ein anderes Individuum derselben Gattung (Mensch), sondern ein Individuum einer anderen – und zugleich höheren – Gattung (Gott); der Text baut also die Opposition

"Mensch (\approx niedrigere Gattung)" vs "Gott (\approx höhere Gattung)" auf. "der Mensch" wird als nicht individualisierte Gattung behandelt; "ein Gott" impliziert ebenfalls, daß es gleichgültig ist, um welches Individuum aus der Klasse "Gott" es sich handelt. "Mensch" und "Gott", als niedrigere und höhere Gattung in Opposition, sind also zugleich unter einem Aspekt äquivalent: beide stehen als Gattungen in Opposition zum Individuum "Ich". Analog zum Text (36) gilt also, daß einer ternären Klassifikation "Mensch" vs "Ich" vs "Gott" eine binäre Klassifikation "Gattung (Mensch oder Gott)" vs "Individuum (Ich)" überlagert wird. Was ist dann der Status des Ich? Es empfindet einerseits Leid wie ein Mensch und ist, woran es keinen Zweifel gibt, Glied der Klasse "Mensch" (Ich \subset Mensch). Andererseits ist es aus der Klasse "Mensch", zu der es hyponym ist, herausgehoben, da es sich zu artikulieren vermag, wo die Klasse es nicht kann (Ich \neq Mensch); es ist freilich nichtsdestoweniger kein Gott (Ich \neq Gott), da es sonst keines Gottes bedürfte. Das Ich ist also ein Ort der Begegnung des Menschlichen und des Göttlichen, eine Art Durchschnitt beider Klassen (Mensch \cap Gott). Nun ist unser Text das Motto eines Gedichtes: dieser Durchschnitt wird also als "Dichter" spezifiziert. Dessen Fähigkeit, seine Qual zu artikulieren, wird als Gabe, d. h. als ein unverdientes, aber positives Geschenk, klassifiziert, der "Dichter" ist also mehr als der Mensch und weniger als der Gott: "Mensch" vs "Dichter" vs "Gott". Nun kennt freilich die Kultur des Textes allenfalls einen Gott, der entweder der christliche oder eine seiner (in der Goethezeit mehr oder weniger pantheistischen) Abschwächungen ist. "Ein Gott" impliziert, daß die Klasse "Gott" aber, wie in der antiken Mythologie, mehrere Glieder umfaßt. Diese Opposition zu textexternen kulturellen Gegebenheiten kann nicht implizieren, daß der Text wieder ein polytheistisches Pantheon einführen wollte: folglich kann "ein Gott" nur als Metapher für eine unbekanntere höhere Ursache gelesen werden. Doch brechen wir auch hier wiederum die Analyse ab.

Die Beispiele mögen trivial sein: sie sollen es sogar sein: da sie nur der Illustration der Begriffe dienen. Die jeweils erschlossenen Oppositionen müßten geordnet, die aus ihnen ableitbaren Folgerungen gezogen werden; doch würde beides den Demonstrationszweck überschreiten. Wichtiger ist es zunächst, einige Sonder- und Grenzfälle der Opposition einzuführen, die zumal für die semantische Organisation von "Texten" relevant sind.

2.2222 Asymmetrische Oppositionen und sonstige Sonderfälle: zur Abgrenzung des Begriffs der Opposition

Ein interpretatorisch wichtiger Sonder- und Grenzfall der Opposition ist das, was wir als "schiefe" bzw. "asymmetrische" Opposition bezeichnen werden.

Wir geben zunächst einige Beispiele, die wir "intuitiv" als "irgendwie gleichartig" empfinden und die verschiedene Typen dieses Problems repräsentieren; diese intuitive Klassifikation wird dann zu rechtfertigen sein:

(38a) "x ist gut" vs "x ist weder gut noch böse"

(38b) "x ist ins Kino gegangen" vs "x ist gestorben"

(38c) "x ist menschlich" vs "x ist unbelebt"

(38d) "x ist dumm" vs "x ist faul"

(38e) "x hat gekämpft" vs "x hat gesiegt".

Der Einfachheit halber haben wir einstellige Prädikate gewählt. Um die Beispiele einigermaßen zu konkretisieren und eine Situation zu entwerfen, in der die je konfrontierten Terme tatsächlich als oppositionell fungieren können, wollen wir uns vorstellen, daß zwei Sprecher A und B sich über seine Person x unterhalten, daß A jeweils die an erster Stelle genannte Behauptung (= I) vertritt, die B durch die an zweiter Stelle genannte Behauptung (= II) bestreitet. Diese Interpretation des syntaktischen Zusammenhangs und der pragmatischen Situation stellt natürlich nur einen Fall aus der Menge der möglichen Kontexte dar, in denen die Opposition I vs II auftreten könnte, und hat also nur Beispielwert.

Unser Fall (a) betrifft alle unmittelbar aneinander angrenzenden Terme bei Klassifikationen auf antonymischer Basis. Jede solche Klasse (a, 0, \bar{a}) — für mehr als dreigliedrige Sonderfälle gilt Analoges — umfaßt eine symmetrische Opposition a vs \bar{a} und zwei asymmetrische a vs 0 und \bar{a} vs 0. Da sich jeder gegebene Term auch negieren läßt, lassen sich ferner die symmetrischen Oppositionen a vs non-a (z. B. gut/nicht gut) und \bar{a} vs non- \bar{a} (z. B. böse/nicht böse) bilden. Der intermediäre Term läßt sich im übrigen — wir halten dies im Hinblick auf spätere Probleme fest — als Durchschnitt der Negationen der beiden Antonyme beschreiben: 0 = non-a \cap non- \bar{a} (z. B.: "weder gut noch böse" ist der, auf den die Negation von "gut" und die von "böse" zugleich zutrifft). Da sich natürlich auch der intermediäre Term selbst negieren läßt, erhalten wir eine dritte symmetrische Opposition 0 vs non-0 (= a, \bar{a}). Im dritten Falle wird praktisch das

Archisem A von a und \bar{a} gebildet, d. h. die beiden gemeinsame semantische Klasse. Daß einem Term das Merkmal non-0 bzw. A zugeschrieben wird, bedeutet nicht notwendig, daß über ihn die paradoxe Aussage "sowohl a als auch \bar{a} " gemacht würde: er kann z. B. die Zustände a und \bar{a} sei es sukzessive, sei es abwechselnd annehmen. Diesen Fall A vs 0 demonstriert übrigens unser Beispiel (35), wo die Antonyme "Seligkeit" und "Elend" zusammengefaßt und gemeinsam dem indifferent-neutralen Zustand konfrontiert werden; das Ich muß deswegen natürlich keineswegs Seligkeit und Elend zugleich empfinden. Diese Klasse A, in unserem Beispiel etwa als "extremes psychisches Befinden" umschreibbar, umfaßt die beiden Antonyme als ihrerseits symmetrische Opposition. (Ähnlich ist auch unser Text (36) strukturiert, wo "Nicht-Leben vor der Geburt" und "Nicht-Leben nach dem Tode" zu "Nicht-Leben" zusammengefaßt und gemeinsam dem (zeitlich intermediären Term) "Leben" entgegengesetzt werden.)

Wenn also ein Text die Glieder einer antonymischen Klasse so korreliert, daß er zur Bildung des Archisems der Antonyme zwingt und dieses in Opposition zum intermediären Term setzt, tritt der Fall ein, den IR 12 beschreibt: eine ternäre Klassifikation muß als binäre rekonstruiert werden. Wir können diesen Fall adäquat nur beschreiben, wenn wir jene logisch implizierten Klassen explizit rekonstruieren, die wir in 2.122 als Zwischenglieder benannt haben.

Mit diesem Fall hat aber die asymmetrische Opposition nun das gemeinsam, daß auch sie zur Einführung weiterer Klassen zwingt, wenn wir die asymmetrisch korrelierten Terme genau kennzeichnen wollen. Die Asymmetrie wirkt also bedeutungsgenerierend. Wie im Falle der Opposition von A vs 0 werden wir im Falle der Opposition a vs 0 bzw. \bar{a} vs 0 dazu gezwungen, eine ternäre Klassifikation als doppelt binäre zu rekonstruieren: d. h. die Asymmetrie macht sichtbar, daß die dreigliedrige antonymische Klasse nicht auf einer semischen Kategorie mit zwei bzw. drei Teilklassen/Semen, sondern auf zwei semischen Kategorien mit je zwei Semen basiert. Sie macht semantische Terme bewußt, die bei den symmetrischen Oppositionen etwa des Typs a vs \bar{a} nicht bewußt werden, obwohl sie logisch impliziert sind.

Analoges gilt nun für unsere anderen Typen. "Kinobesuch" und "Tod" in (b) schließen einander zwar logisch aus, gehören gleichwohl offenkundig aber nicht unmittelbar derselben Klasse an, innerhalb derer sie Alternativen darstellen würden. "Tod" als Ereignis hat

primär die Alternative "Geburt", "Tod" als Zustand die Alternative "Leben". Die primären Alternativen zu "Kinobesuch" liegen etwa in der Klasse "Besuch kultureller Vorführungen" (z. B. Fußball, Theater, Vortrag, . . .); sekundäre Alternativen werden durch andere Klassen von Tätigkeiten, inklusive des Unterlassens jeglicher Tätigkeit, gebildet. Wenn "Kinobesuch" und "Tod" hier oppositionell korreliert werden, so basiert das darauf, daß "x ist ins Kino gegangen" den Satz "x lebt" \approx "x ist nicht gestorben" impliziert, der seinerseits in symmetrischer Opposition zu "x ist gestorben" steht. Die Implikation "Kinobesuch" \rightarrow "Leben" gilt nun aber nicht speziell nur für "Kinobesuch", sondern analog für alle alternativ möglichen Handlungen: sie gehört also zu den semantischen Termen, die den Anwendungsbereich solcher Handlungen bezeichnender Terme festlegen. "Kinobesuch" im besonderen hat noch viele weitere, speziellere Implikationen: aus dem Satz "x ist ins Kino gegangen" können z. B. logisch die Sätze "x ist nicht durch Krankheit ans Bett gefesselt", "x lebt im zwanzigsten Jahrhundert" usw. gefolgert werden, zu denen hier keine Opposition aufgebaut wird. Die Asymmetrie erlaubt natürlich auch die umgekehrte Folgerung: "x ist gestorben" impliziert "x ist nicht ins Kino gegangen" oder genereller "x hat keine Handlung begangen", womit wiederum eine symmetrische Korrelation hergestellt würde. Die asymmetrische Opposition macht also semantische Implikationen bewußt, die wir sonst als selbstverständlich hinnehmen. Sie zwingt uns zur expliziten Einführung solcher sonst nur implizierten Terme: "Kinobesuch" \rightarrow "Leben" bzw. "Tod" \rightarrow "Unmöglichkeit von Handlungen". "Kinobesuch" ist nur eine der möglichen Handlungen: aus allen anderen würden aber dieselben Folgerungen zu ziehen sein. "Kinobesuch" ist hier also gegenüber seinen möglichen Alternativen nicht individualisiert (vgl. 0.4): wir müssen hinnehmen, daß hier "Kinobesuch" steht, obgleich etwas anderes ebenso gut statt dessen stehen könnte. Warum hier gerade "Kinobesuch" in Opposition zu "Tod" gesetzt wird, könnten wir nur entscheiden, wenn ein weiterer textueller oder situationeller Kontext gegeben wäre (vgl. zu diesem Problem 2.32).

Das Beispiel (c) ist (b) sehr ähnlich, aber doch von ihm unterscheidbar. Innerhalb der primären Klassen, denen die Terme je angehören, entspricht "menschlich" an sich "nicht menschlich" (z. B. tierisch, pflanzlich), während "unbelebt" der Term "belebt" entspricht. "Belebt" fungiert gegenüber "menschlich" an sich als semische Kategorie, innerhalb derer "menschlich" zu "tierisch" und "pflanzlich" alternativ

ist. (Auch diese dreigliedrige Klasse ließe sich natürlich bei Bedarf auf binärer Basis rekonstruieren: etwa “nicht animalisch” (pflanzlich) vs “animalisch”, wobei “animalisch” dann die ihrerseits alternativen Teilklassen “menschlich” vs “tierisch” umfaßt, die sich bei dieser Klassifikation zu einander komplementär, d. h. nach dem Typ der Negation, verhalten, so daß jeder als Negation des je anderen definiert werden kann – z. B. “tierisch” = “nicht menschlich”.) Die Opposition ist also insofern “schief”, als der eigentlich zu “menschlich” oppositionelle Term ebenso wie “menschlich” selbst hyponym zum eigentlich zu “unbelebt” oppositionellen Term ist bzw. der eigentlich zu “unbelebt” oppositionelle Term hyperonym zu “menschlich” und dessen eigentlicher Opposition ist. Wiederum werden also implizit zusätzliche semantische Terme relevant. Noch anderer Art ist die Asymmetrie in (d): “dumm” steht eigentlich in Opposition zu “nicht dumm” bzw. “klug”, “faul” eigentlich zu “nicht faul” bzw. “fleißig”. “Dumm” und “faul” sind weder angrenzende Antonyme, noch stehen ihre Anwendbarkeitsbereiche in Opposition, die sie vielmehr weitgehend gemeinsam haben, noch gehören sie Klassen an, die zueinander hyponym bzw. hyperonym sind. Die Terme der beiden semischen Kategorien “Klassifikation nach Intelligenz” und “Klassifikation nach Eifer” sind untereinander normalerweise sogar kombinierbar: wer dumm ist, kann z. B. faul oder fleißig sein; wer faul ist, kann z. B. dumm oder klug sein. Wenn sie hier in Opposition gesetzt werden können, was z. B. in einem Dialog über die Gründe des Versagens einer Person x hinsichtlich bestimmter Leistungserwartungen denkbar ist, so offenbar nur unter der Bedingung, daß die Aussage I (x ist dumm) zugleich non-II (x ist nicht faul), die Aussage II zugleich non-I (x ist nicht dumm) impliziert. Die Person x wird also durch die asymmetrische Opposition hier zugleich außer durch das je explizit behauptete Merkmal implizit durch ein zweites charakterisiert, das, da es mit dem ersten logisch nicht korreliert ist, überhaupt nur aufgrund der asymmetrischen Opposition erschließbar ist.

Das Beispiel (e) mag auf den ersten Blick etwas abstrus aussehen. Wir bringen es, weil Terme dieses Typs, außer “Kampf” und “Sieg”, z. B. auch “Prüfung”/“Bestehen der Prüfung”, “Aufbruch”/“Rückkehr” usw., bei Greimas 1966 und wiederholt in seiner Nachfolge (z. B. bei J. Link 1974, S. 265 f.) als oppositionell klassifiziert worden sind. Primäre Opposition zu “Kampf” ist “Nicht-Kampf”, was je nach Kontext als Neutralität, friedliche Einigung, Unterwerfung usw. interpretiert werden kann; primäre Opposition zu “Sieg” ist “Nicht-

Sieg", was etwa unentschiedenen Ausgang oder Niederlage umfaßt. "Kampf" und "Sieg" stellen eine logisch-temporal geordnete Folge von Ereignissen dar, die strikt genommen niemals simultan als Alternativen zur Wahl stehen können. Doch mag es immerhin Grenzfälle geben, in denen sie als (wenn auch asymmetrisch) oppositionell fungieren können; so etwa innerhalb desselben textuellen oder situationellen Kontextes, wenn ein x, das schon gesiegt hat, mit einem y, das noch kämpft, konfrontiert wird; so etwa als Opposition zwischen zwei verschiedenen textuellen oder situationellen Kontexten, wenn sie zwei sonst vergleichbare Individuen x und y aufweisen, wo im einen Falle vom einen gesagt wird, daß es gekämpft hat, im anderen Falle vom anderen, daß es gesiegt hat. In beiden konstruierten Beispielen besteht die Opposition aber nicht eigentlich zwischen "Kampf" und "Sieg", sondern zwischen zwei Zeitpunkten einer logischen Ereignisserie, an denen sich jeweils die Individuen, die verglichen werden, befinden.

In unserem Beispiel (e) ist "Kampf" vs "Sieg" jedenfalls überhaupt nur sinnvoll, wenn "Kampf" "Nicht-Sieg" impliziert, wenn also der Sprecher B die Aussage I von A durch seine Aussage II so interpretiert, als hätte A gesagt, x habe sich zwar angestrengt, wengleich erfolglos. Die umgekehrte mögliche Auflösung, die Annahme, "Sieg" werde hier so gebraucht, daß es "Nicht-Kampf" impliziert und x somit kampflos einen Sieg errungen hat, ist, wie unsere vorstehende Formulierung beweist, sprachlich zwar möglich, nicht aber logisch. Wie immer "Sieg" metaphorisiert werden mag, setzt es doch nach wie vor einen — gegebenenfalls auch metaphorischen — "Kampf" voraus: von "kampflosem Sieg" zu sprechen, entleert den Begriff "Sieg", indem es ihm ein zentral relevantes Sem wegnimmt; eine solche Formulierung bringt also durch sprachliche Paradoxie eine wesentliche Bedeutungsveränderung mit sich. Für diese Klasse von Termen, die hier (e) vertritt, ist eine einseitige Implikation charakteristisch: der in der logisch-chronologischen Sukzession je spätere Term, also etwa "Sieg", "Bestehen der Prüfung", "Rückkehr" impliziert den je früheren als seine logische Voraussetzung. Wenn der Text nur den je späteren Term enthält, können wir den früheren erschließen: es muß ein "Kampf", eine "Prüfung", ein "Aufbruch" stattgefunden haben²⁶. Aus dem je früheren Term kann hingegen der spätere nicht logisch ge-

²⁶ So wiederholt Bremond — vgl. Bibliographie.

folgt werden: denn der Held kann z. B. unterliegen, die Prüfung nicht bestehen, nicht wiederkehren.

Wir legen jedenfalls fest, daß derartige Terme wie Kampf/Sieg normalerweise nicht in Opposition stehen und allenfalls unter bestimmten Bedingungen in eine asymmetrische Opposition gesetzt werden können. Nun kann man aber argumentieren, daß von einem Individuum x zu einem Zeitpunkt t nicht gleichzeitig "Kampf" und "Sieg" ausgesagt werden kann: solange es kämpft, hat es nicht gesiegt; hat es gesiegt, kämpft es nicht mehr. So dürfte auch Greimas zur Klassifikation dieser Terme als oppositionell gelangt sein. Was hier in Opposition steht, sind nicht die primären semantischen Terme, sondern solche, die den Anwendbarkeitsbereich charakterisieren. Wenn zu einem Zeitpunkt t der frühere der Terme möglich ist, ist es der spätere nicht, und umgekehrt: die Opposition der Anwendbarkeitsbereiche ist die eines "Vorher" vs "Nachher", während allein schon die Kombinierbarkeit der lexikalischen Terme selbst belegt, daß ihre primären Seme nicht unmittelbar oppositionelle Alternativen derselben Klasse sein können. Bestünde eine Opposition im präzisen Sinne zwischen den Semen der Terme, dann müßte es logisch unmöglich sein, etwa den Satz "x hat gekämpft und gesiegt" zu bilden.

Der Fall (e) unterscheidet sich nun wesentlich vom Fall (b): in (e) stehen überhaupt keine primären semantischen Terme, sondern nur die Anwendbarkeitsbereiche in — einer zudem rein temporalen, d. h. an sich schwachen — Opposition; in (b) hingegen basiert die Opposition auf semantischen Termen, von denen der eine zwar nur von seinem lexikalischen Träger als Anwendbarkeitsbereich impliziert ist, der andere hingegen unmittelbar als primäres Sem seines lexikalischen Trägers fungiert.

Die Klasse von Termen unterscheidet sich damit aber deutlich auch von solchen wie jung/alt, Leben/Tod, Knabe/Mann/Greis, die Stierle Oppositionen mit "*determiniertem Richtungssinn*" (1973, S. 353) genannt hat: es sind Oppositionen, die sich von anderen wie etwa männlich/weiblich, schön/häßlich dadurch unterscheiden, daß von allen Individuen x , die überhaupt in den Anwendbarkeitsbereich des jeweiligen Terms fallen, gilt: wenn x zum Zeitpunkt t in eine der alternativen Teilklassen fällt, dann ist es zu einem früheren Zeitpunkt in eine andere Teilklassse gefallen oder wird zu einem späteren Zeitpunkt in eine andere Teilklassse fallen. Bei diesen Oppositionen besteht also nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Notwendigkeit der *Transition*: jede Größe, die einer der alternativen Klassen angehört,

geht in eine andere über oder ist aus einer anderen in die jetzige übergegangen. Bei männlich/weiblich besteht im allgemeinen keine Möglichkeit solcher Transition, bei schön/häßlich besteht die Möglichkeit, aber nicht die Notwendigkeit. "Determiniert" ist der Richtungssinn in unseren Beispielen, weil die mögliche Reihenfolge der Transition festgelegt ist; in nicht "realistischen" "Texten" kann diese Reihenfolge natürlich durchbrochen werden – ein gealtertes Individuum kann z. B., wie etwa im Märchen oder auch in Goethes "Faust", wieder jung werden. Jedenfalls sind die Oppositionen mit determiniertem Richtungssinn im Unterschied zum Fall (e) echte Oppositionen. Sie sind vorgegebene Oppositionen und werden nicht erst allenfalls in bestimmten Kontexten zu Oppositionen, wie dies bei (e) und wohl auch einigen anderen Beispielen, nicht aber bei (a) der Fall ist.

Bei aneinander angrenzenden Termen antonymischer Klassen werden wir zwar im folgenden auch von asymmetrischer Opposition sprechen, doch beziehen wir den Fall in unseren Definitionsversuch nicht ein, da er Probleme aufwirft, die einer gesonderten Präzisierung bedürften. Wir leisten uns den Verzicht darauf, da der gemeinte Fall jedenfalls eindeutig identifizierbar sein müßte, und legen fest:

Asymmetrische Opposition = Relation zweier lexikalischer Terme derart, daß entweder jeder von ihnen nicht der Klasse der primären Alternativen des je anderen angehört (z. B. b, c) oder sie in der jeweiligen Kultur überhaupt nicht als oppositionell gelten (z. B. d, e), und daß sie dennoch vom "Text" als oppositionell behandelt werden.

Diese Relation ist jedenfalls in "Texten" häufig und wichtig; wir geben wiederum zwei literarische Beispiele, deren erstes dem Typ (d), deren zweites dem Typ (c) entspricht.

(39) Die Gesellschaft (ein Klub bzw. Geheimbund, Anm. M. T.) hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligtums nie gewürdigt habe. (Aus: Schiller: Der Geisterseher)

Die asymmetrische Opposition ist hier bis zur scheinbar paradoxen Formulierung fortgetrieben. Während normalerweise die Aufnahme in die höheren Grade eines Geheimbundes, die Zulassung zu einem Heiligtum als Auszeichnung oder doch mindestens nicht als Schande interpretiert wird und somit "Ehre" bzw. "Nicht-Schande" impliziert, während also die beiden Terme "Zulassung zum Heiligtum" und "Ehre" eher positiv korreliert sind, werden sie hier als einander ausschließend behandelt. Diese Opposition ist asymmetrisch, da der

“Ehre” an sich die “Nicht-Ehre” bzw. “Schande”, der “Zulassung” die “Nicht-Zulassung” bzw. “Ausschließung” gegenübersteht. Demnach können zwei Implikationen gefolgert werden: “Ehre→Nicht-Zulassung zum Heiligtum” und “Zulassung zum Heiligtum→Nicht-Ehre”. Durch diese Implikationen werden aber einander normalerweise ausschließende Terme als partiell (abgeschwächt) äquivalent, als Terme mit gemeinsamem Durchschnitt behandelt; insofern entsteht eine Paradoxie: wenn “Heiligtum” und “Ehre” einander ausschließen, ist entweder das “Heiligtum” kein Heiligtum oder die “Ehre” keine Ehre im normalsprachlichen Sinne. In unserem Falle handelt es sich offenbar um die Konfrontation zweier oppositioneller Perspektiven der Realitätsklassifikation: Wertsystem des Sprechers und Wertsystem des Geheimbunds stehen in Opposition. Was dem Sprecher Ehre ist, ist dem Bund keine, was dem Bund Heiligtum ist, ist dem Sprecher keins. Wenn es für diese Folgerung eines weiteren Belegs bedarf, so findet sich ein solcher darin, daß auch die fast synonymen Begriffe “Ehre” und “Würde” in Opposition gesetzt sind: wenn die Gesellschaft den Prinzen der Aufnahme in ihr Heiligtum “würdigt”, verliert er aus der Perspektive des Ich seine “Ehre”. Folglich nimmt der Sprecher, wenn er die Lexeme “Heiligtum” und “gewürdigt” hier verwendet, also die Perspektive des Bundes ein, die zu seiner eigenen in Opposition steht, wodurch die scheinbare Paradoxie entsteht. Dann aber fragt sich, warum er diese Zitate aus dem Sprach- und Wertsystem des Bundes nicht deutlicher als solche kennzeichnet, wodurch auch der Anschein der Paradoxie vermeidbar wäre. Weitere Analyse müßte diese Frage beantworten, was wohl nur bei Berücksichtigung des hier ausgesparten Kontextes möglich wäre.

Unser zweites Beispiel stammt aus einem hochgradig komplexen Text, der schon Objekt einer ausführlichen strukturalen Analyse (Wünsch 1975, Kap. 10.2) geworden ist.

- (40) Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte,
Was ist es mir, so viel er bringen mag.
(1. Strophe aus: Goethe: Der Bräutigam)

Wir analysieren selbst diese Strophe nur insoweit, als es für den Demonstrationszweck erforderlich ist. (Freilich wird somit gerade die Komplexität schon dieser Strophe nicht sichtbar – und gerade komplexe Strukturen sind es, an denen sich die Stärke des strukturalen Denktyps erweist.)

Unser Textauszug operiert mit vielen – teils sprachlich vorgegebenen, teils erst von ihm konstruierten – Oppositionen. Während das Ich schläft, wacht sein Herz: außer der normalsprachlichen Opposition “wachen” vs “schlafen” tritt hier zudem die asymmetrische Opposition “Ich” vs “Herz” auf – asymmetrisch, weil das Herz eigentlich Bestandteil des Ich als Ganzheit ist, zu dem es in Opposition gesetzt wird, als wäre es ein selbständiger Handlungsträger, ein anderes menschliches Ich. Wenn es faktisch Mitternacht ist, verhält sich das Herz, als sei es Tag; wenn es faktisch Tag ist, scheint es dem Ich, als ob es nachte: in beiden Fällen wird also eine Opposition “real gegebener Term” vs “irrealer, nur gedachter Term” aufgebaut. Wieviel der Tag auch bringen mag, bedeutet das dem Ich doch wenig oder nichts: wir können die Opposition “objektiver, allgemeiner Wert” vs “subjektiver, individueller Wert” daraus ableiten.

Doch interessieren uns im folgenden primär die lexikalischen Terme, die explizit Tageszeiten ausdrücken. Wir können dabei von Tempus und Modus der Verben jener Aussagen absehen, in denen diese Terme sich finden – vom Tempus, weil es in den Versen 1–3 ohnedies einheitlich ist (Präteritum); vom Modus, weil wir aus der Verteilung von Indikativ und Konjunktiv schon oben eine Opposition abgeleitet haben, die bei weiterer Analyse relevant wäre. In V. 1/2 finden wir also eine Opposition “Mitternacht” vs “Tag”, die asymmetrisch ist, weil der Mitternacht nicht der Tag, sondern der zu diesem hyponyme Mittag, dem Tag nicht die Mitternacht, sondern die zu dieser hyperonyme Nacht entspricht. Die asymmetrische lexikalische Opposition “Mitternacht” vs “Tag” impliziert also eigentlich zwei verschiedene symmetrische semantische Oppositionen: “Nacht” vs “Tag” und “Mitternacht” vs “Mittag”. Daraus läßt sich eine dritte implizierte Opposition theoretisch folgern: die von “Ganzes” vs “Teil” – die Frage ist nur, ob sie für diesen Text relevant ist. Es liegt nahe, daraufhin das zweite oppositionelle lexikalische Paar zu betrachten, das ebenfalls die Klassen Tag/Nacht impliziert: “Der Tag erscheint” vs “es nachtet”. “Der Tag erscheint” impliziert aber, daß die bezeichnete Tageszeit der “Morgen” und spezieller die “Morgendämmerung” ist, wie umgekehrt “es nachtet” den “Abend” bzw. die “Abenddämmerung” impliziert. Wir können nun fragen, warum nicht analog zum (implizierten) “es ist (um Mitter-)Nacht” bzw. zum “als sei es Tag” (wir sehen, wie gesagt, vom Tempus ab) von V. 1/2 hier in Unterstreichung des Parallelismus “es ist Morgen(dämmerung)” bzw. “als sei es Abend(dämmerung)” gesagt wird. Wir fragen

also, warum sich in beiden Fällen die Formulierungsverfahren unterscheiden, d. h. welche Implikationen die Wahl einer jeweils andersartigen Formulierung für doch analoge Sachverhalte hat. Indem "es ist/als sei es" durch "es erscheint/als ob es nachte" substituiert wird, wird erstens durch die Relation der beiden Paare von V. 1/2 und V. 3 deutlich eine weitere Opposition eingeführt, die wir als "Zustand" vs "Prozeß" benennen können. Denn bei aller Asymmetrie untereinander haben "um Mitternacht" und "Tag" doch die Zustandhaftigkeit gemeinsam, während die beiden Dämmerungen Übergänge darstellen. Durch "es nachtet" wird zudem der "Abend" als Übergang der "Nacht" zugeschlagen, während man ihn sonst eher dem "Tag" zurechnen würde. Es wiederholt sich jedenfalls die Opposition der hyperonymischen Klassen "Tag" vs "Nacht", die sich bei "Morgen" vs "Abend" nicht wiederholen würde. Damit ist schon gesagt, daß zweitens wiederum die Opposition "Ganzes" vs "Teil" auftritt, indem auf der lexikalischen Oberfläche des Textes explizit (Tag) oder impliziert (nachten) die übergeordneten Klassen Tag/Nacht erscheinen, aber im Kontext dem Ausdruck der zu ihnen hyponymen Terme Morgen/Abend dienen. Aber "Ganzes" vs "Teil" spielt auch noch außerhalb des Kontextes der Zeitangaben eine Rolle: Wir nannten schon die asymmetrische Opposition von "Ich" vs "Herz", wobei ebenfalls ein Ganzes und ein Teil einander gegenüber gestellt werden. Wiederum brechen wir hier die Analyse ab und verweisen für die interpretatorischen Folgerungen, die sich aus den konstatierten Oppositionen ziehen lassen, nochmals auf die Interpretation des Gesamttextes in Wünsch 1975.

Solche – sprachlich oder logisch – asymmetrischen Oppositionen begegnen übrigens auch in theoretischen Texten, d. h. in Texten mit philosophischem oder wissenschaftlichem Anspruch: dort freilich sind sie als logisch "unsaubere" Klassifikationen problematisch und illegitim. Unser Beispiel (38e) entstammte, wie angedeutet, einem solchen theoretischen Kontext der sET. Wir geben noch ein zweites Beispiel. Theoretiker des 19. Jhdts. und noch heutige Literaturwissenschaftler teilen das Corpus der realistischen Romane gern in "historische" und in "soziale" Romane ein. "Historisch" pflegt dabei zu bedeuten, daß der Roman eine als vergangen empfundene Kultur darstellt; "sozial", daß er die dargestellten Figuren in einen irgendwie der "Realität" entsprechenden sozialen Kontext einbettet und als von diesem untrennbar darstellt – die Unschärfe des Begriffes liegt nicht in unserer Beschreibung, sondern ist typisch für diesen Sprachgebrauch. Die Op-

position ist demnach asymmetrisch: dem "historischen" entspräche eigentlich der "nicht-historische", d. h. der eine gegenwärtige (oder zukünftige) Kultur darstellende Roman; dem "sozialen" entspräche eigentlich der "nicht-soziale", d. h. der die Individuen als von ihren sozialen Bedingungen unabhängige (oder als in unrealen Bedingungen eingebettete) darstellende Roman. Logisch wie sprachlich sind also "historisch" und "sozial" kombinierbare Prädikate: sie in Opposition zu setzen, wäre demnach nur dann legitim, wenn der Roman des 19. Jhdts dann, wenn er eine vergangene Kultur darstellt, die Individuen nicht in eine reale Sozialstruktur einbettet, und dann, wenn er sie in eine reale Sozialstruktur einbettet, nicht eine vergangene Kultur darstellt. Sinnvoll und legitim wäre diese Klassifikation in historische und soziale Romane also nur dann, wenn im 19. Jhd. die folgende Relation gelten würde: "Historisch (\approx nicht-sozial)" vs "sozial (\approx nicht-historisch)".

Asymmetrische Opposition führt jedenfalls, wie wir sahen, immer dazu, daß jedem der beiden solchermaßen korrelierten lexikalischen Terme jeweils mindestens ein semantischer Term vom "Text" zugeordnet wird, den er sonst nicht aufweist. Doch wollen wir damit die asymmetrische Opposition auf sich beruhen lassen und uns einem zweiten Sonderfall knapp zuwenden. Wir nehmen als Beispiel an, daß in einem "Text" zwei Figuren A und B auftreten, wobei die Figur A als

(41a) männlich/groß/dick/blond/blauäugig/züchtig,
die Figur B hingegen als

(41b) männlich/klein/schlank/braun/blauäugig/lüstern
charakterisiert wird. Beide Figuren sind also hinsichtlich genau derselben semischen Kategorien (Klassifikation nach Geschlecht, Körpergröße, Leibesumfang, Haarfarbe, Augenfarbe, Sexualmoral) charakterisiert: sie sind nicht hinsichtlich aller bei einer Figurenbeschreibung anwendbaren Kategorien charakterisiert (so fehlt z. B. Klassifikation nach Alter, nach Intelligenz usw.). Hinsichtlich dieser verwendeten semischen Kategorien weisen sie teils dieselben), (männlich, blauäugig), teils oppositionelle Seme auf (groß vs klein, dick vs schlank, blond vs braun, züchtig vs lüstern). Nun ist der Fall aber nicht nur möglich, sondern sogar häufig, daß nicht alle vergleichbaren lexikalischen Terme, d. h. Terme derselben Klasse, in unserem Beispiel also alle Figuren, hinsichtlich genau derselben Menge semischer Kategorien charakterisiert sind. Nehmen wir z. B. an, A und B würden durch die folgenden Merkmalsserien charakterisiert:

(42a) männlich/—/dick/—/blauäugig/—/—

(42b) männlich/klein/—/blond/—/lüstern/klug.

Dann ist A hinsichtlich von dreien, B hinsichtlich von fünf den bei Figurenbeschreibungen anwendbaren semischen Kategorien charakterisiert. Nur hinsichtlich einer einzigen dieser drei bzw. fünf Kategorien sind aber beide zugleich charakterisiert (Geschlecht); sie weisen sogar dasselbe Merkmal (männlich) aus der Menge der möglichen Seme dieser Kategorie auf. In allen anderen Fällen ist die jeweilige Figur nur hinsichtlich solcher Kategorien charakterisiert, hinsichtlich derer es die je andere nicht ist. Beide stehen also hinsichtlich keines einzigen Merkmals in Opposition. Denn aus der *Absenz* einer Klassifikation bei A gegenüber B (also Klassifikation nach Körpergröße, Haarfarbe, Sexualmoral, Intelligenz) bzw. bei B gegenüber A (also Klassifikation nach Leibesumfang und Augenfarbe) läßt sich keine Folgerung für die jeweils nicht charakterisierte Figur A bzw. B ableiten: wenn B "klein" ist, folgt daraus weder, daß A auch "klein", noch, daß A "nicht klein" ist; A muß zwar notwendig eines von beiden sein, aber es bleibt unentscheidbar, welches von beiden es ist. Zwischen A und B besteht also nicht eine Opposition hinsichtlich von Semen der selben Kategorie X (etwa: x vs $\text{non-}x$), sondern vielmehr die Opposition "*hinsichtlich einer Kategorie charakterisiert*" vs "*hinsichtlich einer Kategorie nicht charakterisiert*". Da ein Term hinsichtlich einer Kategorie X aber immer nur charakterisiert ist, wenn er eines ihrer möglichen Seme x_1, x_2, \dots aufweist, können wir diese Opposition als " x vs — " schreiben. Was wir hier am Beispiel von Figuren demonstriert haben, ist jedenfalls wiederum ein Phänomen, das bei beliebigen Termen auftreten kann.

Bevor wir aber unsere grobe Skizze der Probleme der Opposition abschließen können, bedarf es noch einer expliziten Abgrenzung des Falles der Opposition vom Falle *semantischer Differenz* zwischen Termen überhaupt. Denn den Begriff der Opposition auf jegliche Verschiedenheit auszuweiten, ist weder praktisch noch wurde es bislang praktiziert. Wir geben ein literarisches Beispiel:

(43) Es sind kleine Mädchen in einem Hof in Kleidchen voll herzerreißender Armut (aus Trakl)²⁷.

Jedes der Lexeme, die der Satz verwendet, ist bedeutungsverschieden von jedem anderen: wollten wir den Begriff der Opposition auf alle semantische Differenz ausweiten, müßten wir demnach sagen, daß

²⁷ Zitiert nach J. Link 1974, S. 167.

jedes Lexem dieses Textes in Opposition zu jedem anderen steht. Zwecks Vereinfachung unseres Beispiels greifen wir nur drei Lexeme derselben Wortklasse, "Mädchen", "Hof", "Kleidchen" heraus. Im Sinne des Definitionsversuchs von 2.2221 stehen diese drei Terme untereinander offenkundig nicht in Opposition: denn sie sind nicht alternative Terme einer sprachlich/logisch/kulturell vorgegebenen Klasse. Nun können wir aber die folgenden Sätze bilden, die einander paarweise logisch ausschließen:

(44a) x ist ein Mädchen

(44b) x ist ein Hof

(44c) x ist ein Kleidchen.

Wenn z. B. im selben pragmatischen Kontext ein Sprecher A den Satz (44a), ein B (44b), ein C (44c) behauptet oder wenn diese Sätze im syntagmatischen Kontext desselben Textes koexistieren, stehen diese Terme offenbar paarweise in – wenn auch asymmetrischer – Opposition:

(45a) Mädchen vs Hof

(45b) Mädchen vs Kleidchen

(45c) Kleidchen vs Hof.

Kontexte freilich, die diese asymmetrischen Oppositionen aufbauen, werden im allgemeinen selten sein: Terme dieser Art sind so weit "von einander entfernt" und haben so wenig "miteinander gemeinsam", daß sie nur in sehr abnormen Kontexten als Alternativen fungieren können. Zu jedem dieser Terme gibt es weit näher liegende primäre Alternativen. Je nach semischer Kategorie, hinsichtlich derer wir etwa "Mädchen" betrachten, stehen dazu "Knabe", "Mann", "Greis", "Frau", "Greisin", in Opposition. Zu "Kleidchen" gibt es Alternativen innerhalb der Klasse möglicher Bekleidungsstücke (Abendkleid, Hose, Badeanzug usw.) und zweitens schließlich die Alternative der Nacktheit. Schwierig ist es freilich, die sprachlichen Alternativen zu "Hof" zu bestimmen: bei diesem Term würde es sich in der Terminologie Jakobsons um den Fall der "*einfachen oder kontingenten Differenzen*" handeln, "bei denen die Gegebenheit eines Terms nichts über die Beschaffenheit seines Partners voraussagen läßt" (Holenstein 1975, S. 128). Denn unter je mehr Klassen ein Term potentiell subsumiert werden kann, desto mehr mögliche Oppositionen kann etwa ein "Text" zu ihm aufbauen. Betrachten wir z. B. "Hof" unter dem Aspekt eines abgeschlossenen, nicht öffentlichen Raums innerhalb eines Besitztums, kann es in Opposition zu "Marktplatz" als öffentlichem Raum zwischen Besitztümern gesetzt werden. Be-

trachten wir "Hof" unter dem Aspekt des nicht überdachten Außenraumes, kann es in Opposition zu "Gebäude" als überdachtetem Raum gesetzt werden. Betrachten wir "Hof" unter dem Aspekt eines künstlichen Raumes, kann es in Opposition zu natürlichen Räumen wie "Wiese", "Wald" gesetzt werden, usw. Ob eine oder mehrere dieser denkbaren Oppositionen relevant werden, hängt allein davon ab, ob der "Text" eine oder mehrere der Klassen, innerhalb derer sich diese Oppositionen herstellen lassen, als relevant setzt. Die lexikalische Klasse der Benennungen von Örtlichkeiten bildet jedenfalls vortextlich-normalsprachlich ein diffuses, nach verschiedenartigsten Gesichtspunkten strukturierbares System.

Um beschreiben zu können, in wiefern etwa (45a) eine Opposition darstellt, müssen wir bis zu den generellen Klassen "belebt" vs "unbelebt" abstrahieren, da erst auf dieser Ebene eine beiden gemeinsame Kategorie erreicht wird, eine Kategorie, der beide Terme angehören und innerhalb derer sie vergleichbar sind. Denn alle anderen semantischen Terme, sei es eine semische Kategorie oder ein Anwendbarkeitsbereichsmerkmal, die von "Mädchen" impliziert werden, setzen immer den Anwendbarkeitsbereich "belebt" voraus und können somit keine für "Mädchen" und "Hof" gemeinsame Klasse konstituieren, innerhalb derer diese Terme vergleichbar wären. Je weiter wir nun aber abstrahieren müssen, um überhaupt eine Vergleichsbasis zu finden, desto austauschbarer werden die Terme: hinsichtlich der logisch-semantischen Klasse, der die Opposition "belebt" vs "unbelebt" angehört, ist z. B. der Term "Mädchen" mit allen Termen äquivalent, die menschliche, tierische oder pflanzliche Klassen von Individuen bezeichnen. Bei Oppositionen vom Typ (45) verlieren die Terme also jegliche semantische Spezifität.

Kontexte wie die oben hypothetisch entworfenen würden uns freilich zur Ableitung dieser asymmetrischen Oppositionen zwingen: doch zu solchen Kontexten gehört unser Beispiel (43) nicht. Denn es gibt einen relevanten Unterschied zwischen symmetrischen und nicht symmetrischen Oppositionen: damit in einem "Text" eine symmetrische Opposition a vs b besteht, ist nur erforderlich, daß der "Text" zwei Terme a und b verwendet, unter deren Semen mindestens jeweils eines ist, das unmittelbar derselben – sprachlich oder kulturell vorgegebenen – semischen Kategorie angehört und zu dem entsprechenden Sem des je anderen Terms alternativ ist. Diese Bedingung ist z. B. bei "Mädchen" und "Hof" nicht erfüllt, da die von "Mädchen" umfaßten Seme "menschlich", "jung", "weiblich" oppositionelle Ent-

sprechungen haben, die auf "Hof" überhaupt nicht anwendbar sind. Um aber eine asymmetrische Opposition aus einem "Text" ableiten zu können, muß eine Zusatzbedingung erfüllt sein: zwei semantisch differierende, aber nicht im Sinne unserer Definition oppositionelle Terme a und b stehen nur dann in asymmetrischer Opposition a vs b, wenn der "Text" a und b so korreliert, daß beide vergleichbaren Termen als Prädikate zugeordnet und diese Prädikate als einander ausschließende behandelt werden. In unserem Text (43) ist diese Bedingung aber nicht erfüllt: es gibt hier Individuen x_1, x_2, \dots der Klasse X, die "Mädchen" sind, ein Individuum y der Klasse Y, das ein "Hof" ist, Individuen z_1, z_2, \dots der Klasse Z, die "Kleidchen" sind. Die drei Terme von (45) sind also nicht nur *verschiedenen*, sondern auch *verschiedenartigen* Termen als Prädikate zugeordnet, die ihrerseits untereinander zwar (im engeren linguistischen Sinne) syntaktisch verknüpft sind, aber nicht verglichen werden.

Diese Ausführungen mögen zur Abgrenzung der Opposition von der einfachen semantischen Differenz im allgemeinen für unseren Zweck genügen; die bisherigen und die folgenden Textbeispiele dürften diese Abgrenzung wohl hinreichend illustrieren. Das Beispiel demonstriert natürlich gleichzeitig, daß im Prinzip alle semantischen Relationen auf der Basis von Äquivalenz und Opposition beschrieben werden können: alle Terme werden äquivalent, wenn wir hinreichend weite Klasse abstrahieren; alle Terme werden oppositionell, wenn wir hinreichend enge Klassen wählen. Doch brauchen wir diesen Punkt nicht zu präzisieren, da uns die Beschreibbarkeit primärer normal-sprachlicher Systeme nicht als solche interessiert, sondern wir an diesen nur insoweit interessiert sind, als sie für die semantischen Relationen in "Texten" als sekundären Systemen relevant sind.

2.223 Ein Sonderfall der semantischen Differenz: die Relation der Disparität

Wir skizzieren kurz einen Fall der semantischen Differenz, der sich wesentlich von unserem Beispiel Mädchen-Hof-Kleidchen unterscheidet und den wir mangels eines besseren Ausdrucks als "Disparität"²⁸

²⁸ Wir erheben damit keinerlei theoretischen Anspruch: die Disparität soll tatsächlich nur einen Beispielfall der allgemeinen semantischen Differenz abgeben, um deren Abgrenzung zur Opposition deutlicher werden zu lassen.

benennen wollen, da wir den Begriff der "Differenz" schon besetzt haben. Ein Beispiel dafür boten schon unsere Sätze

(3) Das Leben ist schön

(9) Das Leben ist kurz.

Beide Sätze implizieren einander nicht und schließen einander nicht aus. Beide Sätze können zugleich wahr sein; beide können zugleich falsch sein; der eine kann wahr, der andere falsch sein, oder umgekehrt. Wenn wir "schön" durch "kurz" substituieren, erhalten wir zwar einen Satz, der zum Ausgangssatz bedeutungsverschieden, aber logisch mit ihm kompatibel ist. Disparität ist also eine Relation zwischen Termen, die weder äquivalent noch oppositionell sind und konjunktiv (x ist a und x ist b) korreliert werden können. Was "männlich" ist, kann z. B. "alt" oder "jung", "schön" oder "häßlich", "klug" oder "dumm" usw. sein. Disparitäre Terme sind also solche, deren Seme verschiedenen semischen Kategorien angehören, deren Anwendbarkeitsbereiche aber einen gemeinsamen Durchschnitt bilden, so daß die Terme im Bereich dieses Durchschnitts als Prädikate desselben dritten Terms kombiniert werden können. "Schön" kann auf beliebige Objekte, "klug" nur auf animalische (menschlich + tierisch) angewendet werden: folglich können beide nur dann als Prädikate kombiniert werden, wenn der Term, von dem sie ausgesagt werden, die Bedingung, "animalisch" zu sein, erfüllt. Der Satz " x ißt tief" ist hingegen unmöglich: "essen" und "tief" sind zwar nicht oppositionell und gehören verschiedenen semischen Kategorien an, doch haben sie keinen gemeinsamen Anwendbarkeitsbereich.

Ohne uns mit den disparitären Relationen als Teilmenge der semantischen Differenz länger aufzuhalten und ohne weitere Teilfälle der semantischen Differenz zu spezifizieren, halten wir fest:

Disparität = Relation zweier (oder mehrerer) lexikalischer oder semantischer Terme derart, daß

— sie keiner gemeinsamen semischen Kategorie als alternative Terme angehören

— ihre Anwendbarkeitsbereiche einen gemeinsamen Durchschnitt bilden.

Die semischen Kategorien selbst, denen jeweils die disparitären Terme angehören, können übrigens im Prinzip untereinander oppositionell sein. So läßt sich etwa die semische Kategorie "Klassifikation nach Intelligenz", der "klug" angehört, als Glied einer Klasse "innere Werte" zur Kategorie "Klassifikation nach Schönheit", der "schön" angehört, als Glied einer Klasse "äußere Werte" in Opposition set-

zen. Da jedem Individuum, das animalisch ist, aber Werte aus beiden Klassen zugesprochen werden können, bedeutet diese Opposition auf der Ebene der Kategorien bzw. Anwendbarkeitsbereiche nur, daß nicht einer der disparitären Terme als Prädikat des anderen fungieren kann; so ist etwa der Satz "Klugheit ist/heißt Schönheit" (oder umgekehrt) im allgemeinen nicht möglich – natürlich kann ein Text ihn dennoch jederzeit bilden, doch verändert er damit die normal-sprachliche Semantik.

Man sieht leicht, daß mit dem Beispiel der Disparität der Bereich der semantischen Differenz noch kaum aufgegliedert und beschrieben ist; doch können wir diese Aufgabe der linguistischen Semantik überlassen; für uns handelte es sich nur darum, wenigstens ein Beispiel eines Typs der semantischen Differenz gegeben zu haben.

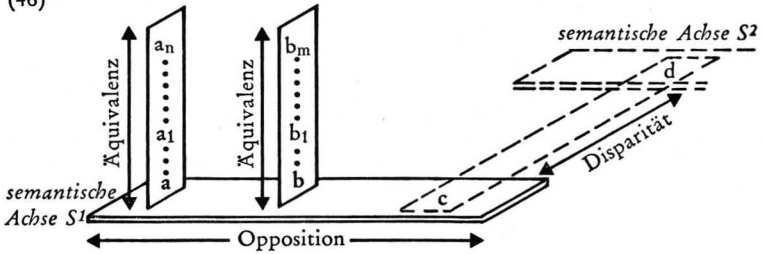
2.3 Der paradigmatische Charakter der "Bedeutung"

2.31 "Paradigma" und "paradigmatische semantische Ordnung"

Wenn wir annehmen, S^1 sei eine, durch eine oder mehrere gemeinsame semantische Klassen gebildete semantische Achse, auf der die paarweise oppositionellen Terme a, b, c liegen, $a_1 \dots a_n$ sei die Menge der zu a , $b_1 \dots b_m$ der zu b , $c_1 \dots c_p$ der zu c quivalenten Terme, wobei diese Mengen jeweils "leer" sein können, so daß es zum jeweiligen Term eben keine quivalenten Terme gibt; wenn wir ferner annehmen, S^2 sei eine weitere, hinsichtlich des Anwendbarkeitsbereichs mit S^1 kompatible semantische Achse, auf der ein beliebiger Term d liegt, der zu a, b, c in semantischer Differenz steht, wobei wir zur Vereinfachung den Fall der Disparität annehmen; wenn wir drittens zwecks einfacherer Darstellbarkeit, die Klasse der zu c quivalenten Terme und die disparitären Relationen zwischen a und d, b und d beiseite lassen, dann können wir die Relationen der Äquivalenz (unter Verzicht auf Hypo- und Hyperonymie), der Opposition (unter Verzicht auf die asymmetrische Opposition) und der Disparität (als Teilklasse der semantischen Differenz) in einem graphischen Schema etwa wie in (46), S. 150, darstellen.

Es sei daran erinnert, daß Schemata natürlich weder etwas beweisen noch eine begriffliche Darlegung ersetzen können (vgl. dazu

(46)



auch Lévi-Strauss 1971, S. 566), sondern bestenfalls etwas schon Dargelegtes, wenn sie gut gewählt und "nicht willkürlich" sind, d. h. ihre Merkmale weitgehend semantisch "funktionalisiert" werden, optisch-räumlich abbilden und verdeutlichen können. Solche Verdeutlichung ist ihrerseits zwar nützlich, insofern sie die gleichzeitige Wahrnehmung mehrerer Größen und ihrer Ordnung erlaubt, die sprachlich nur durch ein syntagmatisches Nacheinander abbildbar wären, wobei zudem noch die Menge der zugleich möglichen Bewußtseinsinhalte äußerst begrenzt ist (vgl. Kliemann/Müller 1973, S. 10); sie ist aber andererseits nicht ungefährlich, da das Denken mindestens unserer Kultur ohnedies zu räumlicher Metaphorik neigt (vgl. Greimas 1966, Lotman 1972, 1974) und auch nicht topologische Beziehungen als topologische zu denken versucht. Freuds Lokalisierung von Es, Ich und Über-Ich oder die älteren Modelle des Atoms als einer Art Planetensystem sind ebenso Beispiele einer räumlichen Metaphorik des Nicht-Räumlichen wie z. B. der Begriff der strukturellen Ebene.

Wenn wir uns nun eine Achse S^0 denken, zu der S^1 ebenso senkrecht steht, wie die beiden Äquivalenzachsen unseres Schemas ihrerseits senkrecht auf S^1 stehen, stellen die Terme von S^1 dann äquivalente Terme zu einem der Terme von S^0 dar; denselben Effekt hat es im übrigen, wenn wir einfach die Perspektive wechseln und z. B. von a - a_n als Achse S^3 ausgehen, zu der dann S^1 senkrecht steht. In beiden Fällen wird deutlich, daß Begriffe wie Äquivalenz und Opposition wiederum "relative", nicht "ontologische", an die Betrachtungsebene gebundene Begriffe sind. Denn hinsichtlich einer Achse S^0 sind die oppositionellen Terme auf S^1 , a , b , c , äquivalent, wie umgekehrt die hinsichtlich S^1 äquivalenten Terme a - a_n (bzw. b - b_m usw.) untereinander oppositionell sind.

Wir denken uns, um irgend ein Beispiel für eine zu (46) analoge

Struktur zu finden, einen Text, der die folgende ungeordnete Menge lexikalischer Terme enthält:

(47a) Essen, speisen, schlafen, saufen, fressen, ruhen, pennen, trinken.

Um diese Menge zu ordnen, können wir sie nach verschiedenen Aspekten zu Klassen zusammenfassen. So lassen sie sich etwa "inhaltlich" unter die Klassen "Zufuhr von Nahrung", "Zufuhr von Flüssigkeit" "Regeneration durch Ruhe" subsumieren, wobei sich die beiden ersten Klassen nochmals in Opposition zur zweiten (z. B. "wach" vs "nicht wach" usw.) zusammenfassen ließen, wovon wir zur Vereinfachung absehen. Alle drei Klassen lassen sich jedenfalls wiederum als Glieder einer Oberklasse zusammenfassen, die wir etwa als "vital notwendige und wiederholte Tätigkeit" bezeichnen können und die sie allerdings nicht erschöpfend aufgliedern. Nach einem "stilistischen" Aspekt lassen sich die Terme zudem wiederum auf drei, allerdings anders gliedernde Klassen, etwa "gehobene", "mittlere", "niedere" Sprechweise verteilen. Wir erhalten also das folgende Schema:

| | <i>Vital notwendige Tätigkeit</i> | | |
|-----------------|-----------------------------------|---------------------|------------------|
| | <i>Nahrung:</i> | <i>Flüssigkeit:</i> | <i>Erholung:</i> |
| <i>gehoben:</i> | speisen | — (unbesetzt) | ruhen |
| <i>mittel:</i> | essen | trinken | schlafen |
| <i>niedrig:</i> | fressen | saufen | pennen |

Natürlich ist es keineswegs notwendig und selbstverständlich, daß sich einem einheitlichen Ordnungsprinzip, etwa dem, das die vertikalen Reihen determiniert, ein zweites, etwa das, das die horizontalen Reihen gliedert, überlagert. Die drei vertikalen Klassen (Nahrung, Flüssigkeit, Erholung) sind jedenfalls hinsichtlich der Oberklasse äquivalent innerhalb ihrer aber oppositionell. Die Terme jeder dieser drei Klassen sind wiederum hinsichtlich der jeweiligen Klasse äquivalent, innerhalb ihrer bezeichnen sie aber oppositionelle Varianten. Da in unserem Falle die Opposition der Terme innerhalb der jeweiligen Klasse jeweils nach demselben Prinzip (gehobener, mittlerer, niederer Stil) organisiert ist, sind die Terme jeder horizontalen Reihe hinsichtlich des Stilniveaus ihrerseits äquivalent, bilden aber innerhalb dieser gemeinsamen Klasse jeweils oppositionelle Terme, was ihre Semantik anlangt: das Stilniveau, das die Terme in der vertikalen Anordnung untereinander unterscheidet, verbindet jeden Term mit seinen horizontalen Nachbarn. "Essen" verhält sich zu "fressen" wie

“trinken” zu “saufen”; “essen” verhält sich zu “trinken” wie “fressen” zu “saufen”. Offenbar handelt es sich hier jeweils um eine *Äquivalenz von Relationen*: $R_1 \approx R_2$. Die Relation zwischen “essen” und “fressen” entspricht der zwischen “trinken” und “saufen” und umgekehrt; die Relation zwischen “essen” und “trinken” entspricht der zwischen “fressen” und “saufen” und umgekehrt. Eine solche Äquivalenz nicht von Termen, sondern von Relationen zwischen Termen bezeichnen wir nach Lévi-Strauss als

Homologie = Relation der Äquivalenz zwischen (mindestens) zwei (mindestens) zweistelligen Relationen, die jeweils beliebige Terme derselben oder verschiedener Klassen verknüpfen.

In einem Objektbereich A verhält sich also ein Term a zu einem Term b wie in einem Bereich B ein Term c zu einem d. A und B können semantisch wesentlich verschiedenen Klassen angehören, müssen es aber nicht. Wir schreiben eine Homologie als $a : b :: c : d$. Von der *Analogie* unterscheidet sich die Homologie dadurch, daß die Terme a und c einerseits, b und d andererseits untereinander keine gemeinsamen Merkmale haben müssen, wenngleich sie solche natürlich haben können. Lévi-Strauss 1965 hat die Relation in seiner Kritik am Begriff des “Totemismus” erläutert: wenn etwa ein Clan x das Tier a, ein Clan y die Pflanze b als sein Totem betrachtet, impliziert das keineswegs, daß diese Kultur eine Analogie zwischen x und a bzw. y und b postuliert; sie nimmt vielmehr an, daß die Relation zwischen x und y der zwischen a und b entspricht. Somit gilt die Homologie $x : y :: a : b$. Diese Kultur behauptet also, daß zwischen a und b derselbe “differentielle Abstand” (Lévi-Strauss 1965) wie zwischen x und y bestehe.

Die Homologie ist ein ausnehmend fruchtbarer Begriff, da diese Relation sehr variabel ist und die verschiedensten Formen annehmen kann. Zur Illustration führen wir einige mögliche, willkürlich ausgewählte Varianten an:

1) Es kann sich um weniger als vier Terme handeln: z. B.:

etwa: a liebt b, b liebt c = $a : b :: b : c$

oder: a liebt b, c liebt b = $a : b :: c : b$

oder: a liebt b, b liebt a = $a : b :: b : a$.

2) Es kann sich um mehr als vier Terme bzw. um mehr als zwei Relationen handeln:

etwa: “Haus” verhält sich zu “Geborgenheit” und “Geborgenheit” zu “Glück” wie “freies Feld” zu “Ungeborgenheit” und “Ungeborgenheit” zu “Unglück” = $a : b : c :: d : e : f$.

oder: "Nichts anderes kam natürlich heraus als die trivialitas trivialitatum, die uralte abschmeckige Geschichte, daß ihn, den Waldbruder (= b) die eine (= a) liebte, daß er die andere (= c) liebte, daß diese andere einen Dritten (= d) liebte und daß dieser Dritte, nämlich der Baron Püterich... nur sich selber (= d) liebte..." (Aus: W. Raabe: Vom alten Proteus, 1875) =
 $a : b :: b : c :: c : d :: d : d.$

3) Einer (oder mehrere) der Terme kann seinerseits ein komplexer Term oder eine Relation zwischen Termen sein

etwa: Fleisch verhält sich zu Fisch wie Fisch und Fleisch zusammen (= tierische Nahrung) zu pflanzlicher Nahrung (aus einer Mythenanalyse Lévi-Strauss', 1973a, S. 74) = $a : b :: (a \cup b) : c.$

oder: "Die Beziehung zwischen mütterlichem Onkel und Neffen verhält sich zur Beziehung zwischen Bruder und Schwester wie die Beziehung zwischen Vater und Sohn zur Beziehung zwischen Gatten und Gattin" (aus Lévi-Strauss' Analyse der Verwandtschaftssysteme, zitiert nach Oppitz 1975, S. 114) = $(a : b) : (c : d) :: (e : f) : (g : h).$

Man sieht leicht, daß sich mit diesem Begriff schon recht komplexe Relationen beschreiben lassen. Unser letztes Beispiel formuliert etwa eine soziologisch-ethnologische Gesetzhypothese, bei der die verglichenen Relationen selbst als beliebige Variable fungieren, die in verschiedenen Kulturen verschieden interpretiert werden können: die Relation zwischen mütterlichem Onkel und Neffen kann in einer Kultur z. B. positiv, in der anderen negativ sein; die Relation zwischen dieser Relation und der zwischen Bruder und Schwester kann in einer Kultur z. B. eine solche der Äquivalenz, in der anderen eine solche der Opposition sein.

Doch schließen wir hier die Skizze der Homologie ab, um endlich den Begriff des Paradigmas explizit einzuführen, der für sTA und sET von großer Bedeutung, wenn auch dank seiner Verwendung in verschiedenartigsten Kontexten (vgl. Ducrot/Todorov 1972, S. 142) nicht leicht zu definieren ist. Wir geben Beispiele der Verwendung. Ein Paradigma bilden z. B. die Farben der Verkehrssampeln oder die alternativen Formen einer Flektionsklasse der Sprache (Barthes 1969, S. 36), die Glieder derselben lexikalischen (Teil-, Ober-)klasse einer Sprache wie etwa in (47b) oder die syntaktisch-grammatischen Wortklassen wie Verb, Substantiv usw. (Wunderlich 1972, S. 59), das System der Verwandtschaftsterminologie (Brekle 1972, S. 82) usw. Als graphischer Ausdruck eines Paradigmas kann die Achse S¹ in

(46) mit ihren Oppositionen und Äquivalenzen dienen. Jede vertikale Reihe, jede horizontale Reihe, schließlich auch die Gesamtmenge der Terme in (47b) überhaupt ließe sich also jeweils als eine paradigmatische Ordnung auffassen (der Begriff des Paradigmas impliziert allerdings nicht, daß zwischen den Termen verschiedener der von ihm umfaßten Teilklassen Homologierelationen bestehen, wie dies in unserem Beispiel zusätzlich und fakultativ der Fall ist).

Wenn wir wiederum vom Falle der Größen unterhalb des lexikalischen Niveaus (dem der nicht bedeutungstragenden, aber bedeutungsdifferenzierenden Größen wie Phonem und Morphem) absehen, können wir demnach sagen, daß ein Paradigma *mindestens eine* auf der Basis einer semischen Kategorie (eines Archisems) organisierte lexikalische Klasse, aber nicht notwendig *nur eine* solche Klasse umfaßt. *Ein Paradigma ist also die geordnete Klasse (bzw. das System geordneter Klassen) der Terme, die in einem bestimmten (syntagmatisch-textinternen oder pragmatisch-textexternen) Kontext das System der alternativen Wahlmöglichkeiten darstellt, aus dem der Textproduzent bei der Textproduktion selektiert: ein Paradigma ist eine Klasse von Termen derart, daß, wenn nur einer von ihnen in einem "Text" präsent ist, jeder kompetente Benutzer des Zeichensystems die anderen als alternative, aber nicht benutzte, absente Möglichkeiten mitdenkt (vereinfachte Formulierung)*²⁹. Wenn, um das Beispiel der Verwandtschaftsterminologie einmal mehr zu benutzen, eine Figur x in einem Text als "Tante von y" prädiert wird, registriert der Rezipient nicht nur alle Verwandtschaftsterme, die das Merkmal "männlich" implizieren, als ausgeschlossene Alternativen, sondern er weiß, daß durch dieses Prädikat zugleich auch die Prädikate "Mutter von y", "Tochter von y", "Schwester von y" usw. ausgeschlossen sind. Während der Rezipient also die Menge der ausgeschlossenen paradigmatischen Alternativen automatisch registriert, registriert er keineswegs notwendig die Menge der disparitären Terme: denn "Tante von y" impliziert z. B. nichts darüber, ob x gesund oder krank, dumm oder klug, dick oder dünn, schön oder häßlich, alt oder jung usw. ist.

Solche paradigmatischen Systeme existieren auf den verschiedensten Ebenen. Wenn das System der Alternativen bezüglich eines

²⁹ Die vereinfachte Formulierung ist ein Extrakt, an dem — unwissentlich — die verschiedensten Theoretiker mitgewirkt haben.

bestimmten Kontextes mehrere lexikalische Klassen umfaßt, kann es leicht eine ausnehmend komplizierte Struktur haben, da die Terme verschiedener dieser Klassen untereinander disparitär und somit zu neuen Möglichkeiten kombinierbar sein können.

Wir skizzieren ein mögliches Beispiel. Wenn ein als positiv klassifizierter Held eines literarischen Textes der Gegenwart einen erotischen Partner bei Untreue ertappt, hat er die Wahl aus einem der komplexen Systeme alternativ möglicher Reaktionen. Zur Vereinfachung rekonstruieren wir nur einen Teil dieses Systems. Der Held kann diese Entdeckung mit Gleichgültigkeit hinnehmen, d. h. keine weitere Reaktion zeigen, oder aber mit Betroffenheit reagieren. Im Falle der Betroffenheit kann er sein Problem mit sich selber abmachen oder er kann eine Auseinandersetzung mit dem Partner oder mit dem Rivalen oder mit beiden suchen. Die Auseinandersetzung kann er privat oder öffentlich führen. Er kann sie in beiden Fällen wiederum verbal-gewaltlos, nicht-verbal und gewalttätig, verbal und gewalttätig führen. In allen diesen Fällen kann er wiederum eine Schuldfrage aufwerfen oder auf eine solche verzichten. Wenn er sie aufwirft, kann er, selbst im Falle der gewalttätigen Reaktion, wählen, ob er die Schuld bei sich, beim Partner, beim Rivalen oder bei einer der aus diesen Termen möglichen Kombinationen suchen will. Ob er nun aber eine Auseinandersetzung provoziert oder nicht, ob er, wenn er sie provoziert, sie mit nur einem oder beiden der Beteiligten sucht, ob er sie verbal oder gewalttätig oder auf beide Weisen führt, ob er eine Schuldfrage aufwirft oder nicht: in allen diesen Fällen hat er noch die weitere Wahl, sich mit dem untreuen Partner, und gegebenenfalls auch mit dem Rivalen auszusöhnen oder nicht. Ob er sich nun freilich aussöhnt oder nicht, bleibt ihm die weitere Wahl, auf den untreuen Partner emotional fixiert zu bleiben oder zu versuchen, sich von ihm emotional zu lösen, wobei er wiederum in beiden Fällen wählen kann, ob er den untreuen Partner durch einen oder mehrere andere ersetzt oder auf eine erotische Beziehung überhaupt verzichtet usw. Das Beispiel zeigt überdies, daß solche Systeme paradigmatischer Alternativen auch Relationen des logischen oder chronologischen Nacheinanders umfassen können, wie sie sonst scheinbar nur die syntagmatische Dimension der Texte charakterisieren – doch davon später im Kontext der sET.

Für den positiven Helden eines Textes des mitteleuropäischen 20. Jhdts besteht also ein ungemein komplexes System von Alternativen: ganz anders und weitaus restriktiver stellt sich das entsprechende para-

digmatische System z. B. für den positiven Helden des 17. Jhdts im selben Kulturraum dar. Denn in dieser Kultur kann der positive Held einer sonst in allem analogen Geschichte z. B. nicht zwischen Gleichgültigkeit und Betroffenheit wählen. Erotische Treue ist hier eine objektive Norm, deren Verletzung nicht gleichgültig hingenommen werden kann, wenn der Held positiv sein soll; wenn er eine solche Verletzung hinnimmt, wird der Held mindestens problematisch, wo nicht gar verächtlich. Die Frage der Schuld/Motivation der Untreue stellt sich nicht und kann sich nicht stellen: es gibt keine Umstände, unter denen bewußte, ja selbst unbewußte³⁰ Untreue als verzeihbar erscheinen könnte. Im Unterschied zu unserem Beispiel des 20. Jhdts ist das System der möglichen Alternativen zugleich auch sowohl nach sozialem Stand als auch nach Geschlecht differenziert. Das Verhalten eines betroffenen männlichen Helden muß, da der weibliche Treuebruch höher bewertet wird als der männliche, mindestens auch eine Straffunktion haben, während ein weiblicher Held sich in diesem System fast nur duldend-resignativ verhalten darf, will er als positiv gelten. Der männliche Held adligen Standes etwa muß sowohl die Partnerin als auch den Rivalen bestrafen, letzteren, indem er ihn entweder im Zweifelsfalle gleich niedersticht, oder, falls dieser selbst auch adlig ist, zum Duell fordert, erstere, indem er sie etwa in ein Kloster sperrt oder tötet. Der weibliche Held hingegen kann eine Straffunktion allenfalls gegenüber dem Partner ausüben und zwar nur, indem er ihn mit Verachtung straft und sich ihm entzieht, etwa dadurch, daß er freiwillig ins Kloster geht usw. Die möglichen Formen der Erfüllung der Straffunktion einer weiblichen gegenüber einer männlichen Figur sind praktisch in diesem System fast alle mehr oder weniger notwendig masochistisch, d. h. bestrafen zugleich auch den unschuldig betroffenen Teil.

Die paradigmatischen Alternativen eines positiven Helden des 17. Jhdts sind also gegenüber denen eines positiven Helden der Gegenwart nicht nur um vieles beschränkter, sondern werden nochmals durch die Differenzierung des paradigmatischen Systems in verschiedene Teilparadigmen aufgrund der Kriterien von "Stand" und "Geschlecht" eingeschränkt. *Logisch* hat der Held des 17. Jhdts zwar dieselben Möglichkeiten wie der des 20. Jhdts, *kulturell* aber hat

³⁰ Wie ja z. B. in den älteren europäischen Kulturen selbst der unverschuldete Verlust der "Jungfräulichkeit" gebüßt werden muß.

er sie nicht, da bestimmte Reaktionen, die dem positiven Helden des 20. Jhdts ohne Verlust des Prädikats "positiv" möglich sind, im 17. Jhd. nur einem negativen Helden erlaubt werden, so daß ihre Realisierung durch den positiven Helden zum Verlust des Merkmals "positiv" führen würde.

Damit also zwischen zwei (oder mehreren) Termen eine syntagmatische Relation (der Äquivalenz, der Opposition, usw.) besteht, müssen beide (bzw. alle) im "Text" präsent sein; damit zwischen zwei (oder mehreren) Termen eine paradigmatische Relation (der Äquivalenz, der Opposition, usw.) besteht, bedarf es nur der Präsenz eines von ihnen im "Text". Wenn es ein Paradigma A (a, b, c, ...) gibt, dann ist dieses Paradigma in einem "Text" demnach gegeben, wenn an einer Stelle der syntagmatischen Folge nur ein Term n ($n = a$ oder b oder c oder ...) explizit und in praesentia gegeben ist: alle anderen Terme non-n des Paradigmas werden dann als implizit negierte in absentia mitgedacht. Natürlich kann der Text auch mehr als einen oder im Extremfall sogar alle der Terme eines Paradigmas realisieren, indem er etwa an einer Stelle x der syntagmatischen Folge den Term a des Paradigmas A, an einer Stelle y den Term b, usw., benutzt. Denkbar ist z. B. ein Text, der verschiedene Fälle erotischer Untreue, erlebt vom selben Helden oder von verschiedenen Figuren, erzählt und dabei sukzessiv je verschiedene Terme des jeweiligen kulturellen Paradigmas "Reaktionsmöglichkeiten des positiven Helden auf erotische Untreue eines Partners" auswählt.

Paradigmen, wie zumal unser obiges Beispiel eines sekundärkulturellen, nicht primär-normalsprachlichen Paradigmas belegt, differieren also von Zeichensystem zu Zeichensystem, von Kultur zu Kultur. Sie sind zunächst Ordnungen außerhalb des "Textes": Ordnungen, die der jeweiligen Äußerung immer schon vorgegeben sind. Im Falle unseres obigen Beispiels war nun die Relation zwischen den beiden verglichenen Kulturen nicht eine ethnologische der räumlichen, sondern eine historische der zeitlichen Differenz: irgendwann und irgendwie muß also das paradigmatische System des 17. Jhdts durch eine Reihe von Transformationen zu dem des 20. Jhdts umstrukturiert worden sein. Diese Menge sukzessiver oder simultaner, untereinander korrelierter oder nichtkorreliert/additiver Transformationen kann sich in einem vortextlichen Raum abgespielt haben: das je neue Paradigma wurde also nicht durch einen historisch greifbaren und identifizierbaren "Text" eingeführt, sondern hatte sich immer schon auf einer außersprachlichen Ebene entwickelt, bevor der erste

“Text”, der sich seiner bediente, entstand (natürlich manifestiert sich die Existenz eines bestimmten Paradigmas überhaupt immer nur, indem es in einem “Text”, sei er mündlicher, sei er schriftlicher Natur, nachweisbar auftritt). In diesem Falle entsteht jedenfalls scheinbar kein Problem: der jeweilige “Text” kann sich der sprachlichen oder kulturellen Paradigmen als intersubjektiv bekannter und voraussetzbarer Größen bedienen, und die Verwendung auch nur eines der Terme des Paradigmas genügt, um das Paradigma selbst, d. h. seine absenten und implizit negierten Terme zu evozieren.

Aber nehmen wir umgekehrt an, das je neue Paradigma sei nicht schon eindeutig vortextlich/vorsprachlich vorgegeben gewesen, sondern es werde erst durch einen “Text” oder ein “Text”-Corpus zum ersten Male eingeführt (mindestens gilt immer, daß jedes Paradigma für den kulturexternen Betrachter überhaupt nur auf diese Weise empirisch greifbar wird). In diesem – sicherlich nicht nur möglichen, sondern auch empirisch belegbaren – Fall fragt sich nun zunächst, was dann der Begriff “Paradigma” überhaupt bedeutet. Denn es ist scheinbar paradox, daß ein “Text” das System der Möglichkeiten, aus dem er selegiert, selbst erst konstituiert. Ein Paradigma, das dem “Text” nicht schon vorgegeben ist, kann der Rezipient nicht kennen. Wenn also der “Text” einen Term a verwendet und wenn dieser Term traditionell einem Paradigma A (a, b, c, ...) angehörte, dann wird der Rezipient den Term a zunächst auf A beziehen und (b, c, ...) als die – wenn auch absenten – Alternativen auch dann registrieren, wenn der “Text” eigentlich ein neues Paradigma B (a, d, e, ...) einführen will, d. h. behauptet, die eigentlich relevanten Alternativen zu a seien nicht b, c, ..., sondern d, e, ... Wenn der “Text” ein neues Paradigma einführen will, dann muß er also in jedem Fall dieses Vorhaben auf irgendeine Weise signalisieren. Wie auch immer er zu diesem Zwecke verfahren mag, muß er doch notwendig eine Bedingung erfüllen: er muß *alle* Terme des neuen, von ihm intendierten Paradigmas B irgendwann in der syntagmatischen Abfolge einführen; der “Text” muß so organisiert sein, daß alle Terme des neuen Paradigmas entweder explizit oder doch wenigstens implizit und erschließbar in ihm präsent und zudem so korreliert sind, daß ihre paradigmatische Zusammengehörigkeit erschlossen werden kann. Beim ersten Auftreten eines Term n des neuen Paradigmas B in der syntagmatischen Folge wird der Rezipient n zunächst fälschlich auf das alte Paradigma A beziehen, oder, falls n in keinem alten Paradigma eine Rolle spielte, als “bedeutungslos” überlesen, da, um

nochmals daran zu erinnern, "bedeutsam nur das ist, was eine Antithese besitzt". Erst dann, wenn der "Text" weitere Terme aus B eingeführt und mit n nachvollziehbar als dessen Alternativen korreliert hat, wird der Rezipient das neue Paradigma rekonstruieren können. Das bedeutet aber, daß immer erst am Ende der syntagmatischen Folge, dann also, wenn diese Folge in ihrer Totalität überschaubar ist und alle ihre Terme sozusagen synchron gegeben sind, definitiv entschieden werden kann, welche vorgegebenen Paradigmen der "Text" benutzt, welche Terme er aus ihnen auswählt, welche Paradigmen er neu einführt: erst nach Abschluß der Rezeption, nach vollständiger Lektüre des "Textes", können zweifelsfrei die relevanten Paradigmen identifiziert werden.

Daß der "Text" aus einem Paradigma selegiert, das er selbst erst konstituiert, indem er an jeder syntagmatischen Stelle, wo zwischen den Termen des neuen Paradigmas gewählt werden kann oder muß, zwar immer nur einen der Terme aufweist, aber jeden Term doch wenigstens einmal an einer Stelle wählt, scheint, wir sagten es schon, prima facie dem Begriff des Paradigmas zu widersprechen. Doch hatten wir konstatiert, daß bei sekundären semiotischen Systemen der "Text" im Grenzfall nicht nur ein System von Zeichen eines vorgegebenen Zeichensystems ist, sondern sich sein Zeichensystem selbst erst konstruiert, in dem er dann zwar vielleicht die einzige faktische, nicht aber die einzige mögliche Äußerung ist (vgl. 1.2). Das heißt aber nichts anderes, als daß er neue Paradigmen aufbaut. Deshalb hat man auch völlig konsequent und zu Recht nicht nur bei Relationen zwischen einem syntagmatisch präsenten und den alternativen absenten Termen von "Paradigma" gesprochen, sondern auch bei Relationen zwischen syntagmatisch präsenten Termen untereinander, die vielleicht, wenn einer oder mehrere von ihnen absent wären, vom Rezipienten niemals überhaupt als paradigmatische Reihe rekonstruiert werden könnten. Wir legen also fest:

Paradigma = sprachlich-kulturell vorgegebenes oder von einem "Text" aufgebautes System alternativer Wahlmöglichkeiten bezüglich einer bestimmten Klasse von kontextuell-syntagmatischen Stellen, d. h. eine geordnete Klasse lexikalischer Terme derart, daß sie alle die Terme (z. B. in (46) a, b und c) – und alle gegebenenfalls zu diesen äquivalenten Terme (z. B. in (46) a_1 – a_n , b_1 – b_m) – umfaßt, die einerseits hinsichtlich ihrer Einsetzbarkeit in den jeweiligen Kontext funktional äquivalent sind, andererseits untereinander oppositionelle Varianten darstellen.

Wie unsere Beispiele der vitalen Tätigkeiten und der Untreue belegen, schließen sich solche paradigmatischen Klassen lexikalischer Terme gern zu Systemen zusammen. Insofern ein solches *paradigmatisches System* Terme verschiedener derartiger Klassen umfaßt, können – wie wir etwa an Hand der Untreue sehen – die Terme zum Teil untereinander disparitär, d. h. kombinierbar sein. Der von der Untreue betroffene Held kann ja nicht nur z. B. zwischen rein verbaler und rein physischer Aggressivität wählen, er kann ebensogut auch beide kombinieren wie auf beide verzichten.

Nach unserer Festlegung besteht also ein Paradigma bzw. System von Paradigmen aus einer Menge lexikalischer Terme eines bestimmten Zeichensystems. Nun ist freilich in unserem Sprachgebrauch der Unterschied lexikalischer und semantischer Terme sehr relativ und nur durch den jeweiligen Kontext einigermaßen determiniert, selbst wenn man von der Komplikation absieht, daß wir die von gegebenen lexikalischen Termen abstrahierten semantischen Terme wiederum durch lexikalische Terme bezeichnen. Nicht primär-normalsprachliche (wie z. B. das System der vitalen Tätigkeiten), sondern sekundär-kulturelle Paradigmen (wie z. B. das System der Reaktionen auf Untreue) machen diese Relativität deutlich sichtbar. Im System der Reaktionen auf Untreue etwa sind die Terme an sich Klassen von Handlungen, deren jede in einem sprachlichen Text auf sehr verschiedene Weise, z. B. mit je verschiedenen Lexemen und syntaktischen Typen der deutschen Sprache, ausgedrückt werden könnte. Gegenüber einer solchen tatsächlichen sprachlichen Formulierung wäre unser Paradigma offenbar eher als logisch-semantisches, denn als lexikalisches Schema zu klassifizieren. Aber dieses Paradigma kann auch unter einem anderen Aspekt betrachtet werden, wobei seine Terme als lexikalische erscheinen: wiederum handelt es sich also um eine Frage der jeweiligen Betrachtungsebene, die durch den empirischen oder theoretischen Kontext determiniert wird. Unser Paradigma läßt sich leicht als Menge lexikalischer Terme auffassen: denn dieses jeweilige kulturelle Paradigma kategorisiert einen potentiell kontinuierlichen Realitätsausschnitt auf bestimmte Weise; es schließt bestimmte Verhaltensweisen aus, zerlegt den Bereich des Möglichen in kompatible und inkompatible Varianten, untergliedert einen bestimmten Teilaspekt stärker als einen anderen, usw.³¹. Das heißt: hinter

³¹ Vgl. etwa die ethnologischen Untersuchungen zu kulturellen Klassifikationssystemen (Oppitz 1975).

diesen Termen muß eine bestimmte kategoriale Ordnung stehen, nach deren Prinzipien dieser Realitätsausschnitt von der Kultur ausgetrennt und eingeteilt wird, da auch andersartige Abgrenzungen und Einteilungen denkbar wären bzw. sogar von bestimmten Kulturen vorgenommen werden. Gegenüber diesen vom Paradigma abstrahierbaren logisch-semantischen Kategorien sind aber die Terme des Paradigmas selbst lexikalische Terme: hinter jedem solchen – ob primärsprachlichem oder sekundär-kulturellen – Paradigma steht also wiederum eine semantische Ordnung; insofern können wir unter diesem Aspekt tatsächlich sagen, daß ein Paradigma eine Menge lexikalischer Terme darstelle. Operational können wir als lexikalische Terme die klassifizieren, die wir jeweils als empirische Gegebenheiten behandeln und von denen wir bestimmte andere Terme zu abstrahieren suchen, welche dann als die semantischen Terme fungieren. Meist, aber nicht immer, werden wir von lexikalischen Termen dann sprechen, wenn wir tatsächlich normalsprachlich-lexikalische Größen meinen; durch den jeweiligen Kontext dürfte jedoch die Sprachverwendung immer einigermaßen eindeutig identifizierbar sein.

Demnach kann jedenfalls, was nun auch faktisch dem strukturalen Sprachgebrauch entspricht, "paradigmatisch" auf Ordnungen sowohl der lexikalischen als auch der semantischen Ebene angewandt werden. Daß ein "Text" aus bestimmten lexikalischen Paradigmen genau diese oder jene Wahl trifft oder selbst ein bestimmtes lexikalisches Paradigma aufbaut, interessiert uns nun in unserem Kontext (vgl. auch IR 11) nur insofern, als solche Wahl eine Bedeutung hat, d. h. nur insofern, als sich von ihr für den "Text" semantisch relevante Terme abstrahieren lassen. Diese aus dem "Text" ableitbaren semantischen Terme können untereinander wiederum in den verschiedensten logisch-semantischen Relationen stehen: sie können einander implizieren oder inkludieren, zu einander äquivalent, oppositionell usw. sein. Dieses logisch-semantische Schema, diese geordnete Menge der vom "Text" ableitbaren und untereinander korrelierten semantischen Terme, dieses vom "Text" als relevant gesetzte System der Kategorisierung, diese achronische Ordnung simultan gegebener Terme wollen wir als *paradigmatische semantische Ordnung* des "Textes" bezeichnen. Nun können wir eine solche Ordnung nur von den an der "Oberfläche" des "Textes" tatsächlich wahrnehmbar gegebenen Termen abstrahieren. Diese "Oberfläche" können wir unter zwei Aspekten betrachten: dem der *inhaltlich-lexikalischen Besetzung* und dem der *syntagmatischen Distribution*. Jedem semantischen Term muß

mindestens ein lexikalischer Term des "Textes" als sein Träger entsprechen, der aus einem bestimmten lexikalischen Paradigma ausgewählt ist; jeder solche lexikalische Term, der einen bestimmten semantischen Term besetzt, kann aber auch verschiedene Positionen in der syntagmatischen Folge einnehmen.

Nehmen wir z. B. an, ein Text enthalte den lexikalischen Term "Kind". Dieser Term umfaßt schon vom Sprachsystem her mehrere semantische Terme, z. B. "menschlich", "jung", "geschlechtsneutral", ...; innerhalb der jeweiligen Kultur mögen ihm konnotativ weitere Merkmale, etwa "unerfahren", "unselbständig", "verspielt", ..., zugeordnet sein. Unser Text kann einerseits also eine Selektion aus dieser potentiellen Merkmalsmenge vornehmen, indem er nur bestimmte dieser möglichen Terme als relevant behandelt bzw. funktionalisiert; er kann darüber hinaus andererseits dem lexikalischen Term auch durch Zuordnung weitere, in dieser sprachlich-kulturell vorgegebenen Menge noch nicht inkludierte semantische Terme verleihen. Diese relevante Alternative können wir als *Selektion-Funktionalisierung* vs *Zuordnung* semantischer Terme bezeichnen. Um "Kind" z. B. das in unserer skizzierten Merkmalsmenge nicht eingeschlossene Merkmal "unangenehm" zuzuordnen, genügt es, daß mit dem Auftreten von "Kind" immer zugleich auch ein lexikalischer Term konjunktiv korreliert ist, der das Merkmal "unangenehm" besetzt, und daß es mindestens eine Teilklasse von Termen mit dem Merkmal "menschlich" im Text gibt, deren Glieder nicht "Kinder" sind und nicht als "unangenehm" klassifiziert werden; denn ohne diese Einschränkung würde der Text nicht "Kind" und "unangenehm", sondern "menschlich" und "unangenehm" positiv verknüpfen.

Nehmen wir nun an, wir abstrahieren zu Recht von "Kind" den Term "jung" als im Text nachweisbar relevanten Term der paradigmatischen semantischen Ordnung. Dann fragt sich einerseits, was mit den anderen von "Kind" obligatorisch (logisch-linguistisch) oder fakultativ (kulturell-konnotativ) implizierten semantischen Termen geschieht. Es fragt sich andererseits, als logisch damit korrelierte Frage, warum der semantische Term "jung" inhaltlich-lexikalisch im Text gerade durch "Kind" besetzt ist: denn der semantische Term "jung" könnte auch durch "Mädchen" oder "Knabe", die ihrerseits weitere, teils mit denen von "Kind" identische, teils von ihnen verschiedene Merkmale aufweisen, oder schließlich einfach durch den lexikalischen Term "jung" selbst besetzt sein. Die Beziehung zwischen dem logisch-semantischen Schema/der paradigmatischen semantischen

Ordnung einerseits und der inhaltlich-lexikalischen Besetzung andererseits ist also ein erstes Problem. Die Beziehung zwischen der paradigmatischen semantischen Ordnung und der syntagmatischen Distribution ist aber ein zweites derartiges Problem, wie sich sofort zeigen läßt, wenn es auch nur zwei semantisch relevante Terme im "Text" gibt. Wir wählen als einfaches Beispiel eine Oppositionsbeziehung und nehmen an, wir hätten im Text einen anderen Term neben "Kind", von dem sich "alt" abstrahieren läßt: wir können demnach konstatieren, daß in diesem Text die Opposition "jung" vs "alt" eine Rolle spielt. Die paradigmatische semantische Ordnung ist aber, wie gesagt, ein System achronischer Relationen zwischen simultan gegebenen Termen. Die Opposition "jung" vs "alt" bleibt immer dieselbe, ob nun der Term, von dem wir "jung" ableiten, in der syntagmatischen Folge am Anfang, und der Term, aus dem wir "alt" ableiten, an deren Ende steht oder ob die Reihenfolge genau umgekehrt ist oder ob beide Terme von Anfang an koexistieren, seien sie nun gleichmäßig über die ganze Folge verteilt oder seien sie in bestimmten syntagmatischen Teilfolgen konzentriert. Doch dazu in 2.32.

Aus einer durch den "Text" gegebenen Menge von Elementen können nun logisch die verschiedensten Kombinationen gebildet werden, die nicht durch wechselseitige Inkompatibilität der jeweiligen Elemente ausgeschlossen sind, ob diese nun auf einer sprachlich/kulturell vorgegebenen oder vom "Text" selbst aufgebauten Opposition basiert. Einen Aspekt dieser *Kombinatorik* wollen wir andeuten. Wenn im Text z. B. vier Terme, etwa a (z. B. "schön"), non-a (z. B. "häßlich" oder "nicht-schön"), b (z. B. "klug"), non-b (z. B. "dumm" oder "nicht-klug") gegeben sind, sind also die Kombinationen $a + \text{non-a}$ und $b + \text{non-b}$ ausgeschlossen; falls der Text mit Paradoxien und Widersprüchen operiert, kann er sie natürlich trotzdem bilden und etwa einer Figur gleichzeitig die Prädikate "schön" und "häßlich" oder "klug" und "dumm" zuordnen. Tut er das nicht, sind jedenfalls nur die Kombinationen $a + b$, $a + \text{non-b}$, $\text{non-a} + b$, $\text{non-a} + \text{non-b}$ möglich. Nun muß der Text aber nicht alle Kombinationen aus seinen Elementen, die er logisch zuläßt, auch selbst bilden. Nehmen wir einen Text an, der nur die Kombinationen $a + \text{non-b}$ (also "schön" + "dumm") und $\text{non-a} + b$ ("häßlich" + "klug") bildet, insofern z. B. Figuren auftreten, die durch diese Merkmalsverknüpfungen charakterisiert werden, nicht aber solche Figuren, die die anderen logisch möglichen Merkmalskombinationen realisieren.

Der Text läßt dann also mehr Kombinationen zu, als er selbst tatsächlich benutzt: mit seinen Elementen und den von ihm zugelassenen Verknüpfungen zwischen ihnen ließen sich also weitere Texte konstruieren: die Welt, die er darstellt, ist nicht die einzig mögliche Welt, die aus seinen Elementen gebaut werden kann, sondern der Text läßt implizit weitere Welten als möglich zu. Ob er sich nun als einzig mögliche Welt durch Ausschöpfung der gesamten Kombinatorik präsentiert oder ob er sich als Realisation nur einer Welt aus einer Menge möglicher Welten präsentiert, ist offenkundig ein relevantes und interpretierbares Datum.

2.32 *Zum Problem der Relation von lexikalischer "Oberflächenstruktur" und logisch-semantischer "Tiefenstruktur" von "Texten"*

2.321 Exposition des Problems

Halten wir nochmals eine Trivialität explizit fest: semantische Terme sind in einem "Text" nur insofern gegeben, als ihnen direkt oder indirekt irgendwelche Signifikanten der "Text"-Oberfläche entsprechen, durch die sie repräsentiert werden und aus denen sie abgeleitet werden können. Wir haben also, um auch das zu resümieren, einerseits das, was wir die "Oberflächenstruktur" des "Textes" nennen können³²: eine bestimmte Menge von lexikalischen Termen (d. h. Signifikanten des jeweiligen semiotischen Systems) in einer bestimmten syntagmatischen Anordnung. Wir haben andererseits das, was wir als logisch-semantische "Tiefenstruktur" des "Textes" bezeichnen können und was wir von seiner "Oberfläche" abgeleitet haben: eine bestimmte Menge logisch-semantischer Terme/Kategorien, die untereinander bestimmte Relationen unterhalten – wir bezeichneten dieses System als logisch-semantisches Schema bzw. als paradigmatische semantische Ordnung. Die Relation dieser beiden Ebenen stellt nun ein methodisches Problem dar, das wiederholt in den strukturalen Ansätzen aufgeworfen wurde und das auch erst in ihnen aufgeworfen werden konnte, da erst sie diese beiden Ebenen deutlich genug

³² Mit "Oberflächen-/Tiefenstruktur" ist nicht der linguistische Begriff gemeint – es handelt sich nur um eine weitere, sehr metaphorische Entlehnung zum Zwecke bequemer Verständigung.

unterschieden, um diese Frage überhaupt möglich zu machen. Das Problem ist übrigens, wie man sehen wird, eng mit dem korreliert, was wir in 0.4 unter dem Begriff der Individualität des "Textes" kurz skizziert haben: auch die Lösung des Problems war dort schon implizit enthalten. Doch ist die Frage wichtig genug, um explizit behandelt zu werden.

Jede Analyse eines "Textes", ob sie es weiß oder nicht, macht Aussagen über das logisch-semantische Schema, über die paradigmatische semantische Ordnung; jede Analyse jedes beliebigen Lesers abstrahiert z. B. von der Oberfläche des Textes irgendwelche Kategorien, die in solchen paradigmatischen Relationen stehen. Wenn z. B. ein Leser konstatiert, es gehe in einem Roman etwa um das Thema der Auseinandersetzung von Adel und Bürgertum, behauptet er nichts anderes, als daß in diesem Text die paradigmatische Opposition von "Adel" vs "Bürgertum" und die von beiden Termen jeweils implizierten Merkmalsmengen von zentraler Relevanz sind. Aber ein und dieselbe Opposition, z. B. eben die gerade genannte, kann den verschiedensten Romanen zugrunde liegen. Das bedeutet, um dies nochmals explizit festzuhalten, daß die beiden Terme dieser Opposition an der Textoberfläche jeweils sehr verschieden besetzt und distribuiert sein können. Wenn also eine solche paradigmatische Teilordnung partiell sowohl von der inhaltlich-lexikalischen Besetzung als auch von der syntagmatischen Distribution ihrer Repräsentanten an der Textoberfläche unabhängig scheint, fragt sich, welche Relevanz denn Besetzung und Distribution überhaupt für die Bedeutung des Textes haben — anzunehmen, daß sie keine solche Relevanz haben, widerspricht jedem normalen Leserverhalten. Jeder Leser würde uns entgegenhalten, seine Vorstellung von der Bedeutung eines Textes umfasse weit mehr als nur die Feststellung etwa einer solchen Opposition. Wir konstruieren zwei Beispiele, deren wir uns auch in den folgenden Teilkapiteln bedienen werden, wenngleich wir selbst diese unsere eigenen Texte nur selektiv interpretieren.

(48) Kaum hatte aber die Hexe die Prinzessin durch den vergifteten Apfel, zu dessen Genuß sich diese von ihr überreden ließ, getötet, als schon der junge Prinz eintrat. Unter Todesandrohung zwang er die alte Hexe, ihr Opfer wieder herzustellen. Die Hexe murmelte über der wunderschönen Prinzessin dunkle Zaubersprüche, bis diese sich schließlich regte und den Apfel wieder erbrach. Sie erwachte zum Leben und reichte dem Prinzen endlich ihre Hand. Sie verbrachten ihr

Leben in glücklicher Liebe und zeichneten sich durch entsagende Wohltätigkeit gegenüber ihren Untertanen aus.

- (49) Mit brennender Leidenschaft liebte er das Leben: glühende Sonnenuntergänge, abendliche Lagerfeuer, Tänze zu heißen Rhythmen im nächtlichen Mondschein, feurige Küsse im Dunkel der Mitternacht berauschten ihn. Gierig trank er die Genüsse der Welt und lebte nur sich. Einstmals hypochondrisch, weil übersättigt, ertränkte er sich beim Morgengrauen im kalten Meer, zum Dunkel strebend: zerstückelt von hungrigen Haien, wurden seine Überreste angeschwemmt. Feuerbestattung ward ihm zuteil.

So weit unsere Texte, für die wir literarischen Ruhm nicht erwarten. Leicht läßt sich von ihnen die beiden gemeinsame Opposition "Leben" vs "Tod" abstrahieren. Sie aber konstatiert zu haben, besagt offenbar wenig über die Texte. Denn erstens folgen die lexikalischen Repräsentanten dieser semantischen Terme in den Texten in jeweils verschiedener syntagmatischer Reihenfolge aufeinander: im ersten Falle wird eine scheinbar ziemlich tote Figur wieder zum Leben, im zweiten eine scheinbar recht lebendige hingegen zum Tode gebracht. Und zweitens sind diese semantischen Terme in beiden Fällen mit jeweils anderen lexikalischen Termen besetzt: sowohl das Leben als auch der Tod unterscheiden sich in beiden Fällen recht erheblich.

Bevor wir auf unsere Beispiele näher eingehen, wollen wir kurz einige Etappen und Aspekte der in der sTA und sET sehr früh ausgebrochenen Auseinandersetzung zwischen primär am paradigmatischen Schema und primär an Besetzung bzw. Distribution orientierten Ansätzen skizzieren. Erstmals wurde dieser Gegensatz wohl in der Rezension von Propps ursprünglich 1928 erschienenem Werke durch Lévi-Strauss 1960 (von beiden wird später in "SET" die Rede sein) explizit. Bremond (1973c, S. 5) faßt die Auseinandersetzung zusammen: "Während Lévi-Strauss die diachronische Form des Mythos zerbricht, um eine achronische Matrix oppositioneller und korrelierter Terme sichtbar zu machen, bindet Propp die Struktur an die Dynamik der Intrige und neigt dadurch zur Eliminierung der thematischen Elemente, die Lévi-Strauss als essentiell betrachtet." (Warum dieses Problem gerade an Hand von Texten mit narrativer Struktur ausbrach, ist eine andere Frage, deren Erörterung wir ebenfalls auf später – vgl. "SET" – verschieben.) Jedenfalls wurde es bald ein Topos der strukturalen Ansätze, vor allem in der sET, eine *syntagmatisch orientierte Textanalyse* im Sinne Propps und eine *paradigmatisch orientierte*

tierte im Sinne Lévi-Strauss' zu konfrontieren (z. B. Maranda/Köngäs 1971, S. XXIII; Sperber 1968, Dundes 1971, S. 172 f.; usw). So hat etwa Dundes – ein sonst nicht sehr wichtiger Autor der sET, der 1964 Propps Modell des Märchens (vgl. "SET") für indianische Erzählungen zu adaptieren versuchte, und dessen Unklarheiten, Ungenauigkeiten, Willkürlichkeiten Bremond 1968 präzise analysiert hat – 1971 die Ansätze der sET in solche eingeteilt, die, wie Propp und er, die Struktur der Ereignisabfolge analysieren würden, d. h. solche, bei denen die syntagmatische Distribution der Terme eine zentrale Rolle spielt, und in solche, die, wie Lévi-Strauss, von dieser Abfolge zugunsten einer von der Reihenfolge der Terme im Text letztlich unabhängigen paradigmatischen Ordnung abstrahieren würden. Wichtig ist allerdings in unserem Kontext ein Gedanke von Dundes: die Ansätze des zweiten Typs, meint er, beschrieben nicht die individuelle Struktur des einmaligen, von jedem anderen unterschiedenen Textes bzw. der von diesem erzählten Geschichte, sondern die "Struktur der dargestellten Welt" (1971, S. 172), auf deren Hintergrund die erzählte Geschichte stattfindet. Diese "Welt" aber, fügen wir hinzu, kann der "Text" tatsächlich – man vergleiche unser Beispiel von "Leben" vs "Tod" – mit vielen anderen "Texten" teilen, die andere oder gar keine Geschichten erzählen. Sperber 1968 hat an die Mythenanalysen von Lévi-Strauss einschließlich des berühmten Hauptwerkes der "Mythologica" – ob zu Recht oder zu Unrecht, braucht uns hier nicht zu interessieren – die doppelte Frage gestellt:

– Wie verhält sich die achronische paradigmatische Ordnung, die die Analyse herausarbeitet, zur tatsächlichen, syntagmatischen Reihenfolge, in der die Figuren, Ereignisse usw. im Mythos auftreten?

– Wie verhält sich die Ebene des rekonstruierten semantischen Schemas zur inhaltlich-lexikalischen Besetzung an der Textoberfläche?

Eine der interessantesten Varianten dieser Kontroverse liefert die kritische Analyse von Greimas 1970 durch Bremond 1972; deren erzähltheoretischen Gegenstand werden wir erst in "SET" besprechen, wir beschränken uns hier auf den für unser aktuelles Problem wichtigen Teil der Diskussion. Greimas versucht, eine "Grammatik" der narrativen Strukturen zu entwerfen: er konstruiert ein paradigmatisches logisch-semantisches Schema mit vier Termen, das seiner Behauptung nach allen "Texten" mit narrativer Struktur zugrunde liegt (vgl. "SET"). Bremond wirft ihm vor, daß seiner Ansicht nach Greimas die Bedeutung des narrativen "Textes" zu Unrecht auf ein solches Schema reduziere; Bremond resümiert Greimas:

“Der wirkliche Sinn der Erzählung kann in der achronischen Struktur begrifflicher Relationen abgelesen werden. Ihre Projektion in die antropomorphe Dauer (d. h. in ein zeitlich geordnetes Nacheinander von Zuständen und Ereignissen; Anm. M. T.) bringt keine zusätzliche Bedeutung. Im Gegenteil: sie tendiert zur Verschleierung des Spiels der semiotischen Zwänge und zum Verstecken der Bedeutung.” (S. 370).

Bremond hält gegen Greimas daran fest, daß auch die syntagmatische Sukzession (bzw. die temporale Ordnung der erzählten Ereignisse) und die inhaltliche Besetzung bedeutungstragend sind; er unterscheidet:

“Es gibt einerseits die Erzählung, die sich in der erzählten Zeit als ihrer einzigen wesentlichen Dimension entwickelt, und andererseits das System achronischer Relationen, das Objekt einer ihrerseits keineswegs narrativen Rede ist. Was wir die eigentliche Erzählung nennen wollen, bildet also rhetorisch die Nicht-Erzählung ab, aber bleibt von ihr unterschieden. (. . .). Es scheint uns, daß Greimas’ Position darauf hinausläuft, eine Rede zur Tiefenstruktur der Erzählung zu erheben, die nicht die Erzählung selbst ist, und die eigentliche Erzählung als bedeutungslos zu entwerten.” (S. 371).

Bremond räumt ein, daß es Texte gäbe, für die eine solche Bedeutungsstruktur, wie sie Greimas entwirft, relevant sei; aber es gäbe auch solche, wo sie es nicht sei: nur einige Erzähltexte bestimmten Typs seien in dieser Weise auf zwei Ebenen interpretierbar (S. 370). Die beiden Textebenen — die eines abstrakten logisch-semantischen Schemas paradigmatischen Typs und die eines Systems der faktischen syntagmatischen Sukzession der Terme und ihrer inhaltlichen Besetzung — bleiben also bei Greimas wie bei Bremond getrennt: beide konfrontieren “abstraktes Schema” und “konkrete Gegebenheit”, bzw. genauer formuliert, mehr und weniger abstrahierende Schemata. Denn — wenn man dieses Wort eines naiven Realismus schon verwenden will — “konkret” ist nichts außer allenfalls dem gegebenen “Text”³³: jede der beiden Varianten — und jede “Text”-Analyse im allgemeinen — abstrahiert von diesem und seiner Oberfläche, nur eben mehr oder weniger. Nun möchten wir es in diesem Falle mit

³³ Konkret ist nur der Text selbst — nicht aber die Analysekatégorien — Todorov 1973, S. 25.

Lévi-Strauss' Behauptung halten, ein wenig Strukturalismus entferne vom "Konkreten", viel Strukturalismus führe hingegen dorthin zurück (1960, S. 123). Der Sinn dieser Äußerung ist es natürlich nicht, die in der Wissenschaftsgeschichte der semiotischen Disziplinen mühsam – und spät – genug und noch immer nicht definitiv erworbene Kompetenz der Entwicklung theoretischer Modelle rückgängig zu machen, sondern vielmehr, wenn wir Lévi-Strauss recht verstehen, die Intention, das, was beim ersten Schritte der Abstraktion verloren gegangen ist, in einem zweiten Schritt zu reintegrieren. Dem entsprechend ist unsere – im folgenden erläuterte – These, daß sowohl Greimas gegen Bremond als auch Bremond gegen Greimas recht hat³⁴, was, da wir nicht Dialektik treiben, nur heißen kann, daß beide jeweils hinsichtlich verschiedener Aspekte recht haben. Wir gehen mit Bremond gegen Greimas also davon aus, daß die Bedeutung eines "Textes" nicht nur auf der Ebene von Schemata, die von lexikalischer Besetzung und syntagmatischer Distribution unabhängig sind, liegt, sondern daß diese beiden Aspekte in die Analyse zu integrieren sind. Wir gehen umgekehrt mit Greimas gegen Bremond davon aus, daß solche abstrakten Schemata sich nicht nur von allen "Texten" abstrahieren lassen, sondern auch die Bedeutung aller "Texte" konstituieren.

Wir diskutieren zunächst die Frage der inhaltlich-lexikalischen Besetzung.

2.322 Inhaltlich-lexikalische Besetzung vs logisch-semantisches Schema: "Determination" und "Überdetermination" lexikalischer Terme

In unseren Textbeispielen (48) und (49) ist die Opposition "Leben" vs "Tod" je verschieden besetzt: warum ist die betroffene Figur in einen Falle eine junge, schöne Prinzessin, im anderen ein hinsichtlich Alter, Schönheit, Stand nicht charakterisiertes Individuum; warum erfolgt der Tod im einen Falle durch Ermordung, im anderen durch Selbstmord; warum ist die Todesart im einen Falle als Vergiftung, im anderen als Ertrinken spezifiziert, usw.? Damit die Ausführungen

³⁴ Ob freilich Bremond und Greimas diese Lösung ihres Konfliktes anerkennen können, weiß ich nicht.

nicht allzu lang werden, demonstrieren wir das Problem nur an Hand des Beispiels der Todesart des Helden des zweiten Textes.

In einem ersten Schritt haben wir von einer jeweils gegebenen Menge polysemischer lexikalischer Terme ein oppositionelles Paar semantischer Terme abstrahiert: diese lexikalischen Terme implizieren aber mehr als nur dieses Paar semantischer Terme. Sie gehören mehreren semantisch relevanten Klassen zugleich an: wir haben – scheinbar willkürlich – nur eine dieser Klassen selektiert. Innerhalb dieser einen Klasse, sei es nun “Leben” oder “Tod”, sind ihnen aber viele andere mögliche lexikalische Terme äquivalent. D. h. die Terme, von denen wir jeweils diese Klasse abstrahiert haben, könnten durch viele andere Terme ohne Veränderung der Bedeutung substituiert werden, die ebenfalls Glieder dieser Klasse sind. Wenn wir nur jeweils diese Klassen abstrahieren, sind unsere beiden Texte letztlich ununterscheidbare äquivalente Äußerungen. Es handelt sich also darum, in weiteren Schritten gemäß IR 6 diese lexikalischen Terme zu individualisieren bzw., genauer gesagt, ihre Individualität, die wir ihnen im ersten Schritt durch die Abstraktion von “Leben” vs “Tod” genommen haben, wieder zurückzugeben: und das heißt nach IR 6 nicht, diese erste Abstraktion rückgängig zu machen, sondern im Gegenteil, sie durch weitere Abstraktionen so lange zu ergänzen, bis eine Gesamtmenge abstrahierter und untereinander korrelierter Klassen gewonnen ist, die tatsächlich nur genau diese individuellen lexikalischen Terme des jeweiligen Textes charakterisiert. Zu fragen, warum ein im ersten Schritt von einem lexikalischen Term abstrahierter semantischer Term genau durch diesen lexikalischen Term besetzt ist, ist also keineswegs eine zirkuläre Frage.

Wenn nun “Tod” einer Figur ausgedrückt werden soll, kann dieser Term durch den “natürlichen” Tod, durch Unfall, durch Ermordung, durch Selbstmord besetzt werden. Innerhalb des Paradigmas der Todesarten sind diese Varianten deutlich unterschieden. Nehmen wir also unseren zweiten Text (49) als Beispiel: gesucht sind die semantischen und in diesem Text relevanten Terme, die “Selbstmord” von allen anderen Todesarten unterscheiden und somit diese Todesarten ausschließen, wenn nicht eine andere Textbedeutung entstehen soll. Durch das Merkmal “gewaltsam” würde etwa der natürliche Tod ausgeschieden, durch das Merkmal “durch sich selbst” würde Ermordung ausgeschieden, durch das Merkmal “beabsichtigt” würde Unfall ausgeschieden. Nur die Korrelation verschiedener solcher semantischer Terme motiviert die Existenz eines bestimmten semantischen Terms;

jeder dieser semantischen Terme ist Glied eines paradigmatischen semantischen Schemas, das auch eine mögliche Opposition zu diesem Term umfaßt. Interpretieren, warum ein bestimmter semantischer Term, der von einem gegebenen lexikalischen Term abstrahiert wurde, genau durch diesen Term besetzt ist, heißt, die weiteren Paradigmen finden, denen der lexikalische Term aufgrund anderer semantischer Terme angehört. Wenn sich solche Klassen, die den lexikalischen Term individualisieren, finden lassen, wollen wir sagen, daß der Term "determiniert"³⁵ sei:

Determination = Ein lexikalischer Term soll dann als determiniert gelten, wenn er so viel – für den "Text" nachweisbar relevante – semantische Terme umfaßt, daß er durch keinen anderen lexikalischen Term substituiert werden kann, weil kein anderer genau dieselbe Menge semantischer Terme repräsentiert.

Ein lexikalischer Term gilt uns also dann als determiniert, wenn er mindestens so viele für den "Text" relevante Paradigmen verknüpft, daß es keinen anderen Term gibt, der genau dieselben Paradigmen verknüpft. Oder in vereinfachter Formulierung: ein lexikalischer Term ist *determiniert*, wenn er in so viel thematischen Kontexten des "Textes" eine Rolle spielt, daß er in dieser Funktion unersetzbar ist.

Warum also begeht unser Held in (49) Selbstmord? "Selbstmord" ist die einzige Todesart, die von ihm allein abhängt: nun wird an anderer Stelle gesagt, daß er "nur sich" lebte, was sich lexikalisch auch dadurch ausdrückt, daß an keiner Stelle eine wie immer geartete Relation zu anderen Individuen genannt wird – auch dort nicht, wo normalerweise, wie bei "Tanz" und "Kuß", ein Partner impliziert ist; selbst die notwendig von anderen vorgenommene Bestattung bleibt anonym. Er stirbt also, wie er gelebt hat: durch sich allein und durch eigenen Willen – wie er sich offenbar im Leben nahm, was er zum Leben wollte, so nimmt er sich auch das Leben, wann und wie er will (insofern könnte, es sei ohne Polemik angemerkt, unser Text ein Text aus jener jüngsten Phase des Ich-Kultes sein, die als Existenzialismus bekannt wurde). Diese Äquivalenz zwischen Leben und Tod auf der Basis eines solipsistischen Egozentrismus würde an sich ausreichen, um die Wahl von "Selbstmord" zu motivieren: es wäre erklärt, warum der Held, wenn er schon sterben muß, durch Selbst-

³⁵ Den Term "Motivation", der vielleicht gefälliger klingt, wollen wir den Begründungen von Figurenverhalten reservieren.

mord umkommt. (Aber warum muß er überhaupt sterben? vgl. dazu später.) "Selbstmord" repräsentiert hier also nicht nur "Tod" (vs "Leben"), sondern auch "durch sich selbst/um seiner selbst willen" (vs "durch anderes/um eines anderen willen"). Doch enthält unser Text implizit noch eine weitere Determination von "Selbstmord", d. h. eine weitere textuell relevante Kategorie, die von "Selbstmord" ebenfalls impliziert wird.

Der Held wird von bestimmten Phänomenen "berauscht", was, wie immer metaphorisch es formuliert ist, ein übermäßiges Trinken impliziert. Diese Folgerung bestätigt sich durch die Aussage, daß er die "Genüsse der Welt" "gierig" trank. Wenn er schließlich Selbstmord begeht, ist er in einem Zustand der "Übersättigung", was ein übermäßiges Essen impliziert. "Essen" und "Trinken", Aufnahme fester und flüssiger Nahrung, werden also insofern äquivalent gesetzt, als der Held beide exzessiv betreibt. Beide Klassen von Termen dienen auch der metaphorischen Kennzeichnung seines Umgangs mit der "Welt": wenn aber Nahrungsaufnahme für den Umgang mit "Realität" stehen kann, ist dieser Umgang durch "Aneignung" und "Einverleibung" charakterisiert. Nun erreicht unser Held einen Zustand, in dem er "mehr als genug" ("Übersättigung") an Realität sich angeeignet und einverleibt hat: in diesem Grenzpunkt "enteignet" er sich jeder Realität und "entleibt" sich. Man verzeihe uns das Wortspiel. Jedenfalls folgt einer Tendenz zur totalen und exzessiven Inbesitznahme der Realität durch das Ich eine Tendenz zum ebenso totalen und exzessiven Verzicht des Ich auf Realität, inklusive seiner eigenen. Es gibt sogar eine Implikationsbeziehung zwischen diesen oppositionellen Tendenzen: sobald die erste Tendenz der Aneignung durch das Ich sich ihrem Ziel nähert ("übersättigt"), tritt die zweite der Entäußerung vom Ich in Kraft. Wie vordem die Welt Beute und Nahrung des Ich war, wobei "Welt" durch bestimmte Sachverhalte synekdochisch repräsentiert wurde, so wird jetzt das Ich Beute und Nahrung anderer, die ihrerseits synekdochisch "Welt" repräsentieren ("hungrige Haie") und deren – wörtliche – Gier zu fester Nahrung der früheren Gier des Helden zu – wenn auch metaphorischer – flüssiger Nahrung äquivalent ist.

Wir haben somit jedenfalls die abstrahierte Klasse "Selbstmord" damit als doppelt – d. h. einmal mehr, als notwendig wäre – determiniert erwiesen. Offen bleibt damit aber noch die Frage, warum der Held, wenn er schon gut begründet Selbstmord begehen muß, es vorzieht, sich zu ertränken, statt etwa sich zu erhängen, zu vergiften,

zu erschießen usw. Wie der Selbstmord überhaupt, ist aber auch die Art und Weise, deren sich der Held zur Selbstbeseitigung bedient, mehrfach determiniert. Denn erstens gilt, daß der Held so, wie er früher alles aktiv wie flüssige Nahrung in sich einsog, jetzt passiv Flüssiges in sich eindringen läßt. Zu dieser ersten oppositionellen Korrelation seines Lebens und Sterbens kommt noch eine zweite. Kaltes Wasser dient ihm als Instrument des Todes: "kalt" und "Wasser" stehen aber in Opposition zu "warm" und "Feuer", die, wenn auch metaphorisch, sein Leben charakterisieren. (Übrigens sucht er zudem beim Morgengrauen, d. h. beim – wörtlichen – ersten Lichte ein – metaphorisches – Dunkel: so wie er bei – wörtlichem – Dunkel, von Sonnenuntergang bis Mitternacht, das – metaphorisch – Lichte und Feurige suchte, wobei in der Reihenfolge der Beschreibung das reale wörtliche Licht zusehends abnimmt. Die in diesem Text sehr relevante Opposition "wörtlich" vs "metaphorisch" bedürfte näherer Analyse, wollte man den Text einläßlich interpretieren.)

Warum der Held sich umbringt und warum er sich so umbringt, wie er sich umbringt, ist also jeweils mehrfach determiniert – häufiger, als nötig wäre, um die Terme zu individualisieren. Mit einem entliehenen³⁶ Begriff sprechen wir von

Überdetermination = ein lexikalischer Term soll dann als überdeterminiert bezeichnet werden, wenn er mehr – für den "Text" nachweisbar relevante – semantische Terme umfaßt, als für seine Determination notwendig wären.

In "Texten" sekundärer Systeme ist Überdetermination sicher häufig: je mehr Terme überdeterminiert sind, mit desto ökonomischeren Mitteln kann der "Text" eine besonders umfängliche Menge von Bedeutungen ausdrücken und eine desto kompliziertere semantische Struktur bringt er hervor.

Wenn auch nur selektiv, haben wir somit doch an einem Textbeispiel gezeigt, wie, wenigstens im Prinzip – in der Praxis werden dabei häufig Komplikationen auftreten –, eine "Text"-Analyse den scheinbaren Bedeutungsüberschuß der inhaltlich-lexikalischen Besetzung gegenüber der von dieser abstrahierten paradigmatischen Ordnung einbeziehen kann: sie kann es nur, indem sie nicht auf Abstrak-

³⁶ Der Begriff spielte u. a. in der Psychoanalyse seit Freud eine Rolle – vgl. etwa Lacan. Auch Althusser hat ihn – in andere Kontexte – übernommen.

tion verzichtet, sondern im Gegenteil die Abstraktion konsequent fortsetzt. Sie integriert das "Konkret-Individuelle", indem sie nicht nur eine paradigmatische Klasse von ihm abstrahiert, sondern indem sie so lange weiter solche Klassen abstrahiert, bis diese Oberfläche mindestens determiniert ist. Es gibt also keine eigenständige und andersartige Art der Bedeutung, die inhaltlich-lexikalische Besetzung vom paradigmatischen Schema unterscheidet: im Gegenteil hat die Besetzung überhaupt nur insofern formulierbare Bedeutung, als sie auf solche Schemata reduziert werden kann.

2.323 Syntagmatische Distribution vs paradigmatische semantische Ordnung

Wenn die Frage der Besetzung sich in diesem Sinne lösen ließ, ist anzunehmen, daß Analoges auch für die Frage der Distribution gilt: warum also läßt unser Text (49) "Tod" auf "Leben" folgen und nicht umgekehrt? Daß dies die selbstverständliche Ordnung der Phänomene in der Realität sei, ist offenkundig eine unbefriedigende Antwort. Denn wie unser Text (48) belegt, setzt "Tod" zwar in der Regel "Leben" voraus, doch gibt es Texte, die umgekehrt auf diesen "Tod" nochmals "Leben" folgen lassen. Auch die in unserer Kultur scheinbar "selbstverständlich-evidente" Abfolge von "Leben" und "Tod" ist also interpretierbar: sie impliziert mindestens das zusätzliche Merkmal "normal/realistisch" (vs "abnorm/phantastisch"). Unser Text (48) erhält aufgrund seiner Umkehrung der erwartbaren Reihenfolge und aufgrund weiterer Daten das Merkmal "märchenhaft": zwar wird ihn aufgrund seines Stils (d. h. der gewählten lexikalischen Terme und ihrer spezifischen (im engeren linguistischen Sinne) syntaktischen Verknüpfung) niemand direkt als "Märchen" apostrophieren, doch kann man ihn immerhin als resümierende Zusammenfassung eines möglichen Märchens bzw. Märchenschlusses gelten lassen.

Man sieht nun leicht, daß die veränderte syntagmatische Abfolge der Terme "Leben" und "Tod" zudem die Bedeutung dieser Terme verändert, indem sie ihnen Merkmale hinzufügt, bzw. entzieht. Während "Tod" in (49) auch die Reste des Betroffenen transformiert und deformiert (Zerstückelung) ja sogar ganz beseitigt (Verbrennung) läßt "Tod" in (48) die Figur intakt ("wunderschön" → durch den Tod nicht wesentlich verändert). Wichtiger noch ist, daß "Tod" in (49) einen definitiven und irreversiblen Zustand darstellt, während sich aus

der Folge der Ereignisse in (48) ergibt, daß "Tod" diese Implikation keineswegs notwendig hat. Auch hier gibt es, wenn auch nicht explizit ausgesprochen, einen definitiven Tod, den die Aussage "sie verbrachten ihr Leben" für einen späteren, nicht mehr erzählten Zeitpunkt impliziert: dieser erwartbare und stillschweigend vorausgesetzte natürliche Tod steht damit aber in Opposition zum Tod durch Eingriff von außen. Ein Eingriff von außen kann, selbst wenn er zunächst zum Tod führt, offenbar durch einen anderen Eingriff von außen rückgängig gemacht und aufgehoben werden. Die Reversibilität der Ermordung wird durch die strikte Korrelation ihrer Merkmale mit denen der Wiederbelebung deutlich gemacht: ("Ermordung" \approx "Sieg des Bösen" \approx "nicht definitiv") vs ("Wiederbelebung" \approx "Sieg des Guten" \approx "definitiv"). Wie die Ermordung durch Aufnahme einer Speise, geschieht die Wiederbelebung durch Vonsichgeben der Speise; der auslösende Täter ist in beiden Fällen derselbe, wenn auch im ersten freiwillig, im zweiten unfreiwillig; die Beeinflussung des Opfers geschieht in beiden Fällen verbal (Überredung, Zauberspruch), aber im ersten mit menschlichen, im zweiten mit übermenschlichen Mitteln; auch die Veranlassung des Mörders zur Aufhebung seiner Tat vollzieht sich übrigens verbal (Todesandrohung), wobei das Leben des Opfers zum Preis für das Leben des Täters wird; so daß das Gute zwar wiederhergestellt, das Böse aber nicht vernichtet wird. Die fundamentale Asymmetrie von "Leben (\approx aufhebbar)" vs "Tod (\approx nicht aufhebbar)" wird vom Text also, wo nicht beseitigt, so doch eingeschränkt: wenn "Leben" zwar auch ein Intermezzo zwischen Nicht-Leben und Nicht-Leben \approx Tod bleibt, so gibt es doch umgekehrt auch einen Tod, der Intermezzo im Leben selbst sein kann. Dieser letztere ist zugleich auch die symbolische Markierung eines Übergangs zwischen zwei Zuständen der betroffenen Figur: er stellt die Grenze zwischen dem vorehelichen (\approx nicht sexuellen) und dem ehelichen (\approx sexuellen) Leben einer weiblichen Figur dar. Es steht nicht nur "Leben" in Opposition zu "Tod", sondern zwei wesentlich verschiedene Arten von "Tod" stehen ihrerseits untereinander in Opposition. Der eine reversible "Tod" ist nur Übergang zwischen zwei verschiedenen Zuständen des "Lebens": er entspricht dem metaphorischen "Tod", wie er in den Initiationsriten³⁷ verschiedenster Kulturen beim Übergang des Individuums von einer kulturell relevanten Klasse in die andere eine Rolle spielt.

³⁷ van Gennep 1909.

Das Beispiel dürfte deutlich genug belegen, daß für die syntagmatische Distribution gilt, was für die lexikalische Besetzung galt: beide haben genau insofern eine rekonstruierbare und formulierbare Bedeutung, als sich von ihnen semantische Terme abstrahieren lassen, die sich als Glieder einer paradigmatischen semantischen Ordnung integrieren. Die jeweilige Reihenfolge von Termen in einem "Text" interpretieren, heißt also ebenfalls, semantische Klassen finden, die durch genau diese Relation der Sukzession "ausgedrückt" werden und bei einer anderen Relation des Vor- und Nacheinanders der Terme nicht "ausgedrückt" würden: die syntagmatische Distribution zu interpretieren, heißt also, diese Relationen des Nacheinanders als ihrerseits determiniert zu erweisen. Wir können demnach folgern: *alle Bedeutung ist paradigmatisch*.

Selbst wenn die syntagmatische Distribution der Terme vom "Text" als temporale Ordnung einer Ereignisfolge interpretiert wird, hat also wiederum nicht nur Bremond gegen Greimas, sondern auch Greimas gegen Bremond recht: zwar ist die Analyse eines "Textes" allenfalls dann vollständig oder befriedigend, wenn sie auch syntagmatische Distribution berücksichtigt, doch kann sie diese nur dadurch berücksichtigen, daß sie von ihr semantische Terme abstrahiert, die sich einem paradigmatischen System von Termen mit achronisch-logischen Relationen einfügen. In diesem Zusammenhang bedarf nun auch Dundes' von uns hervorgehobener Begriff der "Struktur der dargestellten Welt" als Opposition zur "individuellen Struktur" des je einmaligen "Textes" bzw. einer von ihm erzählten "Geschichte" eines Kommentars. Denn wenn gilt, was wir ausgeführt haben, ist er ebenso interessant wie undurchdacht und basiert in seiner Formulierung bei Dundes auf jenen schon in 0.4 analysierten Denkfehlern hinsichtlich des Begriffes der "Individualität"; denn aufgrund welchen Kriteriums unterscheiden sich diese semantischen Terme, die die "Struktur der dargestellten Welt" als nicht für den "Text" bzw. die "Geschichte" spezifische Ordnung repräsentieren, von jenen, die die "individuelle Struktur" von "Text" bzw. "Geschichte" repräsentieren? Einerseits sind beide Gruppen semantischer Terme notwendig gleichermaßen von derselben Gegebenheit, von der "Oberfläche" des "Textes", d. h. von inhaltlich-lexikalischer Besetzung und syntagmatischer Distribution abgeleitet; andererseits stellt jeder semantische Term eine Klasse dar — Klassen aber, um es zu wiederholen, sind nicht für ein individuelles Objekt spezifisch, vielmehr konstituiert sich dessen Individualität nur als Durchschnitt einer Menge von Klassen (vgl. IR 6). Eine absolute

Unterscheidung zwischen den beiden von Dundes unterschiedenen Klassen semantischer Terme ist also sinn- und gegenstandslos: denn jeden einzelnen semantischen Term als solchen und jede einzelne Relation zwischen zwei (mehreren) gegebenen Termen kann der "Text" mit beliebig vielen anderen "Texten" teilen: individualisiert wird er nur durch deren Gesamtmenge. Welches Teilsystem der paradigmatischen semantischen Ordnung also jeweils die "Struktur der dargestellten Welt" ausmacht, kann demnach nur relativ, durch vergleichende Korrelation des einzelnen "Textes" mit anderen "Texten" eines kohärenten kulturellen Korpus, festgestellt werden und basiert demnach nicht auf Relationen zwischen semantischen Termen *innerhalb* desselben "Textes", sondern auf Relationen *zwischen* verschiedenen, aber demselben kulturellen Teilsystem angehörigen "Texten": "Struktur der dargestellten Welt" ist folglich jenes Teilsystem semantischer Terme und Relationen, das ein "Text" mit anderen "Texten" desselben kulturellen Korpus teilt. Wenn wir bei einem einzelnen "Text" diese "Welt" von einer "individuellen Geschichte" unterscheiden, kommen wir also nicht etwa ohne diese vergleichende Korrelation aus, sondern nehmen sie allenfalls nicht explizit vor. Der Begriff der "Struktur der dargestellten Welt", jedenfalls in der Weise, wie ihn Dundes verwendet, eine Verwendungsweise, die ihrerseits diskutiert werden müßte und keineswegs unproblematisch ist, ist also relativ auf das je explizit oder implizit als Vergleichsbasis gewählte Korpus von "Texten". Demnach können unter diesem Aspekt Ansätze vom Typ Lévi-Strauss' und vom Typ Propps überhaupt nicht gegeneinander ausgespielt werden. Denn Propp beschreibt zwar syntagmatische Folgen des von ihm analysierten Korpus russischer Zaubermärchen (vgl. "SET"): was er aber beschreibt, sind genau eben die strukturellen Invarianten dieses Korpus, indem er für alle Märchen konstatiert, auf ein Ereignis vom Typ a folge immer ein Ereignis vom Typ b, auf ein solches vom Typ b eines vom Typ c, usw. Solche Abfolgen, die für das gesamte Korpus gelten sollen, sind aber offenbar Größen der "Struktur der dargestellten Welt" – und es ist gerade Lévi-Strauss, der Propp vorwirft, daß seine Systematisierung der Invarianten der "Welt" des Märchens die Analyse der individuellen Variablen übersehe (vgl. "SET").

Doch können wir uns für unseren Zweck die Analyse der Details dieser Kontroverse schenken: diese Ausführungen müßten ausreichen, die diskutierte doppelte Alternative der Analyse als nur scheinbare zu erkennen – den Erörterungen kommt primär die Funktion einer

Orientierungshilfe bei weiterer Auseinandersetzung mit strukturalen Ansätzen zu. Theoretisch wichtig für unseren weiteren Argumentationszusammenhang ist jedoch eine Anmerkung zum Begriff der "Determiniation". Das Problem der Determiniertheit eines Terms darf nicht mit dem Problem der Individualität eines Terms (vgl. dazu 0.4) verwechselt werden. Denn jeder lexikalische Term eines "Textes" kann als "individueller" beschrieben werden: erforderlich ist dazu nur, daß er als Durchschnitt hinreichend vieler Klassen beschrieben werden kann. Da schließlich alle überhaupt bedeutungsverschiedenen Terme hinsichtlich mindestens einer semantisch-lexikalischen Klasse differieren, können sie im Prinzip auch immer als individuelle beschrieben werden. Nicht jeder lexikalische Term eines "Textes" hingegen ist notwendig auch determiniert; denn damit er als determiniert aufgefaßt werden kann, müssen nicht nur so viele semantische Klassen gefunden werden, als notwendig sind, um ihn von allen seinen möglichen Alternativen zu unterscheiden, sondern diese Klassen müssen zudem auch im "Text" nachweisbar relevant sein. Abgesehen davon also, daß es oft genug schwer halten wird, die semantische Klasse zu finden, die etwa von einer ganz bestimmten syntagmatischen Distribution impliziert wird, muß dieser Klasse zudem auch die Erfüllung der Zusatzbedingung ihrer Relevanz nachgewiesen werden. Zu wiederholtem Male stoßen wir also auf das Problem der Relevanzkriterien, das uns von Anfang an (vgl. 0.4) verfolgt hat: es soll im folgenden Kapitel diskutiert werden. Im Prinzip ist also der Fall möglich, daß ein Term potentiell zwar genügend viele Klassen impliziert, um grundsätzlich als individuell beschrieben werden zu können, daß aber der "Text" nicht hinreichend viele dieser Klassen funktionalisiert, damit der Term auch determiniert wäre.

Eine weitere wichtige Unterscheidung, die auch schon auf die Probleme der sET verweist, wäre hier einzuführen, bevor wir dieses Kapitel beenden. Die im "Text" auftretenden Terme können auch eine temporale Ordnung, wie etwa in unseren Beispielen (48) und (49), implizieren: in diesen Beispielen handelt es sich um Texte mit narrativer Struktur, d. h. um Texte, deren Terme untereinander auch durch eine Relation des "vorher" und "nachher", des "früher" und "später" verknüpft sind. In diesem Falle sind also zwei Aspekte zu unterscheiden: die syntagmatische Distribution der Terme einerseits, die temporale Ordnung der Terme andererseits. Die syntagmatische Distribution der Terme kann der temporalen Ordnung der Terme entsprechen, d. h. der Text kann die Ereignisse wie in unseren Bei-

spielen in einer Reihenfolge berichten, die zugleich die ihrer vom Text implizierten und gesetzten temporalen Ordnung ist — er muß aber keineswegs die Ereignisse auch in dieser Reihenfolge erzählen. Wir müssen also nicht nur nach der Determination der syntagmatischen Distribution, sondern auch nach der der temporalen Ordnung der Terme und nach der ihrer jeweiligen beiderseitigen Korrelation, der semantischen Funktion ihrer Übereinstimmung bzw. Nicht-Übereinstimmung, fragen.

3. "TEXT"(-SEGMENT) UND KONTEXT

3.1 Explizite und implizite Behauptungen/ausgesparte Behauptungen

3.11 *Ableitbarkeit und Korrelierbarkeit von Propositionen: Quasi-Implikation und Präsupposition*

3.111 Begriffe und Beispiele

Aus jedem geäußerten Satze ist logisch-semantisch eine bestimmte Menge von Folgerungen ableitbar, die, wenn der Satz wahr ist, notwendig auch wahr sein müssen. Mit jeder Äußerung dieses Satzes werden auch diese Folgerungen behauptet: *der Satz setzt sie als wahr*, ob er sie nun *explizit* ausspricht oder nur *implizit* voraussetzt. Bellert (1970, S. 339) nennt solche Folgerungen aus Sätzen (oder deren nicht sprachlichen Äquivalenten in anderen semiotischen Systemen) *Quasi-Implikationen*; wir werden sie *Propositionen* nennen. Nach Bellert ist die *semantische Interpretation* einer Äußerung nichts anderes als die "*Menge der Konsequenzen oder Folgerungen, die aus dieser Äußerung gezogen werden können*" (S. 335). Zunächst ein Beispiel (etwas modifiziert aus Bellert 1970 übernommen):

- (1) Annas ältester Sohn hat Warschau verlassen, um an der Sorbonne zu studieren.

Aus diesem Satz lassen sich mindestens die folgenden Propositionen ableiten, die, wenn er wahr ist, auch wahr sein müssen.

- a) Es gibt ein menschliches Individuum weiblichen Geschlechts namens Anna.
- b) Anna hat mehrere Kinder.
- c) Anna hat wiederholt sexuelle Beziehungen unterhalten.
- d) Mindestens ein Teil ihrer Kinder ist männlich.
- e) Das älteste männliche Kind hat sich eine Zeitlang in Warschau aufgehalten.
- f) Dieser Sohn hat Warschau/Polen verlassen und ist nach Paris/Frankreich aufgebrochen.
- g) Dieser Sohn verhält sich so, als ob er die politisch/juristischen Voraussetzungen zu dieser Grenzüberschreitung erfüllt.

- h) Dieser Sohn will in Paris studieren.
- i) Dieser Sohn spricht entweder französisch oder ist bereit, französisch zu lernen.
- j) Dieser Sohn verhält sich so, als ob er die erforderlichen Voraussetzungen zu einem universitären Studium erfüllt.
- k) Dieser Sohn hat ein bestimmtes Mindestalter.
- l) Anna hat ein bestimmtes Mindestalter.

Manche dieser Propositionen könnten ihrerseits weiter zerlegt werden (so z. B. a, f), doch ist das im Augenblick nicht wichtig. Manche dieser Propositionen werden explizit vom Text ausgesprochen, manche nur implizit behauptet. Manche können aufgrund bloßer Sprachkompetenz abgeleitet werden, manche nur mit Hilfe zusätzlichen kulturellen Wissens über die Welt. Die Grenze zwischen Sprachkompetenz und kulturellem Wissen ist freilich, wir sagten es schon, unscharf und oftmals schwer zu ziehen. Auch damit brauchen wir uns im Augenblick nicht aufzuhalten.

Der Satz (1) vermittelt uns also — explizit oder implizit — eine bestimmte Menge von Informationen, die teils nur sprachliches, teils auch kulturelles Wissen voraussetzen. Es gibt aber auch eine Menge an Informationen, die er uns vorenthält, sei es, daß er sie als bekannt voraussetzt, sei es, daß er sie als irrelevant behandelt. So erfahren wir z. B. nichts über Aussehen, Gewohnheiten, Charakter, psychische und soziale Merkmale der Figuren, nichts über ihren Wohnsitz und ihre Nationalität, nichts über den Vater oder die Väter der Kinder, praktisch nichts über den Lebenslauf von Mutter, Vater/Vätern, Kindern, nichts genaues über Anzahl, Alter, Geschlecht der anderen Kinder usw.

Nun mag der Fall eintreten, daß der Sprecher oder der Hörer oder beide nicht über ein bestimmtes kulturelles Wissen verfügen, also z. B. das Wissen nicht besitzen, daß Warschau in Polen, die Sorbonne in Paris, Paris in Frankreich liegt, daß die Zulassung zum Studium an die Erfüllung bestimmter Voraussetzungen geknüpft ist, daß man diese erst in einem bestimmten Alter erfüllt haben kann, daß Mütter aus biologischen Gründen mindestens um eine bestimmte Zahl von Jahren älter als ihre Kinder sind. Auch wenn dieses Wissen fehlt, ist der Satz (1) aufgrund der Sprachkompetenz "verstehbar", d. h. hat eine sinnvolle und kohärente Bedeutung: doch können eben bestimmte Propositionen nicht gefolgert werden. Wir werden trotzdem sagen, daß der Satz sie als wahr setzt: denn wenn der Satz in unserer heutigen Kultur geäußert ist, dann sind alle diese Äußerungen

sachlich richtig und es gibt Individuen, die über das erforderliche Wissen verfügen, um sie zu ziehen. Nicht der Wahrheitswert der Propositionen, die kulturelles Wissen voraussetzen, hängt also von den pragmatischen Größen der Sprechsituation, in diesem Falle dem Wissen von Sprecher/Hörer ab; ob sie hingegen tatsächlich gefolgert werden bzw. gefolgert werden können, hängt von der jeweiligen pragmatischen Situation ab, in der der Satz geäußert wird.

Ebenso wichtig wie die "positiven" Folgerungen, die wir gezogen haben, wären übrigens nach Bellert (1970, S. 338) die "negativen" Folgerungen, die bestimmte Sachverhalte als nicht gegeben ausschließen. Denn z. B. dadurch, daß eine bestimmte Figur bestimmte Merkmale nicht hat, sind für sie u. U. bestimmte Handlungs- und Verhaltensmöglichkeiten ausgeschlossen oder ermöglicht.

Eine Teilmenge der Quasi-Implikationen ist nun in der Linguistik unter dem Namen der *Präsupposition* diskutiert worden¹; wir nennen den Fall und seine Probleme der Vollständigkeit halber. Verschiedene Definitionsversuche haben zu verschiedenen Problemen geführt, so etwa die Definition: ein Satz A präsupponiert eine Proposition B genau dann, wenn gilt: wenn A wahr ist, ist B wahr, und wenn non-A wahr ist, ist B wahr. Bei dieser Definition treten Probleme durch die Frage auf, was denn die Negation eines ganzen Satzes ist (vgl. dazu Reis 1975, Hempfer 1976a). Bellert 1973 hat festgelegt, daß Präsuppositionen diejenigen Quasi-Implikationen seien, die aus einer Äußerung, ihrer Negation, ihrer Frageform, ihrer Befehlsform usw. gleichermaßen gefolgert werden können. Wir geben hier die Definition von Reis (1975, S. 39): Ein Satz A präsupponiert eine Proposition B genau dann, wenn gilt: aus A folgt B und aus allen illokutionären² Entsprechungen von A folgt B (bzw.: B ist von allen illokutionären Abwandlungen von A unbetroffen). Bestimmte sprachliche Größen, die Präsuppositionsgaranten³, lösen vielleicht immer, d. h. in allen Kontexten, Präsuppositionen aus. (Darunter kann man wohl auch Lexeme wie "aufhören", "anfangen", "wieder" zählen: aus

¹ Vgl. Bellert 1970, 1973; Ducrot/Todorov 1972; Ducrot 1968; Hausser 1973; Wunderlich 1974; Reis 1975; Hempfer 1976; und die Artikel von Black, Ducrot, van Fraassen, Franck, R. Montague, Nerlich, Petöfi, Strawson, Wunderlich in Petöfi/Franck 1973.

² Begriff der Sprechakttheorie — vgl. Searle 1971 (dazu erst in "SET").

³ Der Begriff scheint 1973 von Hausser (P-inducer) eingeführt und 1975 von Reis übersetzt worden zu sein.

“Hans hat (nicht) aufgehört zu rauchen” folgt, daß er früher geraucht hat; aus “Johanna übt ihren Beruf (nicht) wieder aus” folgt, daß sie früher schon einmal einen Beruf ausgeübt hat. Ducrot 1968 rechnet solche Folgerungen, die auf semantischen Merkmalen eines Lexems basieren, jedenfalls zu den Präsuppositionen. Der Fall unterscheidet sich deutlich von der Folgerung b aus (1): daß Anna mehrere Kinder hat, folgt weder aus “Anna”, noch aus “ältester” noch aus “Sohn”, sondern erst aus einer bestimmten syntaktischen Verknüpfung dieser Lexeme.) Die Propositionen a und b wären jedenfalls Beispiele für Präsuppositionen, wobei a den speziellen Fall einer *Existenzpräsupposition* darstellt, für den wir noch ein weiteres Beispiel geben:

- (2a) Nimm das Buch vom Tisch!
- (2b) Nimmst du das Buch vom Tisch?
- (2c) Du hast das Buch vom Tisch genommen.
- (2d) Nimm das Buch nicht vom Tisch!
- (2e) Nimmst du das Buch nicht vom Tisch?
- (2f) Du hast das Buch nicht vom Tisch genommen.

Existenzpräsuppositionen sind ableitbare Propositionen der Form “es gibt ein x/x existiert”: Alle Varianten von (2) präsupponieren, daß es ein Buch gibt und daß es einen Tisch gibt. Sie präsupponieren darüber hinaus, daß das Buch sich auf dem Tisch befindet.

Von den *semantischen Quasi-Implikationen* bzw. *Präsuppositionen* können wir die *pragmatischen* unterscheiden, d. h. solche Propositionen, die Annahmen über die von der Äußerung implizierte pragmatische Situation/Sprechsituation (vgl. “SET”) ausdrücken; wir konstruieren ein ergiebiges Beispiel (natürlich ließen sich solche pragmatischen Propositionen, wenn auch in geringerer Anzahl ebenso aus (1) oder (2) ableiten):

- (3) Johanna hat sich, nach diesen Ereignissen nur zu verständlich, nun auch scheiden lassen und übt ihren Beruf wieder aus. Das Kaninchen ist übrigens doch gestorben.

Wenn ein Sprecher x diesen Satz gegenüber einem Hörer y äußert, macht er z. B. u. a. eine bestimmte Menge von Annahmen über das Wissen des Hörers. Einige davon gelten für alle Klassen von Äußerungen, einige nur für bestimmte Klassen, einige nur für diese individuelle Äußerung:

- m) Der Hörer ist nicht taub.
- n) Der Hörer beherrscht die deutsche Sprache.
- o) Der Hörer kennt den explizit mitgeteilten Sachverhalt noch nicht.

- p) Der Hörer ist an diesem Sachverhalt interessiert.
- q) Der Hörer ist mit Johanna so gut vertraut, daß er sie an Hand des Vornamens identifizieren kann.
- r) Der Hörer kennt "diese Ereignisse" (z. B.: daß der Ehemann Johanna regelmäßig verprügelte oder daß er wochenlang betrunken und brüllend heim kam).
- s) Der Hörer weiß, worauf sich "auch" bezieht (z. B.: auf eine Serie von Scheidungen im Freundeskreis von Sprecher und Hörer oder darauf, daß Johanna im ersten Schritt schon aus der gemeinsamen Wohnung des Ehepaars ausgezogen war).
- t) Der Hörer kennt Johannas Beruf (z. B.: Sekretärin oder Bildhauerin).
- u) Der Hörer weiß, von welchem Kaninchen die Rede ist (z. B.: von Johannas Lieblingskaninchen, das der Ehemann regelmäßig zu martern pflegte, oder vom Kaninchen einer Freundin, an dem Johanna regen Anteil nahm).
- v) Der Hörer verfügt über das erforderliche Wissen, um eine logisch-semantische Kohärenz zwischen den beiden Sätzen der Äußerung herzustellen (z. B.: der Ehemann hatte Johannas Kaninchen lebensgefährlich verletzt, was letzter Anstoß zu ihrem Scheidungswunsch wurde; sie hoffte, es am Leben zu erhalten. Oder: das Kaninchen der Freundin war krank; Johanna verbrachte alle Zeit bei ihm, um es zu pflegen, und ließ sich scheiden, um über mehr Zeit für das Kaninchen zu verfügen).

Ob der Sprecher x die Annahmen m-v tatsächlich glaubt, und ob er sie, falls er sie glaubt, zu recht oder zu unrecht macht, läßt sich aus (3) nicht ableiten: wer aber (3) äußert, verhält sich so, als würde er m-v als wahr annehmen. Wenn x weiß, daß diese Annahmen über y falsch sind, verletzt er die pragmatischen Regeln effektiver Kommunikation. Macht x diese Annahmen, obwohl (er weiß, daß) sie falsch sind, wird y, falls er seinerseits an effektiver Kommunikation interessiert ist, in einer Weise reagieren, die erkennen läßt, daß er eine oder mehrere der Bedingungen m-v nicht erfüllt, worauf x wiederum dem y bei effektiver Kommunikation das fälschlich vorausgesetzte Wissen explizit vermitteln müßte. Wenn y aber m-v erfüllt, hätte ein zufällig das Gespräch mithörendes Individuum z, das z. B. nur m-p erfüllt, keine Chance, das durch q-v vorausgesetzte Wissen aus der Äußerung selbst zu erschließen, die aus (3) ableitbaren semantischen Propositionen werden dann für z ein Bild des von x berichteten Sachverhalts ergeben, das wesentliche informatorische Lücken aufweist.

Doch braucht uns für unseren Zweck die Unterscheidung verschiedener Typen semantischer Präsuppositionen, die Unterscheidung zwischen semantischen und pragmatischen Präsuppositionen, die Unterscheidung zwischen Präsuppositionen und anderen Klassen von Folgerungen, die aus einer gegebenen Äußerung ableitbar sind, nicht weiter zu beschäftigen.

Wir resümieren. Hinsichtlich jedes gegebenen Satzes S können wir fragen, *was er (explizit) setzt und was er (implizit) voraussetzt*, und beides zusammen macht die Menge der aus ihm ableitbaren Propositionen aus. *Jedem solchen Satz S kann also eine Menge aus ihm ableitbarer Propositionen P (p_1, p_2, \dots) zugeordnet werden*, die nach Bellert die semantische Interpretation von S darstellt. Nun bestehen aber die meisten Äußerungen nicht nur aus einem Satz; zudem ist die Bedeutung einer Äußerung nicht äquivalent mit der gesamten Menge der aus ihren einzelnen Sätzen ableitbaren Propositionsmengen. Denn auch aus der Korrelation zweier Sätze S_x und S_y im Text, S_x korr S_y , entsteht wahrnehmbare Bedeutung, die wir durch die Propositionsmenge $P_{x \text{ korr } y}$ ausdrücken können. Wir geben zwei einfache, nicht-literarische Beispiele. Unser erstes Beispiel (inklusive folgender Argumentation frei nach Bellert 1970) könnte jeden Tag in einer Zeitung stehen.

(4) Z hielt sich drei Tage in Paris auf (= S_x). Der Politiker war auf der Durchreise nach London (= S_y).

Wenn dem Rezipienten des Satzes der Name " Z " unbekannt ist oder wenn er von Z nichts weiß als eben dessen Namen, muß er sich fragen, wie sich S_x und S_y zu einander verhalten. Nun kann aber die folgende pragmatische Regel als heuristisch notwendig betrachtet werden:

IR 14: Die "Text"-Analyse muß davon ausgehen, daß der "Text" – auf welche Weise auch immer, auf welcher strukturellen Ebene auch immer – eine "logisch-semantische Kohärenz" aufweist.

Aus S_x kann der Rezipient die Proposition (a), aus S_y (b), aus der spezifischen Struktur von Text (4) schließlich die sekundäre Proposition (c) folgern:

- (a) Es gibt ein Individuum I_1 , das Z heißt.
- (b) Es gibt ein Individuum I_2 , das Politiker ist.
- (c) $I_1 = I_2$.

In unserem Falle hat der Rezipient IR 14 also Genüge getan, wenn er eine Koreferenz zwischen " Z " und "Politiker" annimmt, d. h. die

Proposition P_x korr y : "Z ist Politiker" folgert. Die beiden auf den ersten Blick zusammenhanglosen Sätze S_x und S_y bilden dann einen als "sinnvoll" und "kohärent" akzeptablen Text.

Freilich enthält IR 14 den bislang nicht explizierten Begriff der "logisch-semantischen Kohärenz" eines "Textes". Für sprachliche Texte belegen etwa die bisherigen Ansätze der Textlinguistik⁴ zu diesem Problem, daß dieser Begriff ausnehmend schwierige Fragen aufwirft, die wohl noch kaum als gelöst betrachtet werden können. Da die Textkohärenz offenbar auf Korrelationen zwischen Termen verschiedenster struktureller Ebenen des Textes und auf Korrelationen zwischen diesen Ebenen selbst basiert, da z. B., wie es scheint, Deixis, Rekurrenz, narrative Strukturen, kulturelle Voraussetzungen usw. dabei eine Rolle spielen (können), könnte sie allenfalls am Ende dieses Bandes, oder gar erst des folgenden, diskutiert werden, freilich mit dem Risiko, einen weiteren Band zu produzieren. Wir müssen diesen Begriff daher als undefinierten benutzen und auf einen, wie immer vagen, intuitiven Konsens bezüglich seiner vertrauen. Einige seiner Aspekte werden sich im Verlaufe ohnedies konkretisieren.

Unser zweites Beispiel entstammt einer wissenschaftlichen Arbeit:

- (5) In Bloomfields Konzeption ist die Sprachwissenschaft an der Analyse von Äußerungs- und Reaktionshandlungen im sozialen Kontext, insofern also primär materialistisch, orientiert (= S_x). Dennoch sind verschiedene Punkte zu kritisieren (= S_y). (Aus: Wunderlich 1974, S. 313).

Aus S_x erfährt der Rezipient u. a., daß eine auf soziale Kontexte bezogene und eine "materialistisch" orientierte Linguistik gemeinsame Merkmale haben und eben in dem Ausmaß des Umfangs dieser Durchschnittsmenge äquivalent sind ("insofern"). Wenn nun S_y behauptet, daß partielle Kritik notwendig sei, kann der Rezipient zunächst eine Koreferenz zwischen S_x und S_y annehmen und somit folgern, das Objekt dieser Kritik müsse Bloomfields Linguistik sein. Nun wird aber S_y durch "dennoch" eingeleitet. Diese Klasse von Konjunktionen (denn, dennoch, daher, trotzdem, ...) setzt aber, wenn sie sich am Anfang eines Satzes bzw. Textes befindet, eine vorangegangene Äußerung voraus. Literarische Texte können natürlich, wie gegen alle Regeln, auch gegen diese Regel verstoßen. Ein Beispiel:

⁴ Probleme der Textkohärenz sind etwa in den Arbeiten von Bellert, Greimas, Ihwe, Stempel usw. behandelt worden.

(6) Kafka: Die Bäume

Denn wir sind wie Bäume im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf, und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

Dieser Text beginnt mit einem "denn", ohne daß ihm anderes als der Titel vorangegangen wäre. Eine sinnvoll-kohärente Interpretation dieses Textbeginns könnte etwa die Hypothese bilden, daß das "denn" den im Titel angekündigten Redegegenstand rechtfertigt. Der Text würde dann eine Argumentation etwa des folgenden Typs implizieren: "Wenn ich über Bäume, einen anscheinend abwegigen Gegenstand, rede, dann deshalb, weil Bäume einer Aussage über den Menschen als Vergleich dienen können". Freilich bleibt dann nicht nur der bestimmte Artikel des Textes ein Problem, da es sich ja nicht schlechthin um alle Bäume, sondern um Bäume im Schnee handelt. Ein weiteres Kohärenzproblem würde schließlich der Widerspruch, der zwischen den Sätzen der Textoberfläche existiert, darstellen: es müßte eine Leseebene gefunden werden, auf der trotz dieses Widerspruchs sich eine einheitlich-kohärente Bedeutung ergibt. Doch zum Problem des Widerspruchs später. Jedenfalls beginnen literarische Texte nicht selten mit Sätzen, die ihrerseits schon vorangegangene Äußerungen präsupponieren. In (6) wird ein vorausgehender Text durch die syntaktisch-semantiche Struktur vorausgesetzt; andere Textanfänge präsupponieren einen vorangehenden Text aufgrund pragmatischer Regeln, so z. B. Novalis' "Heinrich von Ofterdingen", dessen erster Satz "Die Eltern lagen schon und schliefen..." normalerweise eine Kommunikation nicht einleiten kann.

Aber kehren wir zu (5) zurück. In diesem Falle gibt es einen vorangehenden Text, den Satz S_x , an den der Rezipient durch das "dennoch" also rückverwiesen wird. "Dennoch" impliziert ferner eine Opposition zwischen einer vorausgehenden und einer folgenden Proposition. Der eine Term dieser Oppositionsrelation ist dem Leser in S_y explizit gegeben (= "es muß Kritik geübt werden"), den anderen muß er hingegen nachträglich in S_x suchen. Wenn nun explizit partielle Kritisierbarkeit Bloomfields einerseits behauptet wird, wenn andererseits das "dennoch" einen oppositionellen Term zu "Kritikwürdigkeit" voraussetzt, muß Bloomfields Position also eigentlich "lobenswertig"/"gut"/"richtig", kurz, in irgendeinem Sinne "positiv" sein. Der Leser muß also in S_x ein explizit oder implizit Bloomfield zugewiesenes Prädikat suchen, auf dem die Wertung "positiv" basie-

ren kann. Bloomfield wird aber in S_x nur ein Prädikat zugeordnet, als dessen sprachliches und sachliches Äquivalent das Prädikat "materialistisch" erscheint bzw. vom Text gesetzt wird. Somit muß der Rezipient die Proposition P_x KORR y folgern: "das Prädikat 'materialistisch' ist (mindestens im Falle der Linguistik) in etwa äquivalent mit/hyponym zu dem Prädikat '(wissenschaftlich) positiv'". (Natürlich muß der vom Leser gefolgerte Satz nicht *diese* sprachliche Form haben — er muß nur mit diesem Satze logisch-semantisch äquivalent sein. Damit tritt aber das gravierende Problem der korrekten Formulierung einer logisch ableitbaren Proposition auf, worauf wir in "SET" wenigstens knapp zurückkommen werden.)

Nun mag unser hypothetischer Lieblingsleser schon an Hand von (6) gegen IR 14 mißtrauisch geworden sein. Denn selbst wenn sich, so argumentiert er, im Falle von (6) vielleicht auch der Widerspruch in irgendeiner Weise so auflösen läßt, daß sich eine befriedigende semantische Kohärenz ergibt, so gibt es doch schließlich genügend — zumal auch lyrische — Texte der Moderne, z. B. Vers- oder Prosagedichte etwa Mallarmés oder Rimbauds oder Trakls, die in einem solchen Ausmaß "dunkel" und "inkohärent" scheinen, daß wir erstens IR 14 zwar noch postulieren, aber sicher nicht erfüllen können, und daß zweitens unsere strukturalen Verfahren semantischer Analyse, so wie sie sich bisher andeutungsweise abzeichneten, kaum mehr anwendbar sein dürften, und auch wir, somit entgegen unseren theoretischen Erklärungen, hier zu assoziativ-konnotativen Deutungsverfahren zurückkehren müßten. Doch hier irrt unser Leser.

Denn IR 14 besagt nicht, daß alle "Texte" auf derselben strukturellen Ebene eine semantische Kohärenz haben müßten oder daß diese Ebene, im Falle sprachlicher Texte, diese sein müßte, auf der normalsprachliche Äußerungen ihre Kohärenz finden. Es ist sehr gut möglich, daß Texte von Mallarmé, Rimbaud, Trakl auf dieser Ebene keine Kohärenz bilden: das besagt aber nicht, daß sich eine solche nicht auf einer anderen strukturellen Ebene von ihnen abstrahieren ließe. Denn selbst beim scheinbar "dunkelsten" und "inkohärentesten" Text läßt sich immerhin analysieren, auf welchen Strukturen diese "Dunkelheit" oder "Inkohärenz" basiert, d. h. es lassen sich die Verfahren, deren er sich zu ihrer Herstellung bedient, und die sprachlichen (lexikalischen und syntaktischen) Materialien, mit deren Hilfe er sie aufbaut, analysieren. Und diese Strukturen können ihrerseits die Daten weiterer interpretatorischer Schritte darstellen: vielleicht läßt sich ihnen, ob mit oder ohne Zuhilfenahme weiteren Wissens über

die Kultur, der der Text angehört, eine Menge semantischer Terme zuordnen, die ihrerseits eine "kohärente" Bedeutung bilden. Das Faktum der "Dunkelheit" bzw. "Inkohärenz" des Textes auf einer bestimmten Leseebene ist selbst interpretierbar und kann selbst der Signifikant einer "einsehbaren" und "kohärenten" Bedeutung sein. Doch müßten die methodischen Probleme solcher Texte natürlich eingehender diskutiert und unsere Behauptung wenigstens an einem ausführlichen Beispiel illustriert werden. Nun haben wir freilich schon mit den einigermaßen "normalen" literarischen Texten eher zu viel zu tun, als daß wir uns noch mit den zusätzlichen Problemen besonders abweichender Texte befassen könnten. Wir müssen uns daher hier auf das Postulat beschränken, daß diese im Prinzip nach denselben elementaren methodologischen Spielregeln zu behandeln seien.

Kehren wir zum Problem der Propositionen zurück. Jede Proposition vom Typ $P_x \text{ korrespondiert } y$ ist jedenfalls eine *sekundäre Proposition* in dem Sinne, daß sie nicht unmittelbar aus den Sätzen der Textoberfläche, sondern schon aus anderen (*primären*) Propositionen gefolgert ist. Solche sekundären Propositionen können wir nicht nur aus Propositionen folgern, die (mindestens) zwei verschiedenen, aber aneinander angrenzenden Sätzen zugehören, sondern auch aus solchen Propositionen, die Sätzen zugehören, die nicht aneinander angrenzen, also durch beliebig umfängliche Textsegmente von einander getrennt sind. Wir können sekundäre Propositionen drittens natürlich auch aus primären Propositionen folgern, die aus ein und demselben Satz abgeleitet sind. Doch wollen und können wir uns hier nicht auf die vielfältigen und schwierigen Probleme der Ableitung von Propositionen aus sprachlichen Sätzen einlassen, wozu etwa auch die Fragen der Folgerungs- bzw. Umformulierungsregeln (vgl. zu diesen Problemen auch Blau) gehören würden.

Diese semantischen oder pragmatischen Quasi-Implikationen im allgemeinen oder Präsuppositionen im besonderen sind nun von großer Wichtigkeit für die "Text"-Analyse. Wir geben wiederum einfache literarische Beispiele, die wir jeweils nur unter einem Aspekt betrachten. Wir greifen zunächst auf den schon in 2.221 verwendeten Schiller-Text zurück; die Hauptfigur spricht:

- (7) "Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt uns dann übrig? — Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze und undurch-

dringliche Decken an, die an den beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. (...). Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei sein – er hat nichts als seinen Botenlohn dabei zu verdienen.“ (Aus: Schiller: Der Geisterseher)

Von einer "eingebildeten Gottheit" spricht der Held: man ist versucht, bei ungenauer Lektüre die Folgerung zu ziehen, er sei zum Atheisten geworden. Doch die Implikationen seiner bildlich-tropischen Sprache führen zu anderen Folgerungen. Wenn die beiden Grenzen des menschlichen Lebens als zwei Decken, "die herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat", bezeichnet werden, dann muß es logischerweise auch jemanden geben, der diese Decken dorthin gehängt hat: Vorhänge wachsen schließlich nicht von selbst. Da dies nun aber in diesem Kontext kein Mensch gewesen sein kann, setzt die Äußerung folglich die Existenz eines nicht-menschlichen Wesens mit bestimmten anthropomorphen Zügen voraus. Es muß sich demnach um ein "höheres", metaphysisches Wesen handeln. Noch etwas weiteres folgt übrigens aus dem Bild der Decken, worauf wir nicht weiter eingehen: das Leben ist hier als geschlossener Raum zwischen zwei anderen Räumen konzipiert, durch den sich der Mensch hindurchbewegt.

Der Einwand liegt nahe, ob man tropisch-figürliche Sprache in dieser Weise ernst nehmen darf: man darf nicht nur – man muß⁵. Denn das Gegenteil behaupten, hieße, die Wahl der jeweiligen tropischen oder figürlichen Form und die Wahl des jeweiligen uneigentlichen und substituierenden Terms für funktionslos und semantisch irrelevant, für völlig willkürlich und allenfalls dekorativ, zu erklären. Zu konstatieren, ein Text enthalte eine bestimmte Menge von Tropen oder Figuren dieses oder jenes Typs, ist eine Aussage, die interpretatorisch überhaupt erst interessant ist, wenn diesen Daten im jeweiligen Kontext eine semantische Funktion zugeordnet werden kann. Wir formulieren bei diesem Anlaß beiläufig

IR 15: Bei "bildhaft"-rhetorischen Formulierungen ist erstens der substituierte "eigentliche" Term und die Menge seiner Merkmale zu rekonstruieren, zweitens die Menge der Merkmale und Voraussetzungen des substituierenden "uneigentlichen" Terms festzustellen,

⁵ Natürlich können Tropen konventionalisiert werden – dann aber werden sie zu normalsprachlichen Ausdrücken.

drittens die Relation zwischen den Merkmalen der beiden Terme zu analysieren, viertens nach einer Funktion des jeweiligen (z. B. metaphorischen, synekdochischen, . . .) Substitutionstyps zu fragen.

Daß z. B. die Art der tropischen Substitutionsoperation semantisch relevant sein kann, belegt etwa Goethes schon benützter "Bräutigam"⁶. Wie schon im Umgang mit normalsprachlichen Äußerungen (Ducrot 1973, S. 251), gilt für den Umgang mit "Texten" allgemein als notwendige heuristische Regel

IR 16: Die "Text"-Analyse muß davon ausgehen, daß alle wahrnehmbaren "Text"-Daten bedeutungstragend/semantisiert sind.

Aus der Tatsache, daß ein Interpret einem bestimmten Datum keine Bedeutung zuordnen kann, folgt nur, daß ihm nichts (Nachweisbares) eingefallen ist, — nicht aber, daß das Datum keine Bedeutung habe. Diese Behauptung könnte überhaupt erst bei totalem und abgeschlossenem Wissen, d. h. am Ende aller Tage, aufgestellt werden: bis dahin aber müssen wir annehmen, daß alle Daten eine Bedeutung haben, wenn wir diese auch in bestimmten Fällen nicht finden⁷.

Für unsere obige Folgerung gibt es zudem gleich einen zweiten Beleg; es handelt sich wiederum um die Implikation einer rhetorischen Formulierung. Denn wenn das Ich sich einem Boten vergleicht, der einen ihm verschlossenen Brief trägt, dann setzt es einerseits einen Sender, andererseits einen Empfänger dieser Nachricht voraus. Sender und Empfänger mögen im übrigen identische oder verschiedene Figuren sein: darüber erlaubt der Text keine Aussage. Da sie wiederum notwendig nicht-menschlich sind, handelt es sich abermals um höhere metaphysische Wesen.

Der Held widerspricht sich demnach: explizit scheint seine Rede keinen Gott anzunehmen, implizit setzt sie ihn voraus. Auch möglicher Widerspruch zwischen Textterminen ist ein generelles Problem, für das sich wiederum eine heuristische Regel formulieren läßt:

IR 17a: Die "Text"-Analyse muß davon ausgehen, daß der "Text" widerspruchsfrei ist, d. h. annehmen, daß jeder auftretende Widerspruch nicht irreduzibles Signifikat, sondern selbst bloß Signifikant ist (Titzmann 1976).

⁶ Vgl. Wünsch 1975, Kap. 10.2.

⁷ Natürlich können wir sagen, daß relativ zu unserem Wissenschaftsstande ein Term keine Bedeutung zu haben scheint.

IR 17b: Die "Text"-Analyse muß also versuchen, aus jedem Widerspruch zweier Terme einen dritten Term zu folgern, der selbst mit keinem anderen Term des "Textes" in Widerspruch steht.

Wiederum können wir also niemals definitiv behaupten, ein "Text" weise einen irreduziblen, unauflösbaren Widerspruch auf, sondern nur, daß wir keine widerspruchsfreie semantische Funktion des Widerspruchs gefunden haben. In unserem Beispiel ist die Lösung des Problems sehr einfach: der Held hat die Religion seiner Kindheit nur oberflächlich abgeschüttelt; er ist, wie eine Figur des Textes an anderer Stelle formuliert, "mit der Kette entsprungen"; seine öffentlichen Bekundungen stimmen nicht mit dem überein, was er insgeheim, und wie "unbewußt" auch immer, doch noch glaubt. Seine erworbene Position ist demnach gefährdet; die — weniger überwundene als verdrängte — alte Position kann sich jederzeit unter geeigneten Bedingungen wieder durchsetzen.

Ein zweites Beispiel mag zur Demonstration pragmatischer Präsuppositionen dienen⁸; auch hier spielt übrigens Widerspruch eine relevante Rolle.

- (8) Im Felde schleich ich still und wild,
Lausch mit dem Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und, ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

(Anfangsstrophen aus: Goethe: Jägers Nachtlied, 1. Fassung)

Dieser scheinbar einfache Text ist an sich ausnehmend kompliziert: einigermaßen genaue Lektüre stößt auf eine große Menge lexikalisch-semantischer Anomalien, die alle der Interpretation bedürften. (Darunter befindet sich übrigens eine große Menge rhetorischer Figuren.) Dazu müßte man allerdings nicht nur den Gesamttext analysieren, sondern vor allem auch weit über unsere begrenzte Fragestellung hinausgehen. Vielleicht kann man generell formulieren, daß es wenig gibt, was täuschender als der Eindruck der "Einfachheit" von "Texten" wäre. Bei solchen nur scheinbar einfachen "Texten" wäre

⁸ Es ist wiederum aus Wünsch 1975 entliehen.

nicht nur ihre tatsächliche Kompliziertheit und Komplexität zu rekonstruieren: es wäre auch zu analysieren, mit welchen Strategien, warum gerade mit diesen Strategien, in welcher Funktion die tatsächliche Struktur verschleiert und der Eindruck der Einfachheit erzeugt wird. Die zweite und dritte dieser Teilfragen müssen nicht notwendig auf der Ebene des individuellen "Textes" beantwortbar sein; sie sind möglicherweise erst auf der Ebene des kulturellen Korpus von "Texten", dem dieser einzelne "Text" als Glied angehört, zu beantworten. Doch wenden wir uns wiederum unserem Teilaspekt zu.

Ein Ich spricht: jede Rede präsupponiert einen Adressaten, und wäre dies der Sprecher selbst. In unserem Falle wird explizit ein nicht mit dem Ich identischer Adressat, ein Du, gesetzt. Die Anrede an dieses Du präsupponiert nicht nur eine Existenzbehauptung (es gibt dieses Du), sondern auch die Möglichkeit einer Kommunikation mit diesem Du. In dieser Kultur gibt es nur zwei solche Möglichkeiten überhaupt: die unmittelbare mündliche Kommunikation, die die Präsenz des Adressaten innerhalb ein und desselben, relativ engen, durch die Leistungsfähigkeit der Sprech- und Hörorgane begrenzten Raums präsupponiert, und die mittelbare Kommunikation, bei der eine mündliche Nachricht durch Boten oder eine schriftliche Nachricht ausgetauscht wird und die keine Präsenz des Partners voraussetzt, sondern vielmehr räumliche Getrenntheit von Sender und Empfänger zuläßt und die Absenz eines Partners kompensieren kann. Nun schließt unser Text eine nicht unmittelbare und nicht mündliche Kommunikation aus — ein Beispiel übrigens für die Wichtigkeit "negativer" Folgerungen. Nirgendwo läßt der Text die Ableitung der Annahme der Existenz eines dritten, als Bote fungierenden Individuums zu; eine schriftliche, etwa briefliche, Kommunikation wird durch die Informationen ausgeschlossen, die der Text zur Situation seines Sprechers impliziert. Wer im Moment seiner Äußerung sich auf der Jagd befindet und im Raume bewegt, kann nicht gleichzeitig einen Brief schreiben. Nun setzen aber die Vermutung von V. 5/6 und die Frage von V. 7/8 voraus, daß das Ich über den Zustand des Du nicht informiert ist und sich an einem anderen Ort als das Du befindet. Die Redeform des Textes präsupponiert also die Präsenz des Du, die inhaltliche Information, die der Text gibt, schließt sie hingegen aus. Aus diesem Widerspruch lassen sich nun tatsächlich semantisch relevante Folgerungen ziehen. Für diese Kommunikation ist demnach also gleichgültig, ob der Partner präsent ist oder absent: sie ist eine

Pseudokommunikation, bei der sich der Sprecher mit einem von ihm nur gedachten, nur vorgestellten Partner, d. h. aber, genau genommen, mit sich selbst, unterhält. Die Neutralisierung der Relevanz einer Opposition von Präsenz vs. Abwesenheit des Partners drückt sich auch darin aus, daß das absente Du durch sein "Bild" ersetzt wird; umgekehrt fragt das Ich, ob dem Du — statt des absenten Ich — nicht ebenfalls dessen Bild erscheine. Die Vorstellung des Partners kompensiert also dessen Abwesenheit, und dieser vorgestellte Partner wird Anlaß und Adressat der Kommunikation.

Ein weiteres Problem gibt das Präsenz in dieser Rede auf: denn die präsentische Form präsupponiert in diesem Kontext eindeutig, daß das, wovon das Ich spricht, in eben dem Moment, in dem es spricht, gegeben ist oder stattfindet. Nun spricht das Ich aber nur über sich oder über das Du; d. h. die pragmatische Situation der Partner der Kommunikation wird selbst das Objekt der Kommunikation: die Rede spricht also nur über die Bedingungen ihrer eigenen Entstehung und über die Situation, in der sie ausgetauscht wird. Das aber bedeutet, daß der Sprecher jede Handlung, die er vornimmt und die hypothetisch das Du vornimmt, durch die Feststellung, daß er oder das Du sie vornimmt, begleitet: *wenn* er durch das Feld schleicht, sagt er zugleich, *daß* er durch das Feld schleicht. Da nun der Sprecher aber in seiner Sprechsituation allein ist, weiß man von seinem Handeln nur, indem er davon spricht: faktische und verbale Handlungen sind hier ununterscheidbar; mit Sicherheit gegeben ist nur der Sprechakt des Ich und nur in ihm handelt es — alle anderen Größen können unreal und nur gedacht sein, über ihre Realität kann nicht entschieden werden. Denn wenn dem Ich das Bild des Du vorschwebt, nimmt es was es sich nur vorstellt, außerhalb seiner wahr; wenn das aber möglich ist, ist es unentscheidbar, ob nicht alles, was als Wahrnehmung und Realität außerhalb des Ich gesetzt wird, doch nur im Ich existiert. Sichere Realität ist demnach in diesem Text nur der Sprechakt selbst, mit dem das Ich seine eigene Existenz setzt. Ein Ich vergewissert sich demnach in einer Kommunikation, die nur über sich selber spricht, seiner selbst: der gedachte oder reale Partner, vertreten nur durch die Vorstellung des Ich von ihm, ist nur auslösendes Moment und Spiegel, vor dem das Ich seine Autokommunikation vollziehen kann. Denn nur vor einem absenten Partner, der die Sprechsituation des Ich nicht selbst miterlebt, kann es sinnvoll über diese Sprechsituation selbst reden: da das Ich diese notwendig kennt und da ein präsenter Partner diese, soweit sie von außen wahrnehmbar ist,

notwendig kennen würde, bedarf die Rede über sie der Absenz des Adressaten. Die Rolle des Adressaten als bloßer Spiegel, vor dem das Ich mit sich kommuniziert, bestätigt sich auch im Parallelismus zwischen der vom Ich behaupteten Situation seiner selbst und der vom Ich vermuteten Situation des Du.

Wiederum brechen wir — ungeru — ab. Die Analyse auch nur der pragmatischen Probleme, die dieser Text impliziert, ist noch keineswegs abgeschlossen: die pragmatischen Präsuppositionen des Titels, die Präsuppositionen der Publikation eines derartigen Textes als Literatur und das Problem der sich daraus ergebenden Relation zwischen implizierter und faktischer Pragmatik wären zu analysieren. Man sieht jedenfalls an dem Beispiel, wie weit eine Analyse durch die Suche nach Implikationen allein schon kommen kann. *Wenn einmal nachweisbare Folgerungen aus einer Äußerung abgeleitet sind, fragt sich jedenfalls, wie und unter welchen Bedingungen diese einander "sinnvoll" zugeordnet werden können und miteinander vereinbar sind. die Antwort kann nur in neuen Folgerungen bestehen.*

In unserem dritten Beispiel handelt es sich um eine Formulierung, die insofern abnorm und unsinnig scheint, als sie etwas behauptet, das deutlich unserer normalen Realitätserfahrung widerspricht.

- (9) Zwei Reisetage entfernen den Menschen — und gar den jungen, im Leben noch wenig fest wurzelnden Menschen — seiner Alltagswelt, all dem, was er seine Pflichten, Interessen, Sorgen Aussichten nannte, viel mehr, als er sich auf der Droschkenfahrt
5 zum Bahnhof wohl träumen ließ. Der Raum, der sich drehend und fliehend zwischen ihn und seine Pflanzstätte wälzt, bewährt Kräfte, die man gewöhnlich der Zeit vorbehalten glaubt; von Stunde zu Stunde stellt er innere Veränderungen her, die den von ihr bewirkten sehr ähnlich sind, aber sie in
10 gewisser Weise übertreffen. Gleich ihr erzeugt er Vergessen, er tut es aber, indem er die Person des Menschen aus ihren Beziehungen löst und ihn in einen freien und ursprünglichen Zustand versetzt — ja, selbst aus dem Pedanten und Pfahlbürger macht er im Handumdrehen etwas wie einen Vagabunden. Zeit, sagt
15 man, ist Lethe; aber auch Fernluft ist so ein Trank, und sollte sie weniger gründlich wirken, so tut sie es dafür desto rascher.
(Aus: Th. Mann: Der Zauberberg)

Uns interessiert hier Z. 5 ff.: aus Z. 4 f. folgt, daß das betroffene Individuum sich in einem Zug befindet und sich mit diesem irgendwohin bewegt. Z. 5 ff. formulieren demnach etwas scheinbar Abwei-

chend-Abwegiges: die Frage ist also, unter welchen vorausgesetzten Bedingungen diese Teiläußerung tatsächlich akzeptabel und sinnvoll wird. Sie wird dies unter der Bedingung, daß der Zug und seine Insassen eine statisch-unbewegte Größe darstellen, daß nicht diese es sind, die sich bewegen, sondern daß es der Raum selbst ist, der sich verändert. Nicht der Zug entfernt sich von seinem Ausgangspunkt, sondern der Raum zwischen Zug und Ausgangspunkt dehnt sich aus. Nicht das Individuum im Zug, auch nicht der Zug selbst, sondern "Raum" wird hier demnach als Handlungsträger gesetzt: "Raum" ist nicht eine passive Größe, die man durchquert, ein bloßes Akzidenz der Umwelt, sondern er ist es, der sich und die, die sich in ihm befinden, verändert. Es müßte demnach von größtem Interesse bei einer weiteren Analyse des Romans sein, ob dem Raum tatsächlich eine solche Rolle als selbständiger Handlungsträger auch im weiteren Verlaufe zugeschrieben wird. Ähnliches gilt übrigens laut Text für die Zeit: nicht die Individuen ändern sich in der Zeit, sondern die Zeit ändert die Individuen. Auch "Zeit" ist hier also zwar nicht menschlicher, aber autonomer Handlungsträger. Insofern sich "Raum" und "Zeit" in ihren Wirkungen ähnlich sind, werden sie auch als äquivalent gesetzt, freilich mit interessanten Unterschieden. Der Raum wirkt "rascher", die Zeit "gründlicher" (Z. 16). Die Wirkung des Raumes wird also mittels eines Prädikats ausgedrückt, das auf die Kategorie "Zeit" Bezug nimmt ("rascher" — so hieß es schon in Z. 8, daß der Raum "von Stunde zu Stunde" Veränderungen herstelle); die Wirkung der Zeit wird umgekehrt mittels eines Prädikats ausgedrückt, das auf die Kategorie "Raum" Bezug nimmt ("gründlicher" — etymologisch von "Grund", also einer räumlichen Größe, abstammend). "Raum" und "Zeit" erhalten hier also einen abnormen Status und werden, mindestens scheinbar, in eine sonderbar paradoxe Beziehung gesetzt; weitere Analyse müßte diese Beziehung präzisieren — wir brechen hier wiederum ab.

3.112 Der operationale Wert des Verfahrens

3.1121 Ein schwieriges Beispiel: zwei Hölderlin-Strophen

Unser viertes Beispiel ist erheblich komplizierter; es mag von Lesern, die es zu anstrengend finden, überblättert werden.

- (10) Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr die Euern all,
O ihr Dankbaren, sie, eure Dichter schmäht,

Gott vergeb es, doch ehret
Nur die Seele der Liebenden.

Denn o saget, wo lebt menschliches Leben sonst
Da die knechtische jetzt alles, die Sorge zwingt?
Darum wandelt der Gott auch
Sorglos über dem Haupt uns längst.
(Anfangsstrophen aus: Hölderlin: Die Liebe)

Wir wählen den Satz V. 7/8 als Ausgangspunkt und Problem: vom Text wird er als aus V. 5/6 abgeleitete Folgerung behandelt ("Darum"), ohne daß aufgrund der explizit vermittelten Aussagen des Textes einsehbar wäre, wieso 7/8 aus 5/6 logisch folgt. Scheinbar oder tatsächlich hat dieser Text also eine logisch-semantische Kohärenzlücke, darin der Relation der beiden Sätze in (3) ähnlich. Bei Texten dieses Schwierigkeitsgrades wird freilich nur besonders deutlich, was von — mindestens allen künstlerischen — "Texten" überhaupt gilt: nur größtmögliche Genauigkeit der Argumentation kann helfen, solche Systeme adäquat zu beschreiben.

Das "längst" in V. 7/8 impliziert zunächst, daß der beschriebene Sachverhalt nicht schon immer und seit jeher gilt, wenn er auch schon lange gilt. Somit folgt die Proposition: "Nicht von Anfang an wandelt der Gott auch sorglos über dem Haupt uns". Was aber bedeutet diese Proposition genau? Eine Veränderung ist eingetreten, deren Zeitpunkt freilich unbestimmt bleibt. Welcher Art diese Veränderung eigentlich war, hängt aber davon ab, auf welche Teilmenge der Terme des Satzes V. 7/8 die Negation bezogen wird. (Von dem Zusatzproblem, auf welchen Term sich "auch" genau bezieht, sehen wir ab.) Der Satz impliziert zunächst eine Existenzbehauptung, die Proposition

A: "Der Gott existiert".

Diese aber kann es kaum sein, worauf sich die Negation bezieht. Denn zwar ist durchaus eine Mythologie denkbar, der zufolge ein Gott nicht seit jeher existiert, doch würde, falls dies gemeint ist, eine andere Formulierung des Satzes in V. 7/8 erfordern. Nun wird "der Gott" durch eine weitere Proposition spezifiziert:

B: "Der Gott wandelt".

Diese Tätigkeit wird ihrerseits durch zwei sekundäre (adverbiale) Prädikate spezifiziert:

C: "Der Gott wandelt sorglos".

D: "Der Gott wandelt über unserem Haupte".

Wir glauben als linguistische Regel annehmen zu können, daß in solchen Fällen die normale sprachliche Negation jeweils immer das Prädikat betrifft, das ein anderes spezifiziert, ohne selbst von einem dritten spezifiziert zu werden, d. h. aber in unserem Falle eine der beiden adverbialen Bestimmungen. Das primäre Prädikat, hier das Verb "wandeln", wird hingegen nicht notwendig als solches, sondern nur in Verbindung mit einem der sekundären Prädikate negiert: ob der Gott früher nicht nur auf andere Weise, sondern eventuell gar nicht wandelte, wissen wir nicht; sicher ist jedenfalls, daß er nicht so wie jetzt wandelte. Es muß demnach C oder D negiert sein:

C': "Der Gott wandelt nicht sorglos" (aber vielleicht über unserem Haupte)

D': "Der Gott wandelt nicht über unserem Haupte" (aber vielleicht sorglos)

Schließlich kann sich die Negation auch auf beide Propositionen beziehen:

C' + D': "Der Gott wandelt weder sorglos noch über unserem Haupte"

Welche dieser drei Propositionen für den früheren Zeitpunkt behauptet werden soll, läßt sich aus dem Satz 7/8 allein nicht ableiten. Würden wir z. B. C' (oder D' oder C' + D') als ableitbar behaupten, gäben wir offenbar der These vom Pluralismus möglicher Interpretationen ein und desselben Textes recht, da ein anderer Interpret mit demselben Recht z. B. D' (oder C' + D') aus dem Text ableiten könnte, wodurch zwei (oder mehr) konkurrierende Analysen entstünden. Wenn also, um zu generalisieren, eine beliebige syntagmatische Stelle ... x ... so strukturiert ist, daß zwei (oder mehrere) Propositionen p, q, ... befriedigende semantische Interpretationen dieser Stelle darstellen würden, ohne daß dezisive Argumente für p oder q oder ... vorliegen, dann kann weder "p" noch "q", sondern nur "p oder q", bzw., falls p und q untereinander kompatibel sind, "p oder q oder (p und q)" als logisch ableitbare Proposition gelten: keine der *Teilpropositionen* "p", "q", "p und q", sondern nur diese *komplexe Proposition* ist dann also logisch ableitbar und nur sie kann auch, falls kein Entscheidungskriterium zu Gunsten einer der Teilpropositionen im Kontext existiert, Basis weiterer interpretatorischer Folgerungen werden. Somit gilt:

IR 18a: Wenn eine syntagmatische Stelle durch mehrere Propositionen semantisch befriedigend interpretiert werden kann, dann

gilt keine dieser Teilpropositionen, sondern nur die komplexe Proposition, die alle möglichen Teilpropositionen und alle unter diesen logisch möglichen Kombinationen umfaßt, als logisch aus dieser Stelle ableitbar.

IR 18b: Eine (oder mehrere) dieser alternativen hypothetischen Teilpropositionen kann ausgeschlossen werden, wenn aus dem text-internen oder textexternen Kontext eine (oder mehrere) nachweisbare Proposition abgeleitet werden kann, die dieser Teilproposition logisch widerspricht.

IR 18c: Falls der textinterne oder textexterne Kontext keine Entscheidung zugunsten einer der alternativen Teilpropositionen erlaubt, die die komplexe Proposition umfaßt, gilt nur diese komplexe Proposition ihrerseits als Basis weiterer interpretatorischer Folgerungen, d. h. die weitere Analyse hat diese Unentscheidbarkeit selbst zu interpretieren und darf nicht eine willkürliche Wahl zwischen den Teilpropositionen treffen.

IR 18d: Die "Text"-Analyse kann natürlich trotzdem sinnvoll und zu Recht untersuchen, welche weiteren Folgerungen sich bei Annahme jeder einzelnen der Teilpropositionen ergäben, d. h. sich dann ergäben, falls entweder ein entscheidendes Kriterium zugunsten dieser Teilproposition existierte oder sie nicht Teilproposition, sondern einzige aus dieser Stelle ableitbare Proposition wäre.

Sinn und Rechtfertigung dieser Regeln dürften sich aus dem folgenden Kontext ergeben, so daß hier kein weiterer Kommentar notwendig scheint.

Für unser Beispiel gilt demnach, daß allein die komplexe Proposition "Es gilt C' oder D' oder $C' + D'$ " aus V. 7/8 logisch ableitbar ist. Die Fälle möglicher Entscheidungskriterien zwischen den verschiedenen hypothetischen Teilpropositionen dieser nachweisbaren komplexen Proposition können wir hier nicht rekonstruieren. Ein einfaches Beispiel für Entscheidbarkeit aufgrund textinterner Strukturen wäre es z. B., wenn aus einer syntagmatischen Stelle $\dots y \dots$ eindeutig eine Proposition $\text{non-}p$ ableitbar ist, die zu einer hypothetischen Teilproposition p einer komplexen Proposition, die aus einer Stelle $\dots x \dots$ abgeleitet ist, in Widerspruch steht und mit mindestens einer Proposition q , die ebenfalls Teilproposition dieser komplexen Proposition ist, kompatibel ist, so daß $\text{non-}p$ nicht die komplexe Proposition, sondern nur eine ihrer hypothetischen Teilpropositionen ausschließt.

(Diese Zusatzbedingung ist notwendig; denn sonst würde es sich nicht um die Ausschließung einer Teilproposition durch eine gesicherte Proposition, sondern um den Widerspruch zweier gesicherter Propositionen handeln, wofür IR 17 gilt; im übrigen müssen noch weitere, hier nicht zu behandelnde Zusatzbedingungen erfüllt sein.) Entscheidbarkeit aufgrund textexterner Strukturen läge etwa z. B. dann vor, wenn eine solche hypothetische Teilproposition p mit dem kulturellen Wissen unvereinbar ist, da dieses eine Proposition $\text{non-}p$ umfaßt, und wenn die komplexe Proposition mindestens eine Teilproposition q umfaßt, die mit dem kulturellen Wissen kompatibel ist. Würde also in unserem Beispiel (10) entweder eine Stelle des Textes selbst oder das System der ihn umgebenden Kultur eindeutig die Ableitung einer Proposition

non- D' (z. B.): "Der Gott wandelt immer über dem Haupte der Menschen"

erlauben, dann ließe sich offenbar aus V. 7/8 statt " C' oder D' oder $C' + D'$ " die Proposition " C' " folgern und die Möglichkeit von " D' " und von " $C' + D'$ " ausschließen.

Nichtsdestoweniger bleibt es freilich auch dann ein unbestreitbarer Sachverhalt, daß die Stelle . . . x . . . (in unserem Beispiel: V. 7/8) z. B. " p oder q oder (p und q)" (in unserem Beispiel: " C' oder D' oder $C' + D'$ ") als Folgerung zuließ, selbst wenn weitere Daten die Entscheidung zwischen diesen Alternativen zugunsten von " p " (in unserem Beispiel " C' ") erlauben. Selbst wenn also in jedem Falle, wo der gegebene Text an einer Stelle in dem Sinne "mehrdeutig" ist, daß diese Stelle nur die Ableitung einer komplexen Proposition logisch erlaubt, aufgrund textinterner oder textexterner Daten zugunsten einer der Teilpropositionen dieser Stelle entschieden werden kann, bleibt dennoch auch das Faktum der komplexen Proposition selbst zu interpretieren: denn IR 15 verbietet es uns, dieses Faktum einfach als partikuläre "Unklarheit" beiseite zu schieben. — Soweit dieser methodologische Exkurs.

Was wir an Folgerungen aus V. 7/8 ziehen können, reicht nun weder aus, um zu verstehen, warum V. 7/8 aus dem Vorangehenden folgt, noch reicht es aus, zwischen den Teilpropositionen C' , D' , $C' + D'$ zu entscheiden. Es liegt somit nahe, die expliziten oder impliziten Behauptungen der anderen Sätze unseres Textes näher zu analysieren. Da es uns nur auf ein Beispiel eines Argumentationstyps ankommt, übergehen wir alle interpretatorischen Probleme unseres Textauszugs, von denen wir hypothetisch, d. h. aber: vielleicht zu

unrecht, annehmen, sie seien für unsere Frage nicht relevant — das sind freilich, wie man sich leicht überzeugen kann, nicht wenige.

Grob gesagt, konfrontiert Strophe I zwei oppositionelle Gruppen, "Freunde", "Eure", "Dichter" einerseits, "Seele der Liebenden" andererseits. Die Vergebung Gottes, die bei einer Schmähung der ersten Gruppe vom Sprecher als möglich zugelassen wird, wird für den Fall einer Schmähung der zweiten Gruppe offenbar ausgeschlossen. Von den verschiedenen Asymmetrien, die zwischen den beiden Gruppen existieren, halten wir fest, daß die erste Gruppe eine Mehrzahl von Termen umfaßt, deren jeder personale Totalitäten benennt, und daß die zweite Gruppe nur einen einzigen Term umfaßt, der nur einen Teil einer personalen Totalität benennt. Doch lassen wir hier diese doppelte Opposition auf sich beruhen und konzentrieren uns auf eine dritte. Zwischen beiden Gruppen besteht eine hierarchische Relation: die zweite ist höher bewertet als die erste, was aus "verzeihbare" vs "unverzeihbare Schmähung" folgt. Das soll offenbar in V. 5/6 ("denn") begründet werden.

Für die "Seele der Liebenden" (seinerseits ein problematisch-vieldeutiger Term) gilt etwas, was nur für sie gilt: nur in ihr "lebt menschliches Leben", was, wie aus V. 6 folgt, nicht immer so war ("jetzt"). Was aber gilt dann für alle anderen menschlichen Individuen, die nicht in die Klasse "Seele der Liebenden" fallen, und was galt für den früheren Zeitpunkt, den das "jetzt" impliziert? Wiederum lassen sich mindestens auch zwei verschiedene Terme von V. 5 für den jetzigen Zeitpunkt negieren. Wir erhalten die Teilpropositionen

E: "Das menschliche Leben, das sonst noch existiert, ist nicht menschlich"

F: "Das menschliche Leben, das sonst noch existiert, lebt nicht"

Da beide Aussagen wiederum auch zu E + F kombiniert werden können, folgt somit aus V. 5 die komplexe Proposition "E oder F oder E + F". Jede der Teilpropositionen E und F ist aber in sich widersprüchlich und paradox, und IR 16 verbietet es uns, bei diesem Befund stehen zu bleiben. Nun ist der Widerspruch sofort behoben, wenn wir "menschlich" und "nicht-menschlich" in E bzw. "Leben" und "Nicht-Leben" in F jeweils auf verschiedene Sachverhalte beziehen. In unserem Falle gibt die jeweilige Aussage E bzw. F sofort einen vernünftigen Sinn, wenn wir jeweils eines der kontradiktorischen Prädikate wörtlich, das andere hingegen metaphorisch auffassen. Aus V. 5/6 ergibt sich, daß es das je erste Prädikat in E bzw. F ist, das als "wörtlich"

klassifiziert werden muß (was wir nicht weiter begründen). Dem biologischen Prädikat "menschlich₁" wird dann in E ein normativwertendes Prädikat "menschlich₂" gegenübergestellt, das wir etwa als "menschenwürdig" bzw. "einer Norm optimaler Menschlichkeit gemäß" umschreiben können. Völlig analog wird in F dem biologischen "Leben₁" ein normatives "Leben₂" konfrontiert, das wir als "eigentliches", "höheres", "sinnvolles" oder "lebenswertes Leben" umschreiben können; zu einer genaueren Präzisierung bedürften wir weiterer Textdaten.

In diesem Falle zeigt sich übrigens deutlich, wie die komplexe Proposition "E oder F oder E + F" vom Text erzeugt wird. Denn einerseits scheint, da ohnedies unzweideutig in Strophe I von Menschen die Rede ist, das Prädikat "menschlich" tautologisch oder redundant gegenüber "Leben" zu sein; andererseits ist "Leben lebt" deutlich tautologisch (rhetorisch: figura etymologica). Ein einfacher Substitutionstest zeigt, daß bei geringer Textmodifikation die Unentscheidbarkeit verschwinden würde: substituieren wir "wo lebt" z. B. durch "wo gibt's", entfällt Variante F; substituieren wir "menschliches Leben" z. B. durch "wirkliches Leben" entfällt Variante E. Während allen anderen Individuen nur "menschliches₁ Leben₁" zukommt, kommt der "Seele der Liebenden" "menschliches₂ Leben₁" oder "menschliches₁ Leben₂" oder "menschliches₂ Leben₂" zu.

Nun ist es nach V. 6 die "Sorge", die "menschliches Leben" im wertenden Sinne ausschließt, das hingegen in der "Seele der Liebenden" möglich ist. Somit steht "Sorge" in asymmetrischer Opposition zu "Liebe". Die Sorge "zwingt", d. h. sie ist nicht nur "knechtisch", sondern macht auch "knechtisch", da "zwingen" jedenfalls "der Freiheit berauben" impliziert. Wir resümieren:

G: "Seele der Liebenden"

Schmähung unverzeihbar

Menschlich₂

und/oder

Leben₂

Nicht-Sorge (≈sorglos)

Frei (≈nicht-knechtisch)

Liebe

H: "Alles"

Schmähung verzeihbar

Nicht-menschlich₂

und

Nicht-Leben₂

Sorge

Unfrei (≈knechtisch)

Nicht-Liebe

Wiederum tritt auch das Problem auf, daß V. 6 einen unbestimmten früheren Zeitpunkt impliziert, für den die Behauptung von V. 6

nicht gilt, und daß unentscheidbar ist, worin die Negation von V. 6 besteht: Zwang früher die Sorge nur manches nicht oder zwang sie gar nichts? Aber auch für den gegenwärtigen Zeitraum ("jetzt") entsteht wiederum ein Kohärenzproblem: V. 5/6 wird durch zwei Propositionen befriedigend interpretiert, die — für denselben Zeitraum behauptet — einander aber ausschließen:

I: Es gibt nichts, das nicht von der Sorge gezwungen wird (\approx alles wird von der Sorge gezwungen)

J: Es gibt etwas, das nicht von der Sorge gezwungen wird (\approx die Seele der Liebenden ist von der Sorge ausgenommen)

Entweder inkludiert "alles" auch die "Seele der Liebenden": dann wird auch diese von der Sorge gezwungen; es wäre unklar, worin sie sich von anderen Individuen unterscheidet, von denen sie doch abgehoben wird; G muß in mehreren Punkten dann falsch sein. Oder "alles" inkludiert die "Seele der Liebenden" nicht: dann fragt sich erstens: was in unserem Textauszug "alles" bedeutet; zweitens, warum "alles" gesagt wird, wenn es doch nicht gemeint ist. Da G nur resümiert, was wir logisch gefolgert zu haben glauben, müssen wir den zweiten Fall annehmen, zumal der Text eine weitere Größe ebenfalls aus "alles" ausnimmt: "der Gott", ebenfalls "sorglos", ist der "Seele der Liebenden" in verschiedener Hinsicht äquivalent. Der Anwendungsbereich von "alles" kann hier also nicht die absolute Allklasse aller realen und denkbaren Objekte sein: "Alles" bezeichnet nur die Gesamtmenge aller Glieder einer Teilklasse dieser Allklasse. Die genaue Extension von "alles" wird aber vom Text nicht expliziert. Mindestens muß es aber auch Nicht-Menschliches umfassen: denn warum sonst "alles" anstelle von "alle"? Umgekehrt muß es auch Menschliches umfassen, da auch die in Strophe I der "Seele der Liebenden" konfrontierte Gruppe logisch notwendig unter "alles" subsumiert sein muß. Nun kann aber "menschliches Leben" nicht sinnvoll am Nicht-Menschlichen vermißt werden: die Merkmale "menschlich" und "Leben", die er der "Seele der Liebenden" zugesprochen hat, spricht der Text also allen Ernstes bis in die Grammatik hinein den anderen Gruppen ab. Sie erhalten denselben sprachlichen Status wie unbelebte Objekte.

Wir müssen annehmen, daß alles unter "alles" fällt, was davon nicht explizit ausgenommen ist, wie etwa die Durchschnittsklasse "Seele \cap Liebende" und die Klasse "der Gott". "Alles" ist somit mindestens das, was übrig bleibt, wenn man von der Allklasse aller vom Text gesetzten Objekte die Vereinigungsklasse "(Seele \cap Lieben-

de) \cup Gott" abzieht. Die beiden Glieder dieser Vereinigungsklasse sind die einzigen singularischen Terme des Textes, während sonst nur pluralische Terme (ihr, uns, sie; Freunde, Dichter, die Euern) oder unstrukturierte Kollektiva (alles) auftreten. Wenn wir vom Fall der Abstrakta "Liebe" und "Sorge" absehen, gibt es von dieser Regel nur eine implizierte Ausnahme, die an der Textoberfläche nicht sichtbar wird: es ist dies der von der Anrede logisch vorausgesetzte Sprecher. Ihn lassen wir hier beiseite: nähere Analyse, die vor allem auch des Gesamttextes bedürfte, würde zu den Problemen der vom Text implizierten Dichterrolle führen. Der singularische Status der beiden privilegierten Klassen wird jedenfalls durch die syntaktisch-semantischen Strukturen der linguistischen Textebene betont. Denn erstens müßte es an sich so viele Seelen geben, wie es Liebende gibt; zweitens ist "der Gott" eine Formulierung, die weder im monotheistisch-christlichen noch z. B. im polytheistisch-antiken Modell üblich ist. Im ersteren würde man "Gott" – und nicht "der Gott" – sagen, d. h. sich des Terms "Gott" als Individuename und nicht als Benennung einer Klasse von Individuen bedienen. Im letzteren müßte man sich hingegen, sofern nicht ein individueller Göttername als anaphorischer oder kataphorischer Referent im Text gegeben ist, der Formulierung "ein Gott" bedienen, da es sich nur um ein Glied einer Klasse gleichartiger Glieder handelt.

Nur "Seele" und "Gott" erscheinen hier also als Individuen, d. h. als unteilbare und autonom existierende Handlungsträger und Subjekte. Nicht "Liebende" werden anderen Gruppen konfrontiert, sondern nur ihre "Seele": diese aber ist, wie "Gott", eine empirisch nicht beobachtbare, transzendente Größe. Insofern sind "Seele" und "Gott" also äquivalent. Die Durchschnittsklasse "Seele \cap Liebende" nimmt dann aber aufgrund der sprachlichen Strukturen dieses Textes offenbar eine Zwischenstellung zwischen dem Gott und den anderen menschlichen Individuen ein. Insofern sie das singularische und transzendente Glied "Seele" enthält, partizipiert sie an einer Klasse, der auch "Gott" angehört; insofern sie das pluralische und empirische Glied "Liebende" enthält, partizipiert sie an der Klasse der sonstigen menschlichen Individuen. Die Hypothese kann verteidigt werden: denn welcher Klasse gehört der bzw. die Körper der Liebenden an – fallen sie im Unterschied zur "Seele", unter "alles"? Denn während, wie wir konstatierten, sonst menschliche Individuen als Totalitäten genannt werden, wird im Falle der Liebenden nur ein Teil einer solchen, eben die "Seele", genannt, und nur sie ist explizit aus "alles"

ausgenommen. Dann aber fragt sich umgekehrt, wie es sich mit den Seelen der anderen menschlichen Individuen verhält: welcher Klasse sind sie zuzuordnen? Nach dem sprachlich-kulturellen Kode der Epoche ist "Seele" an sich etwas, das allen menschlichen Individuen zukommt und das das den "Körper" Belebende ausmacht – gerade "menschlich" und "Leben" werden aber den anderen, grammatisch dem Unbelebten gleichgestellten Individuen abgesprochen. Wir folgern:

K: "Seele" und "Liebe" sind äquivalent: "Seele" erhält man durch "Liebe"; "Liebe"/"Seele" befähigen zu dem, was der Text "menschliches Leben" nennt.

Der Durchschnitt "Seele \cap Liebende" erstreckt sich dann auf alle Elemente beider Klassen: beide Klassen sind extensionsgleich, nicht aber intensionsgleich (= bedeutungsgleich). Und die "Seele der Liebenden" verhält sich dann zu "alles", wie die "Seele" zum "Körper" (Homologie) bzw. wie die "Liebe" zur "Sorge". (Nicht beweiskräftige Anmerkung zum Vergleich: E. T. A. Hoffmanns Nathanael, dem wir in "SET" nähertreten werden, bezeichnet seine Verlobte, um ihr "höheres Leben" abzustreiten, als "seelenloses Automat"; der Sprecher unseres Hölderlin-Textes erhofft sich an späterer Textstelle vom Aufwachsen der Liebe "eine beseeltere,/Vollentblühende Welt".)

Dann müssen wir freilich auch für "Seele" folgern, daß der Term anders als normalsprachlich üblich gebraucht wird, und zwischen einer "Seele₁" im normalsprachlichen Sinne und einer "Seele₂" im Sinne unseres Textes unterscheiden. Die Liebenden haben entweder quantitativ ein Mehr an "Seele" als die Nicht-Liebenden oder ihre Seele ist qualitativ anders beschaffen. Eine Hypothese bietet sich an: was die "Seele₂" vor der gewöhnlichen "Seele₁" auszeichnet, ist ihr höheres Ausmaß an Gottähnlichkeit; denn die "Seele₂" bildet unter bestimmten Aspekten eine gemeinsame Klasse mit "Gott", die in Opposition zu der unter "alles" subsumierten (und zu "alles" entweder extensionsgleichen oder hyponymen) "Seele₁" steht. Dann aber ergibt sich die weitere Folgerung, daß der Text "eigentliches", "höheres" menschliches Leben als gottähnliches interpretiert: das wahre Menschliche ist dann, grob gesagt, das Göttliche. (Anmerkung ohne Beweiswert: Hölderlin spricht in einem anderen Text, "An die Parzen", über das Schicksal einer "Seele, der im Leben ihr göttlich Recht/Nicht ward" und entwirft als Wunschbild: "Einmal/Lebt ich, wie Götter und mehr bedarfs nicht". Vgl. auch Schillers "Götter Griechenlands": "Da die Götter menschlicher noch waren,/Waren Menschen göttlicher".)

Noch eine weitere Hypothese können wir aufstellen: der Text konstituiert, sahen wir, eine Klasse $(\text{Seele} \cap \text{Liebende}) \cup \text{Gott}$. Wenn unsere bisherige Argumentation haltbar ist, dann gilt aber: Erstens, daß "Seele₂" und "Liebe" extensionsgleich sind; zweitens, daß zwischen "Seele" und "Gott" eine Korrelation besteht. Nicht nur ist "Seele" irgendwie gottähnlich: sie verhält sich auch zu "Gott" wie eine Wirkung zu einer Ursache — so verhält sich aber auch "Seele" zu "Liebe". Folglich müßte logischerweise auch eine Korrelation zwischen "Liebe" und "Gott" erwartbar sein — freilich muß der literarische Text keineswegs das logisch Erwartbare realisieren. (In unserem Falle tut er es allerdings, wenngleich nicht in unserem Textauszug, sondern an späterer Stelle: die Liebe wird dort als "Gottes Tochter, von ihm allein" bezeichnet; "Liebe" und "Gott" verhalten sich also wiederum zu einander wie Wirkung und Ursache.) Falls jedenfalls dieser Komplex von Hypothesen haltbar sein sollte, könnten wir somit die Merkmals-schemata G und H um einige Terme erweitern. Zudem würde verstehbar, warum die "Seele der Liebenden" nicht geschmäht werden darf: sie schmähen ist einer Schmähung des Gottes äquivalent. Die "Liebe" wäre dann das, wodurch sich der absente, ferne Gott dem Menschen manifestiert und diese sich ähnlich macht: sie ist folglich dann das, was die entstandene Distanz zwischen Mensch und Gott zwar nicht beseitigt, aber Mensch und Gott dennoch verbindet — sie ist eine mediative Größe (vgl. dazu "SET").

Was freilich unser Ausgangsproblem betrifft, hat uns alle argumentative Mühe noch keine Lösung beschert. Wieso und inwiefern V. 7/8 aus dem Vorangehenden ableiten läßt, welche logische oder kausale Korrelation zwischen V. 5/6 und V. 7/8 besteht, ob das "darum" sich auf C oder D oder beide bezieht und ob somit für den früheren Zustand C' oder D' oder C' + D' gilt, wissen wir immer noch nicht. Ein an sich sinnvolles Verfahren hat also in diesem Falle zu keinem dezisiven Ergebnis geführt. Da allerdings das Problem des "darum" nicht dadurch aus der Welt geschafft ist, daß wir die logisch-semantische Korrelation der Terme, die es ausdrückt, nicht finden, würde dann immer noch eine weitere relevante interpretatorische Frage notwendig sein: denn daraus, daß eine logisch-semantische Konsequenzbeziehung vom Text *postuliert*, aber nicht *expliziert* wird und daß sie sich auch aufgrund der vom Text nur implizierten Oppositionen nicht spezifizieren und rekonstruieren läßt, lassen sich schließlich wiederum interpretatorische Folgerungen ziehen. Wir schlagen — beispielshalber, da es uns hier nur auf das Verfahren ankommt — eine

solche vor, indem wir die (naturgemäß immer – vgl. die Ausführungen zu IR 15 und 16 – problematische) Annahme machen, eine Begründung der von V. 7/8 gesetzten Veränderung im Sinne des “darum” sei aus dem Text tatsächlich nicht ableitbar. Der Text setzt dann also, daß es einen früheren Zustand gab, in dem die Distanz zwischen Mensch und Gott nicht, oder doch nicht in dieser Form existierte. Wenn er nun ein begründendes “darum” der eingetretenen Veränderung setzt, ohne daß diese Begründung selbst einsehbar wäre, bieten sich zwei Hypothesen zur semantischen Funktion dieser Textstruktur an:

L: Der Sprecher hat ein Mehrwissen, das er dem Adressaten nicht mitteilt.

M: Der Sprecher postuliert (z. B. im Interesse der Annahme einer sinnvollen Organisation des Weltlaufs), daß eine solche Veränderung nicht grundlos-zufällig eingetreten sein kann, auch wenn er selbst die Gründe dieser Veränderung nicht angeben kann.

Hypothese L kann praktisch ausgeschlossen werden: es gibt keinen Grund zur Annahme eines solchen esoterischen Anspruchs seitens des implizierten Sprechers, der im Gegenteil seine Argumentation in dialogischer Auseinandersetzung mit einem gedachten Publikum führt und auf dessen Wissen und dessen prinzipiellen Konsens mit ihm selbst argumentativ rekurriert, wie die Frage von V. 5/6 belegt. Nehmen wir freilich Hypothese M an, tritt ein anderes Problem auf: woher weiß der Sprecher, daß der Gott sich früher anders verhielt? Denn der Text präsupponiert ein solches Wissen; wir halten es fest in

N_0 : Der Sprecher weiß über den aktuellen Zustand des Gottes hinsichtlich bestimmter Aspekte (= C + D) Bescheid und weiß, daß der Zustand des Gottes früher anders war (= C' oder D' oder C' + D').

Entweder gilt nun, daß die Annahme des Sprechers über den Gott ein tradiertes Wissen der kulturellen Gemeinschaft, die Sprecher und hypothetische Adressaten umfaßt, darstellt (= N_{1a}): dann ist N_0 seinerseits kein Problem. Oder der Sprecher nimmt für sich eine Offenbarung in Anspruch, die ihm persönlich zuteil geworden ist (= N_{1b}): dann ist N_0 ebenfalls kein Problem. Nun enthält der Text kein Indiz zugunsten der Annahme N_{1b} ; wie wir später (anlässlich von P und Q) noch zeigen werden, wird die Annahme N_{1a} durch unser Wissen über die Kultur, der der Text angehört, nicht nur nicht bestätigt, sondern sogar ausgeschlossen. Dann muß aber eine andere

Interpretation dafür gefunden werden, wieso vom Text ein solches Wissen N_0 des Sprechers präsupponiert werden kann. Da nun die Aussage, jetzt werde alles von der Sorge beherrscht, als Argument dafür, daß der Gott uns längst sorglos über dem Haupt wandle, verwendet wird, können wir aus dem Text eine auf den ersten Blick verblüffende, Unübliches behauptende und die "normalen" Relationen verkehrende Proposition ableiten:

O: Der Gott ist die abhängige Variable einer ihn mit den Menschen verknüpfenden Funktion: der menschliche Zustand determiniert den göttlichen.

Aus N_0 (und der Ausschließung von N_{1a} und N_{1b}) und O folgern wir nun:

N_2 : Es ist unentscheidbar, ob dem Gott "Realität" auch außerhalb des Textes oder nur im Redeakt zukommt, d. h. es ist unentscheidbar, ob er im Text als reale Macht oder als bloße Denkgröße fungiert, die etwa den Entwurf eines gegenüber dem gegebenen menschlichen Zustand anderen Zustands, den Entwurf eines transzendent-utopischen Andersseins, den Entwurf einer von der aktuellen Menschheit nicht (mehr) realisierten, aber erstrebenswerten Existenzmöglichkeit darstellt.

Denn wenn der Sprecher den Gott nur als fiktive Redegröße verwendet und selbst dessen Merkmale setzt (= die an zweiter Stelle in N_2 genannte Möglichkeit), dann ist der Gott tatsächlich vom Menschen abhängig und der Sprecher kann tatsächlich über ihn Bescheid wissen. Da aber andererseits das Lexem "Gott" vom Text nicht anders als andere Lexeme bezüglich seines Realitätsstatus behandelt wird, dürfen wir nur auf Unentscheidbarkeit zwischen den beiden Möglichkeiten schließen, was wiederum ein zu interpretierendes Datum wäre, nach dessen semantischer Funktion gefragt werden müßte.

Die Propositionen N_0 , O, N_2 gelten allerdings nicht nur im Falle der Annahme M, die aus der Hypothese der Unmöglichkeit sinnvoller und nachweisbarer Interpretation des "darum" abgeleitet war; sie würden auch gelten, wenn wir eine akzeptable Deutung des "darum" fänden oder gefunden hätten. Kehren wir nochmals zu dieser Ausgangsfrage zurück. Wir können jedenfalls festhalten, daß

- 1) sowohl V. 5/6 als V. 7/8 voraussetzen, daß zu einem unbekanntem früheren Zeitpunkt die Situation des Menschen und sein Verhältnis zu Gott anders als "jetzt" strukturiert war,
- 2) zu einem unbestimmten Zeitpunkt, der jedenfalls geraume Zeit zurück liegt ("längst") eine Veränderung eingetreten ist,

- 3) die Ursache dieser Veränderung unbestimmt bleibt: zwar wird verbal die "Sorge" als auslösender und autonomer Handlungsträger gesetzt, doch setzt diese bloß sprachlich-grammatikalische Pseudoursache ihrerseits einen unbekanntem verursachenden Term voraus (die "Sorge" könnte z. B. theoretisch gottgesandt, vom Menschen verschuldet, aus dritten Ursachen entstanden sein),
- 4) die Veränderung sowohl (mit Ausnahme der privilegierten Klasse "Seele der Liebenden") den menschlichen als auch den göttlichen Zustand betrifft,
- 5) Veränderung des menschlichen und des göttlichen Zustands logisch-kausal korreliert sind und zwar – entgegen dem gemeinhin Angenommenen – so, daß die Zustandsveränderung des Menschen der des Gottes nicht nur vorausgeht, sondern sie auch auslöst ("darum"),
- 6) der frühere Zustand des Menschen als der höher bewertete erscheint und somit die Veränderung als ein Verlust erfahren wird (V. 5/6).

Implizit enthält unser Text also eine globale Geschichtsphilosophie, der zufolge ein ursprünglich positiver Zustand aus unbekanntem Ursachen verlorenging. (Der impliziten und rückwärts gerichteten Utopie des Textauszugs entspricht im übrigen am – hier ausgesparten – Textende eine explizite und vorwärts gerichtete Utopie.)

Nun kennt aber die Goethezeit gleich zwei – einander ausschließende – mythologische Modelle, die in bestimmten Punkten dieser impliziten Geschichtsphilosophie entsprechen und ihr von den Mitgliedern dieser Kultur konnotativ zugeordnet werden können:

P: Das christlich-monotheistische Modell: infolge des Sündenfalls verlieren die Menschen einen uranfänglichen optimalen Zustand, bei dem sie unmittelbaren Kontakt mit dem Gott hatten und frei von Sorge und Zwang (Arbeit) waren.

Q: Das antik-polytheistische Modell: das erste einer Serie sukzessiver Weltalter ist die uranfängliche "goldene Zeit", die ebenfalls durch die Absenz von Zwang/Unfreiheit/Sorge charakterisiert ist (vgl. z. B. Ovids "Metamorphosen"⁹).

⁹ Ovid: Metamorphosen:

"Aurea prima sata est aetas quae vindice nullo/
sponte sua sine lege fidem rectumque colebat./
poena metusque aberant . . ."

Da der Nachweis, daß es möglich ist, diese beiden Modelle sinnvoll als objektive Konnotationen an den Text heranzutragen, für uns wichtig ist, ziehen wir ausnahmsweise auch eine spätere Textstelle heran, die noch deutlicher solche Konnotationen, und zwar nicht nur von P oder Q, sondern von beiden zugleich, provoziert: in V. 20 wird die "Liebe" als "Gottes Tochter, von ihm allein" bezeichnet. Aus dieser Textstelle läßt sich eine Menge X (x_1, x_2, \dots) von Propositionen ableiten, so z. B., ohne Anspruch auf Vollständigkeit:

x_1 : Gott hat ein Kind ("Gottes Tochter")

x_2 : Nur ein Kind des Gottes wird genannt, d. h. der Gott hat ein oder mehrere Kinder.

x_3 : Dieses Kind ist mutterlos und ist ohne sexuelle Vereinigung des Gottes mit einem weiblichen Wesen entstanden ("von ihm allein").

x_4 : Dieses Kind ist eine Tochter.

x_5 : Diese Tochter ist die Liebe, inklusive ihrer erotisch-sexuellen Aspekte.

x_6 : "Gott" wird als Individuenname (Eigename) gebraucht, was die Existenz nur eines Gliedes der Klasse "Gott" voraussetzt.

x_7 : Die Vater-Kind-Beziehung wird durch die Formulierung "Gottes Tochter" ausgedrückt.

Wenn wir nun mit dem Text die extratextuellen Modelle P und Q vergleichen wollen, müssen wir zunächst festlegen, was "vergleichen" hier überhaupt sinnvoll bedeuten kann. Wie jedes "kulturelle Wissen" (vgl. 1.1), d. h. wie jede Menge von Annahmen einer Kultur über die Realität, kann ein solches mythologisches Modell als die Menge aller von ihm als wahr gesetzten Propositionen beschrieben werden. Nun umfaßt die Gesamtmenge der Propositionen, durch die P adäquat ausgedrückt werden kann, z. B. auch die Proposition p_n : "Am jüngsten Tag wird Gott (oder sein Sohn) über die Menschen zu Gericht sitzen". Und die Gesamtmenge Q umfaßt auch die Propositionen q_m und q_r "Uranos' Sohn Kronos stürzt Uranos"; "Kronos' Sohn Zeus stürzt Kronos". Offenbar gibt es in unserer Menge X weder eine Proposition x_n , mit der p_n , noch eine Proposition x_m , mit der q_m sinnvoll verglichen werden könnte. Das heißt p_n und q_m beziehen sich auf Klassen von Sachverhalten n bzw. m, über die sich unser Text nicht äußert. Vergleichbar mit X sind von den Mengen P bzw. Q nur die Teilmengen P_X bzw. Q_X , die sich auf Sachverhalte beziehen, zu denen sich auch der Text äußert. Diese Teilmengen müssen aber mindestens implizit auch negative Propositionen umfassen,

die sich aus dem jeweiligen Modell ableiten lassen, ohne daß sie in den Texten, durch die das Modell für uns überhaupt gegeben ist, notwendig auch explizit formuliert sein müßten: so impliziert das Modell P, daß Gott nur einen Sohn, nicht aber eine Tochter hat. Die Proposition p_2 : "Gott hat keine Tochter" ist vielleicht niemals in einem der kanonischen Texte des christlichen Modells explizit formuliert worden, nichtsdestoweniger ist sie in diesem Modell wahr. Die biblischen Texte z. B. schreiben Gott nirgendwo eine Tochter zu und räumen nirgends (?) die Möglichkeit uns unbekannter weiblicher Kinder des Gottes ein. Wir können somit für P die Menge P_X formulieren:

p_1 : Gott hat ein Kind.

p_2 : Gott hat nur ein Kind.

p_3 : Dieses Kind ist mutterlos usw.

p_4 : Dieses Kind ist ein Sohn.

p_5 : Dieser Sohn hat etwas mit "Liebe", aber unter Ausschluß ihrer erotisch-sexuellen Aspekte, zu tun.

p_6 : Es gibt nur einen Gott.

p_7 : Die Vater-Kind-Beziehung wird gern durch die Formulierung "Gottes Sohn"/"Sohn Gottes" ausgedrückt.

Da Q ein polytheistisches Modell ist, wird die Formulierung von Q_X schwieriger. Wir simplifizieren von vornherein:

q_1 : (Mindestens) Ein Gott hat (mindestens) ein Kind (die Proposition umfaßt selbst eine Menge von Propositionen, in die sie aufgliedert werden müßte, z. B.:

q_1' : Der Gott Uranos hat (mindestens) ein Kind.

q_1'' : Der Gott Zeus hat (mindestens) ein Kind, usw. Wir halten explizit als q_1' fest: der Gott Uranos hat Kinder, darunter die für uns interessante Aphrodite.)

q_2 : (Mindestens) Ein Gott hat mehrere Kinder (wir halten wiederum nur als q_2' fest: der Gott Uranos hat mehrere Kinder, darunter Aphrodite).

q_3 : (Mindestens) Ein Kind eines männlichen Gottes ist mutterlos und ist ohne sexuelle Vereinigung mit einem weiblichen Wesen entstanden. (Wir halten als q_3' fest: Aphrodite entsteht aus der Kastration des Uranos durch seinen Sohn Kronos¹⁰).

q_4 : (Mindestens) Ein Götterkind ist weiblich. (Wir halten als q_4' fest: Aphrodite ist weiblich.)

¹⁰ Für unseren Zweck brauchen wir andere Varianten des Mythos nicht zu diskutieren — sie ändern nichts Wesentliches.

q₅: (Genau) Ein weibliches Kind eines männlichen Gottes ist Göttin der Liebe und repräsentiert diese inklusive ihrer erotisch-sexuellen Aspekte (= Aphrodite).

q₆: "Gott" ist ein Klassenname: die Klasse "Gott" umfaßt mehrere Glieder (wir halten als q₆' fest: es gibt einen Gott namens Uranos).

q₇: ? (Hier versagt unsere Kenntnis der Texte der antiken Kultur, die das mythologische Modell Q repräsentieren).

Da die meisten der mit X vergleichbaren Propositionen aus Q_X ihrerseits Mengen von Propositionen (q', q'', ...) darstellen, können wir Q offenbar erst dann mit X vergleichen, wenn wir noch einige zusätzliche Operationen vornehmen, um die in diesem Falle niemand umhin kommt, ob er sie nun explizit oder nur unausgesprochen, bewußt oder unbewußt ausführt. (Von dem problematischen q₇ sehen wir im folgenden ab.) Wir vergleichen zunächst diese verschiedenen Teilmengen von q₁, q₂, ... untereinander. Jede solche Teilmenge bildet aber mit jeder anderen einen gemeinsamen Durchschnitt und alle dieser Durchschnittsmengen überschneiden sich wiederum in dem Sinne, daß jede von ihnen eine Proposition q' umfaßt, die sich auf einen Sachverhalt Y, nämlich die Gottheiten Uranos und/oder Aphrodite und/oder deren Relation bezieht, und daß es keine Proposition q'' gibt, die ebenfalls Glied aller dieser Durchschnittsmengen wäre (was schon durch die Eingliedrigkeit von q₅ verhindert wird) und sich auf einen Sachverhalt non-Y bezöge. Relevant für unseren Zweck sind hier also nur q₅ und die jeweils als q' gekennzeichneten Propositionen. Den Sachverhalt Y können wir, wie folgt, zusammenfassen: Es gibt u. a. einen Gott Uranos (= erste Generation der olympischen Götter), der von seinem Sohn Kronos (= zweite Generation) kastriert wird, wobei zugleich die mutterlose Göttin der Liebe, Aphrodite, entsteht.

Manche Propositionen aus X stimmen nun mit manchen Propositionen aus P_X bzw. Q_X überein oder sind mit ihnen doch kompatibel. So gibt es die Teilmenge X_P der mit P_X verträglichen Propositionen: x₁ und p₁, x₂ und p₂, x₃ und p₃, x₆ und p₆, x₇ und p₇ sind untereinander kompatibel, x₄ und p₄, x₅ und p₅ schließen einander hingegen aus. Umgekehrt gibt es die Teilmenge X_Q der mit Q_X verträglichen Propositionen: x₁ und q₁', x₂ und q₂', x₃ und q₃', x₄ und q₄', x₅ und q₅ sind untereinander kompatibel, x₆ und q₆, wahrscheinlich auch x₇ und q₇, schließen einander hingegen aus. X_P fordert zur Konnotation von P, X_Q zu der von Q heraus, aber sowohl P als Q werden

durch eine — je verschiedene — Teilmenge von X ausgeschlossen. Ob nun unsere Argumentation genau genug war oder nicht: wir können jedenfalls sagen, daß der Text zwei verschiedene und an sich unvereinbare Modelle auf einander projiziert — er "zitiert" beide und konstruiert aus ihnen ein drittes Modell, das sowohl Propositionen, die für P, als auch solche, die für Q konstitutiv sind, enthält.

Analoges — wir führen es nicht mehr in extenso vor — gilt nun auch für V. 7/8. Indiz ist etwa "der Gott" — eine Formulierung, die in P wie in Q ungewöhnlich wäre und deren unentschiedener Status zwischen Eigennamen und Klassennamen wir schon konstatierten. Tilgt man den bestimmten Artikel, erhält man eindeutig P; fügt man einen mythologischen Eigennamen, etwa Uranos ein, auf den sich "der" in eindeutiger Korreferenz bezieht, oder substituiert man "der" durch "ein", erhält man Q. Da aber weder Tilgung noch Ergänzung noch Substitution im Text existieren, müssen wir wiederum sowohl mit P als auch mit Q operieren. Der Sprecher behandelt also die Differenzen zwischen beiden als neutralisiert-irrelevant. (Anmerkung: was unser Text hier treibt, kennt die Goethezeit als das Problem der "Einheit"^{10a}: als den Versuch, heterogene Interpretationen der Welt in ein übergeordnetes, einheitliches, von den Differenzen abstrahierendes Modell zu integrieren.)

Wir könnten nun im übrigen auf der Basis des bisherigen Materials eine weitere, auch für unser Ausgangsproblem relevante Hypothese (= R) bilden: der Text scheint nicht nur wiederholt dazu zu neigen, an einer syntagmatischen Stelle verschiedene hypothetische Teilpropositionen zuzulassen, sondern zudem auch dazu, nicht die eine oder die andere, sondern, falls sie kompatibel sind, ihre Konjunktion, falls sie nicht kompatibel sind, eine eklektische Kombination aus ihnen zu bevorzugen. Doch lassen wir das auf sich beruhen.

Eine letzte — freilich nicht ungefährliche und nicht unproblematische — Möglichkeit, unser Ausgangsproblem einer Lösung näher zu bringen, wollen wir noch skizzieren. Wir können fragen, *welche — aus dem Text nicht ableitbaren — Annahmen man minimal machen müßte, um die logisch-semantische Kohärenzlücke, die das "darum" aufwirft, zu schließen*; d. h. wir fragen, welche Proposition(en) der Text mindestens implizieren müßte, so daß dem "darum" eine logisch akzeptable Interpretation zugeordnet werden kann. Wir diskutieren die Varianten C bzw. C' und D bzw. D' wiederum zunächst getrennt.

^{10a} Vgl. Wünsch 1975, Titzmann 1976.

Falls "darum" sich auf C bezieht und somit für den uranfänglichen Zustand C' gilt, dann galt jedenfalls damals für den Menschen die Negation von I, die, wie wir sahen, wiederum zwei Fälle zuläßt. Wir formulieren als hypothetische Regel, die die Veränderung von C' zu C begründen und sie mit der von I' zu I verknüpfen würde:

S: Zwischen Mensch und Gott existiert eine komplementäre Distribution ihrer möglichen Prädikate derart, daß dann, wenn der eine ein Prädikat x hat, der andere ein Prädikat non-x hat, und daß dann, wenn der eine sein Prädikat wechselt, notwendig auch der andere sein Prädikat wechselt.

Aus "O und S" würde somit eine recht merkwürdige Relation zwischen Mensch und Gott folgen: wenn keiner oder nicht alle der Menschen von Sorge gezwungen werden, dann wird es der Gott; wenn die Menschen von Sorge gezwungen werden, dann hat der Gott keine Sorge. Der Gott wäre somit jetzt sorglos, weil die Menschen von Sorge beherrscht werden. Regel S würde sich gut mit N₂ korrelieren lassen und wird jedenfalls durch O ergänzt. (Für den Fall, daß im uranfänglichen Zustand Gott und Mensch gar nicht unterschieden waren, müßten wir S einschränken durch die Zusatzbedingung: S gilt nur dann, wenn zwei disjunkte Klassen "Mensch" und "Gott" existieren.) Nun mag ein solches Bild der Gottheit befremden, zumal wir selbst eine positive Korrelation von Gott und Liebe vermutet haben. Freilich impliziert S keineswegs eine feindselige Beziehung des Gottes zum Menschen, zumal er nach O die abhängige Variable darstellen würde, und zudem wäre ein ambivalent-zweideutiger Charakter einer Gottheit, ethnologisch gesehen, durchaus nichts Abnormes: die Mythen und Riten vieler Kulturen kennen Götter, die sich bald als belohnende, versöhnliche, hilfreiche, gütige Instanz, bald als strafende, rächende, feindliche, gefährliche Instanz gebärden — so trägt noch der jüdisch-alttestamentarische Gott deutlich genug Spuren solcher Ambivalenz. Jedenfalls wäre im Falle von O + S das "darum" begründet.

Falls "darum" sich auf D bezieht, und für den mythologischen Anfangszustand somit D' gilt, hat eine relative Ortsveränderung zwischen Mensch und Gott stattgefunden. D' erlaubt wiederum zwei verschiedene Fälle:

D'₁: Früher wandelte der Gott auf derselben Ebene wie die Menschen.

D'₂: Früher wandelte der Gott auf einer tieferen Ebene als die Menschen.

Entweder befand er sich früher also sogar unterhalb der Menschen oder er war ihnen räumlich nur gleichgestellt, während er jetzt oberhalb ihrer wandelt. Gott und Menschen haben sich also entweder voneinander entfernt oder untereinander den Platz getauscht (D'_1 wäre unter Umständen der Fall, in dem S durch die oben genannte Zusatzbedingung eingeschränkt werden müßte.) Nun legen diese beiden Varianten aber nicht fest, wer nun jeweils eine Bewegung vollzogen hat, so daß noch eine zweite Alternative entsteht:

D'_a : Der Gott hat sich nach oben bewegt und über die Menschen erhoben.

D'_b : Die Menschen haben sich nach unten bewegt und sind unter den Gott gesunken.

Sowohl im Falle D'_1 als auch in dem von D'_2 ist zudem auch $D'_a + D'_b$ möglich, so daß beide, Mensch und Gott, ihre Plätze verlassen und sich in diametralen Richtungen bewegt hätten. Mit S wäre " $D'_2 + (D'_a + D'_b)$ " am besten vereinbar, doch ist S schließlich nur eine hypothetische Regel, die eventuell so spezifiziert werden könnte, daß sie auch mit $D'_1 + D'_a$ und mit $D'_1 + D'_b$ vereinbar wäre: hier läge jedenfalls ein Ansatzpunkt zu weiteren Überlegungen.

Um wiederum mit minimalem Aufwand, d. h. mit möglichst wenigen zusätzlichen Hypothesen eine Begründung der Veränderung von einer der möglichen Varianten von D' zu D zu erhalten, reicht es u. E., die folgende Regel anzunehmen:

T_a : Jedes freie Individuum (ob Mensch, ob Gott) tendiert dazu, sich auf der vertikalen räumlichen Achse nach oben zu bewegen, so daß es sich mindestens auf derselben Höhe wie seinesgleichen erhält oder sich über seinesgleichen erhebt.

T_b : "Sorge" steht in Opposition zu "Freiheit": der "Zwang", den sie ausübt, ist in einem räumlichen Modell einem "Niederdrücken" (als Bewegung von oben nach unten) oder einem "Festhalten auf einer Ebene" (als Bewegungslosigkeit) äquivalent.

T_b würde also T_a einschränken: "Sorge" verhindert die in T_a formulierte Tendenz. Es ist deutlich, daß diese Regeln nur Sinn haben, wenn die vertikale räumliche Achse semantisiert wird, d. h. wenn "(Bewegung nach) oben" und "(Bewegung nach) unten" nicht nur lokale Gegebenheiten ausdrücken, sondern ihnen zusätzliche semantische Terme zugeordnet werden, so daß dem je höheren Punkt ein positiver, dem je tieferen Punkt ein negativer Wert metaphorisch entspricht. (Solche Semantisierung ist mindestens auf europäischem Boden in den

verschiedensten zeitlich oder räumlich getrennten Kulturen vorgenommen worden: vgl. z. B.: unterlegen vs überlegen, niedrig (gemein) vs hoch (edel), niederer Stil vs hoher Stil, untere soziale Schicht vs obere soziale Schicht, usw.) Eine solche metaphorische Semantisierung der vertikalen Achse ist in unserem Text mindestens insofern deutlich angelegt, als D gegenüber D' als Verlust und Verschlechterung erfahren wird. T_b seinerseits ist in vielen möglichen Redewendungen des Sprachsystems deutlich genug angelegt und kann, im Unterschied zum hypothetischen T_a, als gut bestätigt betrachtet werden: so können wir sagen, daß jemand Probleme hat, die ihn "niederdrücken" oder "bedrücken", die ihn "nicht hochkommen lassen", usw. Auch im Falle T wäre das "darum" befriedigend begründet: T_b hindert die Menschen an der Erfüllung von T_a — deshalb befindet sich jetzt der Gott über ihnen.

Wiederum läßt sich auch eine dritte Variante bilden, die S und T kombiniert und, falls sich "darum" auf C + D bezieht, begründet, warum die Veränderung von C' + D' zu C + D eingetreten ist; doch lassen wir — der Leser wird es uns vermutlich danken — die Details dieses Falles beiseite.

Falls S und T tatsächlich die logisch minimal notwendigen Annahmen darstellen, um die Kohärenzlücke aufzufüllen, so bedeutet das freilich keineswegs, daß wir jetzt "S oder T oder S + T" als vom Text tatsächlich implizierte Regeln annehmen können. Doch könnte zwischen diesen Alternativen definitiv entschieden werden, wenn sich zeigen ließe, daß das kulturelle Wissen der Goethezeit u. a. Propositionen umfaßt, die mit S oder mit T oder mit S und T übereinstimmen: in diesem Falle könnten wir S oder T oder S und T als bestätigte Hypothesen betrachten. Sie zu bilden, war also keineswegs sinnlos: weitere Untersuchung des goethezeitlichen Kultursystems könnte sie vielleicht ausschließen oder belegen.

Und damit wenden wir uns, dankbar aufatmend, von diesem Texte ab — mutmaßlich werden die Gefühle des Lesers den unseren ähnlich sein.

3.1122 Methodologische Folgerungen anläßlich des Hölderlin-Beispiels

Unser exzessiv schwieriges Beispiel (10) haben wir in doppeltem Sinne "unvollständig" analysiert, selbst wenn wir davon absehen,

daß wir zwei von sieben Strophen willkürlich isoliert haben. Denn erstens haben wir eine bestimmte Menge wahrnehmbarer Daten, z. B. solche, die sich auf die vom Text dargestellte oder implizierte Sprechsituation (vgl. dazu theoretisch "SET") beziehen, gänzlich beiseite gelassen; zweitens haben wir die Ergebnisse (und auch "negative" Befunde, wie die Feststellung von Unbestimmtheiten und Unentscheidbarkeit, stellen Ergebnisse und weiterer Interpretation fähige Daten dar) nur sehr partiell ausgewertet. Primär sollte ein möglicher Typ von Argumentation vorgeführt werden, wozu denn freilich Hölderlin besonders geeignete Textbeispiele aufweist. Das beträchtliche Risiko logischer Fehler bei so schwierigen Objekten ist evident. Es mag sehr wohl sein, daß uns solche unbemerkt unterlaufen sind. Damit wäre zwar ein mehr oder weniger großer Teil dieses Analyseanfangs falsifiziert, doch tangiert das wohl den Demonstrationswert kaum.

Freilich tritt jetzt unser konstruierter Leser auf den Plan und signalisiert uns, nunmehr zu ernstlichem Zweifel an unserem Verstande gesonnen zu sein: so stelle er sich normalerweise eine Textanalyse, oder auch den Anfang einer solchen, nicht vor. Wir auch nicht, werden wir ihm erwidern, — und schon deshalb nicht, weil, wie wir versichern können, solche Argumentation einigermaßen anstrengend ist. Doch müßte er uns, will er dergleichen grundsätzlich ablehnen, ein alternatives Verfahren vorschlagen, das zugleich dem Text gerecht wird und den elementaren Interpretationsregeln wenigstens virtuell genügt. Wenn er das nicht kann, müßte er sich wohl zum — vorläufigen oder dauernden — Verzicht auf ernstzunehmende, d. h. den elementaren Regeln genügende Analyse aller Texte mit einer (10) vergleichbaren Struktur entschließen — ein Verzicht, der immerhin den möglichen Objektbereich einer Literatur- oder Textwissenschaft nicht unerheblich einschränken würde.

Doch wollen wir immerhin den Leser und uns nicht umsonst frustriert haben. Nachdem wir schon solchen Aufwand getrieben haben, sollten wir wenigstens versuchen, aus diesem ungestalteten Torso einer Analyse noch einigen methodologischen Gewinn zu ziehen.

Die explizite Ableitung aller oder einer Teilmenge der aus gegebenen "Sätzen"/"Texten" ableitbaren Propositionen stellt jedenfalls ein wichtiges und nützliches heuristisches Instrument dar. Im Prinzip ist eine "Text"-Analyse möglich oder doch denkbar, bei der diese Operation den ersten methodischen Schritt darstellt: ein solches Ver-

fahren hat immerhin den Vorteil, daß es deutlich sichtbar macht, was der "Text" explizit oder implizit behauptet bzw. welche expliziten oder impliziten Behauptungen wir als Interpreten dem "Text" unterstellen. Im Falle sprachlicher Texte kann das etwa so aussehen, daß wir jedem Satz oder — falls wir mit größeren, *transphrastischen* (d. h. die Satzgrenze überschreitenden) Einheiten operieren — jedem Segment die zugehörige Menge von Propositionen zuordnen, jede dieser Mengen mit jeder anderen vergleichen und alle logisch möglichen Mengen sekundärer Propositionen ableiten, jede dieser Mengen sekundärer Propositionen mit jeder anderen Menge vergleichen und alle logisch möglichen Mengen tertiärer Propositionen ableiten, usw. — bis wir alle logisch überhaupt ohne zusätzliche Prämissen möglichen Folgerungen auch gezogen haben. Eine solche methodisch systematisierte Operation (die in ihren ersten Schritten eine Paraphrase in dem Sinne darstellt, wie wir den Begriff in 1.2 gebraucht haben und wie er in der Linguistik eine Rolle spielt) ergibt also eine Menge von Propositionen, die die syntagmatische Struktur des Textes adäquat reproduziert, weil sie eine geordnete Menge ist, die eine Proposition jeweils genau dann erst enthält, wenn die Lektüre eine syntagmatische Stelle erreicht hat, an der diese (primäre, sekundäre, ...) Proposition tatsächlich erstmals nachweisbar gemäß den logischen Spielregeln abgeleitet werden kann. Größtmögliche formal-methodische Strenge dürfte dabei empfehlenswert sein: im Unterschied auch zu unserem Beispiel (10) sollte z. B. jede der als ableitbar behaupteten Propositionen auch tatsächlich explizit als selbständiger und von jedem anderen Satz der Analyse unterschiedener Satz festgehalten werden. Mit diesem zweifellos anstrengenden und auf den ersten Blick umständlichen Verfahren erreicht man immerhin erstens eine optimale Überschaubarkeit der Prämissen weiterer interpretatorischer Argumentation, vermindert zweitens das Risiko logisch fehlerhafter Schlußfolgerung, garantiert drittens ausgezeichnete Bedingungen der Nachprüfbarkeit der Analyse, die auf diese Weise vom Hörer/Leser sozusagen ab ovo rekonstruiert werden kann.

Eine *syntagmatische Satz-für-Satz-* bzw. *Segment-für-Segment-Lektüre des "Textes"* dürfte erstmals von Barthes vorgeschlagen worden sein, der seinen Ansatz auch wiederholt — an einer Bibelstelle (1970a), an einer Balzac-Novelle (1970b), an einer Erzählung Poe's

¹¹ Ein sehr interessantes Beispiel für dieses Lektüreverfahren hat neuerdings auch Greimas 1976 geliefert.

(1973) — selbst vorgeführt hat¹¹. Freilich verfährt er nicht nur noch selektiver gegenüber der Textoberfläche als wir in (10), wertet nicht nur die gewonnenen Daten noch weniger aus, weist nicht nur erheblich geringere Genauigkeit, Expliztheit, Strenge des Verfahrens auf: er behandelt vor allem das, was uns ein erster möglicher Analyse-schritt scheint, schon als das optimal mögliche Ergebnis strukturaler Textlektüre. Damit eng korreliert ist, daß er die These der notwendigen Pluralität möglicher Interpretationen^{11a} vertritt. Diese verbreitete und beliebte These basiert allerdings, wie sich für jeden ihrer Vertreter leicht zeigen ließe, u. E. immer nur auf Wortspielen, Ungenauigkeiten, ungenügenden Unterscheidungen, Denkfehlern; sie zu akzeptieren, heißt auf die Möglichkeit einer *Literaturwissenschaft* zu verzichten. An Barthes' eigenen Ergebnissen könnte man bequem demonstrieren, daß sie erheblich weitergehende und nachweisbare Systematisierungen erlauben, als er selbst vornimmt; übrigens hat Barthes, wie problematisch seine theoretischen Postulate bisweilen auch sein mögen, immer ausgezeichnete Einfälle zu dem "Text", der ihm jeweils als Beispiel dient — nur verhindert oft seine eigene Theorie, daß er aus diesen Einfällen optimalen Nutzen zieht. Jedenfalls folgt aus dem, was er, metaphorisch genug, den "pluriel du texte" (1973, S. 30) nennt, keineswegs die notwendige Koexistenz divergenter Interpretationen, sondern nur die Notwendigkeit einer Interpretation, die diesen scheinbaren "pluriel" nicht als Ergebnis, sondern als Material interpretatorischer Folgerungen nimmt.

So gilt etwa in der Analyse von (10), gemäß IR 18, daß die möglichen und divergenten Teilpropositionen, die eine syntagmatische Stelle zuläßt, nicht verschiedene mögliche Interpretationen des Textes darstellen: denn ableitbar ist nur die komplexe Proposition, die den Sachverhalt alternativer Strukturierungsmöglichkeiten an einer bestimmten Stelle ausdrückt. Aber auch diese komplexe Proposition ist keineswegs notwendig ein "letztes" interpretatorisches Ergebnis: die weitere Analyse von (10) müßte fragen, welche semantische Funktion dieser Sachverhalt mehrfacher Strukturierbarkeit seinerseits hat¹². Nun gilt nach den terminologischen Ausführungen in 0.5, daß zwi-

^{11a} Zur Darstellung der verschiedenen möglichen Positionen vgl. Pasternak 1975 — dort teils auch präzise Kritik, wobei Pasternak freilich manchmal unangebrachte Schonung walten läßt, wenn man bedenkt, wie er die Rezeptionsästhetik behandelt hat.

¹² Wie man solche Fragen behandeln kann, zeigt Wünsch 1975.

schen "Struktur" und "Funktion" keine eindeutige Relation besteht, d. h. es gilt:

IR 19: Aus der Struktur eines (Terms eines) Systems läßt sich nicht eindeutig die Funktion (des Terms im System/des Systems in seiner Umwelt, d. h. dem ihm übergeordneten System) erschließen; und umgekehrt kann aus einer gegebenen Funktion in einem System nicht die Struktur des die Funktion besetzenden Terms/Teilsystems abgeleitet werden.

(Vgl. dazu auch die Ausführungen zu "(Über-)Determinatio[n]" in 2.322.) Um also etwa in (10) die Funktion des wiederkehrenden Sachverhalts mehrfacher Strukturierbarkeit zu erschließen, müssen wir die Relationen zwischen diesem und anderen Sachverhalten untersuchen (wie weit das aufgrund textinterner Daten allein schon möglich ist, ist ein anderes Problem). Ähnliches gilt z. B. auch für metrische, rhetorische, stilistische Beschreibungsinventare: aufgrund der Tatsache, daß etwas z. B. ein Tropus im allgemeinen und eine Synekdoche im besonderen ist, läßt sich noch nichts über die Funktion dieses Sachverhalts behaupten, über die dennoch in textinternen oder kulturellen Kontexten entschieden werden kann (vgl. auch IR 15).

Nun gibt es theoretisch drei Möglichkeiten: die mehrfache Strukturierbarkeit in (10) z. B., d. h. die Ableitbarkeit komplexer Propositionen, deren Teilpropositionen durch "oder" verbunden sind, kann erstens an jeder der syntagmatischen Stellen, wo sie auftritt, dieselben semantischen Funktionen haben; sie kann zweitens an jeder Stelle verschiedene Funktionen haben; sie kann drittens sowohl von der jeweiligen Stelle unabhängige als auch für die jeweilige Stelle spezifische Funktionen haben. Daß ein und derselbe Term in verschiedenen (textinternen oder textexternen) Kontexten verschiedene semantische Funktionen haben kann, ist im übrigen trivial; doch geben wir ein einfaches Beispiel aus Lévi-Strauss' "Mythologica": "Bei den Bororo, die in den Sümpfen gewissermaßen unter dem Zeichen des Wassers leben, steht das Wasser für Tod. Das Feuer dagegen evoziert Leben. Bei den Sherente ist die Situation genau umgekehrt: meistens der Trockenheit ausgesetzt, ist für sie das Wasser eine Wohltat, das Feuer dagegen erinnert an den Tod" (Oppitz 1975, S. 252). D. h.: in beiden Fällen besteht die Opposition "Feuer" vs "Wasser", aber die – lexikalisch identischen – Terme dieser Opposition haben jeweils eine andere "Bedeutung" (= Permutation). Wir können als generelle Regel festhalten:

IR 20: Die Analyse eines "Textes" oder Korpus von "Texten" (ob diese nun untereinander in der Relation der Synchronie oder in der der Diachronie stehen) muß sowohl die kontextuell invarianten als auch die kontextuell variablen semantischen Funktionen der im "Text"/Korpus von "Texten" wiederkehrenden Terme oder Klassen von Termen untersuchen.

("Kontextuell" kann sich dabei, um daran zu erinnern, sowohl auf "text"- bzw. korpusinterne als auch auf -externe Kontexte beziehen.) *"Der Strukturalismus interessiert sich, . . . , zugleich für das, was bleibt, das Invariante, und für das, was sich ändert, das Variante."* (So Holenstein 1975, S. 54, über Jakobson).

Aber nehmen wir nun an, daß wir, trotz intensiver Untersuchung, nicht nur der textinternen, sondern auch der textexternen Kontexte, keine semantische Funktion der mehrfachen Strukturierbarkeit bestimmter Stellen in (10) fänden (worin eine solche Funktion bestehen könnte, haben wir freilich schon in 3.1121 angedeutet). Wiederum würde daraus erstens nicht folgen, daß es keine solche Funktion gibt, sondern nur, daß wir sie nicht gefunden haben. Zweitens aber bliebe uns noch die Frage nach der Funktion dieser — notwendig immer hypothetisch bleibenden — Nicht-Funktionalität im System des Textes oder seines kulturellen Kontextes.

Kehren wir zum Problem der Propositionen zurück. Bei einem "Text" auch nur einigen Umfangs, einiger Komplexität, scheint eine Analyse, die im ersten Schritt alle ableitbaren primären, sekundären . . . Propositionen ableitet, niemals konsequent durchführbar: der Raum, den eine solche Analyse etwa eines Romans einnehmen würde, wäre gigantisch; schon eine solche Analyse aller sieben Strophen des Hölderlin-Textes würde einen beträchtlichen Umfang erreichen. Auch Barthes, der das Verfahren doch nur in abgeschwächt-selektiver Form betreibt, sieht sich sowohl im Falle Balzacs als auch dem Poe's zur Auslassung längerer Absätze gezwungen. Warum also, mag unser hypothetischer Leser fragen, führen wir ein und diskutieren in extenso, was in der Mehrheit der Fälle nicht praktikabel ist und von uns selbst in keinem Falle konsequent praktiziert wird? Wir glauben, darauf eine doppelte Antwort, die erste von mehr theoretisch-grundsätzlichem, die zweite von mehr praktisch-empirischem Interesse, geben zu können.

Erstens läßt sich jede gegebene "Text"-Analyse, wenn wir die von ihr vorgenommenen methodischen Schritte im Nachhinein rational

rekonstruieren wollen, so beschreiben, *als hätte* der Interpret in einem ersten Schritt eine bestimmte Menge von Propositionen aus der "Text"-Oberfläche abgeleitet, die die Menge der von ihm verwendeten empirischen Daten bzw. der Aussagen, die diese Daten festhalten, darstellt, und dann diese Menge zum Gegenstand seiner weiteren Analyseschritte gemacht. (Natürlich kann er im Prozeß der weiteren Schritte, d. h. im Prozeß der Hypothesenbildung, Hypothesenbestätigung/-verwerfung, Bildung neuer oder übergeordneter Hypothesen usw., auch die Menge der Propositionen, deren er sich als Material bedient, korrigieren: er kann in der weiteren Analyse sowohl ursprüngliche Propositionen ausschließen als auch neue Propositionen einbeziehen, d. h. anfangs schon konstatierte Daten nicht in der Analyse verwenden oder im späteren Verlauf neue Daten als relevant konstatieren.) Nicht das sehr komplexe Objekt "Text" schlechthin, sondern das Ergebnis dieses ersten – sowohl (gegenüber der Gesamtmenge der ableitbaren Propositionen) selegierenden als auch (gegenüber der "Text"-Oberfläche) abstrahierenden und klassifikatorischen – Aktes, also *die Menge der von ihm faktisch, ob auch ausgesprochen oder unausgesprochen, abgeleiteten Propositionen ist dann, genau genommen, das, was der Interpret im weiteren Verlauf analysiert*; und das würde für jede Analyse gelten, unter welchen methodischen Prämissen auch immer sie vorgenommen sein mag. Ein beliebiges Beispiel zur Erläuterung: jedermann weiß, daß es etwa Geschehensabfolgen gibt, die für bestimmte Klassen von "Texten" mit narrativer Struktur typisch sind; so endet etwa, was wir "Tragödie" nennen, immer "böse" für den Helden, so endet das "Märchen" immer "gut", wobei "gut" und "böse" kulturell variable Größen sind. Wenn wir nun etwa von einem Drama, einem Märchen, einem Roman usw. im Kontext einer bestimmten Fragestellung, nur die Struktur der "erzählten Geschichte" (vgl. dazu "SET") analysieren wollen, also, z. B., davon absehen, aus welcher Perspektive, in welchem Stil, mit den Mitteln welcher Gattung usw. erzählt wird, dann selegieren wir offenbar aus der Gesamtmenge der beobachtbaren Daten dieses Textes. Im Falle sprachlicher Texte lassen wir z. B. dann bestimmte Sätze gänzlich beiseite oder wählen aus anderen Sätzen nur bestimmte Elemente aus. De facto konstruieren wir damit aber einen *zweiten Text*: eine Menge von Propositionen, die mit den Sätzen des ursprünglichen Textes nicht identisch sind, aber bestimmte Strukturen des ursprünglichen Textes abbilden. Wenn wir optimal methodisch korrekt verfahren, dann stellt dieser zweite Text eine Teilmenge der

Menge von Propositionen dar, die aufgrund der Struktur der Sätze und der Struktur ihrer Verknüpfungen im analysierten Text tatsächlich logisch legitim aus diesem ableitbar sind. Begehen wir gelegentlich Fehler, d. h. behaupten wir Propositionen, die aus dem analysierten Text nicht abstrahierbar sind, bildet unser zweiter Text mit dem analysierten Text nur eine Durchschnittsmenge – aber diese Durchschnittsmenge ist jedenfalls ihrerseits Teilmenge der tatsächlich ableitbaren Propositionen. Unser Text (14) in 2.21 stellt überhaupt nur eine solche von einer Erzählung abstrahierte Menge von Propositionen dar. Aber auch jede andere Analyse unserer bisherigen Beispieltex-te ließe sich so beschreiben, daß wir zunächst aus der Menge der aus dem Text ableitbaren Propositionen eine Selektion getroffen, diese Propositionen verglichen, in Teilelemente zerlegt, und die Relationen dieser Elemente analysiert haben. Die Selektion war dabei jeweils vom theoretischen Kontext, für den der analysierte Text als Beispiel dienen sollte, abhängig. Ob sich Analyseschritte psychologisch so abspielen, ist freilich eine andere Frage, die von uns nicht entschieden werden kann: sie lassen sich im nachhinein jedenfalls so beschreiben – mehr können wir, ohne unsere Kompetenz zu überschreiten, nicht behaupten. Die Operation der Ableitung von Propositionen aus einem Text ist im Grunde ein Akt der *Übersetzung*, bei dem ein zweiter Text entsteht, der dem ersten, im besten Falle, hinsichtlich des Informationsgehaltes äquivalent ist. Jakobson hat sogar den für die Hermeneutik so zentralen Begriff des “*Verstehens*” als *eine solche Übersetzungsoperation interpretiert, bei der ein System von Zeichen nach bestimmten Regeln in ein anderes System von Zeichen transformiert wird* (vgl. Holenstein 1975, S. 53 f.).

Die angedeutete Möglichkeit rationaler Rekonstruktion einer Analyse wird nun zweitens praktisch relevant in zwei Fällen. Im Falle uneinsehbarer oder umstrittener interpretatorischer Hypothesen können wir im Prinzip entweder vom Interpreten verlangen, daß er ggf. angibt, auf welchen von ihm als ableitbar angenommenen Propositionen seine Hypothese basiert, oder selbst versuchen, die von seiner Hypothese logisch vorausgesetzte minimale Menge von Propositionen zu rekonstruieren. Danach können wir einerseits fragen, ob diese, ausgesprochen oder unausgesprochen, bewußt oder unbewußt vom Interpreten als ableitbar angenommenen Propositionen tatsächlich aus dem “Text” ableitbar sind (vgl. IR 1c) und ob es nicht eventuell andere ableitbare Propositionen gibt, die diesen widersprechen (vgl. IR 17 und 18); wir können andererseits fragen, ob von den als

ableitbar angenommenen Propositionen die interpretatorische Hypothese tatsächlich bestätigt wird. Mindestens im Falle problematischer Interpretationen wird die Möglichkeit einer solchen genauen Rekonstruktion jedenfalls relevant.

Unmittelbar praktisch relevant wird das Verfahren aber auch da, wo ein gegebener "Text" keine einsehbare Kohärenz zu haben scheint, wie dies etwa im Falle von (10) gilt. Jene Ableitung einer (Gesamt- oder Teil-)Menge der ableitbaren Propositionen, die wir sonst vielleicht implizit vornehmen, müssen wir hier explizit vornehmen. Wir können somit als heuristische Regel formulieren:

IR 21: Bei allen syntagmatischen Stellen von "Texten", deren logisch-semantische Kohärenz nicht "einsehbar" ist, d. h. die "schwierig" oder "dunkel" scheinen, ist die Menge der aus ihnen ableitbaren Propositionen abzuleiten und die Menge der aus diesem logisch, mit oder ohne Zuhilfenahme zusätzlicher und gesicherter Prämissen, deduzierbaren sekundären, ... usw. Propositionen zu folgern.

Das heißt zunächst nur, daß wir uns möglichst genau der expliziten und impliziten Bedeutung dieser Stelle zu vergewissern suchen. In günstigen Fällen ergibt sich auf der Ebene nur implizierter primärer oder – wie in (4) und (5) – sekundärer Propositionen eine solche Kohärenz; in ungünstigen Fällen wie in (10), erhalten wir zwar möglicherweise viele interpretatorisch relevante Ergebnisse, doch keine Antwort auf die eigentliche Frage. Doch immerhin kann dann, wie (10) belegt, wenigstens spezifiziert werden, was nun jeweils genau "unklar", "unbestimmt", "ausgespart", "mehrdeutig" usw. ist, woraus wiederum relevante interpretatorische Folgerungen gezogen werden können (vgl. auch 3.12).

Soweit zur Rechtfertigung der Diskussion eines normalerweise in der Mehrheit der Fälle nicht praktikablen Verfahrens. Doch gibt Beispiel (10) noch zu weiteren methodologischen Überlegungen Anlaß, von denen wir hier nur einige wenige skizzieren können. Halten wir vorher zur Vermeidung von Mißverständnissen explizit unsere Festlegung der Relation zwischen "Term" und "Proposition" fest: *ein "Term" ist demnach etwas, was durch eine – mindestens ein Glied umfassende – Menge von "Propositionen" ausgedrückt werden kann, bzw. umgekehrt, die "Propositionen" sind das Material, von dem wir die als relevant angenommenen "Terme" abstrahieren.*

Manche Folgerungen, z. B. die zum Begriff des "Gottes" und seiner

Relationen zum "Menschen", die wir aus (10) gezogen haben, mögen unseren Leser verblüffen. Nun hat schon das Programm des Prager Linguistenkreises von 1929 (vgl. Naumann 1973, S. 33 f.; Holenstein 1975, S. 56) die Gefahr der soziokulturellen Voreingenommenheit angeprangert und explizit zur Überwindung des Ethnozentrismus (vgl. dazu auch Lévi-Strauss 1973b, S. 382 ff.) des Interpretieren aufgefordert. Einen solchen Ethnozentrismus gibt es nun aber nicht nur in der Form, daß der Interpret ein räumlich oder zeitlich von ihm entferntes Objekt, einen "Text" oder eine Kultur, vergewaltigt, indem er ihm die Realitätskategorisierungen und terminologischen Raster seiner eigenen Kultur aufzwingt. Sowohl die ältere Ethnologie als auch die ältere Literaturwissenschaft bieten dafür hinreichend viele Beispiele; wahrscheinlich wird man diesen Vorwurf auch vielen neueren Versuchen machen müssen. Solche Vergewaltigung ist bekannt – IR 11 und 12 versuchen, solche Praktiken zu verhindern.

Doch gibt es eine offenbar noch kaum reflektierte, subtilere Form des Ethnozentrismus, die ihrem Objekt zwar keine dem Objekt nicht adäquaten Kategorien aufzwingt, sondern die das fremde Objekt der eigenen Kultur dadurch annähert, daß sie nur das ihr Vertraute selektiert und das Fremde beiseite läßt. Eine Abart dieses Verfahrens ist also die nicht thematisierte und nirgends gerechtfertigte Selektion: der Interpret wählt nur solche Elemente aus, die sich in Kategorien beschreiben lassen, welche in seiner eigenen Kultur "Sinn" haben. Den Fall versuchen die später formulierten Relevanzkriterien zu verhindern. Eine andere Abart besteht aber darin, daß der Interpret bestimmte interpretatorische Folgerungen, die aufgrund der von ihm selbst verwendeten Datenmengen des "Textes" möglich wären, nicht zieht. Wir formulieren wiederum eine Regel:

IR 22a: Wenn aus unmittelbar an der "Text"-Oberfläche beobachtbaren oder aus von dieser gemäß den wissenschaftstheoretischen Regeln abgeleiteten Strukturen ein weiterer Term oder eine Relation zwischen Termen gefolgert werden kann, so daß die Folgerung erstens den Regeln der geltenden Logik genügt und zweitens von keiner unmittelbar nachweisbaren "Text"-Struktur ausgeschlossen wird, dann ist diese Folgerung zu ziehen, mag sie auch noch so befremdlich scheinen.

IR 22b: Alle im "Text" im Sinne von 22a angelegten und logisch möglichen Folgerungen sind vom "Text" zugelassen und gehören zu seiner Bedeutung.

Der "Text" nimmt also alle aus ihm logisch ableitbaren Folgerungen in Kauf. Die Regel scheint dem Leser sicher trivial — sie ist es auch. Dennoch verstößt z. B. die interpretatorische Praxis der Literaturwissenschaften immer noch oft genug gegen sie.

IR 22a bedeutet jedenfalls, daß aus dem "Text" ableitbare Folgerungen auch dann zu ziehen sind, wenn wir dabei als Ergebnis eine Kategorisierung/Strukturierung der "Realität" erhalten, die unserer ethnozentrisch-ideologischen Voreingenommenheit "fremdartig", "unvertraut", "abweichend", "abwegig", "unsinnig", "unmöglich" usw. erscheint. So ließe sich leicht zeigen, daß eine Textanalyse, die aus goethezeitlichen — literarischen oder philosophischen — Texten tatsächlich alle möglichen Folgerungen zieht, das Bild, das wir uns von dieser Kultur machen, wesentlich transformieren würde: während in der bisherigen Literatur- oder Denkgeschichte diese Kultur als ein uns ungemein nahes, ein uns äußerst ähnliches, ein für uns aktuelles System erscheint (so glaubt z. B. mancher, allen Ernstes und ohne Anachronismus noch Hegelianer usw. sein zu können), würde sich dann sehr schnell erweisen, wie fremd uns eigentlich diese Kultur schon längst ist, in wie ganz anderer Weise sie denkt und kategorisiert. Die Arbeiten von Foucault, bei denen immer der Zeitraum um 1800 mitbehandelt wird (Foucault 1966, 1969, 1973, 1975) sind massive und überzeugende Demonstrationen dieser These. An der Oberfläche wird der Unterschied der Texte, etwa der Romane, dieser Kultur gegenüber der unseren kaum so deutlich sichtbar: aber sobald man konsequent auch die nur implizierten und nicht-primären Propositionen folgert, verschwindet bald jede Möglichkeit, diese Kultur als unseresgleichen zu vereinnahmen. Sehr oft also basiert es nicht auf der Denkfähigkeit des Interpreten, daß er bestimmte Folgerungen nicht zieht, sondern vielmehr auf seinem Ethnozentrismus, der die Fremdheit des Anderen nicht zugestehen will. Sie zu verschleiern, führt aber zu geschichtsphilosophischen oder anthropologischen Ideologemen: voreilig werden Invarianten oder Universalien postuliert, deren Postulierung letztlich einer bloßen Bestätigung der Kategorisierung und Werte der eigenen Kultur dient, indem man die eigene Strukturierung der "Realität" teleologisch zum Ziel der Geschichte oder zum "Allgemeinmenschlichen" erklärt. Nicht an der Analyse des Fremden als eben solchem, nicht an der Vielfalt und Divergenz der Kulturen in Raum und Zeit, sondern an der Wiederholung des Ewiggleichen als des Vertrauten ist solche ideologische "Text"-Analyse interessiert: nicht um den "Text" und seine Bedeutung, sondern um

dessen Mißbrauch zum Zwecke der Selbstbestätigung geht es ihr. "Strukturalismus" ist insofern der bislang "radikalste" Versuch, "Texte" "ernst zu nehmen".

Die nur implizierten primären und nicht-primären Propositionen werfen aber noch ein anderes Problem auf: unser fiktiver Leser kann uns den Einwand eines bekannten Literaturwissenschaftlers vorhalten, den dieser zwar gegen die vorstrukturelle TA geäußert hat, aber möglicherweise für die sTA wiederholen würde: "Wenn es wirklich so wäre, wie uns die "Kunst der Interpretation" (= das, was auch unter dem Namen der "immanenten Interpretation" bekannt ist; Anm. M. T.) glauben machen möchte, daß die Bedeutung im Text selbst verborgen ist, so fragt es sich, warum Texte mit dem Interpretieren solche Versteckspiele veranstalten; mehr noch aber, warum sich einmal gefundene Bedeutungen wieder verändern, obgleich doch Buchstaben, Wörter und Sätze des Textes dieselben bleiben". (Iser 1970 S. 6 f.).

Die zweite Behauptung Iasers, wiederum eine Variante des Theorems vom Pluralismus gleichwertiger Interpretationen, ist für uns kein Problem. Denn einmal *nachgewiesene* Bedeutungen können sich nicht verändern, es sei denn, das System der wissenschaftstheoretischen Normen verändere sich selbst; hingegen können *hypothetisch angenommene* Bedeutungen durch andere Hypothesen ersetzt, vorhandene – bestätigte oder noch nicht bestätigte – Hypothesen durch weitere Hypothesen ergänzt werden. Daß sich die *Deutungen* der Texte verändern, kann niemals heißen, daß sich ihre *Bedeutungen* verändern¹³ (näheres dazu später). Solche Verwechslung ist freilich in dem, was sich seit Jauß 1967 "Rezeptionsästhetik" nennt, immer schon angelegt gewesen. Weder in der ersten Version von 1967 noch in der zweiten von 1970 legt sich Jauß jemals eindeutig fest, ob er zwischen einer durch Sprachsystem und Textstruktur gegebenen und invarianten Bedeutung des Textes und einer durch individuelle oder überindividuelle Faktoren bestimmten und historisch/kulturell variablen Deutung des Textes unterscheiden will. Auch müßte unterschieden werden zwischen Deutungen, die sich an wissenschaftliche Regeln halten und somit nicht beliebig divergieren können, und solchen, die

¹³ Macht man diese Unterscheidung nicht, muß man eigentlich leugnen, daß der Text überhaupt eine invariante Struktur hat – das wäre denn wohl eine schwer verteidigbare Hypothese.

sich nicht an solche Regeln halten und somit beliebig divergieren können. Doch soll solche Kritik nicht die Leistung der Entdeckung von "Rezeption" als relevanter Dimension des Kommunikationsprozesses auch literarischer Texte schmälern: aber man muß darauf bestehen, daß die Erforschung der Rezeption von der Erforschung des Textes unterschieden wird (vgl. auch 3.3). *Das Theorem vom Wandel der Textbedeutungen kann man jedenfalls nur dann vertreten, wenn man erstens zwischen Bedeutung und Deutung nicht unterscheidet und zweitens alle Deutungen als gleichwertig behandelt*; beide Prämissen scheinen uns unannehmbar.

Iser's erste Behauptung ist hingegen ein wichtiger Einwand: wenn es richtig ist, daß "Texte" nicht nur explizite, sondern auch nur implizierte und u. U. nur mühsam rekonstruierbare Behauptungen enthalten, was Iser zu bezweifeln scheint, wir hingegen als gesicherte Annahme betrachten, dann fragt sich in der Tat, warum uns der "Text" bestimmte Aussagen direkt an der "Text"-Oberfläche, andere hingegen als nur indirekt erschließbare mitteilt. Wir müssen fragen, ob diese Verteilung ihrerseits determiniert ist (vgl. 2.322). Worum es sich hier handelt, was hier zu interpretieren ist, ist also ein Unterschied im Modus der Gegebenheit von gleichermaßen aus dem Text ableitbaren Propositionen. Wir können nun auf den verschiedensten strukturellen Ebenen solche Modi unterscheiden; auch was als Sprech- bzw. Erzählperspektive bekannt ist, ließe sich dem Problem der Ausagemodalitäten subsumieren, das ein schwieriges Problem zu sein scheint (wir gehen darauf erst in "SET" ein). Hier schon können wir aber als Regel formulieren

IR 23': Die "Text"-Analyse muß die Frage beantworten, warum eine aus dem "Text" ableitbare Proposition in einem bestimmten Modus/einer bestimmten Perspektivierung gegeben ist, d. h. diesen Modus/diese Perspektive möglichst als determiniert erweisen.

Oder in anderer — praktisch äquivalenter — Formulierung:

IR 23'': Wenn von den relevanten Termen der paradigmatischen semantischen Ordnung entweder ein Term an verschiedenen syntagmatischen Stellen in verschiedenen Modalitäten auftritt oder der eine von zwei (oder mehreren) nachweisbar korrelierten Termen in der einen, der andere (oder die anderen) in einer anderen Modalität gegeben ist, dann ist diese Differenz der Modi zu interpretieren, d. h. ihr ist möglichst eine semantische Funktion zuzuordnen,

d. h. es sind semantische Terme zu suchen, die diese Verteilung determinieren.

Greifen wir zur Erläuterung wiederum auf einfachste Beispiele zurück. Wenn etwa (1) a und b nur implizit behauptet oder wenn (4) c nur implizit behauptet, so deshalb, weil beide Texte dem Adressaten die Kenntnis dieser Behauptungen als selbstverständlich unterstellen. Bewußt oder unbewußt manipulatorische oder ideologische Rede benutzt daher gern das Verfahren, an sich bestreitbare und problematische Behauptungen der Kritik zu entziehen oder doch wenigstens ihre mögliche Kritik zu erschweren, indem sie gerade diese nicht explizit, sondern implizit behauptet und damit als selbstverständlich bekanntes und anerkanntes Wissen zu setzen sucht. Ein Beispiel solcher manipulatorischer Verwendung der Quasi-Implikation liefert (5); der ansonsten von uns dankbar benutzte und geschätzte Verfasser wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir kritisieren, was ihm in einer unkontrollierten Minute unterlaufen ist. Denn die Äquivalentsetzung von "materialistisch" mit "wissenschaftlich positiv" ist in unserer Kultur keineswegs selbstverständlich und kann demnach in rationaler und nicht manipulatorischer Rede auch nicht als implizierter Konsens vorausgesetzt werden. Indem der Text sich aber verhält, als würde er diese pragmatische Präsupposition der Selbstverständlichkeit solcher Äquivalenz machen, vermittelt er dem nicht vorinformierten Leser tatsächlich den Eindruck, diese Äquivalenz sei selbstverständlich, und erschwert er dem vorinformierten Leser mindestens eine Kritik, da diese Kritik erst nach zusätzlichen Folgerungsoperationen möglich wird. Soweit diese einfachen Beispiele; zumal in "künstlerischen Texten" wird die Frage nach der semantischen Funktion des Modus, in dem ein Term gegeben ist, oftmals freilich erheblich schwierigere Probleme aufweisen, die wahrscheinlich auch den – bislang völlig ungelösten – Fragen nach der soziokulturellen Funktion solcher Objekte überhaupt benachbart sind. Die möglichen Funktionen eines Modus dürften – im übrigen wiederum je nach textinternem oder text-externem Kontext – stark differieren.

Noch eine letzte methodologische Frage bleibt zu nennen, der wir freilich, da sie fundamentale Probleme der "Text"-Analyse betrifft und sich schon durch den ganzen bisherigen Band hindurchzieht, ein eigenes Kapitel widmen werden (= 3.2). Es ist die Frage der Relation zwischen dem "Text" und seiner Kultur. Diesen höchst umfangreichen Problemkomplex werden wir hier freilich nicht in toto behandeln

können; wir selegieren daraus nur eine Teilfrage, die unser Thema unmittelbar betrifft: welche Art extratextuellen Wissens über die Umwelt des "Textes" darf als interpretatorische Prämisse bei der TA verwendet werden und wie verhält sich eine TA, die keine solchen textexternen Daten verwendet, zu einer TA, die solche Daten verwendet? Wiederum wird es auch nicht zuletzt um die Abwehr des Theorems vom notwendigen Pluralismus gleichwertiger Deutungen gehen. Doch behandeln wir zunächst noch eine andere Frage, da sie erstens das logische Korrelat der impliziten Propositionen darstellt und zweitens ihrerseits für das oben genannte Problem wichtige Ergebnisse liefert.

3.12 *Bedeutungstragende Nullpositionen*

3.121 Minus-Prijom — Leerstelle — Unbestimmtheit — Spezifizierungsgrad — Ambiguität

In der selektiven Analyse unseres Hölderlin-Textes sind wir von einer auffälligen Kohärenzlücke ausgegangen; diese hat in der Folge zur Feststellung weiterer informatorischer Lücken geführt. Der Text gab keine Auskunft über die Quelle des Sprecher-Wissens, über den Zeitpunkt des mythologischen Urzustandes, über dessen Beschaffenheit, über Gründe und Art und Weise seines Verlustes. Teils ähnliche, teils andersartige Aussparungen und Lücken ließen sich aber leicht auch für unsere anderen Textbeispiele nachweisen. Über bestimmte Aspekte der Sachverhalte, die sie setzen, informieren uns Texte also explizit, über andere implizit, über dritte gar nicht. Von solchen Formen des "Fehlens von etwas" soll im folgenden die Rede sein.

Schon früh hat man die "konstruktive Rolle bedeutungstragender Nullpositionen" (Lotman 1972, S. 83) konstatiert. Bereits der russische Formalismus kannte derlei als "Minus-Prijom" (Plural: Minus-Prijomy) — ein Begriff, der noch im jüngsten sowjetischen Strukturalismus, eben etwa bei Lotman, wichtig ist. Verschiedene Formen solcher bedeutungstragenden Absenz wurden auch im französischen Strukturalismus diskutiert¹⁴. Auch außerhalb der formalistischen oder

¹⁴ Formen bedeutungstragender Absenz sind auf verschiedene Weise und auf verschiedenen Textebenen etwa in den Arbeiten von Todorov, Genette, Bremond relevant geworden.

strukturalistischen Ansätze hat man das Problem erörtert: in das Bewußtsein der deutschsprachigen Literaturwissenschaft ist es vor allem durch Iser 1970¹⁵ gehoben worden, der die Wichtigkeit von "Unbestimmtheiten" und "Leerstellen" für die Rezeption von Texten durch Leser analysiert hat – diesen Aspekt werden wir aber in unserem Kontext nicht verfolgen.

Wir werden zunächst einige Abgrenzungen und Unterscheidungen vornehmen müssen. Begriffe wie *Minus-Prijom*, *Leerstelle*, *Unbestimmtheit* drücken aus, daß etwas nicht da ist, was eigentlich da sein sollte: *etwas fehlt*. Damit unterscheidet sich dieser Fall deutlich von dem der Selektion aus einem dem Text vorgegebenen oder vom Text selbst aufgebauten Paradigma. Denn wenn ein Text z. B. einem Term, etwa einer Figur, einen der möglichen Terme eines Paradigmas, etwa einer Klasse von Merkmalen, zuordnet, benützt der Text zwar bestimmte Terme nicht: doch wenn sie auch nicht da sind, so fehlen sie doch nicht. Denn einerseits kann der Figur nur eines der Merkmale aus dieser Klasse zugeordnet werden, andererseits gibt es keine Notwendigkeit dafür, daß andere Figuren auftreten müßten, die die anderen Merkmale dieser Klasse realisieren. Daß ein Glied einer Klasse fakultativ da sein könnte oder obligatorisch da sein müßte, gleichwohl aber nicht da ist und auch durch kein anderes Glied dieser Klasse ersetzt wird, ist also Bedingung dafür, daß wir sagen können, etwas fehle. So kann z. B. eine Figur hinsichtlich einer Klasse von Merkmalen, deren eines ihr notwendig zukommen müßte, nicht charakterisiert sein. Wenn wir sagen, in einem "Text" oder "Text"-Segment fehle etwas, dann heißt das also, daß es (textexterne oder textinterne) Kontexte gibt, in denen dieses "etwas" da ist. Wenn wir somit sagen, eine solche Stelle sei durch das Fehlen von etwas charakterisiert, haben wir, bewußt oder unbewußt, einen Vergleich mit einem solchen Kontext vorgenommen: wir haben diesen Kontext als Modell und Standard betrachtet, dem gegenüber nun unser "Text" (-segment) als durch eine Abweichung charakterisiert erscheint.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen bedarf es wohl einiger Anmerkungen zum theoretischen Status von Begriffen wie *Standard* und *Abweichung* in strukturalen Ansätzen, zumal dieses Vokabular mehrfach, etwa auch im Umkreis der Gruppe "Tel Quel" (so bei

¹⁵ Eine Iser-Kritik etwa bei H. Link 1973; Isers Erwiderung steht in Warning 1975.

Meschonnic oder bei Kristeva¹⁶), Stein des Anstoßes geworden ist. Wenn wir etwas beschreiben, so heißt das immer, daß wir es in Relation zu etwas anderem sehen, es mit diesem vergleichen und von diesem unterscheiden. Wenn wir etwas vergleichen, werden wir im allgemeinen das "unbekanntere", "weniger selbstverständlich" scheinende System X auf das "bekanntere", "selbstverständlichere" System Y beziehen, d. h. wir werden die spezifischen Merkmale von X feststellen, indem wir seine Abweichungen gegenüber dem als Standard fungierenden Y beschreiben. Eine solche Abweichung kann, grob gesagt, im einfachsten Falle darin bestehen, daß dort, wo Y einen Term y hat, X einen Term x hat, oder daß dort, wo Y y hat, X nichts Entsprechendes aufweist (was wir durch " ϕ " oder durch "-" ausdrücken können), oder daß dort, wo Y nichts hat, X einen Term x aufweist. Unter "Abweichung" subsumieren wir also sowohl den Fall der *Ersetzung* eines Terms durch einen anderen Term als auch den Fall der *Tilgung* eines Terms als auch den Fall der *Hinzufügung* eines Terms. Standard und Abweichung sind keine ontologischen Klassifikationen, sondern wiederum rein heuristische: im Prinzip können wir ebenso gut Y als Abweichung von X beschreiben. So könnten wir etwa die Normalsprache einer Kultur auch als Abweichung, gegenüber ihrer Literatursprache als Standard, beschreiben: wenn wir in der Regel den umgekehrten Weg wählen, so deshalb, weil er erstens praktisch einfacher ist, da sich, ungeachtet aller methodischen Schwierigkeiten, von den normalsprachlichen Äußerungen immer noch leichter ein übergeordnetes, sie generierendes Regelsystem abstrahieren läßt als von den literatursprachlichen, und weil er zweitens den kulturellen Klassifikationen entspricht, denen zufolge "Literatur" als ein abgeleitetes und sekundäres System erscheint. In bestimmten Fällen schränken wir also unsere theoretische Freiheit bei der Wahl eines Beschreibungsstandards ein und versuchen zu rekonstruieren, was einer ganz bestimmten Kultur als Standard und was ihr als Abweichung gilt. Es ist aber wichtig, festzuhalten, daß dieses Verhältnis von Standard und Abweichung im Prinzip immer umgekehrt werden kann.

Wenn jedenfalls dem Leser das Vokabular von "Standard" und "Abweichung" nicht gefällt, so mag er es durch ein anderes ersetzen — wie Todorov 1973a gezeigt hat, gewinnt er dabei freilich nichts — außer eben anderen Worten. Solchen Wortfetischismus zu betreiben,

¹⁶ Vgl. Todorov 1973a.

ist aber, wiederum nach Todorov, nichts anderes als eine Form der Magie, d. h. eine Form des Glaubens an die Macht des Wortes, nichts anderes als die geheime Hoffnung, auch die "Sache" werde eine andere werden, wenn man sie nur mit einem anderen "Wort" benennt. Ob man z. B. bezüglich der Unterschiede normalsprachlicher und literarischer Äußerungen lieber von "Abweichungen" oder – z. B. – von "Differenzqualitäten" spricht, ändert nichts, da in diesem Falle ja das Signifikat beider Signifikanten dasselbe wäre.

Doch kehren wir zu den Nullpositionen zurück. Da wir sehr verschiedene Vergleichsobjekte als Standard/Modell für unseren "Text" bzw. unsere syntagmatische Stelle wählen können, geraten wir zunächst in schwierige Probleme. Von einer Unbestimmtheit/Leerstelle einer solchen Stelle in Relation zu einer anderen Stelle können wir jedenfalls nur sprechen, wenn beide irgendeinen Term gemeinsam haben oder doch ähnliche, d. h. derselben Klasse angehörige Terme aufweisen und wenn die eine darüber eine Menge von Aussagen macht, die die andere nicht macht. Nehmen wir z. B. an, wir vergleichen eine Untersuchung über Quasare und einen Roman des 18. Jhdts.: da beide Texte kaum etwas gemeinsam haben dürften, würde es in dem jeweils als Abweichung beschriebenen Text geradezu von Nullpositionen wimmeln. Wir hätten dann aber nichts anderes beschrieben, als daß beide Texte aus der paradigmatischen Menge möglicher Redegegenstände jeweils eine andere Selektion getroffen haben – dann aber wären neue Begriffe dafür überflüssig. Wir müssen die jeweilige syntagmatische Stelle demnach mit einem "Text" vergleichen, der mit ihr wenigstens einen Term oder eine Klasse von Termen teilt, und können beide, wollen wir von Unbestimmtheit/Leerstelle reden, nur genau hinsichtlich dieser gemeinsamen Terme/Klasse von Termen vergleichen. Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt noch ein umfangreiches Korpus heterogener, aber möglicher Vergleichsobjekte. Wir skizzieren einige Fälle.

Gegeben sei eine syntagmatische Stelle eines "Textes", die einen beliebigen Sachverhalt X (z. B. eine Figur, eine Relation zwischen Figuren, eine Handlung, ein Objekt, usw.) darstellt. Erstens können wir diese Darstellung mit einer (gedachten) Beschreibung eines solchen Sachverhalts X vergleichen, die, gemessen am sprachlich oder kulturell verfügbaren Kategoriensystem, vollständig wäre, d. h. die den Sachverhalt hinsichtlich aller verfügbaren Kategorien charakterisiert, die überhaupt auf diesen Sachverhalt anwendbar sind: über einen Sachverhalt X können theoretisch mindestens genau so viele Proposi-

tionen gemacht werden, als es semische Kategorien gibt, die auf die Klasse von Sachverhalten, der X angehört, anwendbar sind. Eine reale Person kann z. B. idealiter hinsichtlich aller der Klassen von Merkmalen beschrieben werden, deren Anwendbarkeitsbereich den Term "menschlich" umfaßt. Die Menge dieser semischen Kategorien, die auf einen bestimmten Sachverhalt anwendbar sind, ist freilich eine historische bzw. kulturelle Variable: wenn z. B. durch eine neue psychologische Theorie neue Unterscheidungskriterien menschlichen Verhaltens eingeführt werden, erweitert sich diese Menge; ebensogut kann sie umgekehrt verengt werden, wenn eine Kultur früher mögliche Klassifikationen ausscheidet, weil sie sie für nicht mehr (wissenschaftlich oder ideologisch) akzeptabel erklärt — das war etwa das Schicksal der noch im 18. Jhdt. unangefochtenen Lehre von den vier Temperamenten (phlegmatisch, cholertisch, sanguinisch, melancholisch), deren sich heute im allgemeinen kaum noch jemand bedienen dürfte, um Personen zu charakterisieren. Umgekehrt gehen natürlich keineswegs alle kulturell erworbenen neuen Kategorisierungen auch notwendig in die Sprache ein: noch immer ist in der Sprache der Raum dreidimensional und unendlich, obgleich sich doch seit der Relativitätstheorie die Raumvorstellung wesentlich verändert hat.

Gegenüber einer solchen hypothetischen, *sprachlich oder kulturell vollständigen Beschreibung* eines Sachverhalts X ist im allgemeinen jede Beschreibung von X etwa in literarischen Texten unvollständig und lückenhaft, worauf zuerst die phänomenologische Ästhetik Ingardens explizit hingewiesen zu haben scheint (vgl. Iser 1970, S. 14; Todorov 1973, S. 49). Noch der scheinbar "realistischste" Roman charakterisiert die dargestellte Welt nur bezüglich einer Teilmenge der jeweils anwendbaren Kategorien (vgl. dazu auch "SET"): über die physischen und psychischen Merkmale der Figuren, über ihre Handlungsmotivationen, über die Örtlichkeiten, an denen sie sich bewegen, über die Gegenstände, die sie umgeben, über ihre Gedanken und Gefühle, ihre Handlungen und ihre Reden werden wir selbst bei ausführlicher Beschreibung immer nur partiell informiert. Musterbeispiel solcher Aussparung und Lückenhaftigkeit ist etwa auch das der ET seit langem bekannte "raffende Erzählen", bei dem ein großer Zeitraum knapp zusammengefaßt wird; der Text präsupponiert aber, daß die Figuren — wie reale Personen — auch in diesen Zeiträumen, über die nur selektiv oder gar nicht berichtet wird, geredet und gehandelt haben. Sprachlich vollständige Beschreibung eines X, d. h. Charakterisierung dieses X bezüglich aller semischen Kategorien, zu

deren Anwendbarkeitsbereich X gehört, und kulturell vollständige Beschreibung können in verschiedenem Ausmaß übereinstimmen: das hängt davon ab, wo wir die Grenze zwischen sprachlichem und kulturellem Wissen ziehen wollen – eine Abgrenzung, die, wir sagten es mehrfach, problematisch ist und auf die wir uns weder einlassen wollen noch einlassen müssen. *Die sprachlich vollständige Beschreibung ist jedenfalls ein bei der TA recht gut praktikabler Standard, da jede TA ja ohnedies unsere Sprachkompetenz voraussetzt.*

Welche Aspekte der dargestellten Welt in literarischen Texten jeweils in diesem Sinne lückenhaft dargestellt werden, ist natürlich wiederum eine Variable, die sich nicht nur von Kultur zu Kultur, sondern auch von Texttyp zu Texttyp, von Text zu Text, von Text-Stelle zu Text-Stelle ändern kann. Auf allen diesen Ebenen kann es Regelsysteme geben, die festlegen, welche Aspekte von Sachverhalten ausgespart und welche beschrieben werden: mit jedem solchen Regelsystem können wir aber eine gegebene Beschreibung eines X vergleichen. Jedes dieser Modelle kann also selbst schon durch Lücken charakterisiert sein, die wir erkennen, wenn wir es seinerseits mit anderen Modellen vergleichen. Eine gegebene Beschreibung eines X mag genau durch dieselben Lücken wie das Modell, etwa ein Texttyp/Gattungsregelsystem, charakterisiert sein. Sie kann ebenso aber auch gegenüber dem Modell neue Lücken hinzufügen, als auch Lücken des Modells, die kulturell damit vielleicht erst als solche bewußt werden, tilgen (vgl. dazu etwa Titzmann 1971). Iser hat übrigens die These aufgestellt, seit dem 17. Jhdt. habe der "Leerstellenbetrag" in literarischen Texten zugenommen; das dürfte so sicherlich nicht stimmen, da etwa der realistische oder naturalistische Roman des 19. Jhdt. zweifellos auch Lücken beseitigt hat, die für frühere Romane typisch waren.

Wenn man also sagt, an einer "Text"-Stelle fehle etwas, muß man sich bewußt bleiben, bezüglich welchen Standards/Modells diese Aussage richtig ist: denn je nachdem, welchen Standard man wählt, ist nicht nur ein und dieselbe Stelle jeweils in verschiedener Hinsicht lückenhaft, sondern es ändert sich vor allem damit auch der Status dieser Feststellung, d. h. die Art interpretatorischer Folgerungen, die wir aus ihr ziehen können. Es handelt sich jedes Mal um einen andersartigen Sachverhalt. Am interessantesten, weil am einfachsten überschaubar, sind die Fälle, in denen wir die sprachlich vollständige Beschreibung als Standard wählen oder in denen *der "Text" selbst einen Standard aufbaut, demgegenüber er lückenhaft ist.* Denn hier

sind wir von den Zufälligkeiten unseres Wissens über textexterne Kontexte relativ unabhängig. Während wir Lücken in bezug auf sprachliche oder textinterne Standards im Prinzip immer erkennen können, lassen sich Lücken im Bezug auf kulturelle oder überhaupt textexterne Standards leicht übersehen, wofür wir zwei einfache Beispiele wählen. E. T. A. Hoffmanns "Der Sandmann" beginnt mit einer Reihe von Briefen, die sich verschiedene Hauptfiguren schreiben. Nun gehört gemeinhin zum Modell des Briefromans um 1800 eine Herausgeberfiktion: der Text beginnt im allgemeinen mit der den Briefen vorangestellten Äußerung eines fiktiven Herausgebers. Insofern wir diesen Anfangstyp als Modell betrachten können, beginnt Hoffmanns Erzählung also mit einer Leerstelle – die fehlende Herausgeberbemerkung wird im übrigen an anderer Stelle, nach diesen Briefen, nachgetragen. Wenn wir nicht wissen, daß hier normalerweise noch etwas erwartbar ist, werden wir es aber bei der Textlektüre kaum als fehlend empfinden. Ein anderes Beispiel bietet Flauberts "Madame Bovary": das ehebrecherische Verhalten der Heldin wird nicht von einem Erzähler negativ bewertet – daran nicht zuletzt nahm der Ankläger in dem berühmten Prozeß von 1857 Anstoß. Wenn schon moralisch verwerfliches Verhalten dargestellt wird, dann erwartete man offenbar, daß es wenigstens als ebensolches explizit charakterisiert wird. Insofern eine solche Bewertung aber fehlt, weist der Text wiederum eine Leerstelle auf, die dem unbefangenen und historisch nicht vorbelasteten heutigen Leser vor dem Hintergrund veränderter literarischer und moralischer Normen leicht entgeht.

Wenn nun etwa ein Text eine oder mehrere Figuren hinsichtlich einer bestimmten Merkmalsklasse charakterisiert, andere hingegen nicht, oder wenn eine Erzählerfigur bestimmte Klassen von Sachverhalten manchmal kommentiert und manchmal nicht, oder wenn ein bestimmter Zeitraum erzählt wird, ein anderer, vom Text implizierter hingegen nicht, usw., dann können wir sagen, daß der Text jeweils einen bestimmten Sachverhalt, verglichen mit einem von ihm selbst eingeführten Modell, das er in anderen Fällen anwendet, nicht charakterisiert. Diese und andere Beispiele für "Fehlen von etwas" sind natürlich tatsächlich nur einzelne Beispiele; wir können hier nicht die *Typologie aller möglichen Klassen von Nullpositionen* aufmachen: *es gibt derer notwendig so viele, wie sich relevante Modelle/Standards finden lassen.* Wir haben bislang als Beispiel solcher Nullpositionen praktisch nur *informativische Lücken* behandelt: es gibt aber auch andere Typen, bei denen es nicht um ein Fehlen von Information,

sondern um ein Fehlen andersartiger Merkmale geht. Während die Begriffe "Unbestimmtheit" und "Leerstelle" hauptsächlich auf solche informatorischen Lücken angewendet worden zu sein scheinen, ist demgegenüber der Begriff "*Minus-Prijom*" der weitere, der auch andersartiges Fehlen umfaßt. Überdies benennen die beiden ersteren eher ein Ergebnis, der letztere eher eine Operation ("*Prijom*" heißt, scheint es, "Verfahren"), zu dessen Resultaten unter anderem auch die ersten gehören. Untereinander scheinen diese beiden übrigens bislang kaum differenziert: wir werden sie im folgenden so verwenden, daß wir bei Lückenhaftigkeit gegenüber dem Modell sprachlich oder kulturell vollständiger Beschreibung eher von "*Unbestimmtheit*", bei Lückenhaftigkeit gegenüber Modellen, die der Text selbst aufbaut oder die von anderen Texten/oder von einem Texttyp gebildet werden, eher von "*Leerstelle*" sprechen.

Beispiele für *Minus-Prijomy*, bei denen es sich nicht um informatorische Unbestimmtheiten/Leerstellen handelt, können nun etwa die folgenden Fälle abgeben. Wenn im 19. Jhdt. die neue Gattung des "poème en prose", des Prosagedichts, auftritt, die sich auch von einer Lyrik in freien Rhythmen schon durch die prosagleiche Zeilenanordnung unterscheidet, handelt es sich deutlich um einen solchen Fall. Wenn etwas poème/Gedicht heißt, dann war kulturell ein Metrum erwartbar: wenn diese Texte aber durch "Absenz von Vers" charakterisiert sind, liegt demnach ein wahrnehmbares Fehlen vor. Um einen anderen solchen Fall handelt es sich bei dem Beispiel Lotmans, daß in einem Text mit sonst regulären Versen plötzlich ein Vers auftritt, der nur die Hälfte der sonst üblichen Länge aufweist. Im ersten Beispiel ist im übrigen der Standard textextern, im zweiten textintern. Lotman hat noch ein drittes Beispiel geliefert (1972, S. 413): ihm zufolge ist der russische realistische Roman gegenüber dem ihm vorangehenden romantischen Roman durch ein komplexes System von *Minus-Prijomy* charakterisiert, womit er offenkundig nicht die Informationsmenge des Textes meinen kann, da realistische Romane diesbezüglich eher weniger Unbestimmtheit als romantische aufweisen. Was hier gemeint ist, ist der Sachverhalt, daß in romantischen Texten bestimmte Formen wiederkehrender Ordnung sowohl auf der sprachlich-stilistischen Ebene als auch auf der inhaltlichen aufgebaut werden, die der realistische Roman nicht kennt. Diese Beispiele mögen genügen¹⁷.

¹⁷ In literarhistorischem Kontext hat Wünsch 1975 mit solchen *Minus-Prijomy* als relevanten Größen eines Strukturwandels gearbeitet.

Wir werden nicht versuchen, die Begriffe Minus-Prijom, Unbestimmtheit, Leerstelle zu definieren und voneinander abzugrenzen. Wir ziehen es vor, den kaum durch frühere theoretische Publikationen vorbelasteten Begriff der Nullposition als Oberbegriff für alle diese Fälle zu wählen, ohne damit aber auf die Verwendung der oben genannten Begriffe zu verzichten, was freilich, wenn man will, eine Inkonsequenz ist. Wir geben jedenfalls einen – groben und wahrscheinlich sehr unzulänglich-vorläufigen – Definitionsversuch:

Nullposition = Relation¹⁸ eines "Textes" oder einer syntagmatischen Stelle zu einem (textexternen oder textinternen) Modell/Standard derart, daß eine Menge von Merkmalen/Termen/Propositionen, die das Modell bezüglich eines bestimmten Terms aufweist, bezüglich desselben Terms oder doch eines Terms derselben Klasse an der Stelle nicht auftreten.

Nullpositionen lassen sich also – mit einem aus der Linguistik entlehnten (vgl. Wunderlich 1974, S. 374) und generalisierten Begriff – so beschreiben, als hätte die "Text"-Stelle gegenüber dem Modell eine *Tilgungsoperation* vorgenommen, deren Ergebnis die Nullposition ist. Da man in der TA wahrscheinlich am häufigsten mit informatorischen Nullpositionen zu tun hat, versuchen wir, wenigstens diese Teilklasse weiter zu präzisieren:

Informatorische Nullposition = Nicht-Charakterisiertheit eines "Text"-Terms bezüglich einer paradigmatischen Klasse von Termen, die auf ihn anwendbar ist und von deren Gliedern ihm eines notwendig als Prädikat zukommen müßte.

Nochmals sei darauf hingewiesen, daß zwischen den verschiedenen Formen von Modellen/Standards, die der Interpret als Vergleichspunkt wählt, unterschieden werden muß.

Doch wollen wir vor weiteren Erörterungen endlich ein Anwendungsbeispiel geben.

(11) (Victoire, Tochter der Frau von Carayon, befindet sich allein im Gespräch mit dem männlichen Helden, dessen Rede mit den Worten endet:)

"... Alles ist Märchen und Wunder an Ihnen; ja Mirabelle, ja Wunderhold!"

Ach, das waren die Worte, nach denen ihr Herz gebangt hatte, während es sich in Trotz zu wappnen suchte.

¹⁸ Daß eine Nullposition eine Relation ist, haben z. B. Iser in Warning 1975 (S. 326) und Lotman 1972 konstatiert.

5 Und nun hörte sie willenlos und schwieg in einer süßen Betäubung.

Die Zimmeruhr schlug neun und die Turmuhr draußen antwortete. Victoire, die den Schlägen gefolgt war, strich das Haar zurück und trat ans Fenster und sah auf die Straße.

10 "Was erregt dich?"

"Ich meinte, daß ich den Wagen gehört hätte."

"Du hörst zu fein."

Aber sie schüttelte den Kopf, und im selben Augenblicke fuhr der Wagen von Frau von Carayon vor.

15 "Verlassen Sie mich . . . Bitte."

"Bis auf morgen."

(Aus: Fontane: Schach von Wuthenow, 1883)

Dieses Segment des Romans enthält deutlich genug eine zeitliche Lücke. Ein bestimmter Zeitraum wird kommentarlos übergangen. Wir bemerken diese Aussparung, weil der Text selbst sie signalisiert: er selbst setzt etwas voraus, das er wegläßt. Für diese Leerstelle gibt es zunächst ein graphisches Signal: die Leerzeile zwischen Z. 6 und Z. 7. In einem kulturellen Kode graphischer Anordnung von (Vers- oder Prosa-)Texten bedeutet eine solche Leerzeile jedenfalls eine Abhebung zweier Textsegmente, die einen tieferen Einschnitt als die bloße Einrückung des Zeilenanfangs darstellt und die im allgemeinen in erzählender Prosa nur als Kapitelgrenze vorkommt. Doch folgt daraus nicht eindeutig eine Leerstelle. Ein eindeutiges Signal liefert hingegen die Textsemantik: "nun hörte sie . . ." (Z. 5) präsupponiert, daß der Sprecher weiter redet. Während nun diese Proposition aus dem Text ableitbar ist, ist zunächst keine Proposition über den Inhalt seiner Rede ableitbar. Die nächste berichtete Äußerung des Helden (Z. 10) liegt notwendig nach dieser übergangenen Menge von Äußerungen: diese selbst liegt also zeitlich zwischen Z. 6 und Z. 7, d. h. in dem durch die Leerzeile ausgedrückten und ausgesparten Zeitraum. Der Text präsupponiert also eine Menge von Propositionen unbekanntem Umfangs, die aus ihm nicht ableitbar ist. Das dritte – gemischt sprachlich-kulturelle – Indiz wird durch den Wechsel in der Anredeform, die Substitution des "Sie" durch "Du", geliefert; irgendein Ereignis muß stattgefunden haben, das diese Transformation legitimiert; daß es sich nur um eine bloße Unhöflichkeit des einen Sprechers handeln könnte, der brüsk die üblichen Umgangsnormen verletzt, wird dadurch ausgeschlossen, daß der Wechsel offenbar beiderseitig

akzeptiert ist — denn wenn Victoire auch ihrerseits kein “Du” verwendet, so protestiert sie doch nicht gegen dessen Verwendung. Ihr sprachliches Verhalten präsupponiert, daß sie dem männlichen Partner das Recht zu diesem “Du” einräumt.

Wir wissen also mit Sicherheit, daß hier eine temporale Lücke existiert; daß in dieser Lücke der männliche Partner geredet haben muß; daß in dieser Lücke etwas stattgefunden hat, was die veränderte Anrede autorisiert. Unter Zuhilfenahme weiteren Wissens über die Kodes der Kultur unseres Textes können wir genauer präzisieren, was hier “getilgt” wurde. Ein solcher Übergang der Anrede zwischen nicht verwandten, jungen, nicht gleichgeschlechtlichen Partnern impliziert, wenn nichts anderes ausdrücklich gesetzt wird, in dieser Kultur eine erotische Annäherung: irgendeine Art verbalen und vielleicht auch nicht-verbalen Liebenspiels muß stattgefunden haben. Wenn nichts anderes explizit gesetzt wird, gilt kulturell, daß eine solche Liebeserklärung vom männlichen Partner ausgegangen sein muß: ob der weibliche darauf in irgendeiner Form geantwortet hat oder sie nur durch stumme Duldung akzeptiert hat, ist nicht erschließbar. Wie weit diese erotische Annäherung gegangen ist, ob sie über eine bloß verbale Erklärung hinausging, ist ebenfalls nicht erschließbar. Mit Hilfe der bislang verwendeten Daten kann also nicht nur eindeutig die Existenz einer Leerstelle nachgewiesen werden, sondern auch bis zu einem gewissen Grad erschlossen werden, was in dieser — in diesem Falle narrativen — Lücke stattgefunden haben muß. Nun ist am Ende des Romans die Heldin freilich Mutter eines Kindes, als dessen Vater nur der Held in Betracht kommt, ohne daß der Text eine weitere Möglichkeit intimer Begegnung der beiden explizit oder implizit gesetzt hätte: der Liebesakt muß also in unserer Leerstelle stattgefunden haben. Die Liebesgeschichte hat demnach, gemessen an den damaligen kulturellen Normen, nicht nur einen erstaunlich zügigen Verlauf, sondern verstößt auch gegen die Norm der vorehelichen Enthaltensamkeit: das wären weitere interpretierbare Daten. Vom Textende her läßt sich jedenfalls die verbliebene Menge an Leerstellen/Unbestimmtheiten weiter reduzieren, wenn auch nicht gänzlich beseitigen, da mindestens die genaueren Modalitäten des vorausgesetzten Ablaufs nicht spezifiziert werden können. Übrigens weist der Text noch eine zweite, weniger auffällige Nullposition auf: als Victoire erstmals im Gespräch ein anredendes Personalpronomen benützt, bedient sie sich des “Sie”. Was diese Anredeform bedeutet, bleibt ebenfalls ausgespart; doch diskutieren wir diesen Punkt nicht weiter.

Das Beispiel erlaubt zwei weitere wichtige Präzisierungen, auf die zuerst H. Link 1973 in ihrer Iser-Kritik hingewiesen zu haben scheint: die erste betrifft die Spezifizierung, worin genau die Nullposition besteht, die zweite die Möglichkeit der Auffüllbarkeit von Nullpositionen.

Wenn wir von einer Nullposition sprechen, müssen wir mindestens eine semische Kategorie/paradigmatische Klasse angeben können, bezüglich derer die "Text"-Stelle nicht charakterisiert ist. Häufig ist eine solche Stelle aber bezüglich mehrerer derartiger Klassen von möglichen Termen/Propositionen nicht charakterisiert. Wir müssen möglichst genau rekonstruieren, um welche und um wieviele solcher Klassen es sich handelt, hinsichtlich derer es Nullpositionen gibt. Figuren können z. B. hinsichtlich beliebig vieler und beliebig verschiedener der möglichen Merkmalsklassen charakterisiert oder nicht charakterisiert sein. Ob wir es nun vorziehen, aufzuzählen, bezüglich welcher sie spezifiziert werden, oder aufzählen, bezüglich welcher sie nicht spezifiziert werden, ist eine ökonomisch-heuristische Frage: bei einer optimalen Analyse sollten wir uns beider Mengen bewußt sein.

Zweitens kann eine Nullposition *auffüllbar* oder *nicht auffüllbar* sein. Nullpositionen sind *auffüllbar*, wenn aufgrund weiterer textinterner Daten einer anderen Stelle oder aufgrund textexterner Daten, z. B. kultureller Annahmen über die Realität, logisch eine Proposition abgeleitet werden kann, die eindeutig festlegt, welcher der Terme der Klasse, hinsichtlich derer die syntagmatische Stelle eine Nullposition aufweist, für diese Stelle als zutreffend anzunehmen ist. Wenn etwa ein Text eine Figur nur hinsichtlich eines physischen Merkmals, nicht aber hinsichtlich ihrer Intelligenz charakterisiert, und wenn aus eben diesem Text an späterer Stelle eine Regel abgeleitet werden kann oder wenn in der Kultur des Textes eine solche Regel angenommen wird, die festlegt, Individuen mit genau diesem physischen Merkmal seien — z. B. — dumm, dann kann diese Nullposition offenbar aufgefüllt werden. Ähnlich könnte in unserem Hölderlin-Beispiel zwischen den alternativen Teilpropositionen der ableitbaren komplexen Propositionen entschieden werden, wenn eine Textstelle oder eine kulturelle Annahme ein Kriterium dafür liefern würde. Wenn im Falle unserer eben erwähnten Figur keine solchen zusätzlichen Daten eine eindeutige Charakterisierung hinsichtlich ihrer Intelligenz erlauben, dann können wir diesbezüglich über sie ebenfalls nur eine solche komplexe Proposition behaupten, die ihr die möglichen Terme des Paradigmas als durch "oder" verbundene Prädikate zu-

ordnet. Da nun eine "Text"-Stelle hinsichtlich mehrerer verschiedener Klassen zugleich Nullpositionen aufweisen kann und somit der Fall möglich ist, daß eine Teilmenge davon sich dank Zusatzdaten auffüllen läßt, eine andere aber nicht, ist es eben wichtig, möglichst genau anzugeben, welche anwendbaren Klassen vom "Text" nicht angewendet werden, da nur dann auch angegeben werden kann, inwieweit eine solche Menge von Nullpositionen tatsächlich auffüllbar ist: bei unserem Fontane-Beispiel war dies etwa nur partiell der Fall. Es lehrt uns noch etwas anderes: es macht einen Unterschied, ob eine Nullposition, etwa aufgrund textexterner Daten über die Annahmen dieser Kultur, *sofort* aufgefüllt werden kann oder ob sie erst *später* aufgrund von Daten einer anderen syntagmatischen Stelle des "Textes" selbst aufgefüllt werden kann. Nullpositionen der zweiten Art haben offenbar einen anderen Status.

Wir haben argumentiert, daß eine Nullposition einer syntagmatischen Stelle S_n nur durch Daten einer späteren Stelle S_x aufgefüllt werden könnte. Unser hypothetischer Leser öffnet schon den Mund, seine Einwände anzumelden; suchen wir ihm zuvorzukommen. Erstens kann der umgekehrte Fall — Auffüllung einer Nullposition bei S_x durch S_n — u. E. nicht sinnvoll angenommen werden. Denn wenn einer Figur an S_n ein Merkmal zugeordnet wird, und diese Figur an S_x wieder auftritt, ohne daß ihr erneut dieses Merkmal (oder ein anderes, alternatives derselben Klasse) zugeordnet würde, müßte man sonst sagen, daß an S_x eine Nullposition vorliege, sofern der Text nicht zu S_x alle Aussagen, die er bislang über die Merkmale dieser Figur gemacht hat, wiederholt. Nun gilt aber umgekehrt, daß man von den einmal eingeführten Merkmalen einer Figur annehmen muß, daß sie so lange, auch dann, wenn sie nicht wiederholt werden, konstant bleiben, bis sie der Figur nachweislich vom "Text" wieder abgesprochen werden. Wenn eine Figur einmal z. B. als "dick" charakterisiert ist, gilt dieses Merkmal für sie auch hinfort, ohne daß sie bei jedem Auftreten wieder erneut als "dick" charakterisiert werden müßte. Erst wenn aus einer späteren Stelle abgeleitet werden kann, daß sie nicht "dick", sondern z. B. "schlank" sei, gilt die ursprüngliche Charakterisierung nicht mehr. Damit wird eine Transformation der Figur gesetzt, die ihrerseits Leerstelle bleiben oder durch eine ableitbare Proposition beschrieben werden kann: der zweite Fall läge z. B. vor, wenn wir erfahren, daß die Figur eine Schlankheitskur gemacht hat. Wir können generalisieren und für beliebige Terme die folgende Regel annehmen:

IR 24: Alle Terme, die einem Term an einer syntagmatischen Stelle S_n als Prädikate zugeordnet werden, d. h. alle Propositionen über diesen Term, die aus dieser Stelle abgeleitet werden können, gelten als wahr für diesen Term auch an jeder beliebigen, in der syntagmatischen Folge späteren Stelle S_x , sofern nicht aus S_x oder einer zwischen S_n und S_x liegenden Stelle S_i eine Proposition abgeleitet werden kann, die eines dieser Prädikate für diesen Term negiert.

Nicht-Wiederholung einer Merkmalszuordnung impliziert also nicht eine Nullposition, sondern nur die Vermeidung überflüssiger Redundanz.

Nun tritt damit sofort ein zweites Problem auf: die syntagmatische Reihenfolge, in der Daten über einen Term mitgeteilt werden, muß nicht mit der temporalen Reihenfolge dieser Daten übereinstimmen. Nehmen wir z. B. an, am Textanfang trete eine gealterte Figur auf, die in der weiteren syntagmatischen Folge ihre Vorgeschichte berichtet. Die Merkmale, die sie am Textanfang hat, sind dann die Merkmale, die sie am zeitlich spätesten Punkt des berichteten Zeitraums hat, d. h. sie muß diese Merkmale nicht auch schon zu einem früheren, aber in der syntagmatischen Abfolge später berichteten Zeitpunkt gehabt haben. In unserem Kontext können nicht alle möglichen Fälle durchgespielt werden: als allgemeine Regel können wir wahrscheinlich annehmen, daß ein der Figur für den spätest vorkommenden Zeitpunkt zugeordnetes Merkmal auch für die früheren Zeitpunkte gilt, solange es keine Argumente dafür gibt, daß es für den früheren Zeitpunkt nicht gilt oder daß für diesen Zeitpunkt unentscheidbar ist, ob es gilt. Doch möglicherweise muß das Problem einer Divergenz zwischen syntagmatischer und zeitlicher Ordnung noch einmal neu durchdacht und IR 24 durch Zusatzregeln für diesen Fall eingeschränkt oder spezifiziert werden.

Wichtiger aber ist noch ein dritter Punkt: wir sind von "Texten" mit festgelegter "Leserichtung", d. h. "Texten", bei denen die syntagmatische Dimension wie z. B. bei sprachlichen Äußerungen, Filmen, Comic Strips, Gemäldezyklen mit narrativen Komponenten (z. B. einer Bilderserie über Stationen der Passion von Christus) usw. orientiert ist, also ein Nacheinander, nicht ein Nebeneinander darstellt. Ohne uns festlegen zu müssen, welche Art "Texte" nur ein syntagmatisches Nebeneinander aufweist, können wir doch annehmen, daß es solche z. B. in der bildenden Kunst (Einzelgemälde, Architektur

usw.) gibt. In diesen Fällen stellt sich naturgemäß unser Problem so nicht: sofern hier eine Nullposition an einer Stelle S_n durch Informationen einer Stelle S_x aufgefüllt werden kann, ist ja die Stelle S_x notwendig "gleichzeitig" zu S_n .

Bei "Texten", die ein syntagmatisches Nacheinander kennen, weist nun der Anfang notwendig Unbestimmtheiten auf, die sukzessiv beseitigt werden können. Nicht notwendig hingegen beginnen solche "Texte" mit einer Leerstelle: dieser Fall ist ein Sonderfall, der in der Literatur etwa die sogenannten analytischen Dramen oder Erzähltexte charakterisiert, aber auch solche Texte, die ein Kriminalschema benützen, Texte der phantastischen Literatur und andere¹⁹. Berühmtestes Beispiel des Typs, wo am Textanfang hinsichtlich textinterner Standards eine Leerstelle gesetzt wird und wo es in der Folge darum geht, ob sie aufgefüllt werden kann oder nicht, ist bekanntlich der "Ödipus" von Sophokles: eine Tat, der Totschlag eines Königs mit verderblichen Folgen, ist gegeben, der von der Tat notwendig vorausgesetzte Täter, dessen Ausstoßung aus der Gesellschaft allein die Folgen der Tat für die Gesellschaft beseitigen könnte, fehlt und wird gesucht, wobei der, der die Suche leitet, selbst, und ohne es zu wissen, der Täter ist, was sich in der Folge herausstellt. Bei dem Typ wird also etwas als gegebenes Faktum gesetzt, dessen Umstände und Ursachen sind aber Nullpositionen, und der Versuch, diese aufzufüllen, ist der zentrale Gegenstand. Ein geradezu musterhaftes Exemplar dieses Typs bildet

- (12) In M . . . , einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O . . . , eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren wohlherzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und daß sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten.

(Textanfang von: Kleist: Die Marquise von O . . . , 1808)

Ein solcher Textanfang präsupponiert eine Vorgeschichte des berichteten Ereignisses und eine Nachgeschichte, in der sich die Folgen der Annonce zeigen. Der Text baut Leerstellen auf, die zudem mit dem Widerspruch operieren; die Marquise ist schwanger — ein Koitus muß stattgefunden haben. Als verwitwete Frau und Mutter mehrerer

¹⁹ Vgl. dazu Todorov 1972.

Kinder besitzt sie hinreichende Sachkenntnis, so daß ihr ein solches Ereignis nicht entgangen sein kann: die Frage ist dann, wie ihr unter solchen Umständen der Vater des Kindes unbekannt sein kann. Unvereinbar scheint auch der "vortreffliche Ruf" der Marquise mit der Tatsache, daß ein Koitus stattgefunden haben muß – denn ein solcher schließt sich kulturell in diesem Zeitraum für anständige, nicht verheiratete Frauen aus. Die Leerstelle wird in der Folge aufgefüllt, und zwar so, daß die Terme, die einander auszuschließen scheinen, sich als doch kompatibel erweisen.

Wir formulieren im folgenden einige Regeln für den interpretatorischen Umgang mit Nullpositionen:

IR 25a: Bei der Analyse von Nullpositionen ist möglichst genau zu spezifizieren, bezüglich welcher Klassen möglicher Sachverhalte sie überhaupt vorliegen.

IR 25b: Nullpositionen sind wie andere Terme zu interpretieren: es muß versucht werden, ihnen aufgrund ihrer spezifischen Struktur und ihrer kontextuellen Position eine semantische Funktion/Bedeutung zuzuordnen.

IR 25c: Wenn Nullpositionen aufgrund weiterer textexterner oder textinterner Daten nachweisbar und eindeutig aufgefüllt werden können, dann ist diese Auffüllung vorzunehmen.

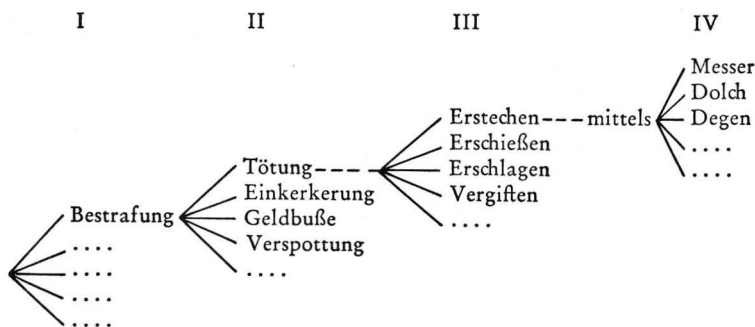
IR 25d: Nicht in diesem Sinne auffüllbare Nullpositionen dürfen nicht durch Assoziationen/Konnotationen des Interpreteten beseitigt werden.

IR 25e: Ob eine Nullposition auffüllbar ist oder nicht, und wenn sie es ist, in welchem Ausmaße und mittels welcher Art von Daten sie aufgefüllt werden kann, stellt seinerseits ein interpretierbares Datum dar.

Im übrigen läßt sich das Problem natürlich auch umgekehrt formulieren: statt nach dem Ausmaß etwa der Unbestimmtheit eines Terms können wir auch nach dem *Grad seiner Spezifizierung* fragen, d. h. fragen, hinsichtlich wievieler und welcher der sprachlich/kulturell auf ihn anwendbaren Klassen er charakterisiert ist. Wir können dabei grob metaphorisch eine *horizontale* und eine *vertikale* Spezifizierung unterscheiden. Im ersten Falle handelt es sich darum, daß ein Term bezüglich von auf derselben Ebene liegenden Klassen die voneinander unabhängig sind, spezifiziert wird: eine Figur kann z. B. bezüglich der

Klassifikation nach Haarfarbe, nach Augenfarbe, nach Körpergröße, nach Intelligenz, nach Schönheit usw. charakterisiert werden. Im zweiten Falle handelt es sich darum, daß ein Textterm zwar bezüglich einer bestimmten Klasse von Sachverhalten spezifiziert ist, daß aber diese Klasse ihrerseits in Teilklassen zerlegt werden kann, d. h. die Figur durch die Angabe der genauen Teilklassse noch weiter spezifiziert wird. Wir geben ein frei nach Todorov 1969 formuliertes Beispiel: wenn eine Figur z. B. sich eines Vergehens schuldig gemacht hat, das in der Kultur als strafbar gilt, dann kann der Text entweder überhaupt keine Auskunft darüber geben, ob die Figur auch bestraft wurde oder ob sie nicht bestraft wurde, oder er kann sagen, sie sei bestraft worden. Wenn die Figur bestraft worden ist, läßt sich wiederum spezifizieren, durch welche Klasse möglicher Strafen das geschehen ist. Nehmen wir z. B. an, sie sei mit dem Tode bestraft worden: dann läßt sich weiter spezifizieren, auf welche Weise sie ums Leben gebracht wurde. Wir können das System dieser Alternativen der vertikalen Spezifizierung im folgenden Schema darstellen:

(13)



Wir schließen damit das Problem der Nullpositionen ab: es ist freilich weder erschöpft noch auch befriedigend präzisiert; weitere Forschung ist nötig.

Fügen wir beiläufig noch den Begriff der *Ambiguität/Mehrdeutigkeit* hinzu. Sie kann, wie etwa im Falle der komplexen Propositionen des Hölderlin-Textes, textintern bedingt sein; sie kann aber auch textextern bedingt sein, wenn z. B. die Kultur über einen im "Text" auftretenden Sachverhalt X zwei konkurrierende Behauptungen anbietet, was etwa eintreten mag, falls zwei verschiedene ideologische

Systeme koexistieren und X im einen als a, im anderen als b bzw. non-a klassifiziert wird. In allen Fällen der Ambiguität handelt es sich also darum, daß zu einem Textterm X bezüglich derselben Kategorie von Prädikaten (mindestens) *zwei verschiedene* Propositionen abgeleitet werden können, während im Falle der (informativischen) Nullposition zu X *keine* Proposition abgeleitet werden kann. Im ersten Falle können einem Term zugleich zwei (nicht) alternative Prädikate derselben Kategorie zugeordnet werden, im zweiten Falle kann einem Term keines der alternativ möglichen Prädikate einer auf ihn anwendbaren Kategorie zugeordnet werden. Im Falle textextern bedingter Ambiguität handelt es sich bei den ableitbaren Propositionen nur um – allerdings objektive – Konnotationen; im Falle textinterner Ambiguität handelt es sich um denotative Signifikate.

3.122 Textbeispiel: Uhland: Das Schloß am Meer

Wir analysieren einige Aspekte eines Textes, für den Nullpositionen (N) geradezu konstitutiv sind:

(13') Ludwig Uhland: Das Schloß am Meer (1805)

- I Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
4 Die Wolken drüber her.
- II Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
8 In der Abendwolken Glut.
- III "Wohl hab ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
12 Und Nebel weit umher."
- IV Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
16 Saiten und Festgesang?

- V "Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
20 Hört ich mit Tränen zu."
- VI Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
24 Der goldnen Kronen Strahl?
- VII Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne
28 Strahlend im goldnen Haar?
- VIII "Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
32 Die Jungfrau sah ich nicht."

Der Text präsupponiert eine Situation, in der zwei Sprecher, nennen wir sie A und B, miteinander reden: A stellt Fragen, die B beantwortet. Das Gespräch besteht aus drei Redeeinheiten a (I–III), b (IV–V), c (VI–VIII). In jeder Einheit sagt A "du", aber nie "ich", B "ich", aber nie "du". Die Rede von B steht immer in Anführungszeichen, A, der übergeordnete Sprecher, "zitiert" sie praktisch. Teil a macht Aussagen über optische Wahrnehmungen, die das Äußere von Schloß und Umwelt, d. h. einen nicht-menschlichen Bereich, betreffen; Teil b über akustische Wahrnehmungen, die teils die äußere, nicht-menschliche Umwelt (V. 13/14, 17/18), teils das Innere des Schlosses, den menschlichen Bereich (V. 15/16, 19/20), betreffen; Teil c schließlich über optische Wahrnehmungen, die das Innere des Schlosses, den menschlichen Bereich, betreffen. Diese dreigliedrige Ordnung ist also sehr symmetrisch aufgebaut, wobei dem Teil b eine mediative Funktion (vgl. dazu "SET") zukommt.

Bezüglich der sprachlich verfügbaren Kategorien der Figurenbeschreibung bleiben die beiden Sprecher praktisch völlig unbestimmt (N1): so werden sie z. B. nicht bezüglich Namen, Geschlecht, Alter, physischen, psychischen, intellektuellen Merkmalen, sozialer Position, früherer Biographie, wechselseitiger Relation usw. charakterisiert. Sie

bleiben leere, wenn auch unterscheidbare Variable, die für beliebige Individuen stehen können, d. h. es ist gleichgültig, wer diese Sprecherrollen besetzt. Die Figurenklasse der Sprecher (A, B) befindet sich damit in Opposition zur Figurenklasse der Schloßbewohner, die doch wenigstens durch einige Merkmale charakterisiert sind; bezogen auf diesen textinternen Standard der Figurenbeschreibung handelt es sich bei der Unbestimmtheit von A und B übrigens um Leerstellen. Es gilt jedenfalls:

| | | | |
|--------|--|----|---|
| (13'a) | <i>Sprechende Figuren</i> (A, B) | vs | <i>besprochene Figuren</i> (Schloßbewohner: König, Gemahl, Jungfrau) |
| | Situationell außenstehend Uncharakterisiert | | Situationell beteiligt Charakterisiert |

Die zweite Figurenklasse kann ihrerseits auf zweierlei Weise in Teilklassen zerlegt werden:

| | | | |
|--------|---|----|--|
| (13'b) | Männlich (König) | vs | Weiblich (Gemahl, Jungfrau) |
| (13'c) | <i>Eltern</i> (König, Gemahl) Älter Derzeit herrschend Verheiratet Träger sozialer Zeichen (roter Mantel, Krone, Trauerkleid) | vs | <i>Tochter</i> (Jungfrau) Jünger Künftig herrschend Unverheiratet Träger biologischer Merkmale (blond, schön) |

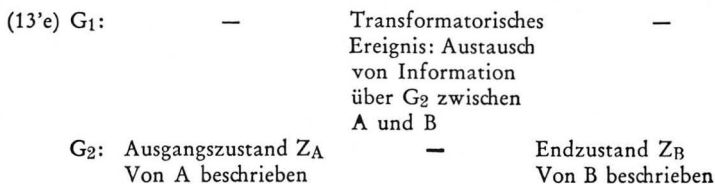
Die Anzahl der je beteiligten Kategorien erweist die zweite Klassifikation als die relevantere. Resümiert:

(13'd) Sprecher (A, B) vs Schloßbewohner (Eltern vs Tochter).

Auch die Schloßbewohner sind nicht eben sehr spezifiziert, d. h. bleiben ebenfalls hinsichtlich der meisten anwendbaren Kategorien unbestimmt (N2). Die Verteilung von Spezifizierung und Unbestimmtheit auf die anwendbaren Beschreibungskategorien bildet aber ein identifizierbares System der Figurenbeschreibung: das, nach kulturellem Wissen, für die Gattung "Märchen" typische, aber auch in der Gattung "Ballade" mögliche. Auf diese Texttypen verweist z. B. auch die Einführung von Figuren, die durch Prädizierungen des Typs "Artikel + Standesbezeichnung" ("der König" usw.) wiedererkennbar und unterscheidbar werden. Natürlich ist der Text selbst kein Märchen, aber auch keine Ballade.

Völlig unbestimmt bleiben auch die Umstände der Kommunikation von A und B (N3), d. h. Ort, Zeit, Anlaß, Motivation des Dialogs. Die erste Frage von A präsупoniert pragmatisch, daß B weiß, von welchem Schloß die Rede ist. A fragt nach dem Schloß und unterstellt dabei einen bestimmten Zustand Z_A des Schlosses: B antwortet mit der Beschreibung eines ganz andersartigen Zustands Z_B . Beide Zustände sind nicht gleichzeitig: Z_A ist durch "Abend", Z_B durch "Nacht" charakterisiert. Daraus folgt nicht, daß Z_A zeitlich früher als Z_B ist; doch ließe sich die Vorzeitigkeit von Z_A aufgrund pragmatischer Regeln der Kommunikation folgern, worauf wir hier verzichten. Wie groß aber der zeitliche Abstand zwischen den beiden Zuständen ist, bleibt ebenso unbestimmt (N4) wie die Herkunft des Wissens von A über das Schloß (N5). B hingegen hat das Schloß "gesehen": da es wegen V. 1 außer Sichtweite vom Sprechort liegen muß, hat er also eine Reise gemacht. Der räumliche Abstand von Sprechort und Schloß bleibt ebenfalls unbestimmt (N6).

Da ein Gespräch so nicht eröffnet werden kann, muß dem Dialog etwas vorausgegangen sein; da ein Gespräch so nicht abgeschlossen werden kann, muß ihm etwas folgen. Anfang und Ende der Sprechsituation sind also vom Text präsупonierete Leerstellen (N7); was zwischen beiden stattfindet und den einen Zustand in den anderen transformiert, stellt er hingegen dar. Das Umgekehrte gilt nun aber für die beiden Zustände Z_A und Z_B : hier sind Anfang und Ende gegeben, nicht aber das vom Text vorausgesetzte transformatorische Ereignis, dank dessen der eine Zustand zum anderen wird (N8). Der Text stellt also zwei Geschichten dar, die beide "lückenhafte" narrative Strukturen (vgl. "SET") aufweisen: eine Geschichte G_1 auf der Ebene der beiden Sprecher und eine Geschichte G_2 auf der Ebene der Schloßbewohner, die in G_1 eingebettet ist und zu ihr in einer Relation komplementärer Distribution steht, da jeder fehlt, was die je andere hat:



Aus der Art wie A den Dialog eröffnet, folgt, daß er seine Beschrei-

bung des Schlosses nicht nur für den Zeitpunkt t_A , auf den sie sich bezieht, sondern auch für den späteren Zeitpunkt t_B , über den B Bescheid weiß, als wahr annimmt: A unterstellt, daß $Z_B = Z_A$ ist; denn er fragt nicht, in welchem Zustand Z_B B das Schloß gesehen habe, sondern ob B den Zustand Z_A gesehen habe. Mit Ausnahme der Existenzpräsupposition "es gibt das hohe Schloß am Meer" falsifiziert B aber schon in seiner ersten Antwort alles, was A in V. 3–8 über das Schloß angenommen hat – nach B gilt: $(Z_A \text{ zu } t_A) \neq (Z_B \text{ zu } t_B)$. A ändert daraufhin seine Strategie: seine weiteren Annahmen formuliert er nicht mehr als indikativische Aussagen, sondern als Fragen. Nun ist das Wissen über den späteren Zeitpunkt privilegiert, da es Wissen über den früheren als nicht mehr gültig erweisen kann. Auch wird hier der spätere, nicht der frühere Zustand erfragt. Wir erhalten:

| | | | |
|--------|-----------------------------------|----|--------------------------------------|
| (13'f) | A | vs | B |
| | Übergeordneter Sprecher | | Untergeordneter Sprecher |
| | Untergeordnetes Wissen | | Übergeordnetes Wissen |
| | Herkunft des Wissens | | Herkunft des Wissens |
| | unbekannt | | bekannt (Reise) |
| | Kenntnis eines früheren Zustandes | | Kenntnis eines späteren Zustandes |
| | Erwartung von Dauer/ Konstanz | | Erweis von Wandel/ Transformation |
| | Setzung einer Annahme | | Widerlegung der Annahme |

In der Sequenz a beginnen A und B nun ihren Dialog mit Aussagen über das Schloß und dessen landschaftliche Umgebung, von denen wir freilich fast nichts erfahren (N9). Auch die Terme des nicht-menschlichen Bereichs sind also nur in sehr geringem Ausmaß spezifiziert und bleiben weitgehend unbestimmt, obwohl auf beide eine große Menge sprachlicher Beschreibungsmöglichkeiten anwendbar wäre. Über das Schloß wird nur ausgesagt, es sei hoch, liege am Meer, habe hohe Hallen, sei nicht einstöckig ("oben"). Schon daß es von einem Königspaar bewohnt wird, ist eigentlich eine Aussage anderen Typs. Topographische Details über die Umgebung teilt der Text gar nicht mit. Die weiteren Aussagen über das Schloß behaupten nichts, was für dieses Objekt charakteristisch und spezifisch wäre. Denn was A dem Schlosse in a zuschreibt, sind entweder, wie die wehenden, goldenen und rosigen Abendwolken, Größen einer bestimmten meteorologischen Situation, die von Witterung und Tageszeit abhängen, oder, wie die

dem Schloß unterstellten Bewegungstendenzen, Größen, die von den Assoziationen des wahrnehmenden Subjekts abhängen. Es sind nicht invariante oder doch langfristig konstante, "substantielle" Merkmale des Schlosses, sondern variable, eher zufällige Umstände, "akzidentelle" Merkmale in einer bestimmten Betrachtungssituation. A könnte zwar sinnvoll B fragen, ob B das Schloß unter ähnlichen Umständen wahrgenommen hat; A kann aber nicht sinnvoll diese akzidentellen Umstände als substantielle Invarianten des Schlosses behandeln, was er gleichwohl tut (vgl. das Präsens in V. 3–8). Wenn er das aber tut, so heißt das, daß er nicht zwischen substantiellen und akzidentellen Merkmalen unterscheidet, d. h. deren Opposition neutralisiert. Das wiederum kann er nur tun, wenn er den Beobachtungszeitraum möglichst klein hält. Denn wenige Stunden vorher wäre es noch nicht Abenddämmerung, wenige Stunden später wäre es schon Nacht: in beiden Fällen wäre A zur Unterscheidung variabler und invarianter Terme gezwungen. B seinerseits protestiert nun nicht etwa gegen die sonderbare Gleichsetzung beider Klassen durch A: er antwortet vielmehr mit einer Beschreibung, die ebenso von den akzidentellen Umständen (Nacht, Nebel) abhängt.

Auch in b fragt A aber nach akzidentellen Termen: nicht immer geht Wind und nicht immer gibt es Wellen. B antwortet nun aber nicht etwa, es habe weder Wind noch Wellen gegeben, sondern sagt, sie hätten in tiefer Ruhe gelegen — damit präsupponiert er aber, daß es sie auch dann gibt, wenn man sie nicht wahrnehmen kann. Wichtig ist, daß das Verfahren in b auch auf Terme des menschlichen Bereichs übertragen wird: denn nicht immer feiert man Feste und singt. Auch in c fragt wiederum A nach akzidentellen Termen: auch Königspaare tragen nicht immer Kronen, Mäntel wehen nicht notwendig, nicht dauernd gehen Eltern umher und führen ihre Tochter — und schon gar nicht immer auch mit Wonne.

Weitere und genauere Analyse wäre möglich und nötig: wir brechen hier ab und ziehen einige interpretatorische Folgerungen:

- (13'g) 1. Die beiden Zustandsbeschreibungen sind nicht in dem Sinne "objektive" Beschreibungen, daß sie einen Gegenstand unabhängig von der Wahrnehmungssituation charakterisieren würden, sondern sie stellen vielmehr einen Durchschnitt dar:

Zustandsbeschreibung eines Objektes = (Menge der "objektiven" Merkmale des Objektes) \cap (Menge der "subjektiven" Merkmale der Betrachtersituation).

2. Die Textstruktur bildet also ein Problem der Realitätserkenntnis ab: dessen erster Aspekt ist die Rolle des wahrnehmenden Subjektes.
3. Das Wissen eines Subjektes scheint als mindestens partiell "subjektiv", "zufällig" und "selektiv".
4. Eine "objektivere" Rekonstruktion der "Totalität" eines Sachverhalts, bei der diese subjektiven Beschränkungen eliminiert werden, scheint erst durch den Vergleich des Wissens mehrerer Subjekte, als dessen Durchschnitt, möglich:
 objektives Wissen = (Wissen von Subjekt S_1) \cap (Wissen von Subjekt S_2) \cap (...).
5. So entsteht z. B. die Geschichte G_2 nur dadurch, daß das jeweilige Wissen der beiden Sprecher über je verschiedene Zeitpunkte verglichen wird: was zwischen diesen Zeitpunkten geschehen ist, bleibt zwar Leerstelle, könnte aber durch Befragung weiterer Zeugen prinzipiell rekonstruiert werden.
6. Realitätserkenntnis geschieht hier auf dem Wege sinnlicher (optischer, akustischer) Wahrnehmung eines außenstehenden Betrachters.
7. Einen zweiten Aspekt des Problems der Realitätserkenntnis stellt die zeitliche Dimension des Objektes dar: um objektiv das Invariante des Objektes beschreiben zu können, muß das Wissen der Subjekte auf verschiedene Zeitpunkte verteilt sein:
 Wissen über invariante Merkmale des Objektes = (Wissen über Zeitpunkt t_A) \cap (Wissen über t_B) \cap (...).
8. "Objektive" und "totale" Erkenntnis eines Objektes setzt hier also – ein im 19. Jhdt. wohl weit verbreitetes Theorem – Kenntnis seiner "Geschichte" voraus, dank derer erst sichtbar wird, was invariant ist und was transformiert wird. "Geschichte" ist hier somit eine Vereinigungsmenge:
 "Geschichte" eines Objektes = (Wissen über t_A) \cup (Wissen über t_B) \cup (...).

9. Die beiden Oppositionspaare "substantiell vs akzidentell" und "invariant vs transformiert" fallen nicht zusammen: auch Akzidentelles kann über einen bestimmten Zeitraum invariant bleiben, auch Substantielles kann transformiert werden. Diese Hypothese über die Textsemantik werden wir hier nicht weiter ausführen — ihre Konsequenz wäre wohl, daß der Text "Realität" und "Geschichte" gleichsetzt und gleichsetzen muß, d. h. daß die zeitliche Dimension als nicht eliminierbar erscheint.
10. Das Paar "substantiell vs akzidentell" (bzw. "invariant vs transformiert") und die Relevanz der zeitlichen Dimension gelten im Text sowohl für Terme des nichtmenschlichen wie für solche des menschlichen Bereichs: es gibt also eine Korrelation beider Bereiche.

Lassen wir es damit vorerst sein Bewenden haben: 10 legt die Hypothese nahe, daß es zwischen den beiden Bereichen bezüglich der Frage, hinsichtlich welcher Klassen von Prädikaten ihre Terme jeweils spezifiziert werden bzw. unbestimmt bleiben, weitere Korrelationen geben könnte, so daß sich der jeweilige Spezifizierungs- bzw. Unbestimmtheitsgrad in der Darstellung von Termen dieser Bereiche als determiniert erweisen ließe.

In Z_A wehen nun Wolken; das Schloß möchte sich neigen und steigen; Winde bringen Wellen hervor; das Königspaar geht und führt die Tochter; die Mäntel wehen. In Z_B steht bewegungsloser Nebel über dem Schloß, das seinerseits keine Bewegungstendenzen zeigt; Winde und Wellen ruhen; Bewegungen des Königspaares werden nicht thematisiert. Wir abstrahieren die Klassen "Bewegung vs Nicht-Bewegung". Zudem handelt es sich in Z_A um einen Prozeß, die Übergangssituation der Abenddämmerung, in Z_B um die "statische" Situation der Nacht. In Z_A sind die Wolken golden und rosig, es gibt die Glut der Abendwolken, das Königspaar trägt rote Mäntel und goldene Kronen, die Jungfrau strahlt im goldenen Haar wie eine Sonne. In Z_B herrscht Nebel, die Kronen sind abgelegt, man trägt Trauerkleider, die Jungfrau fehlt. Wir abstrahieren "Licht/leuchtende Farbe vs Absenz von Licht/dunkle Farbe". In Z_A geben Wind und Wellen frischen Klang, Festgesang ertönt, es herrscht Wonne; in Z_B sind Wind und Wellen verstummt, Klagelied und Trauer charakterisieren die Situation. Wir abstrahieren einerseits "positive Geräusche (frischer Klang, Festgesang) vs Absenz von Geräusch (in der Natur)/

negative Geräusche (Trauerlied)", andererseits "Freude/Glück vs Trauer/Nicht-Glück". Noch eine weitere Korrelation der beiden Bereiche liegt auf der Hand: Sonne und Jungfrau treten in Z_A zusammen auf und fehlen in Z_B ; die Jungfrau wird zudem explizit der Sonne verglichen (V. 27) – beide werden also äquivalent gesetzt: "Sonne \approx Jungfrau". Nun ist aber die Jungfrau schön und herrlich wie eine Sonne. Auch die Sonne ist also schön. Überhaupt wird der Sonnenuntergang in Z_A in Termen beschrieben, die kulturell den Oberbegriff "Schönheit" konnotieren lassen, während dieser Wert von Z_B ausgeschlossen wird.

Die Aussparung des transformatorischen Ereignisses (N8) zwischen Z_A und Z_B , das eine positiv bewertete Situation in eine negativ bewertete verwandelt, ist aber eine partiell auffüllbare Leerstelle. Wenn das Königspaar früher glücklich war, jetzt aber Trauer trägt, muß ein ihm nahestehendes Individuum gestorben sein. Nun sind es "Eltern", die trauern: gleichzeitig fehlt die "Tochter", die früher mit "Wonne" des Paares korreliert war. Da nun in Z_A sonst keine Figur auftritt, die in Z_B verschwunden wäre, legt der Text also die Folgerung nahe, daß es die Tochter ist, die als gestorben gilt. Nun ist A an Schloß und Bewohnern interessiert: hätte er an dieser Folgerung, die durch die Ausführungen von B nahegelegt wird, Zweifel, müßte er fragen, was aus der Jungfrau geworden bzw. wer gestorben sei. A fragt aber nicht: nach pragmatischen Kommunikationsregeln bedeutet das, daß er die Folgerung akzeptiert. Wie dieser Tod zustande kam, ist hingegen nicht erschließbar; ein solches Ereignis wäre hinsichtlich verschiedenster, sprachlich/kulturell vorgegebener Kategorien spezifizierbar (z. B. Ort, Zeit, Anlaß, Art, Umstände usw. des Sterbens).

Ein in den abendländischen Kulturen weit verbreiteter metaphorischer Kode nimmt nun die Tageszeiten (wie auch die Jahreszeiten) als Zeichen für menschliche Lebensalter bzw. -zustände. Speziell im deutschen 19. Jhdt. beliebt ist aber die Korrelation von Sonnenuntergang und Nahen des Todes (\approx Sterben). Daß dieser metaphorische Kode hier relevant ist, folgt aus der Korrelation von Jungfrau und Sonne: wenn in Z_A die Sonne im Untergehen ist, muß es auch die Jungfrau sein. Es gilt demnach:

(13'h) (Sonnenuntergang \approx Leben nahe dem Tode \approx Schönheit)

vs

(Nacht \approx Tod \approx Absenz von Schönheit).

Resümieren wir wiederum die Merkmale der beiden Zustände:

| | | | |
|--------|---------------------------|----|--------------------------------------|
| (13'i) | Z _A | vs | Z _B |
| | Dem A bekannt | | Dem B bekannt |
| | Positiver Zustand | | Negativer Zustand |
| | Frühere Tageszeit | | Spätere Tageszeit |
| | Früherer Zustand | | Späterer Zustand |
| | Übergangszustand: | | Statischer Zustand: |
| | Abend/Sonnenuntergang | | Nacht/Mond |
| | Sonne \approx Jungfrau | | Absenz von Sonne \approx |
| | | | Absenz von Jungfrau |
| | Noch-Leben der Jungfrau: | | Nicht-Mehr-Leben der |
| | | | Jungfrau: |
| | Verborgenes Sterben | | Manifester Tod |
| | (\approx latenter Tod) | | (\approx abgeschlossenes Sterben) |
| | Schönheit | | Absenz von Schönheit |
| | Licht/leuchtende Farben | | Absenz von Licht/dunkle |
| | | | Farben |
| | Bewegung | | Bewegungslosigkeit |
| | Positive Geräusche | | Negative Geräusche/ |
| | Freude/Glück | | Absenz von Geräusch |
| | | | Trauer/Nicht-Glück |

Viele Merkmale innerhalb einer jeden Spalte sind untereinander kulturell eng korreliert oder gar äquivalent. Dem Leben entspricht z. B. Bewegung, Geräusch, Freude usw., dem Tode Bewegungslosigkeit, Stille, Trauer usw.

Wir haben damit jedenfalls tatsächlich eine weitgehende – sowohl synchrone als auch diachrone – Korrelation der beiden Realitätsbereiche gefunden; wir halten fest:

- (13'j) “Menschlicher Bereich korr nicht-menschlicher Bereich”:
1. In jedem Zustand (Z_A oder Z_B) bilden Terme des einen und Terme des anderen Bereichs gemeinsame semantische Klassen (z. B. Licht bzw. Absenz von Licht).
 2. Wird eine dieser Klassen in einem dieser Bereiche zu einer anderen Klasse transformiert (z. B. Licht zu Absenz von Licht im menschlichen Bereich), findet im je anderen Bereich eine äquivalente Transformation statt (z. B. Licht zu Absenz von Licht im nicht-menschlichen Bereich).

Die Probleme, die diese Art der Korrelation aufwirft, verschieben wir einstweilen, um einige andere interpretatorische Folgerungen zu ziehen:

- (13'k) 1. Die lückenhafte Geschichte G_2 ist eine Geschichte vom Verlust von Schönheit, wobei gilt:
 "Untergang der Schönheit \approx Untergang in Schönheit."
2. Noch unsichtbar für die Beteiligten ist "Tod" doch schon in Z_A latent präsent: die Hypothese liegt nahe, daß es eine Korrelation von "Tod" und "Schönheit" gibt; wir gehen der Frage nicht weiter nach.
3. "Tod/Sterben" ist das transformatorische Ereignis, das die beiden Zustände in G_2 verknüpft; es ist aber in G_1 ebenfalls relevant: denn das Gespräch von A und B endet genau dann, wenn ungewollt dieser "Tod" erfragt ist, d. h. wenn es eine Antwort von B gibt, aus der er erschließbar ist (V. 32).
4. "Tod" macht die Rede beendbar: es wäre somit nach der Korrelation von "Tod" und "Redeakt" zu fragen, zumal die Rede den Tod nirgends nennt und nur das Vorher und das Nachher zum Gegenstande hat.
5. Das konstitutive Ereignis "Tod" bleibt ausgespart: über ihn wird nicht gesprochen, nach ihm wird nicht gefragt. Was den Wandel erklärt, bleibt selbst unerklärt; was die Rede beendet, wird selbst nicht Gegenstand der Rede. Der ungenannte Term ist der zentrale Term: "um ihn herum" organisiert sich der Text. Der Term erhält als einziger unausgesprochener in Opposition zu den ausgesprochenen Termen einen absoluten Sonderstatus.

(Nicht beweiskräftige Anmerkung zu 1 und 2: Prozesse des Untergehens/Sterbens von etwas sind in der deutschen Literatur des 19. Jhdts. sehr häufig solche ästhetischen Rituale. Etwas erscheint in einer End- und Grenzsituation nach außen noch einmal in voller Schönheit und Lebenskraft, obgleich es schon zum Untergang verurteilt ist, was freilich die Zeugen des Geschehens noch nicht wissen und erst im Nachhinein erfahren. Anmerkung zu 5: "Tod" ist vielleicht deshalb das, worüber man nicht redet, weil es das ist, worüber man nicht reden kann, d. h. was in Sprache nicht ausdrückbar ist – doch ist diese Hypothese am Text nicht beweisbar.)

Dem Tod der Jungfrau entspricht der Untergang der Sonne. Aber

das kulturelle Wissen über die Realität lehrt, daß die untergegangene Sonne wiederkehrt, die gestorbene Jungfrau nicht. Das Beispiel macht eine Asymmetrie in der Korrelation des menschlichen und des nicht-menschlichen Bereichs deutlich, die wir als "Periodizität/Wiederholbarkeit vs Linearität/Unwiederholbarkeit" ausdrücken können. Nur dank der Selektivität in der Darstellung des Zeitkontinuums, von dem t_A und t_B einzelne Punkte darstellen, wird also die Behauptung jener Korrelation der Bereiche erst möglich, die wir in (13'j) beschrieben haben. Daß das transformatorische Ereignis "Tod" eine Leerstelle bleibt, ist also überdeterminiert: wenn diese Leerstelle aufgefüllt wird, wird zugleich die Parallelisierung von Tageszeit und Lebenszustand unmöglich. Denn zwischen den beiden Lebenszuständen liegt eine Zeitlücke, zwischen den ihnen zugeordneten Tageszeiten (Abend, Nacht) aber nicht; "Morgen" oder "Mittag" dem transformatorischen Ereignis zuzuordnen, würde die Korrelation "Tageszeit korr Lebenszustand" als substantielle aufheben und zu einer bloß akzidentellen machen: jedes menschliche Ereignis muß sich natürlich zu irgendeiner Tageszeit abspielen, aber es kann sich zu letztlich jeder Tageszeit abspielen.

Einerseits setzt der Text demnach eine Korrelation als substantiell, die substantiell nur sein kann, wenn es genau die beiden Zustände gibt, die der Text faktisch darstellt, d. h. wenn er keine Realität außerhalb der dargestellten zuläßt und, was er vom Objekt darstellt, mit der Totalität des Objektes identifiziert. Andererseits setzt der Text aber einen dritten Zustand, der Leerstelle bleibt, d. h. er postuliert sogar selbst eine Realität außerhalb der dargestellten und identifiziert, was er vom Objekt darstellt, nicht mit der Totalität des Objekts: dann ist die Korrelation aber nur akzidentell — daß die beiden Bereiche in zwei Situationen übereinstimmen, ist dann nur ein Produkt des Zufalls. Die Alternative, die der Text impliziert, ist hoffentlich deutlich geworden, doch können wir sie auch anders formulieren. Entweder kehrt die Jungfrau ebenso "real" wieder wie die Sonne bzw. kehrt die Sonne ebensowenig "real" wieder wie die Jungfrau. Der erste Fall ist nur im Märchen kulturell zugelassen: im Märchen wäre freilich Z_B nicht die Endsituation, sondern eine anfängliche "Mangelsituation", die der Held in der Folge beseitigt. Der zweite Fall ist ein Antimärchen: die Welt funktioniert wie im Märchen, nur ist die Abfolge "negativer — positiver Zustand" in die Abfolge "positiver — negativer Zustand" permutiert. Halten wir fest, daß wir erneut auf eine implizite Relevanz der Gattung "Mär-

chen" stoßen. In beiden Fällen jedenfalls ist die Korrelation der Bereiche zwar substantiell, widerspricht aber dem kulturellen Wissen über die Realität. Oder aber die Korrelation entspricht dem Realitätswissen: dann ist sie nur akzidentell — denn dann kehrt die Sonne wieder, nicht aber die Jungfrau. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Realitätsbegriff des Märchens und dem kulturellen Realitätswissen, liegen aber zwei weitere Möglichkeiten — beide verwendet der Text. Entweder kehrt auch die Sonne wenigstens "sprachlich" nicht wieder: das ist der Fall in der Geschichte G_2 , über die A und B sprechen. Oder auch die Jungfrau kehrt wenigstens "sprachlich" wieder: das ist der Fall in der Geschichte G_1 , die sich zwischen A und B abspielt. In G_2 wird sprachlich keine Wiederkehr der Sonne nach t_B gesetzt; in G_1 wird die schon abgeschlossene Existenz der Jungfrau sprachlich wiederholt (auch in Z_B selbst: V. 32). In G_2 wird die real wiederholbare Existenz der Sonne sprachlich ausgespart; in G_1 wird die real nicht wiederholbare Existenz der Jungfrau sprachlich wiederholt. Schematisch ausgedrückt:

(13'1)

| Textexternes Modell 1: | VS | Textinterne Teilsysteme | VS | Textexternes Modell 2: |
|--|---|----------------------------|---|---------------------------------------|
| „REALITÄT“ | Geschichte G_2 vs Geschichte G_1 | | | „MÄRCHEN“ |
| reale Wiederkehr der Sonne | sprachliche Nicht-Wiederkehr der Sonne | | reale Wiederkehr der Sonne | reale Wiederkehr der Sonne |
| reale Nicht- Wiederkehr der Jungfrau | reale Nicht- Wiederkehr der Jungfrau | | sprachliche Wiederkehr der Jungfrau | reale Wieder- kehr der Jungfrau |
| | Z_B , vertreten vs Z_A , vertreten <i>durch B:</i> vs <i>durch A:</i> „realistische“/ „nicht- „nicht-märchen- hafte“ vs „märchenhafte“ „Realität“ vs „Realität“ (bzw. „Literatur“) (bzw. „Literatur“) | | | |

Die Begründung mag etwas knapp ausgefallen sein, doch halten wir die Hypothese für verteidigbar. Problematischer sind die interpretatorischen Folgerungen, die wir daraus ziehen:

- (13'm)
1. Der Text ist in seinem Kultursystem eindeutig als "literarisch" identifizierbar (das wäre leicht zu beweisen).
 2. Der Text unterscheidet sich zugleich von zwei oppositionellen kulturellen Modellen — von dem, das er als "Realität" voraussetzt und von dem, das er als "Märchen" voraussetzt.
 3. Der Text setzt "Literatur" demnach als mediativen Term zwischen "Realität" und "Märchen": "Literatur" unterscheidet sich von beiden und verknüpft beide.
 4. Der Text setzt G_2 als Teil einer von ihm vorausgesetzten, nicht sprachlichen "Realität" außerhalb des Textes selbst. Die "Realität" G_2 ist im Text aber nur sprachlich gegeben; sie existiert nur, insofern sich die zwei Sprecher über sie unterhalten. Diese sprachliche Unterhaltung über eine nicht sprachliche "Realität" wird aber ihrerseits vom Text als "real" gesetzt.
 5. Erstens bestätigt sich damit die in (13'l) eingeführte Opposition "real vs sprachlich" als für den Text relevant.
 6. Zweitens erweisen sich diese oppositionellen Terme als relativ: "Realität" als intersubjektives Faktum existiert im Text nur dank sprachlicher Formulierung; diese Formulierung selbst ist wiederum als faktischer Dialog eine "Realität", die Gegenstand weiterer Formulierung werden kann.
 7. "Literatur" erscheint als ein bestimmter Typ sprachlicher Formulierung.
 8. Die Reihe "Realität" — "Literatur" — "Märchen" bezeichnet demnach in der Logik des Textes nicht qualitativ eindeutig verschiedene, sondern komparative Terme, die nach dem quantitativen Prinzip des Mehr oder Weniger funktionieren: von links nach rechts nimmt in der Reihe der Grad an "realer" Existenz der dargestellten Terme ab und der Grad an nur "sprachlicher" Existenz zu; von rechts nach links gilt das umgekehrte. "Literatur" als Texttyp steht also zwischen den Extremfällen des nicht-sprachlichen Realen und des nicht-real-Realen Sprachlichen.
 9. Der Text als "literarischer" signalisiert sich durch das

erstaunliche Ausmaß an Ordnung als "nicht-realistisch" in dem Sinne, daß er nicht unmittelbar eine "Realität" abzubilden vorgibt, sondern sie deutlich in ein "artistisches" System transformiert; er signalisiert sich als "realistisch", insofern er nirgendwo eindeutig eine Folgerung erlaubt, die dem kulturellen Realitätsbegriff zuwiderläuft. Historisch situiert, repräsentiert er also einen Übergang — Übergänge stellt er aber auch selbst dar. Er steht an der Grenze zwischen einer "nicht-realistischen" und einer "realistischen" Literaturkonzeption, an der Grenze zwischen einem Literatursystem, das eine Korrelation zwischen "Mensch" und "Natur" (mindestens scheinbar) als "real" postuliert, und einem, das eine solche Korrelation nicht nur nicht annimmt, sondern ausschließt.

10. Die Oppositionen wiederholen sich aber innerhalb des Textes selbst: auch insofern ist "Literatur" hier mediativ. Denn A beschreibt einen Zustand des "Märchens", dem die Beschreibung einer "Realität" durch B gegenüber gestellt wird: was sie verknüpft, ist die Leerstelle — man könnte hypothetisch vermuten, daß diese Leerstelle der Ort der "Literatur" ist; "Literatur" hat es bekanntlich im 19. Jhd. ohnedies immer mit dem "Tod" zu tun. B ist aber der zitierte Sprecher: "Realität" ist demnach nur eine, intersubjektiv gegebene, verfügbare und zitierbare, sprachliche Äußerung. Aber auch der "märchenhafte" Zustand Z_A ist eine "Realität" — nur eben eine frühere als die "realistische" "Realität" Z_B : insofern geht es auch hier um einen Übergang zwischen einer "literarischen" zu einer "nicht-literarischen" "Realität" bzw. zwischen einer "nicht-realistischen" "Literatur" zu einer "realistischen". Der Text produziert also ein komplexes System von Homologien, das seine eigene historische Situation abbildet, d. h. ihr isomorph ist.

Unser hypothetischer, aber kritischer Leser mag zu recht meinen, damit sei es des grausamen Spiels mit problematischen Hypothesen genug; doch können wir ihm einige weitere nicht ersparen, wobei er uns zugute halten mag, daß wir sie auch als solche benennen und uns im übrigen so kurz als möglich fassen. Wir haben bislang den nicht menschlichen Bereich nicht weiter differenziert: in ihm kann aber das

Schloß von einer Natur unterschieden werden. Das Schloß ist ein Produkt natürlicher Materialien und menschlicher Tätigkeit: in Z_A wird es übrigens anthropomorphisiert, während es in Z_B dieses Merkmal verloren hat. Auch das Schloß ist also eine mediative Größe: es steht zwischen natürlichem und menschlichem Bereich, es steht zwischen Außen und Innen, es steht zwischen Oben (Himmel) und Unten (Wasser) im Außen und umfaßt Oben ("oben") und Unten ("Halle") im Innen. Das Oben im Außen erscheint in Z_A als eine (abgeschwächte) Form von "Feuer" (golden, rosig, Glut), das Unten als "Wasser". In Z_B ist das Feuer oben verschwunden, das Wasser von unten nach oben gestiegen (Nebel). Analoges und Umgekehrtes findet im Inneren statt: "oben" (Königspaar) und "unten" (Halle) sind hier sozial interpretiert, während "Feuer vs Wasser" möglicherweise mit "Leben vs Tod" äquivalent ist — was freilich vom Text allein schwer nachweisbar sein dürfte. In Z_B hat das Königspaar die Insignien der Herrschaft abgelegt und wird von B als "Eltern" angesprochen: es ist damit auf die Ebene der normalen Sterblichen abgestiegen, insofern es jetzt in biologischen Termen (= allgemein menschlich) und nicht mehr in sozialen (= extrem privilegierte Gruppe) interpretiert wird. In der Natur hat sich das Unten nach oben erhoben; im menschlichen Bereich ist das Oben nach unten abgestiegen. Der metaphorische "Tod" durch "Wasser" hat das "Feuer" gelöscht und den Unterschied aufgehoben; der wörtliche Tod durch das Sterben der Jungfrau hat das Königspaar zu bloßen Eltern gemacht und einen sozialen Unterschied aufgehoben. Den "monarchischen", zwar kaum spezifizierten, aber nur durch wenige Individuen besetzbaren Figurenvariablen von G_2 stehen die "demokratischen", unspezifizierten, durch beliebige Individuen besetzbaren Sprechervariablen in G_1 gegenüber. Die Hypothese einer politischen Dimension des Textes liegt nahe: demnach würde er einen nivellierenden geschichtlichen Wandel, ein Ende massiver — feudaler — sozialer Differenzierung, abbilden, dessen Bewertung freilich ambig bliebe, da die Annäherung der in Z_A geschiedenen Ebenen in Z_B durch den negativ bewerteten Term "Tod" stattfindet und vom Verlust von "Schönheit" begleitet ist.

Nur von einem Kind des Königspaares ist die Rede: dessen Tod bedeutet also in jedem Falle eine politisch-historische Diskontinuität, da nun mindestens die Dynastie wechseln muß, da diese hier erlischt. Dieses Kind ist aber weiblich — und wir müssen fragen, wodurch dieses Merkmal determiniert ist. Die Tochter ist nun erstens selbst

wiederum ein mediativer Term, da sie, als Königstochter, einer menschlich-sozialen Ordnung angehört, gleichzeitig aber nur durch biologische Merkmale charakterisiert ist und durch den Vergleich mit "Sonne" der natürlichen Ordnung angenähert wird. Sie ist aber mediativ noch in anderer Hinsicht: als "Jungfrau" ist sie Pol einer potentiellen Relation ("Jungfrau" R "...") — sie ist potentielle Gattin und potentielle Mutter, die, wenigstens indirekt, die Dynastie in die Zukunft fortsetzen könnte: sie ist ein potentielles Tauschobjekt zweier sozialer Gruppen/Familien, die sie durch Heirat verbinden würde. Indem sie vorher stirbt, ist sie freilich nutzlose und ungenützte Schönheit: sie repräsentiert eine "Schönheit", die eine soziale Funktion haben könnte, aber aufhört, "Schönheit" zu sein, bevor sie sie hat. "Schönheit" erscheint also als das faktisch Nutzlose, aber doch potentiell Nutzbare.

Brechen wir diese problematischen Hypothesen hier ab, um schließlich noch ein nicht problematisches Ergebnis festzuhalten: auf verschiedensten Ebenen des Textes existieren mediative Terme und Prozesse der Mediation — die kommunikative Mediation zwischen A und B ist nur ein weiteres Beispiel dafür. Freilich scheitern, scheint es, die meisten Mediationen.

3.2 Der "Text" und seine Kultur: kulturelles Wissen als zusätzliche interpretatorische Prämisse

3.21 *Kulturelles Wissen als pragmatische Präsupposition des "Textes"*

Seit Beginn dieses Bandes begleitet uns das Problem der Relationen des "Textes" zu seiner Kultur, das noch kaum in theoretisch befriedigender und hinreichend systematischer Form behandelt zu sein scheint. Seine Komplexität und Kompliziertheit hat immer wieder dazu verführt, sehr verschiedene Klassen und Fragestellungen zu vermengen und zu verwechseln: Mangel an Unterscheidung brachte pseudotheoretische Legitimierung der praktisch herrschenden Konfusion hervor; auch die strukturalen Ansätze scheinen das Problem noch kaum zulänglich durchdacht zu haben²⁰. Freilich ist dieser Problem-

²⁰ Man hat — so etwa Lévi-Strauss oder Lotman — mit solchem Wissen natürlich auch gearbeitet, doch ohne dafür Spielregeln zu formulieren.

komplex bei weitem zu umfangreich und zu schwierig, als daß er hier in seiner Gesamtheit behandelt werden könnte. Wie es dem Thema unseres Bandes entspricht, beschränken wir uns — wir kündigten es schon in 3.1122 an — auf eine Teilmenge dieser Probleme: die Frage, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit Wissen über die kulturelle Umwelt des "Textes" in der Analyse legitim verwendet werden kann, d. h. die Frage, unter welchen Bedingungen solches Wissen interpretatorisch relevant ist.

Solches Wissen zu verwenden, bedeutet zunächst, extratextuelle Daten als interpretatorische Prämissen zuzulassen: und das ist eine gravierende Entscheidung. Situieren wir diese Klasse von Prämissen zunächst unter all den anderen Klassen von Voraussetzungen, deren wir uns bisher schon in unseren Analysebeispielen bedient haben. Wir können innerhalb dieser Klasse grob zwischen empirischen und theoretisch-methodologischen Voraussetzungen unterscheiden. Da wir auf einige elementare und triviale Aspekte der letzteren in 4. eingehen, untergliedern wir hier nur die ersteren: sie umfassen erstens Daten über "beobachtbare" Gegebenheiten der "Text"-Oberfläche, zweitens Daten über das Zeichensystem, in dem — und dank dessen — unser "Text" eine bedeutungstragende "Äußerung" darstellt, drittens Daten über die kulturelle Umwelt des "Textes". Die erste Klasse werden wir hier nicht weiter diskutieren; die zweite Klasse scheint mehr oder weniger trivial und unproblematisch, doch formulieren wir sie vorsichtshalber als explizite Regel:

IR 26: Jeder "Text" präsупponiert pragmatisch die — oder doch eine minimale — Kenntnis seines primären Zeichensystems, d. h. eine Kompetenz des Rezipienten bezüglich der syntaktischen, semantischen, pragmatischen Regeln des semiotischen Systems, mittels dessen der "Text" "formuliert" ist.

Wir geben ein Beispiel eines Lexikoneintrags und seiner Folgen für die Analyse. Im Synonymen-Lexikon von Eberhard/Maaß/Gruber (4. Auflage 1852, zitiert nach Neudruck 1971, Bd. I) lesen wir: "... bewahrte Keuschheit (ist) die höchste Zierde des weiblichen Geschlechtes" (S. 373), und: "Ganz besonders hat *Geil* einen harten und wegwerfenden Sinn, wenn es in bezug auf das weibliche Geschlecht gesagt wird, weil Keuschheit und verschämte Enthaltbarkeit die größte Zierde des weiblichen Geschlechtes sind. Ein geiles Weib ist das verworfenste aller Geschöpfe" (S. 421). Das Beispiel mag erneut darauf aufmerksam machen, wie fremd uns schon relativ geringfügig von

uns entfernte Epochen in der Vorgeschichte unserer eigenen Kultur sind. Im ersten Schritt wäre nun freilich nachzuprüfen, ob hier nicht nur in ein Lexikon ideologische Entscheidungen eingegangen sind, die nur solche seine Autoren, nicht aber der Sprache/Kultur darstellen; wiederum wird übrigens die Unschärfe der Grenze zwischen inner-sprachlichen Fakten und kulturellen Realitätsannahmen deutlich. Nach dieser lexikalischen Festlegung, deren Gültigkeit im 19. Jhdt. wir beispielshalber einfach annehmen wollen, wäre nun ein "geiles Weib" moralisch verwerflicher als z. B. Diebe, Mörder, Folterknechte, sofern sich dieses Lexikon, was leicht nachprüfbar wäre, nicht selbst widerspricht. Die Folgerung mag verblüffen: sie ist jedenfalls aus der zitierten Äußerung legitim ableitbar. Denken wir uns nun einen Text, in dem zwei weibliche Figuren, A und B, auftreten. A werde vom Text als "geil" benannt, oder weise doch mindestens alle Merkmale auf, die im Sprachsystem Voraussetzung für die Anwendung dieses Prädikats sind. B werde als "Mörderin" klassifiziert oder erhalte alle Merkmale, die Voraussetzung der Anwendbarkeit dieses Prädikats sind. A sei also "geil", aber nicht "Mörderin"; B "Mörderin", aber nicht "geil". Sofern unser hypothetischer Text nicht explizit oder implizit von der genannten Hierarchisierung der beiden Normenverstöße abweicht, kann der zeitgenössische Leser — und der Interpret, der die Textbedeutung rekonstruiert — legitim die im Lexikon vorausgesetzte Klassifikation, derzufolge A verwerflicher als B handelt, auch dann anwenden, wenn der Text selbst keine solche moralische Klassifikation vornimmt. Sprachliches Wissen ist selbstverständliches und allgemeinverbindliches Wissen.

Die Trivialität der Regel 26 ist jedermann bewußt, sobald es sich etwa um fremdsprachige Texte handelt: wenn wir die Sprache nicht kennen, können wir nicht einmal mit Sicherheit behaupten, daß es sich überhaupt um eine bedeutungstragende Äußerung und nicht bloß um ein zufälliges Aggregat sprachähnlicher, aber sinnleerer Elemente handelt. Weniger trivial ist die Regel freilich etwa dann, wenn ein Text einem diachron anderen Systemzustand einer Sprache entstammt, die wir kennen oder zu kennen glauben. Denn die graphische oder phonetisch-phonologische "Form" von Lexemen des Deutschen ist z. B. über weitaus längere Zeiträume hinweg konstant als der semantische "Inhalt" dieser Lexeme: wenn man etwa die Orthographie der Goethezeit (worunter wir den Zeitraum ca. 1770–1830 verstehen) oder des Realismus (worunter wir den Zeitraum ca. 1830 bis 1880/90 verstehen) nur um ein geringes modernisiert, scheint die

Sprache solcher Texte dem Gegenwartsdeutsch ungemein ähnlich zu sein — wir werden somit dazu neigen, der graphisch-phonologischen Struktur der verwendeten Lexeme jene Signifikate zuzuordnen, die sie in unserer Gegenwartssprache haben, und gemeinhin das Ausmaß der diachronen Bedeutungsveränderung unterschätzen. Ähnlichkeit der "Oberflächenstruktur" bedeutet aber keineswegs eine solche der "Tiefenstruktur", und auch das Umgekehrte gilt. Grundsätzlich — d. h. nicht nur in einem diachronen Korpus, sondern auch in einem synchronen, ja sogar innerhalb desselben "Textes" — gilt gemäß IR 19, worauf auch Lévi-Strauss immer wieder insistiert hat, daß *ähnliche oder gar identische Terme sehr verschiedene semantische Funktionen, verschiedene Terme hingegen ähnliche oder gar identische semantische Funktionen haben können.*

Selbst, um im Beispiel zu bleiben, bei Texten der Goethezeit oder des Realismus ist jedenfalls zunächst der damalige Sprachstand, das damalige grammatisch-syntaktische und lexikalisch-semantische System, zu rekonstruieren. Nun hat uns die ältere Philologie diese Operationen meist schon abgenommen, und wir brauchen nurmehr ihre Ergebnisse dankbar zur Kenntnis zu nehmen. So verfügen wir etwa über historische Wörterbücher, zudem, was die neuzeitlichen Epochen betrifft, meist auch über Wörterbücher von Zeitgenossen dieser Epoche selbst, so für die Goethezeit z. B. unter anderem die von Campe und — vor allem — Adelung. Etwa bei der Analyse von Texten Goethes oder Hölderlins hätten wir uns eigentlich zunächst der genauen historischen Bedeutung aller Lexeme, die die Analyse als Material aus dem Text selektiert hat, vergewissern müssen; zwecks Vereinfachung der Argumentation und im Vertrauen darauf, dieses Sprachsystem mittlerweile hinreichend zu beherrschen, haben wir uns diese Operation erlassen: ein freilich nicht nachahmenswertes und immer gefährliches Verfahren. So weit zu dieser wichtigen, wenn auch trivialen Regel.

Sie führt uns zur Formulierung eines weiteren trivialen Sachverhalts: die positiven *Daten über Ort und Zeit der Entstehung bzw. Publikation des "Textes"* fungieren praktisch als diakritische Zeichen; sie sind zwar nicht selbst bedeutungstragend, aber doch bedeutungsdifferenzierend, insofern *sie die Menge der für die Analyse potentiell relevanten Kodes, Zeichensysteme oder sonstige Klassen zusätzlichen Wissens festlegen oder doch einschränken.*

Unsere dritte Datenklasse, die alles sonstige Wissen über die Kultur mit Ausnahme des Wissens über das Zeichensystem, in dem der "Text" formuliert ist, umfaßt, wird also zwar durch Ort und Zeit des

“Textes” ebenfalls eingeschränkt, doch umfaßt sie ihrerseits immer sehr heterogene Teilklassen. Denn solches Wissen kann sehr verschiedener Natur sein. Grob könnten wir etwa eine Teilklassse “Systemwissen” von einer Teilklassse “Sachwissen” unterscheiden. Unter die erstere würden wir nicht nur alle sonstigen Kodes und Zeichensysteme der jeweiligen Kultur, sondern auch alle andersartigen klassifikatorischen Systeme subsumieren, so z. B. Systeme sozialer Normen des Verhaltens, Systeme logisch-argumentativer Normen, Systeme der Kategorisierung von “Realität” in Teilbereiche, wie etwa die jeweilige Aufgliederung der Gesellschaft in soziale Schichten, die Verteilung der je als “kulturell” oder “natürlich” erachteten Phänomene²¹, die Formen der Organisation des Wissens selbst und seiner Einteilung in Disziplinen²², die Einteilung der Gesamtmenge möglicher Formen von “Äußerungen” in “Text”-Typen und Gattungen mit bestimmten Normen²³ usw. Aber weder können Kodes/Zeichensysteme, zumal in jener verwaschenen Generalisierung, die diese Begriffe ihrem modischen Gebrauch²⁴ verdanken, deutlich von anderen Systemen der Klassifikation, Kategorisierung, Hierarchisierung abgegrenzt werden; wie unscharf sie freilich auch sein mögen, sind sie einstweilen aber doch theoretisch unentbehrlich. Noch kann derzeit das Systemwissen vom Sachwissen einigermaßen fundiert unterschieden werden. Wir würden dem letzteren z. B. Kenntnis zitierter oder angespielter Größen und Annahmen der Kultur über beliebige Klassen von Objekten oder individuellen Sachverhalten subsumieren. Doch dienen diese Unterscheidungen auch nur einer groben Exemplifizierung der großen Extension dieser Klasse extratextueller Daten und erheben keinerlei theoretischen Anspruch. Wir werden in der Folge versuchen, Regeln für diese gesamte Klasse zu formulieren. Wenn und insoweit das gelingt, stellt es eine enorme Vereinfachung gegenüber einem Verfahren dar, das für jede der Teilklassen gesondert Regeln formulieren würde und sich dabei notwendig auch den angedeuteten schwierigen Problemen der Abgrenzung und Unterscheidung der Teilklassen aussetzen müßte. Es mag sehr wohl sein, daß über diese allgemeinen Regeln für die Gesamtklasse hinaus noch weitere, von ihnen logisch

²¹ Vgl. dazu z. B. etwa die Arbeiten von Lévi-Strauss.

²² Vgl. dazu z. B. die Arbeiten von Foucault.

²³ Vgl. Hempfer 1973.

²⁴ Das semiotische Basisvokabular ist inzwischen sogar dort manchmal schon Mode, wo man an sich jedes strukturelle Denken ablehnt.

nicht schon inkludierte, zusätzliche und spezifische Regeln für bestimmte Teilklassen dieser extratextuellen Daten eingeführt werden müssen; darüber könnten freilich erst detailliertere Untersuchungen entscheiden. Falls unsere allgemeinen Regeln aber akzeptabel sind, dürften sie durch solche zusätzlichen und speziellen Regeln nur ergänzt, nicht aber außer Kraft gesetzt werden. Doch muß auch diese Frage dahingestellt bleiben.

Alle diese Teilklassen von Phänomenen werden wir jedenfalls als kulturelles Wissen (vgl. 1.1) zusammenfassen: *das kulturelle Wissen läßt sich beschreiben als Gesamtmenge dessen, was eine Kultur, bewußt oder unbewußt, explizit-ausgesprochen oder implizit-unausgesprochen, über die "Realität" annimmt, inklusive der Frage selbst, was sie überhaupt als "Realität" annimmt; d. h. als die Menge aller von dieser Kultur für wahr gehaltenen Propositionen.* Auch die Sprachkompetenz und jedes andere Kode- oder Systemwissen einer Kultur läßt sich durch eine solche Menge von Propositionen ausdrücken. Wenn wir von kulturellem Wissen sprechen, nehmen wir dabei die Perspektive dieser Kultur ein: was sie für wahr hält, mögen wir freilich als falsch erkannt haben oder doch für falsch halten. Aber bevor man sich solchen Bewertungen hingeben kann, wird man notwendig erst die Meinungen dieser Kultur rekonstruieren müssen. In der Folge werden wir also gezwungen sein, zwischen *textuellen Propositionen*, d. h. solchen, die aus dem gegebenen "Text" ableitbar sind, und *kulturellen Propositionen*, d. h. solchen, die ein extratextuelles kulturelles Wissen repräsentieren, zu unterscheiden.

Eine schon alte hermeneutische Tradition will, daß jeder "Text" nur im Kontext seiner Kultur "verstanden" werden könne. Diese Behauptung wäre in etwa der folgenden Regel äquivalent:

IR 27a: Jeder "Text" präsupponiert pragmatisch das kulturelle Wissen der Kultur, der er angehört.

Diese allgemeine und unpräzise Regel werden wir allmählich durch spezifischere Regeln zu interpretieren und einzuschränken haben.

Unser kritischer Leser kann sofort einwenden, daß diese Regel einerseits "zu eng", andererseits "zu weit" formuliert sei, d. h. einerseits Fälle ausschließe, die doch einbezogen werden müßten, andererseits mehr umfasse, als sich sinnvollerweise behaupten ließe. Um beide Behauptungen zu demonstrieren, lassen wir ihn auf das Hölderlin-Beispiel (10) zurückgreifen. Dann kann er uns erstens vorhalten, daß z. B. das mythologische Modell Q, das wir in der Analyse als kul-

turelles Wissen vorausgesetzt haben, offenkundig einem religiösen System angehört, das nicht mehr das der Goethezeit ist: natürlich glaubt kein Goethezeitler die antike Mythologie, wenn er sich ihrer auch literarisch bedienen mag. Somit könnte also auch kulturelles Wissen einer anderen Kultur als der des Textes interpretatorisch relevant werden; wir entgegnen diesem Einwand durch

IR 27b: Eine Menge X kultureller Propositionen einer Kultur A, der der "Text" nicht angehört, kann für dessen Analyse nur und allenfalls insoweit relevant sein, als das Wissen der Kultur B, der der "Text" angehört, auch Wissen *über* das Wissen von A, d. h. eine Menge Y kultureller Propositionen *über* X, umfaßt.

Der gebildete Leser der Goethezeit verfügt aber zweifellos über eine große Kenntnis der antiken Kultur, so daß viele von deren Annahmen ihm bekannt sind. Solches ethnologisch-historische Wissen einer Kultur B über eine Kultur A läßt sich durch Propositionen des Typs "Die Kultur A glaubt/hat geglaubt, daß..." ausdrücken; d. h. die Propositionen von A wechseln in B ihren Aussagemodus und Wahrheitswert: ihre Gültigkeit wird problematisiert, sei es, indem sie bestritten, sei es, indem sie eingeschränkt wird. Ein traditionsbewußter Leser könnte entgegnen, daß B doch auch Wissen von A ohne Veränderung des Aussagemodus und Wahrheitswertes übernehmen könne. Insoweit B aber unmodifiziert Wissen aus A übernimmt, macht es dieses Wissen zu seinem eigenen. Insoweit B somit Wissen von A als sein eigenes akzeptiert, ist es für die interpretatorische Relevanz dieses Wissens völlig gleichgültig, woher B dieses Wissen bezogen hat. Die Frage des historischen oder genetischen Ursprungs dieses Wissens selbst, mit der sich etwa eine Wissenschaftsgeschichte oder Literaturgeschichte oder... sinnvoll befassen mag, kann interpretatorisch allenfalls dann relevant werden, wenn die Kultur B sie selbst relevant macht und für sich als relevant erklärt; so etwa stellt sich mindestens partiell das Verhältnis der Renaissance zur Antike dar. Dann aber handelt es sich wiederum um ein Wissen von B. Ähnlich verhält es sich, wenn ein Bedeutungswandel bei der Übernahme von Elementen einer Kultur A in eine Kultur B vollzogen wird: entscheidend kann nur die Bedeutung sein, die das Element in B hat; eine Bedeutung, die es in A hatte, kann nur insoweit überhaupt relevant werden, als Wissen über diese Bedeutung in B existiert. Somit folgt

IR 27c: Wissen über die genetisch-historische Herkunft eines übernommenen kulturellen Wissens oder Wissen über die ursprünglichen

Bedeutungen von Elementen, die aus einer anderen Kultur übernommen sind, kann nur und allenfalls interpretatorisch relevant werden, wenn es zugleich dem Wissen der synchronen Kultur des "Textes" angehört.

Was nicht zum synchronen Wissen einer Kultur gehört, ist ohne Interesse für die Analyse der "Texte" dieser Kultur. Für die Frage etwa, was Elemente antiker Mythologie in einem Text der Goethezeit bedeuten, ist es völlig gleichgültig, was sie in der Antike selbst bedeutet haben, relevant ist nur und allenfalls, welche Bedeutung ihnen die Goethezeit zuordnet, und, ggf., welche Bedeutung diese Elemente *nach Meinung der Goethezeit* in der Antike gehabt haben. Wir hoffen, uns deutlich genug ausgedrückt zu haben: die beliebten historischen Exkurse über die Vorgeschichte von Elementen eines analysierten "Textes" sind unfunktional und für die Analyse überflüssig genau dann, wenn nicht mindestens — als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung — gezeigt werden kann, daß das Wissen dieser Vorgeschichte auch zum Wissen des dem "Text" synchronen Kultur-systems gehört. So weit zum Einwand "zu eng" Formulierung von IR 27a.

Zweitens freilich, und diesmal mit Recht, kann uns der Leser "zu weite" Formulierung vorwerfen. Denn einmal umfaßt das Wissen der Goethezeit zum Zeitpunkt der Abfassung bzw. Publikation von Hölderlins Text weit mehr Propositionen über die Antike, als wir in unserem Analyseanfang verwendet haben. Zum anderen verfügt diese Kultur über Wissen zu ganz anderen Bereichen der "Realität", z. B. über Annahmen über die Struktur des Weltalls oder über die Bewertung sexueller Verhaltensweisen, vielleicht auch über die optimalen Formen schulischer Ausbildung oder über die Führung eines bürgerlichen Haushalts. Aber eine Kenntnis goethezeitlicher Propositionen zu diesen Themen dürfte — darin sind wir uns wahrscheinlich intuitiv mit dem Leser einig — zur Analyse unseres Textes kaum etwas beitragen, da der Text derartige Probleme nicht zu "behandeln" scheint. Um kulturelles Wissen wenigstens grob an einem Beispiel zu erläutern, nennen wir einige der von der Goethezeit um 1800 für wahr gehaltenen Propositionen, die nicht wenige Teilklassen des System- und Sachwissens repräsentieren können:

- a) Julia Capuletti ist die Titelheldin von Shakespeares Tragödie "Romeo und Julia".
- b) Newton lebte von 1643 bis 1727.

- c) Unter den literarischen Gattungen sind die dramatischen am höchsten zu bewerten.
- d) Der Raum ist nach allen Seiten hin homogen und unendlich.
- e) Das bedeutendste politische Ereignis der Gegenwart ist die französische Revolution.
- f) Die Frau ist dem Manne intellektuell unterlegen.
- g) Die Erde dreht sich um die Sonne und um ihre eigene Achse.
- h) Innerhalb der Grenzen seiner biologischen Anlagen ist jeder Mensch bildungsfähig.
- i) Das deutsche Sprachgebiet ist politisch in viele Fürstentümer untergliedert.
- j) Goethe ist einer der berühmtesten lebenden Autoren.
- k) "Arma virumque cano . . ." ist ein Zitat aus Virgils "Aeneis".
- l) Sexuelle Aktivitäten sind nur zwischen Individuen moralisch akzeptabel, die verschiedenen Geschlechts und durch Ehe verbunden sind.
- m) "Bild" bedeutet/bezeichnet jede Art von Reproduktion eines Sachverhalts, sei diese nun eine bloß mentale Vorstellung im Geiste eines Individuums oder eine faktische Abbildung mittels eines Zeichensystems²⁵.
- n) "Raum" und "Zeit" sind erkenntnistheoretisch apriorische Denkkategorien.
- o) Detaillierte Darstellung von Krankheit und Tod ist in der Kunst nicht zugelassen.

Manche dieser Propositionen würden auch in früheren oder späteren Kultursystemen gelten; manche bedürften nur geringer Umformulierung, z. B. der Ersetzung temporal-deiktischer Elemente, um auch in einer späteren Kultur geäußert werden zu können; manche schließlich wären etwa heute völlig inakzeptabel²⁶. Die meisten, wo nicht alle, dieser Aussagen scheinen intuitiv wiederum für die Analyse des Hölderlin-Textes uninteressant; die Interpretation hätte also nur für eine Teilmenge des kulturellen Wissens Verwendung. Wenn sie aber eine Selektion aus der Gesamtmenge des kulturellen Wissens vornimmt, dann stehen wir vor der Alternative, ob diese Selektion willkürlich ist oder nicht. Im ersten Falle müßten wir eventuell die Möglichkeit eines legitimen Pluralismus der Interpretationen dennoch einräumen; im zweiten Falle müßten wir behaupten, daß für den jeweiligen "Text" tatsächlich immer nur eine solche Teilmenge des

²⁵ Das Beispiel gehört, genau genommen, nicht in diese Reihe; denn es drückt nicht ein kulturelles, sondern ein sprachliches Wissen aus.

²⁶ Ich überlasse es dem Leser, welche Sätze er ablehnen will — man könnte daraus ein hübsches Testspiel machen.

kulturellen Wissens relevant sei. Um den selbst eingeführten Normen nicht untreu zu werden, müssen wir demnach formulieren:

IR 27d: Nur die Teilmenge kulturellen Wissens kann als zusätzliche Prämisse der "Text"-Analyse verwendet werden, die nachweisbar für den jeweiligen "Text" oder seine jeweilige syntagmatische Stelle relevant ist.

Der "Text" präsupponiert demnach nicht die Kenntnis des kulturellen Wissens schlechthin, sondern nur einer Teilmenge dieses Wissens, wobei sowohl der Umfang (Extension) als auch der Inhalt (Intension) dieser Teilmenge eine relevante und für den jeweiligen "Text" bzw. das jeweilige "Text"-Korpus charakteristische Variable darstellt. Kaum vorstellbar sind übrigens die beiden Grenzfälle, wenngleich der erste noch eher als der zweite denkbar scheint:

- 1) Ein "Text" präsupponiert über die Kenntnis des Zeichensystems hinaus keinerlei sonstiges Wissen, d. h. die Menge des von ihm als bekannt vorausgesetzten kulturellen Wissens ist leer ($= \emptyset$).
- 2) Ein "Text" präsupponiert die Kenntnis allen Wissens, d. h. die Menge des von ihm als bekannt vorausgesetzten kulturellen Wissens ist extensionsgleich mit der Gesamtmenge des überhaupt verfügbaren kulturellen Wissens.

Wenn etwa der erste Fall gelegentlich, so z. B. bei manchen kurzen lyrischen Texten, zuzutreffen scheint, auch wenn wir eine hinreichende Kenntnis des potentiell relevanten kulturellen Wissens zu haben glauben, so dürfte es sich in der Regel um eine Täuschung handeln, die darauf basiert, daß wir das vom Text präsupponierte Wissen mit der Kultur des Textes teilen und daher nicht als ein solches Wissen erkennen, weil es uns "selbstverständlich" ist. Der zweite Fall scheint eine mögliche Interpretation bestimmter literaturwissenschaftlicher Redeweisen des Typs, "ein Text repräsentiere seine Zeit", darzustellen. Doch bedeuten solche Redeweisen, wenn sie nicht durch einen Kontext in irgend einer Weise präzisiert werden, im Grunde nichts; sie gehören dem umfänglichen Fundus essayistischer Versatzstücke an, mittels derer unsere Kultur sich fremde Literaturen aneignet, d. h. konsumierbar und akzeptabel macht.

Wenn wir also in Übereinstimmung mit dem intuitiven Eindruck wahrscheinlich jedes "Text"-Benutzers postulieren, für jeden "Text" oder jede Stelle eines solchen sei allenfalls eine Teilmenge des kulturellen Wissens relevant, so bleibt das ein leeres Postulat, solange wir nicht Kriterien solcher Relevanz formulieren. Nun wird man sich

leicht auf die folgende Festlegung einigen können: *nur solches kulturelles Wissen wollen wir als interpretatorisch relevant betrachten, mit dessen Hilfe sich aus den "Text"-Daten interpretatorische Folgerungen ziehen lassen, die sich aus diesen Daten allein, ohne solche zusätzlichen Prämissen, nicht ziehen ließen.* Anderes Wissen mag zwar als solches sehr interessant sein – für die Interpretation ist es offenbar nutzlos. Doch hat diese Festlegung kaum operationalen Wert, solange nicht weitere Regeln spezifizieren, unter welchen Bedingungen denn auf der Basis textexterner Daten solche Folgerungen gezogen oder nicht gezogen werden können. Die Festlegung selbst umschreibt nur ungefähr den Problemkomplex, den wir präzisieren müssen.

Wenn wir, wie an früherer Stelle dieses Kapitels, sagen, ein bestimmtes kulturelles Wissen sei für die Analyse eines Textes nicht relevant, weil der Text dieses "Thema" nicht "behandele": was sagen wir dann genau? Denn offenkundig ist mit dieser normal-sprachlichen Formulierung nicht eben viel anzufangen, falls sie nicht in eine präzisere Terminologie übersetzt wird. Nehmen wir erstens an, uns sei eine Menge Q kultureller Propositionen gegeben, die ihrerseits Teilmenge des gesamten kulturellen Wissens kW dieser Kultur sei ($Q \subset kW$). Nehmen wir zweitens an, uns sei ein Text T bzw. eine syntagmatische Stelle S eines solchen gegeben, aus dem bzw. der sich eine Menge P textueller Propositionen ableiten läßt. Welche Bedingungen müssen dann minimal erfüllt sein, damit Q für die Analyse von T bzw. S relevant werden, d. h. neben P als Prämisse weiterer interpretatorischer Folgerungen fungieren kann? Offenbar müssen sich die Aussagenmengen P und Q mindestens partiell auf denselben Sachverhalt/Problemkomplex X beziehen. Wenn Q Aussagen über die Struktur des Weltalls, P hingegen Aussagen über die Liebe umfaßt, und wenn in der gegebenen Kultur keine unmittelbare Beziehung zwischen Weltall und Liebe besteht, ist das aber nicht der Fall. Es gibt dann keine Korrelation zwischen P und Q : damit es eine solche gibt, muß mindestens ein Glied existieren, das den Text und das kulturelle Wissen verbindet. Nur und allenfalls dann, wenn P und Q mindestens ein Glied teilen, d. h. einen gemeinsamen Durchschnitt haben (der nicht leer sein darf: $P \cap Q \neq \emptyset$), kann Q sinnvoll auf P bezogen werden.

3.22 *Relevante und potentiell relevante kulturelle Propositionen*

Im folgenden Kapitel werden einige Argumentationen und Definitionsversuche erforderlich, die dem Leser vielleicht "irrelevant", "überflüssig", "zu kompliziert", "unverstehbar" scheinen mögen. Wir bitten ihn daher, den Ausführungen so weit zu folgen, wie er ihnen einen "Sinn" abgewinnen kann; sobald dies nicht mehr der Fall ist, mag er die Lektüre unterbrechen und die folgenden Seiten überspringen. Um aber den späteren Ausführungen folgen zu können, sollte er *wenigstens die* — durch bloßes Blättern oder mit Hilfe des terminologischen Registers — leicht auffindbaren *Definitionen A'* (*Relevanz kultureller Propositionen*) und *B°* (*Potentielle Relevanz kultureller Propositionen, vereinfachte Formulierung*) zur Kenntnis nehmen, die auch isoliert vom Kontext lesbar sein müßten. Von der Stelle an, wo *B°* eingeführt wird, dürften unsere Ausführungen wieder ohne besondere Schwierigkeiten nachvollziehbar sein.

Wir werden gut daran tun, zunächst von den einfachst möglichen Fällen auszugehen, die freilich schon schwierig genug sind. Wir nehmen also an, uns seien nur zwei Propositionen gegeben: eine textuelle — d. h. aus *S* ableitbare — Proposition *p* (*pcP*) und eine kulturelle Proposition *q* (*qcQ*). Bevor wir aber grob die möglichen Relationen zwischen *p* und *q*, soweit sie für unsere Frage wichtig sind, klassifizieren können, müssen wir — da Propositionen in Terme zerlegt werden können — eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Klassen von Termen nach ihrer logisch-syntaktischen Funktion in der Proposition einführen. Da wir wiederum den einfachsten Fall annehmen, kommen wir mit der Unterscheidung zweier solcher Funktionen aus: prädierte Terme vs prädzierende Terme (vgl. 0.5). Jede Proposition umfaßt also (mindestens) einen Term, von dem mittels eines anderen Terms etwas ausgesagt wird, und (mindestens) einen prädzierenden Term, der über einen anderen Term etwas aussagt, d. h. als dessen Prädikat fungiert. Anders ausgedrückt: ein gegebener Term wird als Glied einer Menge/Klasse von Termen charakterisiert, d. h. jede *elementare Proposition* kann in einen Satz des Typs "*x* gehört der Klasse *y* an" umformuliert werden. Im Extremfall umfaßt diese Klasse nur genau ein Glied: dann handelt es sich, wie in unserer Proposition *e*, um eine Identitätsbehauptung. In diesem Falle können prädzierter und prädzierender Term einander in allen Kontexten substituieren: (Französische Revolution = größtes politisches Ereignis der Gegenwart) und umgekehrt.

Die beiden einfachsten Relationen zwischen p und q stellen nun die beiden folgenden Fälle dar:

- I. Die "Text"-Stelle bestätigt eine kulturelle Annahme: p und q behaupten genau dasselbe, d. h. ihre Formulierungen sind gleich ($p = q$) oder logisch-semanticisch äquivalent ($p \approx q$).
- II. Die "Text"-Stelle widerspricht einer kulturellen Annahme: p und q schließen einander logisch aus, so daß p genau den Sachverhalt bestreitet, den q behauptet, oder genau den Sachverhalt behauptet, den q bestreitet. (Es ist natürlich gleichgültig, ob die Größe, die sprachlich eine Negation (Negationsoperatoren wie: kein, nie, nicht . . .; "negative" Pole antonymischer Paare: böse, häßlich, . . .) ausdrückt, in p oder in q vorkommt.)

Wenn nun z. B. aus einer Stelle S eines goethezeitlichen Textes eine mit e identische oder zu e äquivalente Proposition p ableitbar ist und wenn kulturell eine mit e identische oder zu e äquivalente Proposition q angenommen wird, dann handelt es sich um Fall I; wenn aber aus S eine der Propositionen "Nicht wahr ist, daß die Französische Revolution das größte politische Ereignis der Gegenwart ist", "Nicht die Französische Revolution ist das größte politische Ereignis der Gegenwart", "Die Französische Revolution ist nicht das größte politische Ereignis der Gegenwart", "Es ist unentschieden, ob die Französische Revolution das größte politische Ereignis der Gegenwart ist", "Es ist unentscheidbar, ob die Französische Revolution das größte politische Ereignis der Gegenwart ist" usw., als p abgeleitet werden kann und wenn $q = e$ ($q \approx e$) ist oder wenn $p = e$ ($p \approx e$) ist und q eine der eben genannten Propositionen darstellt, dann handelt es sich um Fall II.

Mit der Unterscheidung dieser beiden Fälle tritt aber zugleich eine Frage auf, deren jeweilige Beantwortung einigermaßen folgenreich für die Methodologie der "Text"-Analyse ist: wird im Fall I zugleich unsere Analyse von S verifiziert bzw. wird im Fall II zugleich unsere Analyse von S falsifiziert? Offenbar nein: denn daß es eine kulturelle Proposition q gibt, die mit p übereinstimmt, kann nicht bedeuten, daß damit auch unsere interpretatorische Hypothese "Aus S ist p ableitbar" bestätigt würde; und daß q von p ausgeschlossen wird, kann umgekehrt nicht bedeuten, daß damit diese interpretatorische Hypothese widerlegt wäre. Wir generalisieren diese Behauptung zu

IR 28a: Was bei hinreichender Kenntnis des Zeichensystems und bei Einhaltung der minimalen wissenschaftstheoretischen Regeln am

“Text” nachweisbar ist, kann durch Wissen über extratextuelle Daten weder bestätigt noch widerlegt werden.

(Die Ausführungen des Exkurses in 3.3 sind im Grunde nichts anderes als eine rhetorische Amplifikation dieser Regel, die wir nur deshalb vornehmen, weil die Regel für die dort behandelten Klassen extratextueller Daten in unserer Kultur gern bestritten wird.) Will man diese Regel nicht akzeptieren, muß man sich zu der Behauptung versteigen, daß in einer Kultur keine Äußerung/Verhaltensweise existieren kann, die den etablierten kulturellen Annahmen widerspricht, oder umgekehrt, daß mit jeder abweichenden Äußerung/Verhaltensweise eine neue Kultur mit neuen Normen beginnt. Man müßte dann z. B. annehmen, daß es in einer als christlich klassifizierbaren Kultur keine atheistische Äußerung geben könne, oder aber aus der nachweisbaren Existenz auch nur einer solchen Äußerung folgern, daß dieser Kultur das Prädikat “christlich” abzusprechen sei. Will man weder die eine noch die andere Konsequenz in Kauf nehmen, muß man zugeben, daß es einen Widerspruch zwischen textuellen und kulturellen Propositionen geben kann. Gesteht man aber einmal einen solchen Fall zu, kann man nicht mehr annehmen, daß Übereinstimmung einer interpretatorischen Hypothese mit einem kulturellen Wissen die Hypothese bestätigen und Nicht-Übereinstimmung sie widerlegen könne. Man kann dann allenfalls noch behaupten, daß solche Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung *in manchen Fällen* die interpretatorische Behauptung bestätigen bzw. widerlegen könne. Das aber würde bedeuten, daß man zusätzliche Bedingungen einführen muß: nur wenn außer der (Nicht-)Übereinstimmung noch etwas einträte, könnte das als Verifikation (bzw. Falsifikation) der interpretatorischen Hypothese gelten. Wenn man aber so argumentieren will, dann ergibt sich eine Behauptung, die zu unserer IR 28a äquivalent ist: die (Nicht-)Übereinstimmung allein reicht nicht aus, die Hypothese zu verifizieren (bzw. zu falsifizieren). Der Status des kulturellen Wissens gegenüber der Äußerung/Verhaltensweise eines Individuums dieser Kultur läßt sich am besten an Hand einzelner seiner Teilklassen verdeutlichen: das kulturelle Wissen verhält sich zur einzelnen Äußerung/Verhaltensweise wie ein Zeichensystem (Langue) zu einer Äußerung (parole) oder ein Normensystem zur tatsächlichen Praxis eines Individuums. Die Regeln eines Zeichen- oder Wertsystems verhindern ebensowenig eine Abweichung des einzelnen Individuums, wie eine solche Abweichung das jeweilige System außer Kraft setzt.

“Kultur” umfaßt beides: die Menge des kulturellen Wissens als eines überindividuellen Systems für wahr gehaltener Aussagen wie die Menge der individuellen Manifestationen, die sich vor diesem Hintergrunde vollziehen und mit ihm in verschiedenem Ausmaß übereinstimmen können; dieses Ausmaß der (Nicht-)Übereinstimmung ist selbst eine signifikante und charakteristische Größe der Kultur.

IR 28a bedeutet also, wenn wir wegen ihrer Wichtigkeit ihre Implikationen möglichst explizit festhalten:

IR 28b: Jede aufgrund hinreichender Kompetenz bezüglich des Zeichensystems und unter Einhaltung der je geltenden methodologisch-theoretischen Regeln am “Text” nachweisbare interpretatorische Behauptung ist unter allen Umständen richtig; und

IR 28c: Nachweisbar für eine “Text”-Stelle relevantes kulturelles Wissen kann eine korrekt vorgenommene “Text”-Analyse nur im Sinne einer Ergänzung modifizieren, insoweit dieses Wissen die Ableitung weiterer interpretatorischer Folgerungen erlaubt, die aufgrund der Sprachkompetenz und der beobachtbaren “Text”-Daten allein nicht gezogen werden könnten.

Die “Text”-Analyse ist also nicht falsch, nur weil sie aufgrund zu geringer Kenntnis des kulturellen Wissens unvollständig bleibt. Wenn wir über ein bestimmtes, für den “Text” relevantes kulturelles Wissen nicht verfügen, dann können wir vielleicht bestimmte “Text”-Daten überhaupt nicht interpretieren, ihnen keine semantische Funktion zuordnen, aus ihnen keine weiteren Folgerungen ziehen, aber keine der ohne dieses Wissen, aber methodisch korrekt gewonnenen interpretatorischen Folgerungen wird dadurch außer Kraft gesetzt. Wenn z. B. in einem sprachlichen Text eine Zeichenfolge ...xyz... existiert, dann läßt sich dieser Stelle aufgrund der normalsprachlichen Bedeutung ihrer Elemente und der Art ihrer Kombination im Text in jedem Falle eine Menge a von Signifikaten zuordnen; wenn eines der Elemente dieser Folge oder eine der Relationen zwischen diesen Elementen auch noch in einem anderen Kode/Zeichensystem mit nachweisbarer Relevanz für die Textstelle als Signifikant fungiert, mag sich der Stelle noch eine weitere Menge b von Signifikaten dank dieser zusätzlichen Prämisse zuordnen lassen. Wenn wir dieses zweite System nicht kennen, dann entgeht uns b und die Menge c von Signifikaten, die sich ihrerseits durch Folgerungen aus den Relationen zwischen a und b ergibt; die Menge a zu konstatieren, bleibt aber in jedem Falle eine richtige Feststellung.

Diese Regeln befreien uns von einem großen Problem: es macht nichts aus, wenn wir das möglicherweise für den "Text" oder eine seiner Stellen relevante kulturelle Wissen nur partiell kennen, was gemeinhin der Fall sein wird. Niemand kann von sich mit Sicherheit sagen, daß er das kulturelle Wissen einer gegebenen Kultur, etwa der Goethezeit, vollständig kennt: die Menge der Annahmen einer nur einigermaßen komplexen Kultur über die "Realität" ist dazu viel zu umfangreich. Selbst wenn wir aber Kriterien haben, mittels derer wir entscheiden können, welche Teilmenge der uns bekannten Menge kulturellen Wissens für die Analyse einer gegebenen Stelle relevant ist, können wir also doch nie sagen, daß wir alles für diese Stelle relevante kulturelle Wissen in die Analyse einbeziehen; denn um das sagen zu können, müßten wir eben sicher sein, das gesamte kulturelle Wissen zu kennen. Wer also diese Interpretationsregeln nicht akzeptiert, und somit annimmt, kulturelles Wissen könne die Analyse nicht nur im Sinne der Ergänzung, sondern auch in dem der Verifikation/Falsifikation modifizieren, gerät in das Dilemma, daß er niemals etwas über die Richtigkeit einer Analyse aussagen kann, solange er nicht das gesamte Wissen der Kultur des "Textes" kennt; dies zu kennen, kann er aber niemals garantieren.

Doch kehren wir zu unseren Fällen I und II zurück, da die Frage noch offen ist, ob wir kulturelles Wissen, das in die eine oder in die andere Klasse fällt, als interpretatorisch relevant betrachten wollen. Unmittelbar läßt sich als interpretatorische Folgerung zwar im einen Falle nur sagen, der "Text" bestätige eine kulturelle Annahme, im anderen, er widerspreche einer kulturellen Annahme, doch wollen wir das Wissen in beiden Fällen als relevant betrachten, da aus der Zustimmung bzw. Ablehnung des "Textes" gegenüber einer kulturellen Proposition im Kontext anderer Daten wahrscheinlich weitere interpretatorische Folgerungen immer gezogen werden können. Nun kann man einwenden, das sei auch dann der Fall, wenn sich der "Text" zu einer kulturellen Proposition überhaupt nicht "äußere". Doch dazu später — jedenfalls muß dann die Zusatzbedingung erfüllt sein, daß die kulturelle Proposition, zu der sich der "Text" nicht äußert, aufgrund anderer Kriterien für ihn relevant ist.

Bevor wir nun in der Klassifikation möglicher Relationen zwischen p und q fortfahren, müssen wir der Vollständigkeit halber I und II jeweils um zwei Varianten ergänzen, auf die wir aus Raumgründen nicht näher eingehen (der Leser kann, wenn er will, den Absatz überspringen):

I.1 *p* behauptet "weniger" als *q*. Der Fall tritt ein, wenn in *p* der prädierte Term oder der prädicierende oder beide hyponym²⁷ zum jeweils entsprechenden Term von *q* sind. Die textuelle Proposition verhält sich dann zur kulturellen wie das einzelne Beispiel zur Regel: *p* exemplifiziert *q*.

I.2 *p* behauptet "mehr" als *q*. Der Fall tritt ein, wenn in *p* der prädierte Term oder der prädicierende oder beide hyperonym²⁸ zum jeweils entsprechenden Term von *q* sind. Die textuelle Proposition verhält sich dann zur kulturellen wie die Regel zum einzelnen Beispiel: *p* generalisiert *q*.

Wir exemplifizieren die Fälle, die sich daraus ergeben, weder hier noch für das analoge Problem von II:

II.1 *p* negiert die Behauptung von *q* nur für bestimmte der von *q* umfaßten Fälle.

II.2 *p* negiert die Behauptung von *q* für mehr Fälle, als *q* umfaßt. Diese beiden Teilfälle von II wären analog wie I zu präzisieren. Daß wir diese Sonderfälle trotz der notwendig gebotenen Vereinfachung überhaupt nennen, hat einen einfachen Grund: die Literaturwissenschaft redet nicht ungern davon, ein Text stelle einen Einzelfall dar, der aber "repräsentativ" sei. Nun wird meist dieser Begriff der Repräsentativität nicht weiter expliziert. Die hier unterschiedenen Fälle stellen vielleicht die (oder eine Teilmenge der) sinnvollen Interpretationen dieses Begriffs dar – doch überlassen wir die Frage weiteren Überlegungen.

Wir können nun eine dritte Klasse möglicher Relationen zwischen *p* und *q* festhalten:

III. *Textuelle und kulturelle Propositionen reden von völlig Verschiedenem, ohne aber einander zu widersprechen*: *p* und *q* teilen keinen Term, d. h. eine Relation der Äquivalenz oder Hyponymie oder Hyperonymie besteht weder zwischen den prädierten noch zwischen den prädicierenden Termen der beiden Propositionen noch zwischen dem prädierten Term der einen (sei es *p* oder *q*) und dem prädicierenden Term der anderen Propositionen (sei es *q* oder *p*).

²⁷ Ich verwende zwecks Vereinfachung der Formulierung in diesem Kap. hypo-/hyperonym inkorrekt, d. h. von der Definition in 2.221 abweichend, und zwar als Begriff für *alle* Fälle von Inklusionsrelationen zwischen Klassen.

²⁸ Vgl. Anm. 27.

Dieser Fall liegt z. B. vor, wenn eine textuelle (oder kulturelle) Proposition behauptet, alle Planeten drehten sich um die Erde als festen Mittelpunkt des Weltalls, und eine kulturelle (oder textuelle) Proposition behauptet, süß sei es, fürs Vaterland zu sterben.

Wenn nun die in III beschriebene Reaktion zwischen p und q vorliegt, d. h. wenn es keine aus S ableitbare Proposition p gibt, die mit q irgendwelche Terme teilt, dann ist das kulturelle Wissen q ganz sicher nicht für die Analyse von S relevant: auch solches Wissen als relevant für die "Text"-Analyse anzuerkennen, wäre gleichbedeutend mit der Behauptung, alles kulturelle Wissen sei für die Analyse eines gegebenen "Textes" relevant; diese Behauptung würde freilich wohl kaum einen Vertreter finden.

Nun kann man fragen, wie sich der "Text" zu jener Teilmenge des kulturellen Wissens verhält, die, wie III, für seine Analyse nicht relevant ist. Die Frage ist sinnvoll und wichtig insofern, als es dabei darum geht, ob aus dem "Text" Aussagen über Sachverhalte abgeleitet werden können, zu denen er sich weder direkt noch indirekt, weder explizit noch implizit "äußert". Nehmen wir also z. B. an, zu gegebener Zeit, an gegebenem Ort werde die kulturelle Proposition "Demokratie ist die beste aller möglichen Staatsformen" als wahr akzeptiert. Wenn es nun, zu dieser Zeit, an diesem Ort, etwa eine Untersuchung zur Quantenphysik oder zum Verhältnis von Metrum und Rhythmus oder zu was auch immer gibt, mit der einen Einschränkung, daß politische Organisationsformen für das Thema nicht relevant sind und vom Text auch nicht zusätzlich thematisiert werden, dann kann die Tatsache, daß aus dem Text keine Proposition über die Frage der besten Staatsform im besonderen oder über Staatsformen im allgemeinen abgeleitet werden kann, offenkundig weder als Zustimmung noch als Widerspruch zur obigen kulturellen Proposition interpretiert werden. Auch kann man nicht folgern, der Text behandle die Frage, ob die obige Proposition wahr oder falsch sei, als unentscheidbar, da er sie gar nicht behandelt. Wir können nur sagen, daß er keine der möglichen Antworten auf die Frage ausschließt und also alle logisch möglichen Antworten zuläßt: vom Text her ist die Proposition wahr oder falsch oder unentscheidbar. Somit gilt:

IR 28d: Aus dem "Text" kann keine Stellungnahme zu kulturellem Wissen, das für keine seiner syntagmatischen Stellen (potentiell) relevant ist, abgeleitet werden: er setzt es weder als wahr noch als falsch noch als unentscheidbar.

Zwar ist auch diese Regel trivial, doch waren und sind oft genug Interpreteten versucht, gegen sie zu verstoßen, weshalb wir sie denn auch explizit formuliert haben.

Damit bleibt uns noch die vierte Klasse von Fällen zu erörtern, die zwar die interessanteste, aber auch schwierigste ist:

IV. *Textuelle und kulturelle Proposition stellen verschiedene Behauptungen auf, die sich überschneiden und einander nicht widersprechen*; p und q teilen also einen Term, d. h. eine Relation der Äquivalenz oder Hyponymie oder Hyperonymie besteht entweder zwischen den prädierten oder zwischen den prädiierenden Termen der beiden Propositionen oder zwischen dem prädierten Term der einen (sei es p, sei es q) und dem prädiierenden Term der anderen Propositionen (sei es p oder q).

Diese vierte Klasse umfaßt wiederum eine beachtliche Menge von Fällen, deren Aufzählung und Erörterung en détail wir uns und dem Leser erlassen möchten. Andererseits müssen wir aber festlegen, welche der Teilfälle von IV eventuell für die Analyse von S relevant sind und welche nicht.

Nun haben wir früher gesagt, relevant in diesem Sinne sei kulturelles Wissen nur, wenn es uns die Ableitung einer neuen interpretatorischen Hypothese, etwa der Proposition r, erlaube. Somit läge es nahe, alle Sätze als relevant zu betrachten, die zu einem Satz p in der Relation IV stehen *und* aus deren Kombination mit dem Satz p nach den Regeln für *logische Schlüsse vom Typ des Syllogismus*²⁹, die schon Aristoteles begründete, eine neue Proposition r gefolgert werden kann; wir müßten dann allenfalls noch dem uninformierten Leser erklären, was Syllogismen sind, wollen wir ihn nicht einfach auf die Logik-Handbücher verweisen. Doch würden wir mit dieser Lösung des Problems bei bestimmten Fällen in Schwierigkeiten geraten. Wenn wir z. B. einen Satz (a) "Kinder sind lieb" und einen Satz (b) "Der (derzeitige) Thronfolger (des Reiches x) ist (derzeit noch) ein Kind" haben und beide Sätze als wahr anerkennen, können wir normalerweise logisch (c) "Der Thronfolger ist (derzeit) lieb" folgern. Nehmen wir nun an, (b) sei die textuelle Proposition p, (a) die kulturelle Proposition q. Wenn die Kultur aber q für wahr hält und der Text q nicht widerspricht, dann läßt sich offenkundig tatsächlich

²⁹ Zu Syllogismus vgl. die Logik-Handbücher der Bibliographie — sehr ausführlich etwa bei Essler 1969.

die Proposition $r = (c)$ folgern. Wenn aber $p = (a)$ und $q = (b)$ ist, werden wir zögern, eine Proposition $r = (c)$ als interpretatorische Folgerung zu betrachten. Ein zweites Beispiel: Gegeben seien die Sätze (d) "Italiener lieben Kinder" und (e) "Nur gute Menschen lieben Kinder" (\approx "Menschen, die Kinder lieben, sind gut"). Da wir nun aufgrund unserer Sprachkompetenz wissen, daß Italiener der Klasse "Mensch" angehören und da Italiener die Bedingung erfüllen, Kinder zu lieben, folgt demnach (f) "Italiener sind gute Menschen". Wenn nun $p = (d)$ und $q = (e)$ ist, werden wir wiederum bedenkenlos die interpretatorische Folgerung $r = (f)$ ziehen; wenn aber $p = (e)$ und $q = (d)$ ist, fragt sich wiederum, ob wir die Proposition $r = (f)$ als interpretatorische Folgerung zum Text betrachten wollen.

Unsere beiden Beispiele lassen sich zu zwei Klassen unterscheidbarer Folgerungstypen ordnen:

1. $(p = (b) \text{ und } q = (a)) \rightarrow r = (c)$
 $(p = (d) \text{ und } q = (e)) \rightarrow r = (f)$
2. $(p = (a) \text{ und } q = (b)) \rightarrow r = (c)$
 $(p = (e) \text{ und } q = (d)) \rightarrow r = (f)$

Im Fall 1 wenden wir eine von der Kultur gesetzte Regel auf einen ihr subsumierbaren textinternen Sachverhalt an; im Fall 2 wenden wir eine vom Text gesetzte Regel auf einen ihr subsumierbaren textexternen Sachverhalt an. Nur im ersten Falle handelt es sich um eine *Interpretation* des Textes mit Hilfe von etwas außerhalb seiner: im zweiten Falle handelt es sich um eine *Applikation* des Textes auf etwas außerhalb seiner. So relevant Applikationen in der Rezeptionsgeschichte sein mögen, interessiert uns hier doch nur die Interpretation.

Nun wäre nach unseren bisherigen Ausführungen $r =$ "Barsche sind eßbar" eine nicht nur logisch korrekte, sondern auch interpretatorisch mögliche Folgerung aus $p =$ "Barsche schwimmen langsam" und $q =$ "Fische sind eßbar", da nach dem Sprachwissen "Barsch" hyponym zu "Fisch" ist: und was für die ganze Klasse gilt, muß auch für die Teilklasse gelten, während, was für das Glied einer Klasse oder eine Teilklasse gilt, keineswegs für die Klasse gelten muß. Wiederum zögern wir: gegen den aufgrund kulturellen Wissens gezogenen Schluß r lassen sich freilich kaum Einwände anmelden. Wenn der Satz "Fische sind eßbar" gilt, dann gilt auch der von ihm inkludierte Satz "Barsche sind eßbar"; wenn dieser Satz aber zum kulturellen Wissen gehört und wenn der Text über Barsche spricht, ohne diesem Satz zu widersprechen, gilt dieser Satz auch für den Text. Aber der "Text" muß von solchen abgeleiteten Propositionen r keinen Gebrauch

machen: es kann sein, daß r nirgendwo im "Text" eine Rolle spielt, d. h. keine textuelle Proposition r bestätigt, r widerspricht, r als Prämisse für weitere Folgerungen benützt. Wir geben ein Beispiel für den dritten der eben genannten Fälle: p = "Hans ist ein Kind", q = "Kinder lernen leicht Sprachen". Wenn es nun eine Stelle S "Hans lernte als Kind in kürzester Zeit französisch" oder "Hans war noch ein Kind. Daher beherrschte er binnen kürzester Zeit das Französische" gibt, dann begründet die kulturelle Proposition offenbar, im ersten Falle verborgener, im zweiten Falle deutlicher, warum Hans keine Schwierigkeiten mit dieser Sprache hatte: denn da er ein Kind war, galt für ihn, was für Kinder generell gilt – nämlich leicht Sprachen zu lernen.

Doch lassen wir diesen interessanten Fall einstweilen auf sich beruhen und fassen definitorisch zusammen:

A'. Eine kulturelle Proposition q ist für die Analyse einer syntagmatischen Stelle S *relevant*, wenn es eine aus S ableitbare textuelle Proposition p derart gibt, daß p total oder partiell q bestätigt oder negiert.

B'. Eine kulturelle Proposition q ist für die Analyse einer syntagmatischen Stelle S *potentiell relevant*, wenn es eine aus S ableitbare textuelle Proposition p derart gibt, daß q über den prädierten oder über den prädiierenden Term von p etwas aussagt, also der eine oder der andere Term von p in q als prädiierter Term fungiert. Anders formuliert: q ist potentiell relevant, wenn der prädierte Term von p einer Klasse angehört oder vom prädiierenden Term einer Klasse zugeordnet wird, über die q etwas aussagt. Wir untergliedern:

1. q ist potentiell relevant für S dann, wenn der prädierte Term von p identisch mit oder äquivalent zu dem prädierten Term von q ist und die Prädikate von p und q in der Relation der semantischen Differenz (z. B. die Disparität) stehen. Z. B. p = "Kinder lieben ihre menschliche Umwelt", q = "Kinder spielen gern"; ableitbar als r wäre dann " q " bzw. " p und q ".
2. p ist potentiell relevant für S dann, wenn der prädierte Term von p hyponym zum prädierten Term von q ist und die Prädikate von p und q in der Relation der semantischen Differenz stehen. Z. B. p = "Männer lieben Frauen", q = "Menschen sind sterblich", r = "Männer sind sterblich".
3. q ist potentiell relevant für S dann, wenn der prädiierende

Term von p identisch mit oder äquivalent zu dem präzidierten Term von q ist. Z. B. p = "Newton ist der größte Wissenschaftler zu Beginn der Physik", q = "Der größte Wissenschaftler zu Beginn der Physik lebte von 1643 bis 1727", r = "Newton lebte von 1643 bis 1727".

4. q ist potentiell relevant für S dann, wenn der präzidierende Term von p hyponym zum präzidierten Term von q ist. Z. B. p = "Hans ist ein Mann", q = "Männer sind dumm", r = "Hans ist dumm".

Den Leser mag diese Argumentation nun schon einigermaßen energetisiert haben: wenn er freilich gegen sie Protest einlegen will, werden wir ihn bitten müssen, uns eine einfachere Alternative zu nennen, die es ebenfalls erlaubt, einigermaßen genau Bedingungen für die interpretatorische Relevanz eines kulturellen Wissens anzugeben; immerhin wird er uns einräumen müssen, daß wir, wenn wir recht sehen, diesen Versuch als erste systematisch unternehmen — daß dieser durchaus der Verbesserung, vielleicht sogar der Vereinfachung, fähig sein mag, ist eine andere Frage³⁰.

Die Beispiele, mit deren Hilfe wir B' illustriert haben, sind freilich alles andere als schön. Doch führen wir das Argumentationsverfahren in 3.23 ohnedies an literarischen Beispielen vor; bis dahin dürften diese Sätze ihre Funktion zur Not erfüllen. Jedenfalls lassen sich an sie einige weitere wichtige Probleme anknüpfen.

Nicht wenige (oder alle) der Sätze, die in B' als Beispiele kultureller Propositionen q gedient haben, lassen sich auch in logisch äquivalente Konditionalsätze (Wenn-dann-Sätze) umformulieren, so z. B.

(14a) Wenn jmd./x ein Kind ist, dann spielt er/x gern.

(14b) Wenn jmd./x ein Mensch ist, dann ist er/x sterblich.

(14c) Wenn jmd./x ein Mann ist, dann ist er/x dumm³¹.

Sätze q dieser Form waren aber in Definition B' nicht vorgesehen: wenn sie freilich mit den Sätzen logisch äquivalent sind, deren Umformulierung sie darstellen, müssen auch sie potentiell relevante Propositionen sein. Wir stehen somit vor einer Wahl: entweder müssen wir unsere Definition für solche kulturelle Propositionen erweitern,

³⁰ Daß die Klassifikation vollständig alle Fälle umfaßt, kann ich freilich nicht garantieren.

³¹ Auch das Newton-Beispiel usw. ließe sich leicht umformulieren, doch müßten wir dann zur Unterscheidung von (14 a-c) Quantoren einführen.

die eine andere syntaktische Struktur als die in B' verwendeten Beispiele haben; oder wir müssen Regeln angeben, mittels derer Sätze beliebigen Typs, die ein Wissen einer Kultur ausdrücken, in Sätze des in B' verwendeten Typs umformuliert werden können, wobei Ausgangs- und Endpropositionen äquivalent sein müssen. Da beide Verfahren sich nicht ausschließen, kombinieren wir sie aus praktischen Gründen; d. h. wir erweitern einerseits die Definition und geben andererseits einige Umformulierungsregeln an. Was freilich gerade den zweiten Punkt betrifft, verfahren wir nicht nur simplifizierend, sondern auch selektiv. Zur Ergänzung verweisen wir auf die üblichen Handbücher der Logik: die Logik hat schon immer solche Umformulierungen beliebiger sprachlicher Sätze in Standardformen vorgenommen, dank derer solche Sätze einer logischen Behandlung und Formalisierung fähig wurden³². In ihrem Gefolge haben auch linguistische Arbeiten, etwa unter dem Aspekt des Paraphrasenproblems oder unter dem des Problems der Ableitbarkeit von Propositionen aus normalsprachlichen Sätzen, analoge Umformulierungsprobleme behandelt. Es ist zu hoffen, daß die Annäherung von Logik und Linguistik zu expliziten Umformulierungsregeln führen wird.

Im Falle von Umformulierungen von Sätzen q, wie sie in B' vorkommen, in Sätze q, wie sie durch (14a, b, c) repräsentiert werden, ziehen wir uns am einfachsten durch Erweiterung der Definition aus der Affaire, was wir knapp begründen wollen. Erstens spielen Propositionen, die sich (auch) durch solche Konditionalsätze ausdrücken lassen, in allen Kulturen eine bedeutende Rolle. Mittels solcher Konditionalsätze kann (mindestens) jedes Regel- und Gesetzeswissen einer Kultur optimal repräsentiert werden: wenn jemand das und das tut, dann verstößt er gegen die und die Norm; wenn ein Ereignis dieser Art auftritt, dann wird ein Ereignis jener Art eintreten; wenn diese Größe diese Bedingung erfüllt, dann wird jene Größe jene Bedingung erfüllen, usw. Nur die erste Beispielklasse entspricht aber direkt dem Typ (14a, b, c) – schematisiert:

- (15a) Wenn x ein a ist/das Prädikat a hat/der Klasse a angehört, dann ist x ein b/hat das Prädikat b/gehört der Klasse b an (abkürzbar als: $(x \text{ c a}) \rightarrow (x \text{ c b})$).

In diesem Falle werden von ein und demselben Term zwei verschie-

³² Explizite Regelansätze bei Hinst 1974. Wichtig wären hier wohl auch Hendricks 1973 a, Blau 1976, Kutschera 1975, Montague 1974, Mathiot 1972.

dene Prädikate ausgesagt: Sätze dieser Art können sofort und problemlos in Sätze q , wie wir sie in B' verwendet haben, umformuliert werden, indem man das Prädikat des Wenn-Satzes zum prädierten Term, das Prädikat des Dann-Satzes zum prädiierenden Term macht: (alle) a sind b . Bei der zweiten und dritten Beispielsklasse hingegen geht das offenbar nicht ohne weiteres, denn sie haben, schematisiert, die Form:

(15b) Wenn x ein a ist/das Prädikat a hat/der Klasse a angehört, dann ist y ein b /hat das Prädikat b /gehört der Klasse b an, wobei a und b identisch oder verschieden sein können (abkürzbar als: $(x \text{ ca}) \rightarrow (y \text{ cb})$, wobei $a = b$ oder $a \neq b$).

Darin liegt also unser zweiter Grund, in diesem Falle lieber die Definition zu erweitern. Wir können nun die beiden Fälle (15a, b) zusammenfassen: wenn ein Satz p gilt, dann gilt (auch) ein Satz q (abgekürzt: $p \rightarrow q$). Logisch kann, wenn " $p \rightarrow q$ " gilt, aus der Existenz von p dann q gefolgert werden, nicht aber – natürlich – aus der Existenz/Wahrheit von q auch p – das wäre nur möglich, wenn entweder " $p \leftrightarrow q$ " (wechselseitige Implikation/logische Äquivalenz/Bikonditional) gelten würde oder wenn es irgendwelche zusätzlichen Prämissen gäbe. Ein beliebiger Beispielsatz von Logikhandbüchern sei zur Illustration zitiert: "Wenn es regnet, ist die Straße naß". Wenn diese Gesetzesannahme richtig ist, folgt aus "es regnet" notwendig "die Straße ist naß" – hingegen folgt aus "die Straße ist naß" nicht, daß es regnet oder geregnet hat; es kann z. B. an einem heißen Sommertage ein städtischer Spritzwagen vorbeigefahren sein.

Wir ergänzen demnach die Definition B' um

B'' . Eine kulturelle Proposition " $p \rightarrow q$ " ist für die Analyse einer syntagmatischen Stelle S *potentiell relevant*, wenn es eine aus S ableitbare textuelle Proposition p gibt.

Denn dann kann (nach einem schon aus der klassischen Logik bekannten Folgerungstyp, " $(p \text{ und } (p \rightarrow q)) \rightarrow q$ ", dem sogenannten "modus ponens") aus p auf q geschlossen werden³³.

Wenn wir nun die sehr einfachen Beispiele für q in B' mit jenen Beispielen a - o vergleichen, die in 3.21 Teilmengen des kulturellen Wissens um 1800 repräsentieren sollten, werden weitere Probleme

³³ Der Fall des "modus tollens" – " $(\text{non-}q \text{ und } (p \rightarrow q)) \rightarrow \text{non-}p$ " – kann für unseren nicht logischen Zweck vernachlässigt werden, da er letztlich auf dasselbe hinausläuft.

sichtbar. Denn eine Proposition wie a: "Julia Capuletti ist die Titelheldin von Shakespeares Tragödie "Romeo und Julia"" kann offenbar leicht in zwei Teilsätze zerlegt werden, z. B. so:

(16a) Julia Capuletti ist die Titelheldin von (der Tragödie) "Romeo und Julia".

(16b) Shakespeare ist der Autor von (der Tragödie) "Romeo und Julia"/(die Tragödie) "Romeo und Julia" ist von Shakespeare verfaßt.

Beide Sätze zusammen drücken in etwa dasselbe wie a aus, doch hätten sie, wenn wir als Definition potentieller Relevanz nur B' zugrunde legen, methodologisch einen ganz anderen Status als a. Wenn in einem Text "Julia Capuletti" auftritt oder genannt wird, könnten wir im Falle der Proposition a nicht nur folgern, daß es sich hier um eine literarische Figur handelt und daß auf einen literarischen Text angespielt wird, sondern auch, daß es sich bei diesem Text um einen Text Shakespeares handelt. Im Falle der Umformulierung von a hingegen wäre nur (16a) nach B' potentiell relevant: wir könnten nicht folgern, daß hier auf einen Text Shakespeares angespielt bzw. ein solcher zitiert wird, da die dazu erforderlichen Prämisse erst in (16b) ausgedrückt wird, (16b) aber nicht die Bedingung potentieller Relevanz im Sinne von B' erfüllt. Offenkundig absurd wäre es aber, wenn die interpretatorische Relevanz eines kulturellen Wissens davon abhängen sollte, welche Formulierung wir zum Ausdruck dieses Wissens wählen, sofern diese Formulierungen untereinander logisch äquivalent sind; solche Äquivalenz besteht aber in unserem Beispiel, wo wir einen Satz $q (= a)$ in zwei Sätze, $q_1 (= 16a)$ und $q_2 (= 16b)$, aufgespalten haben.

Wiederum suchen wir das Problem durch Ergänzung der Definition zu lösen. Im Falle dieses Beispiels wollen wir also auch q_2 als potentiell relevant klassifizieren. Nun verhält sich hier aber q_2 zu q_1 , wie sich in B'.3 q zu p verhält. Eine entsprechende Homologie ist aber auch denkbar zwischen der Relation zweier kultureller Propositionen q_2 und q_1 und der Relation einer kulturellen Proposition q zu einer textuellen Proposition p des Typs, wie sie B'.1, B'.2, B'.4 beschreiben. Nur die Fälle, wo sich ein q_2 zu einem q_1 verhält, wie sich in B'.3 oder B'.4 ein q zu einem p verhält, sind für uns im Moment interessant. Denn wenn sich q_2 zu q_1 nach dem Modell der Relationen zwischen q und p , wie sie B'.1 und B'.2 beschreiben, verhält, dann handelt es sich um den Fall zweier gleichartiger und gleichwertiger Propositionen: ein und demselben prädierten Term oder einem zu

diesem äquivalenten Term oder einem zu diesem hyperonymen Term wird von der einen Proposition das eine, von der anderen Proposition das andere Prädikat zugeordnet. Im Falle solcher Relationen zwischen zwei kulturellen Propositionen q_1 und q_2 sind entweder beide zugleich potentiell relevant nach B' , oder beide zugleich erfüllen diese Bedingung nicht, oder, — was nur im Falle einer Inklusion des einen prädierten Terms durch den anderen auftreten kann, — nur die Proposition mit dem hyperonymen prädierten Term ist potentiell relevant. Alle diese Varianten sind aber schon durch B' geregelt. Interessant ist jedenfalls, daß einer textuellen Proposition auch mehrere kulturelle Propositionen als potentiell relevant zugeordnet sein können. Dieser Fall tritt offenbar auf, wenn in einer textuellen Proposition p ein Term x existiert und es, z. B., zwei kulturelle Propositionen q_1 : "x ist Glied der Klasse a" und q_2 : "x ist Glied der Klasse b" bzw. "x ist Glied einer hyperonymen Klasse x' , die Glied einer Klasse b ist" existieren, aber er kann natürlich auch dadurch auftreten, daß einer textuellen Proposition nach verschiedenen der in B' oder B'' genannten Kriterien jeweils (mindestens) eine kulturelle Proposition als potentiell relevant entspricht. Doch zu dem Fall, daß einem p mehrere q , ob nach demselben Kriterium, ob nach verschiedenen, zugeordnet werden können, werden wir uns noch später äußern.

Damit bleiben uns im Moment nur die beiden genannten Fälle einer Relation zwischen einem q_2 zu einem q_1 , die nach dem Typ $B'.3$ oder $B'.4$ organisiert sind. Bevor wir aber die Definitionen ergänzen, bedarf es noch einer weiteren Überlegung. Denn bei dem Problem, um das es hier geht, handelt es sich nicht nur um eine Entscheidung, welche von zwei äquivalenten Formulierungen eines kulturellen Wissens man wählt. Noch ein anderes Problem muß zugleich berücksichtigt werden: eine Menge Q kulturellen Wissens zu einem Sachverhalt X ist nicht notwendig eine Menge gleichartiger und gleichwertiger, aber unverbundener Sätze — es kann mutmaßlich innerhalb dieser Menge die kompliziertesten Relationen zwischen den verschiedenen möglichen Paaren von Propositionen geben, wobei die schon erörterten Relationen zwischen zwei Propositionen q_1 und q_2 nur eine der möglichen Relationen darstellen. So kann nicht nur ein prädiierender (oder ein dazu hyperonymer) Term einer potentiell relevanten Proposition q_1 prädiierter Term einer Proposition q_2 sein. Zwei kulturelle Annahmen können auch auf andere Weise logisch verknüpft sein. Wann immer aber ein q_1 zu einem p in der Relation potentieller Relevanz steht und zugleich ein q_2 existiert, daß das Prädikat

von q_1 in irgend einer Weise spezifiziert, dann muß auch dieses q_2 als potentiell relevant anerkannt werden, obgleich es womöglich keine unmittelbare Beziehung zu p hat. Anders ausgedrückt: wenn es zu einem potentiell relevanten q_1 ein q_2 derart existiert, daß aus q_1 und q_2 eine dritte Proposition q_3 gefolgert werden kann, die weder mit q_1 noch mit q_2 identisch ist, dann sollen auch q_2 und q_3 als potentiell relevant gelten. Da wir nun inzwischen außer B' auch über B'' verfügen, ergibt sich aus diesen Forderungen die folgende Erweiterung der Definition:

B''' . Eine kulturelle Proposition q_2 ist für die Analyse einer syntagmatischen Stelle S *potentiell relevant*,

1. wenn es eine gemäß B' (potentiell) relevante kulturelle Proposition q_1 gibt und wenn der prädzierende Term von q_1 (oder ein zu ihm äquivalenter oder hyperonymer Term) prädzierter Term der Proposition q_2 oder prädzierter Term der Prämisse q_2 einer kulturellen Proposition " $q_2 \rightarrow q_3$ " ist; oder
2. wenn es eine gemäß B'' (potentiell) relevante kulturelle Proposition " $p \rightarrow q_1$ " gibt und wenn der prädzierter oder der prädzierende Term der Konklusion q_1 (oder ein dazu äquivalenter oder hyperonymer Term) oder der prädzierende Term der Prämisse p zugleich prädzierter Term der Proposition q_2 ist.

Aus solchen *logischen Verkettungen kulturellen Wissens* können sich also, zumal die beiden unterschiedenen Fälle auch kombiniert werden können und jede dieser Kombinationen ihrerseits im Prinzip wiederholbar ist, theoretisch recht umfängliche *Folgerungsketten* ergeben. Ob wir alle möglichen Varianten der logischen Verkettungen zwischen verschiedenen kulturellen Propositionen, soweit sie für unseren Kontext relevant sind, erfaßt haben bzw. ob alle solche Verkettungen auf die von uns unterschiedenen Fälle reduziert werden können, muß dahingestellt bleiben; im Moment wagen wir die Frage nicht zu entscheiden.

Wenigstens noch eine andere Differenz zwischen den elementaren Propositionen, die uns in B' als Beispiel für q gedient haben, und einigen der in der Menge $a-o$ genannten Propositionen müssen wir knapp diskutieren. In dieser Menge kommt sowohl der Fall vor, daß zweien durch "und" verbundenen prädzierten Termen ein und dasselbe Prädikat zugeordnet wird (vgl. n , o), als auch der Fall, daß ein und demselben prädzierten Term zwei durch "und" verbundene

Prädikate zugleich zugeordnet werden (vgl. d, g, l, m). Im ersten Falle handelt es sich also um den Typ "x und y gehören der Klasse a an", im zweiten Fall um den Typ "x gehört der Klasse a und der Klasse b an". Das Problem ist an sich in der Logik längst gelöst: für die sET hat Mathiot 1972 diese Lösung explizit formuliert. Die einfachen Umformulierungsregeln, deren es bedarf, führen wir als IR ein:

IR 29a: Kulturelle Propositionen des Typs "x und y sind a" sind in zwei Propositionen, "x ist a" und "y ist a", zu zerlegen.

Denn falls überhaupt eine dieser beiden Teilpropositionen (potentiell) relevant ist, folgt daraus nichts bezüglich der Relevanz der anderen.

IR 29b: Kulturelle Propositionen des Typs "x ist a und b" können in zwei Propositionen, "x ist a" und "x ist b", zerlegt werden.

Sie müssen es nicht: denn wenn eine der beiden Teilpropositionen (potentiell) relevant ist, ist die andere notwendig potentiell relevant. Wenn eine Konjunktion zweier Teilpropositionen des einen oder anderen Typs präziser oder präzisierender Term der Prämisse oder der Konklusion einer kulturellen Proposition des Typs " $p \rightarrow q$ " ist, schließen sich solche Zerlegungen natürlich aus, da sie die Bedeutung der Regel/des Gesetzes verändern würden. Generell läßt sich festhalten:

IR 29c: Alle nicht-elementaren kulturellen Propositionen sind, soweit irgend möglich (d. h.: logisch zulässig, ohne daß ihre Bedeutung verändert würde), in elementare Propositionen zu zerlegen.

Nun haben wir zweifellos mit den beiden Fällen IR 29a und b keineswegs die erforderlichen Umformulierungsregeln erschöpft. Wir legen demnach fest:

IR 29d: Für die Umformulierung oder Zerlegung kultureller Propositionen gelten die Regeln, die die formale Logik implizit beim Umgang mit normalsprachlichen Sätzen beachtet.

Die Regel mag abwegig erscheinen, da sie, so lange diese Regeln der formalen Logik nicht explizit formuliert sind, wozu es freilich, im Grenzbereich zwischen Logik und Linguistik, schon eine Reihe wichtiger Ansätze gibt, nichts zu besagen scheint. Doch ist das ein Irrtum:

Hendricks³⁴ hat darauf hingewiesen, daß Generationen von Studenten der Logik schließlich durch bloße Einübung von Beispielen imstande waren, Sätze so umzuformulieren, daß sie eine logische Behandlung erlaubten, ohne daß je solche Umformulierungsregeln systematisch und explizit angegeben waren; d. h. es gibt solche Regeln offenkundig, und auch wenn sie erst zum Teil formuliert sein mögen³⁵, kann man sie doch erlernen. Wir fügen noch eine zweite, ähnlich vage scheinende Regel hinzu, deren wir vor allem in "SET" bedürfen werden.

IR 29e: Was von Zerlegung/Umformulierung kultureller Propositionen gilt, gilt natürlich analog auch für die textuellen Propositionen (und umgekehrt).

Und zum Beschluß sei eine Regel gesetzt, die unsere Definitionen erweitert bzw. ergänzt:

IR 29f: Kulturelle Propositionen, die in eine logisch äquivalente Menge von Propositionen umformuliert werden können, welche (potentiell) relevant sind, sollen selbst als (potentiell) relevant gelten.

Die Regel mag überflüssig scheinen: sie hat aber den Vorteil, daß wir uns bestimmter Sätze auch dann als (potentiell) relevanter kultureller Propositionen argumentativ bedienen können, wenn wir sie nicht so umformuliert haben, daß der Nachweis dieser (potentiellen) Relevanz im Sinne unserer Definitionen sofort angetreten werden kann. Es reicht, wenn dieser Nachweis *im Prinzip* geleistet werden kann — er muß nicht jedes Mal auch *faktisch* geleistet werden. Das bedeutet, daß die TA von bestimmten Umständlichkeiten und Ausführlichkeiten entlastet werden kann.

Bevor wir nun mit anderen Problemen fortfahren, wird es sinnvoll sein, eine *vereinfachte und zusammenfassende Formulierung* der Definitionen potentieller Relevanz zu geben, die für den praktischen Gebrauch im allgemeinen ausreichen dürfte:

B°. Eine beliebige kulturelle Proposition q_m (und jede mit dieser logisch verkettete Proposition q_n , worunter Verknüpfung von

³⁴ Hendricks 1973a hat daran erinnert, daß man auch die Logik ohne Anwendungsregeln lernen muß, ohne daß dies ihre Erlernbarkeit verhindert hätte — das aber bedeutet, daß es implizierte Regeln gibt.

³⁵ Explizite Formulierung bei Hinst 1974.

q_m und q_n durch ein bloßes "und" nicht fallen soll), ist für die Analyse einer syntagmatischen Stelle S *potentiell relevant*, wenn in S ein Term x vorkommt oder aus S ein Term x ableitbar ist, dem (oder einem zu ihm äquivalenten oder hyperonymen Term) q_m ein Prädikat zuordnet, das ihm S nicht zuschreibt, d. h. wenn q_m über x eine Aussage macht, die von S weder bestätigt noch negiert wird.

Doch schließen wir damit das Problem der Definitionen einstweilen ab.

Zu ein und derselben textuellen Proposition kann es sowohl faktisch als auch potentiell relevante kulturelle Propositionen geben, wie wir an einem einfachen Beispiel zeigen können. Nehmen wir etwa an, in einer monotheistischen Kultur, d. h. in einer Kultur, die die Proposition $q =$ "Es gibt (genau einen) Gott" für wahr hält, existiere ein Text, in dem an (mindestens) einer syntagmatischen Stelle, z. B. durch eine Figur, eine Äußerung gemacht wird, aus der sich eine der folgenden Propositionen als textuelle ableiten läßt:

(17a) Es gibt Gott (Gott existiert).

(17b) Es gibt keinen Gott (es gibt Gott nicht; Gott existiert nicht).

(17c) Es ist wahrscheinlich, daß es Gott (nicht) gibt.

(17d) Es ist unwahrscheinlich, daß es Gott (nicht) gibt.

(17e) Es ist möglich, daß es Gott (nicht) gibt.

(17f) Es ist unmöglich, daß es Gott (nicht) gibt.

(17g) Es ist ungewiß/zweifelhaft/unentscheidbar, ob es Gott (nicht) gibt.

Alle diese Propositionen haben gemeinsam, daß sie etwas bezüglich der Realität des Terms "Gott" behaupten: (a) behauptet seine Existenz, (b) leugnet seine Existenz, (c-g) stellen *modalisierte Versionen* von Existenzbehauptungen bzw. Existenznegationen dar. *Existenzbehauptungen* bzw. *Existenznegationen* bilden im übrigen den einfachsten Typ elementarer Propositionen und werden von allen anderen Typen semantisch präsupponiert; solche Propositionen weisen einem prädierten Term (Sachverhalt, Ereignis, Klasse, Individuum, ...) das zwar generellste, aber zugleich auch unspezifischste aller möglichen Prädikate zu – das Prädikat, daß er (nicht) existiert (vgl. auch unser Beispiel (2), das aus der Menge möglicher semantischer Präsuppositionen den Fall der Existenzpräsuppositionen herausgreift). Gemäß A wäre nun q eine relevante Proposition, welche der Propositionen a-g auch immer aus der Stelle abgeleitet werden mag, da q immer total oder partiell (nicht modalisiert oder modali-

siert) affirmiert oder negiert wird. Gleichzeitig wären aber alle Propositionen q' , q'' , . . . , in denen die Kultur ihr Wissen über den Term "Gott" äußert, potentiell relevante Propositionen: wenn die Existenz eines Gottes behauptet wird, werden damit zugleich alle Merkmale, die die Kultur dem Gotte zuschreibt, behauptet; wenn seine Existenz geleugnet wird, werden damit zugleich alle Propositionen, die das Wissen der Kultur über den Gott ausdrücken, in dem Sinne negiert, daß die Existenz eines Individuums, das diese Bedingungen erfüllt, bestritten wird: wer bestreitet, daß es "Gott" gibt, bestreitet damit, daß ein Wesen existiert, auf das genau die Merkmale zutreffen, die die kulturellen Propositionen über "Gott" diesem Term zuschreiben. Es kann nun aber sehr viele kulturelle Propositionen über "Gott" geben.

Wir können also erstens festhalten, daß es nicht nur kulturelle Propositionen gibt, denen keine textuellen entsprechen, so daß somit ein bestimmtes kulturelles Wissen weder faktisch noch potentiell relevant ist, sondern daß es natürlich umgekehrt auch textuelle Propositionen gibt, denen keine kulturellen Propositionen als faktisch oder potentiell relevant zugeordnet werden können. Wir können zweitens festhalten, daß es textuelle Propositionen gibt, denen sowohl faktisch als auch potentiell relevante kulturelle Propositionen zugeordnet werden können. Wir können schließlich drittens festhalten, daß eine textuelle Proposition auch mit mehr als nur einer kulturellen Proposition durch die Relation der potentiellen Relevanz verbunden sein kann, wie dies etwa in unserem Beispiel (17) der Fall wäre, wenn die Kultur dem Term "Gott" mehrere verschiedene Prädikate zuschreibt. Ein anderes Beispiel: wenn etwa aus einer Stelle S die Proposition $p =$ "(die Figur) x ist männlich" abgeleitet werden kann, dann sind für diese Stelle alle jene Propositionen q' , q'' , . . . potentiell relevant, die das Wissen der Kultur über die Merkmale beliebiger Individuen männlichen Geschlechts ausdrücken, d. h. das Prädikat "männlich" als identisch oder äquivalent mit oder als hyponym zu einem anderen Prädikat beschreiben.

Ein einfaches Beispiel gleichzeitiger potentieller Relevanz mehrerer kultureller Propositionen für ein und dieselbe syntagmatische Stelle liefern kulturell bekannte Eigennamen, die Orte, Landschaften, Bücher, Ereignisse, Personen usw. benennen. Das kulturelle Wissen über den Träger eines solchen Eigennamens x stellt eine Menge Q von Propositionen q' , q'' , . . . dar, die diesem x jeweils ein von der Kultur als zutreffend erachtetes Prädikat zuordnen. Wir wählen zur

Erläuterung die Eigennamen historischer (z. B. Goethe, Napoleon), literarischer (z. B. Julia Capuletti, Faust, usw.), mythologischer (z. B. Zeus, Adam, usw.) Figuren. Zu solchen kulturellen Propositionen über das Individuum Goethe könnten etwa Ende des Jahres 1832 die folgenden gehören:

- (18a) Goethe lebte von 1749 bis 1832.
- (18b) Goethe war einer der größten deutschen Dichter.
- (18c) Goethe lebte viele Jahre (ab 1775) in Weimar im Umkreis des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach.
- (18d) Goethe hat eine Italienreise (von 1786 bis 1788) gemacht.
- (18e) Goethe hatte lange Jahre ein merkwürdiges persönliches Verhältnis zu Frau v. Stein.
- (18f) Goethe ehelichte (1806) Christiane Vulpius.
- (18g) Goethe war längere Zeit mit Lenz persönlich befreundet.
- (18h) Goethe traf mit Napoleon (1808) zusammen.
- (18i) Goethe schrieb "Wilhelm Meisters Lehrjahre".
- (18j) Goethes Eltern waren Frankfurter Patrizier, usw.

Ob tatsächlich alle diese Propositionen 1832 zum kulturellen Wissen gehören, ob etwa auch die eingeklammerten Daten immer dazu gehören, wollen wir nicht verbürgen; auch ist es für den Beispielszweck unerheblich. Wenn wir also annehmen, daß (mindestens diese – und zudem viele weitere) Propositionen Ende 1832 zum kulturellen Wissen über den Eigennamen "Goethe" gehören, so sind doch offenbar innerhalb dieses Wissens diese verschiedenen Propositionen über Goethe keineswegs gleichwertig: bestimmte dieser Propositionen gelten in der Kultur selbst schon als relevanter, d. h. charakteristischer und spezifischer, als der Redegegenstand mehr und adäquater individualisierend, als dies andere Propositionen tun. Konstruieren wir ein einfaches Beispiel: Anno 1832 konversieren zwei Individuen A und B miteinander, wobei es gleichgültig ist, ob diese Konversation nun als Gespräch zweier realer Personen oder als Gespräch zweier Figuren eines (z. B. literarischen) Textes stattfindet. Nehmen wir nun an, A erwähnt dabei den Namen "Goethe" in beliebigen Kontext, worauf B mit einer der folgenden Äußerungen reagiert:

- (19a) Goethe? Das ist doch der, der zeitweilig mit Lenz befreundet war?
- (19b) Goethe? Das ist doch der, der die Vulpius geheiratet hat?
- (19c) Goethe? Das ist doch der, der 1808 Napoleon getroffen hat?
- (19d) Goethe? Das ist doch der, der von 1749 bis 1832 gelebt hat?

Jedes dieser genannten Prädikate die B beim Namen "Goethe" ein-

fallen, gehört nicht eben zu den für Goethe besonders charakteristischen. Jede der Feststellungen oder Fragen von B hält ein richtiges Datum, d. h. eine wahre kulturelle Proposition fest. Aber diese Propositionen reichen erstens nicht aus, das Individuum "Goethe" zu kennzeichnen: Napoleon ist zweifellos auch mit vielen anderen ebenfalls 1808 zusammen getroffen, Lenz war auch mit anderen Individuen befreundet, von 1749 bis 1832 haben auch andere, wenn auch vergessene Individuen gelebt, und wenn Christiane Vulpius mehrfach verheiratet gewesen wäre, würde auch das Merkmal "war mit Christian Vulpius verheiratet" nicht eine Person individualisieren. Alle diese Prädikate können also nur dann genau ein Individuum kennzeichnen, wenn der Sprecher B implizit eine wie immer geartete Bekanntschaft mit dem Namen "Goethe", d. h. aber die Kenntnis mindestens einer weiteren Proposition über diesen Namen, voraussetzt: so wie in (19a-d) kann er etwa argumentieren, wenn ihm mehrere Individuen, die den Namen "Goethe" tragen, also z. B. Goethes Vater, Johann Kaspar Goethe, und/oder Goethes Sohn, Julius August Walter Goethe, bekannt sind und er identifizieren will, welchen davon A gemeint haben mag. Nun ist von diesen drei Goethes Johann Wolfgang aber wo nicht gar der einzig kulturell bekannte, so doch der mit Abstand bekannteste: wenn nur der Name "Goethe" ohne weitere Spezifizierung genannt wird, kann es sich nur um ihn handeln – wäre ein anderer Goethe gemeint, müßte er durch Vornamen oder sonstige zusätzliche Angaben soweit identifiziert werden, daß eine Verwechslung mit Johann Wolfgang Goethe ausgeschlossen ist. Wenn A aber nur den Namen ohne weitere Angaben nennt, kann es sich nur um das bekannteste Mitglied der Familie handeln. Wenn sich also sein Dialogpartner B so verhält, als kämen mehrere Goethes in Betracht oder als sei ihm Johann Wolfgang Goethe nur am Rande bekannt, ist er entweder ein kulturell nicht hinreichend kompetenter Adressat, dem wichtiges Wissen fehlt, oder er will mit seiner Reaktion eine Polemik gegen Goethe ausdrücken, wie vor allem in den Beispielen (19a-b) deutlich würde, da der bekanntere Goethe nicht durch die unbekannteren Individuen Lenz oder Vulpius gekennzeichnet werden kann.

Denn – und das ist unser zweiter Punkt – der Name "Goethe" ist 1832 nicht wegen jener Prädikate, die (19a-d) benennen, bekannt, sondern aufgrund seines dichterischen Ruhms. Auch die Kultur des Jahres 1832 wird, wenn sie Goethe kennzeichnen, d. h. dem Namen "Goethe" uneindeutig ein Individuum zuordnen will, andere Propositionen wählen, obwohl auch die Propositionen (19a-d) dem potentiell

relevanten kulturellen Wissen angehören, und die zur Kennzeichnung kulturell gewählten Propositionen keineswegs für den jeweiligen Text wichtiger als (19a-d) sein müssen. Die Teilmenge Q' der potentiell relevanten kulturellen Propositionen Q ($Q' \subset Q$), die von der jeweiligen Kultur nicht nur als wahre Sätze über den Eigennamen x betrachtet werden, sondern auch als für diesen Eigennamen charakteristischen, d. h. den Grund seiner kulturellen Bekanntheit angebende, und seinen Träger individualisierende Propositionen anerkannt werden, wollen wir *kennzeichnende Propositionen*³⁶ nennen. Solche Propositionen lassen sich durch einen Satz des Typs "x ist derjenige Term, von dem gilt . . ." ausdrücken; die *Zusammenfassung solcher Propositionen* ("x ist derjenige (diejenige, dasjenige), von dem erstens . . . gilt, zweitens . . . gilt, . . .") ist ungefähr dem äquivalent, was etwaige Konversations- und Sachlexika der Zeit über den Eigennamen x im Minimalfalle berichten. Im Falle "Goethe" würden jedenfalls etwa die folgenden Sätze solche kennzeichnenden Propositionen darstellen:

(20a) Goethe ist derjenige (berühmte) Dichter, der von 1749 bis 1832 gelebt hat.

(20b) Goethe ist derjenige, der "Die Leiden des jungen Werther" (oder: den "Faust", den "Wilhelm Meister" usw.) geschrieben hat.

Kennzeichnende Propositionen sind, anders ausgedrückt, solche, die dem Term x ein Prädikat zuschreiben, das, wenn es in einem "Text" auftritt oder aus ihm ableitbar ist, ausreicht, den gemeinten Namen eindeutig zu identifizieren. "Goethe" ist nun im Jahre 1832 zweifellos wegen seiner dichterischen Leistungen bekannt: die kennzeichnenden Propositionen, durch die man (den Politiker) "Robespierre" oder (den General) "Bonaparte" charakterisieren würde, dürften (mit Ausnahme der Lebensdaten) mit anderen Klassen von Prädikaten auch dann operieren, wenn einer der beiden etwa auch das eine oder andere literarische Werk geschrieben hätte — es sei denn, sein Name wäre kulturell ebenso als der eines Literaten wie als der eines Politikers bzw. Generals bekannt. *Je nach dem, welcher ontologischen Klasse die Kultur einen Sachverhalt zuordnet, kann sie je sehr verschiedene Kategorisierungen als relevant für die Beschreibung erachten, mögen*

³⁶ Solche Propositionen wären logisch teils mittels Existenzquantor, teils mittels Iota-Operator auszudrücken.

die Sachverhalte selbst sonst auch noch so vergleichbar und untereinander ähnlich sein (vgl. dazu Lotman 1972). Die Regeln, die solche kulturelle Klassifikation – Kategorisierungen, Hierarchisierungen, Bewertungen – der “Realität” steuern, gehören zu den abstraktesten und allgemeinsten kulturellen Propositionen.

Doch ist für uns im Moment nur ein über den Fall der Eigennamen hinaus generalisierbares Faktum wichtig, das wir aber aus der Unterscheidung zwischen kennzeichnenden und nicht kennzeichnenden Propositionen innerhalb des potentiell relevanten Wissens zu Eigennamen ableiten: innerhalb einer Menge Q potentiell relevanter kultureller Propositionen q' , q'' , ... zu einem Sachverhalt X kann die Kultur ihrerseits eine Relevanzhierarchie herstellen. Wiederum ist die “Text”-Stelle, für die Q potentiell relevant ist, natürlich nicht an diese kulturelle Hierarchisierung gebunden; wenn sie aber von ihr abweicht, wird die Menge kultureller Propositionen, die diese Hierarchie ausdrückt, laut Definition für die Stelle faktisch relevant, da aus der Stelle textuelle Propositionen ableitbar sind, die diesen kulturellen Propositionen widersprechen.

3.23 Textbeispiele: Demonstration der Argumentation

Doch geben wir endlich einige – möglichst einfache – Textbeispiele, die z. T. auch mit Eigennamen operieren.

Der zu Unrecht vergessene Autor A. v. Chamisso nahm 1815-1818 an einer Weltreise teil, über die er in einem 1834/35 ausgeführten “Tagebuch” berichtet. (Diese und andere Daten entnehmen wir der ausgezeichneten Chamisso-Ausgabe von V. Hoffmann; die Anmerkungen historisch-kritischer Textausgaben haben übrigens nicht zuletzt die Funktion, potentiell relevantes kulturelles Wissen festzuhalten, so daß man aus 3.2 wohl auch die eine oder die andere Editionsregel ableiten könnte.) Der Erzähler berichtet unter anderem von seinem Aufenthalt auf den Hawai-Inseln, die damals von einem König Tameiameia beherrscht wurden. An einer Stelle fügt er in Klammern den folgenden Kommentar hinzu:

- (21) Drei der hervorragenden Männer der alten Zeit, ich rühme mich der Ehre, haben mir die Hand gedrückt: Tameiameia, Sir Joseph Banks und Lafayette.

Wer Tameiameia ist, der der Kultur um und nach 1800 mehr oder weniger unbekannt gewesen sein dürfte, führt der Text selbst aus; der

Marquis de Lafayette, der die Hilfstruppen Frankreichs im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg befehligte und Führer der Nationalgarde zu Beginn der Französischen Revolution war, bei der er auf der Seite der bürgerlich-gemäßigten Opposition gegen das *ancien régime* eine wesentliche Rolle spielte, dürfte durch eine große Menge von Propositionen bekannt gewesen sein; weniger bekannt war vermutlich der Forschungsreisende und empirische Naturwissenschaftler Banks. Alles kulturelle Wissen über Lafayette und Banks, ob kennzeichnend oder nicht, ist hier nun potentiell relevant: welches Wissen wird aber faktisch relevant?

Wir brauchen für unseren Zweck das je potentiell relevante Wissen nicht ausführlich zusammenzustellen, wie man sehen wird. Jedem der drei Namen schreibt der Text das Prädikat "hervorragend" zu, d. h. für jeden setzt er die Proposition "... ist hervorragend" als wahr. "Hervorragend" könnte ein Individuum nun im Prinzip sowohl durch "gute"/positive als durch "böse"/negative Taten. Da der Sprecher seine Bekanntschaft mit den dreien als eine Ehre klassifiziert, wird der negative Fall ausgeschlossen; es kann kaum eine Ehre sein, etwa einem berühmten Verbrecher die Hand gedrückt zu haben — es sei denn, der Term "Ehre" werde vom Text uminterpretiert, wofür es hier kein Indiz gibt. Somit fragt sich, aufgrund welcher ihrer Merkmale diese drei Männer als "positiv hervorragend" klassifiziert werden; natürlich muß die Frage nicht entscheidbar sein, was dann seinerseits ein signifikantes Datum darstellen würde. Die Textstelle legt nicht fest, welches der Prädikate, die dem ersteren durch die textuellen Propositionen des internen Kontextes, den beiden anderen durch die potentiell relevanten kulturellen Propositionen zugeordnet werden, ihre Zugehörigkeit zur Klasse "positiv-hervorragend" begründet, d. h. welches dieser Prädikate vom Text als Prämisse einer Implikation "wenn jemand das Prädikat ... aufweist, ist er positiv hervorragend" gesetzt wird. Somit bleibt aber die kulturelle Hierarchisierung der Propositionen über den jeweiligen Namen ebenfalls potentiell relevant: wir werden deshalb dieses auszeichnende Prädikat zunächst innerhalb der Teilmenge der kennzeichnenden Propositionen suchen. Dabei können wir die Propositionen, die bloß die Lebensdaten festhalten, ausschließen — sie konstituieren niemanden als "hervorragend". Auch die Angaben zu sozialem Stand und Beruf kommen allein nicht in Betracht. Daß alle drei einer gehobenen sozialen Klasse angehören, die wir als "Adel" benennen können, kann z. B. ihre Vorzüglichkeit nicht ausmachen (obwohl das Faktum, daß alle genannten Beispiele

dieses Merkmal teilen, eventuell seinerseits weiter interpretiert werden müßte): Chamisso, selbst adlig, dürfte viele Adlige gekannt haben, die er dennoch nicht hier aufzählt. Tameiameia ist König, Banks Forscher und Wissenschaftler, Lafayette politisch-militärischer Führer: auch diese Berufszugehörigkeit individualisiert sie aber nicht hinreichend. Nur ihre besonderen Leistungen im jeweiligen Berufe kommen also in Betracht: die und die Merkmale der Herrschertätigkeit Tameiameias, die und die Entdeckungen Banks', die und die Taten Lafayettes, was wir für unseren Zweck nicht zu spezifizieren brauchen. Wir wissen damit im Prinzip, welche Teilmenge des potentiell relevanten Wissens durch die kontextuellen Zusatzbedingungen faktisch relevant wird, weil sie durch das Merkmal "positiv hervorragend" vom Text selegiert wird.

Doch noch andere kulturelle Propositionen, die allgemein klassifikatorisches Wissen ausdrücken, werden für die Textstelle relevant. Ein Individuum um 1830, befragt, wen es in der "alten Zeit", und das heißt wohl, der Zeit vor der Restauration, als "hervorragend" empfände, würde innerhalb der Klasse der Herrscher allenfalls einen europäischen Monarchen, sicher nicht einen polynesischen Häuptling, innerhalb der Klasse der Intellektuellen vielleicht einen berühmten Dichter oder Philosophen, kaum aber an erster Stelle einen empirischen Wissenschaftler, innerhalb der Klasse politisch wichtiger Führer kaum einen Republikaner und Revolutionär nennen. Jedes Beispiel verstößt also gegen eine kulturelle Proposition, die somit gemäß Definition relevant ist: jeder der drei Genannten stellt demnach eine Provokation dar, die ein bestimmtes kulturelles Wertesystem bezweifelt. So weit zu diesem Beispiel.

Was aber ist der Status jenes potentiell relevanten Wissens, das nicht aufgrund zusätzlicher Gegebenheiten doch faktisch relevant wird? Und welche Bedingungen müssen gegeben sein, damit in einem gegebenen Kontext potentiell relevantes zu faktisch relevantem Wissen wird? Wir geben zunächst weitere Beispiele; das zweite Beispiel stammt, wie auch die beiden folgenden, aus Goethes "Venetianischen Epigrammen", welche für uns den doppelten Vorteil haben, kurz zu sein und zugleich mit relativ viel extratextuellen Daten zu operieren.

(22) Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken!

Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.

Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war die Menge der Menge Tyrann.

Aus dem Text folgt zunächst die Proposition $p =$ "Frankreich hat

(eventuell: hatte) ein trauriges Geschick". Entweder setzt p voraus, daß der Zustand Frankreichs relativ zu vergleichbaren Ländern immer negative Merkmale hatte: nun gibt es keine kulturelle Proposition des Zeitraums, die das bestätigt. Oder p setzt voraus, es habe ein Ereignis stattgefunden, das den Zustand Frankreichs zum schlechteren transformiert habe. Sollte beides nicht der Fall sein, müßten wir schließen, daß der Text eine neue Klassifikation einführt und Frankreich ein Merkmal zuweist, das der Kultur nicht bekannt ist. Wenn wir nun fragen, von welchem Ereignis die Rede sein könnte, brauchen wir nicht alles zeitgenössische Wissen über die Geschichte Frankreichs zu mustern und jedes der Ereignisse zu untersuchen, ob man ihm das Prädikat "trauriges Geschick" zuordnen kann: denn in den Versen 3 und 4, die sich eindeutig auf das "traurige Geschick" beziehen und Aspekte von ihm benennen, spezifiziert der Text die Proposition p bzw. das von uns hypothetisch angenommene Ereignis durch weitere Aussagen p' und p'' : "Von diesem Ereignis (oder gegebenenfalls Zustand) gilt: Mitglieder der herrschenden Schicht (= Große) gingen zugrunde" und "Von diesem Ereignis (oder gegebenenfalls Zustand) gilt: Mitglieder der unteren (beherrschten) sozialen Schichten (= Kleine) tyrannisierten andere Mitglieder dieser Schicht". Nach dem kulturellen Wissen der Zeit ist dasjenige Ereignis der französischen Geschichte, für das die Propositionen p' und p'' zugleich gelten, die Französische Revolution. D. h.: in dem Wissen über diese kommen zwei mit p' und p'' äquivalente Propositionen q' und q'' vor und nur in dem Wissen über sie kommen beide vor: "Die Französische Revolution ist dasjenige Ereignis, von dem q' ($\approx p'$) und q'' ($\approx p''$) zugleich gelten"; q' und q'' sind relevant, da sie mit p' und p'' übereinstimmen, wie sie ja notwendig auch müssen, wenn sie die Träger der Identifizierbarkeit des Ereignisses sein sollen, und sie erlauben den Schluß, daß von dieser Revolution die Rede ist. Die Propositionen p'/q' und p''/q'' können zur Identifizierung dienen, weil ihre Summe " $p' + p''$ " bzw. " $q' + q''$ " eine kennzeichnende und charakteristische Proposition darstellt.

Nun gibt es zunächst noch weitere kennzeichnende Propositionen über das somit identifizierte Ereignis, etwa diese, die seine zeitliche Begrenzung und die wichtigsten und allgemeinsten innenpolitisch-sozialen Transformationen festhalten; denn durch die Intention solcher Transformationen ist die Klasse "Revolution", durch ihre Verwirklichung die erfolgreiche Revolution gekennzeichnet. Auch diese weiteren Propositionen sind potentiell, nicht aber faktisch relevant.

Potentiell relevant sind aber auch die Propositionen, aus denen die Behauptungen q' und q'' überhaupt erst abstrahiert werden können, d. h. die Propositionen, die die empirischen Beispiele für diese verallgemeinernd-abstrakten Behauptungen darstellen. Eine solche unter q' subsumierbare und q' illustrierende Proposition wäre etwa ein Satz, der ausdrückt, daß der französische König (oder ein anderer Aristokrat) hingerichtet wurde; eine solche Proposition wäre im Falle von q'' etwa ein Satz, der ausdrückt, daß diese oder jene Fraktion der Revolutionäre diese oder jene andere willkürlich mißhandelte und verfolgte. Auch diese Klasse von Propositionen wird aber nicht faktisch relevant. Denn für die Analyse des Textes scheint es gleichgültig zu sein, welche Beispiele für p'/q' bzw. p''/q'' der Rezipient jeweils kennt: da der Text auf keines dieser Beispiele Bezug nimmt, kommt der Rezipient zur Not sogar ohne jede Kenntnis solcher Beispiele aus. Ebenso kommt er zur Not ohne Kenntnis der weiteren kennzeichnenden Propositionen, ganz zu schweigen von sonstigen potentiell relevanten, aber nicht kennzeichnenden Propositionen über das Ereignis aus. Wichtig ist, daß er das Ereignis identifizieren kann, da er sonst nicht weiß, worauf die beklagte abstrakte Situation, die in V. 3/4 skizziert wird, basiert. Der Text warnt dann zwar "Große" und "Kleine" vor dem, was zu einer solchen Situation führt; aber es ist aus ihm selbst wahrscheinlich nicht erschließbar, daß, wovor er warnt, eine Revolution ist.

Für einen Leser freilich, der von all diesem potentiell relevanten Wissen nichts weiß und nur das faktisch interpretatorisch relevante Wissen kennt, wirkt der Text notwendig recht "dürr" und "fleischlos", wenn wir uns einmal essayistische Metaphorik gestatten dürfen. Für den zeitgenössischen Leser hingegen ruft er all das potentiell relevante Wissen als Konnotation auf — vielleicht konnotiert dieser Leser auch Wissen, das nicht potentiell relevant ist; nicht potentiell relevant wäre hier z. B. Wissen darüber, wann welcher Revolutionsgeneral welches Koalitionsheer geschlagen hat — ein Wissen, das bei anderen Klassen von Aussagen über den großen Komplex "Französische Revolution" durchaus potentiell (oder sogar faktisch) relevant sein kann.

Doch gehen wir zu einem dritten Beispiel, wiederum einem Epigramm Goethes, über:

- (23) Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
 Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
 Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
 Jeder: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

fort, worin er zwei Eigennamen, Werther und Lotte, nennt. Was er über sie aussagt, gibt nur dann eine sinnvolle Kohärenz, wenn wir annehmen, es handele sich bei den beiden um Figuren einer (oder verschiedener) Dichtung des Ich-Sprechers, und zwar einer solchen Dichtung, die er als beim Publikum bekannt voraussetzen kann. Logisch gäbe es nun drei Möglichkeiten. Erstens: es gibt keinen Text (bzw. keine Texte), in dem ein Werther oder eine Lotte als Figur auftritt – in diesem Falle hätten wir zu interpretieren, welche semantische Funktion es hat, daß der Text faktisch falsche Präsuppositionen setzt. Zweitens: es gibt zwar einen Text (oder Texte), in dem diese Figuren auftreten, aber der Text ist kulturell so unbekannt, daß die Nennung der Figuren kaum einem Rezipienten zur Identifizierung des Textes ausreicht – wiederum weiterer Interpretation fähige Daten. Drittens: es gibt einen solchen Text (oder solche Texte), in dem diese Figuren auftreten, und er ist kulturell bekannt. In diesem Falle wären die Präsuppositionen der Textstelle in der extratextuellen Realität erfüllt. Doch sind dann nochmals zwei bedeutungsdifferenzierende Fälle möglich. Erstens: der Autor dieses bekannten Textes (bzw. dieser Texte) ist der Kultur nicht bekannt – etwa wegen der in der Goethezeit noch recht häufigen Anonymität der Publikation. Zweitens: der Autor des Textes ist der Kultur bekannt.

Wie jeder weiß, ist es hier der letzte Fall, der kulturell gilt: "Werther und Lotte sind Hauptfiguren aus 'Die Leiden des jungen Werther'" und "'Die Leiden des jungen Werther' ist ein Roman von Goethe". Beide kulturellen Propositionen werden funktionalisiert und somit aus potentiell relevanten zu faktisch relevanten, da dank ihrer das Ich eindeutig als Goethe identifizierbar ist. Weiteres Wissen über den "Werther" oder über Goethe selbst ist allenfalls potentiell relevant; unter den potentiell relevanten Propositionen sind wiederum die weiteren kulturell kennzeichnenden hervorzuheben, da Goethe als Dichter berühmt war und das Ich sich ebenfalls primär als Dichter klassifiziert.

Da nun "mein Fürst" nur der sein kann, in dessen Lande man lebt oder aus dessen Lande man stammt, da zweitens Goethe seinen dauernden Wohnsitz ursprünglich im fürstenlosen Frankfurt, dann aber in Weimar hatte, da schließlich bekannt war, wer der Herrscher von Weimar ist, ist damit auch der Fürst aufgrund eines wiederum durch Funktionalisierung relevant gewordenen potentiell relevanten Wissens als der schon genannte Karl August identifiziert. Über diesen kann aus dem Text eine bestimmte Menge von Propositionen abgelei-

tet werden: soweit es damit übereinstimmende kulturelle Propositionen gibt, sind diese wiederum relevant. Weiteres mögliches Wissen über Karl August bleibt wiederum im Status der potentiellen Relevanz — und das ist freilich in diesem Falle die Mehrheit des Wissens über Karl August, das diesen in seiner Fürstenrolle, dank derer er überhaupt bekannt ist, kennzeichnet. Anders ausgedrückt, der Fürst Karl August wird nicht um einer der üblicherweise von Fürsten erwartbaren Funktionen willen gelobt; die Merkmale aber, die sein Lob begründen, setzen ihn als einzelnen in Opposition zu allen anderen Fürsten. Er wird gelobt, nicht weil er besonders gut regiert, sondern weil er die Literatur gefördert habe.

Interessant ist für unsere Frage auch der Schlußvers "... und Er war mir August und Mäcen". Diesmal handelt es sich wiederum um Eigennamen, denen aufgrund kulturellen Wissens eine Bedeutung zugeordnet werden kann. "August" spielt, wie der, der den Fürsten identifiziert hat, sieht, zugleich mit dem Namen Karl Augusts. Selbst wenn nun diesem Leser aber kein sonstiger August bekannt wäre, könnte er nicht annehmen, daß es sich hier um nichts anderes als die Nennung des Namens des Fürsten handelt. Denn nicht nur würde immer noch der zweite Name einer Interpretation bedürfen — vor allem kann man von einem Individuum namens Z nur dann sinnvoll sagen, es sei einem Z, wenn "Z" gleichzeitig noch als Signifikant für etwas anderes, mit dem Individuum Z nicht notwendig Verbundenes fungiert. Übrigens kann umgekehrt der Schlußvers auch dann verstanden und interpretiert werden, wenn man den Fürsten selbst mangels Wissen nicht identifizieren kann; dem Leser entgeht dann nur das Spiel mit dem Vornamen. Vor allem die Kombination der beiden Eigennamen erlaubt die Identifizierung: "Mäcen" dürfte damals schon fast so wie heute vom Status eines Eigennamens in den eines Klassennamens übergegangen gewesen sein, freilich, dank besserer Kenntnis der Antike, damals sicher immer noch mit Wissen über den historischen Ursprung des zum Attribut umfunktionierten Namens verbunden. Nach dem kulturellen Wissen ist nun jedenfalls Maecenas unter anderem derjenige, der, zur Zeit des Imperators Augustus, Dichter (darunter immerhin Vergil und Horaz) gefördert und wirtschaftlich unterstützt hat. Diese Proposition ist es, die aus seinem Namen ein generelles Attribut des sprachlichen Kodes werden ließ; diese ist es, die für den Text relevant ist, da dem Fürsten (V. 7 f.) genau solche Unterstützung eines Dichters unter anderem zugeschrieben wird. Bei der Antiken-Kenntnis der Goethezeit (vgl. etwa Wieland) könnten

noch viele weitere Propositionen über Maecenas bekannt gewesen sein, doch werden diese vom Text weder durch Bestätigung bzw. Widerspruch noch durch sonstige Funktionalisierung als relevant gesetzt. Interessanter ist der Fall des zweiten Namens: es handelt sich eindeutig um eben jenen Imperator Augustus. Denn nach den Aussagen des Textes kommt nur ein solcher August in Betracht, der, ob Fürst oder nicht, in irgendeiner Weise einen Dichter gefördert hat und dafür kulturell bekannt ist. Somit ist z. B. August der Starke, Kurfürst von Sachsen, praktisch ausgeschlossen: über ihn ist keine Proposition bekannt, um derentwillen er hier genannt sein könnte. Jener Imperator hingegen ließ sich gern von Virgil und Horaz huldigen und nahm an der Literatur, um einer solchen politisch ausbeutbaren Funktion willen, Anteil. "Augustus" wird hier also verwendet als derjenige, der ebenfalls berühmte Dichter gefördert hat. Diese kulturelle Proposition wird relevant: sie ist zwar zur Not eine kennzeichnende, wenn man die Berühmtheit Virgils und Horaz' bedenkt, doch ist dieser römische Imperator sicherlich nicht deshalb primär der Nachwelt bekannt. Über ihn gibt es eine große Menge — auch kennzeichnenden — Wissens, das kulturell mindestens ebenso wichtig wäre und das im Status bloß potentieller Relevanz bleibt. So ist er, z. B., derjenige, der das Imperat institutionalisierte, was, gemessen an den kulturellen Normen der Bewertung von Fürsten zweifellos als ein wesentlich wichtigeres Merkmal gelten kann als seine — ohnedies beschränkte: nicht zufällig ergänzt Goethe den Namen "August" um den Namen "Mäcen"! — Förderung von Literaten.

Ähnlich wie im Falle Karl Augusts wird in dem des Augustus also ein Merkmal hervorgehoben, das bezüglich einer Fürstenrolle kulturell sekundär ist: im Falle des Augustus, des wesentlich berühmteren und bekannteren Herrschers, muß dies noch weit mehr auffallen. Mit diesem kann der kleine deutsche Fürst überhaupt nur hinsichtlich eines solchen — von der sozialen Rolle her sekundären — Merkmals verglichen werden. Durch die Wiederholung der Ausschließung der rollenmäßig eigentlich wichtigen Propositionen wird aber innertextlich eben diese Ausschließung selbst relevant: wenn wiederholt Herrscher durch nicht rollenspezifische, durch vergleichsweise sekundäre Merkmale charakterisiert oder um solcher Merkmale willen zitiert und zum Vergleich verwendet werden, obwohl von ihnen spezifischere und primärere Merkmale bekannt sind, dann verändert der Text offenbar die kulturellen Relevanzen. Wenn kulturell gilt, Fürsten seien primär wegen politischer Taten relevant, und wenn der Text

Fürsten primär wegen kulturfördernder Leistungen lobt, dann widerspricht diese sekundär ableitbare textuelle Proposition einer – somit relevanten – kulturellen Proposition: d. h. der Text postuliert ein andersartiges Bewertungs- und Klassifikationssystem. Nur scheinbar ist V. 6 eine Rechtfertigung des abstrakten Fürstenlobs von V. 1-4: de facto stellt er die Überleitung zum eigentlichen Thema dar, wie schon der Umfang der Ausführungen über die Beziehung Fürst-Ich belegt (V. 7-18): somit wird die abweichende Uminterpretation preiswürdiger Fürstenqualitäten deutlich genug. Signifikant für weitere Interpretation des Textes wäre auch, daß die Identifizierbarkeit des Fürsten logisch davon abhängt, ob das Dichter-Ich identifiziert werden kann.

Noch ein weiteres Goethe-Epigramm, das trotz seiner Kürze mit einer umfänglichen Menge kulturellen Wissens operiert, sei als letztes Beispiel³⁷ hinzugefügt:

- (24) Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter,
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad gegenüber gestellt!

Aufgrund der bloßen Sprachkenntnis kann man leicht eine bestimmte Menge semantisch relevanter Terme aus dem Text ableiten. Ein (unbekannter) Richter wird zu einem (unbekannten) zukünftigen Zeitpunkt auftreten und zwei Klassen von Tieren räumlich um sich verteilen. Die eine Klasse bilden die – geschlechtlich spezifizierten – Böcke, die andere die – geschlechtlich nicht spezifizierten – Schäfchen. Die ersteren werden auf die Linke des Richters befohlen; den letzteren wird, sprachlich ausführlicher und in diesem Kontext somit freundlicher ein Platz zur Rechten angewiesen, auf dem sie "ruhig" stehen sollen, was zweideutig sein dürfte. Denn es kann heißen, daß sie sich dort "ruhig" verhalten sollen; es kann ebenso heißen, daß sie sich "beruhigt", d. h. ohne Sorge, dorthin verfügen sollen. Diese Feststellungen über die Tätigkeit des Richters behandelt der Text als ein bekanntes Faktum (Indikativ!), das er zur Kenntnis nimmt ("wohl"). Diesem Faktum stellt er einen Wunsch gegenüber: nachdem der Richter dieses getan hat, werde er hoffentlich noch ein weiteres tun, und zwar – nachdem er die Tiere zu seiner Rechten und Linken

³⁷ Eine präziser formulierte Version dieser Analyse lag bei einer Diskussion einiger Freunde und Kollegen (u. a. E. Höfner, K. W. Hempfer, M. Wünsch) mit W. Stegmüller im März 1976 vor.

angeordnet hat — eine weitere Klasse, die “Vernünftigen”, sich gegenüberstellen. Wenn nun die “Vernünftigen” von den Böcken und Schäfchen unterschieden werden, kommt diesen letzteren das Merkmal “Vernunft” offenbar nicht zu, was, da sie Tiere sind, einigermaßen einleuchtend ist; denn das Merkmal der Vernunft kommt sprachlich nur (aber nicht unbedingt allen) Menschen zu. Wenn nun das Individuum, das die anderen räumlich verteilt, ein Richter ist, sind die von ihm Verteilten, somit von seiner Richterfunktion abhängigen Individuen, notwendig Ankläger oder (schon oder noch nicht verurteilte) Angeklagte, jedenfalls ihm untergeordnete und von ihm abhängige Prozeßbeteiligte. Wenn ferner dieses machtausübende Individuum innerhalb einer Klasse von Individuen eine räumliche Anordnung vornimmt, muß diese Anordnung semantisiert sein: es muß etwas zu bedeuten haben, ob jemand — sei es rechts, sei es links — neben ihm oder ihm gegenüber angeordnet wird. Da das verteilende Individuum als “Richter” klassifiziert ist, muß diese räumliche Anordnung der Prozeßbeteiligten in irgendeiner Weise zugleich ein “Urteil” ausdrücken, d. h. eine moralisch-juristische Bewertung der Betroffenen.

Anders ausgedrückt: in unserem Text sind mindestens die folgenden Oppositionen aufgebaut (wir lassen einige schon hier beiseite).

- (25 a) Gegenwart ohne Gericht vs Zukunft mit Gericht
- (25 b) Richter vs Prozeßbeteiligte
- (25 c) Als gesichert angenommene Entscheidung des Richters (= Verteilung der Tierklassen) vs erhoffte Entscheidung des Richters (= Anordnung der Vernünftigen)
- (25 d) Geschlechtlich charakterisierte Tiere (= Böcke) vs geschlechtlich nicht charakterisierte Tiere (= Schäfchen)
- (25 e) Anordnung links neben dem Richter (= Böcke) vs Anordnung rechts neben dem Richter (= Schäfchen)
- (25 f) (Tiere (= Böcke + Schäfchen) \approx Nicht-Vernunft) vs Vernünftige (= Menschen)
- (25g) Anordnung neben dem Richter (= Tiere) vs Anordnung vor/ gegenüber dem Richter (= vernünftige Menschen).

Faktisch für die Zukunft erwartete Oppositionspaare wie d oder e werden zwar anerkannt; aber die Terme dieser Paare werden unter einem Oberbegriff zusammengefaßt, der jeweils, wie in f oder g, einen Pol einer weiteren, nur erhofften Opposition darstellt. Die homologen Oppositionen d und e werden also den homologen Oppositionen f und g untergeordnet: indem sie unter einem Oberbegriff

zusammengefaßt werden und dieser zu einem anderen in Opposition gesetzt wird, erscheint die Opposition zwischen ihnen selbst als eine nur sekundär relevante gegenüber der primär relevanten, in der sie zusammengefaßt als nur ein Term fungieren.

Wenn wir diese sprachlichen Folgerungen gezogen haben, bleiben einige interpretatorische Fragen offen, die wir nicht vollständig aufzählen wollen. Dazu gehören jedenfalls die Fragen, von welchem seltsamen zukünftigen Gericht die Rede ist, bei dem es um Böcke, Schäfchen und vernünftige Menschen geht; was deren räumliche Verteilung bedeuten soll; welche Funktion die Opposition (25c) hat; usw.

Isoliert genommen, d. h. nur aufgrund der Sprachkompetenz betrachtet, wirft der Text also erhebliche Verständnis- und Kohärenzprobleme auf: diese aber werden, wie zu zeigen ist, durch die Einbeziehung kulturellen Wissens als zusätzlicher interpretatorischer Prämisse beseitigt.

Potentiell relevant ist für diesen Text zunächst ein metaphorischer "Kode", in dem gilt:

(26 a) Die Opposition "Böcke vs Schafe" ist der Opposition "böse vs gute Menschen" äquivalent, d. h. es gilt: (Böcke \approx böse Menschen) vs (Schafe \approx gute Menschen).

(26 b) Die Opposition "jemand zu seiner Linken anordnen vs jemand zu seiner Rechten anordnen" ist der Opposition "böse vs gut" bzw. der Opposition "moralisch abgelehnt vs moralisch akzeptiert" äquivalent; d. h. es gilt: (jemand zur Linken anordnen \approx ihn als böse klassifizieren \approx ihn moralisch ablehnen) vs (jemand zur Rechten anordnen \approx ihn als gut klassifizieren \approx ihn moralisch akzeptieren)³⁸.

(Die genannten Beziehungen basieren im übrigen jeweils auf Homologien, so z. B. "Böcke : Schafe :: böse Menschen : gute Menschen" bzw. "Böcke : böse Menschen :: Schafe : gute Menschen".) Nun haben die jeweils erstgenannten oppositionellen Terme natürlich nicht in allen Kontexten eine solche metaphorische Bedeutung; denn dann wäre diese Bedeutung nicht metaphorisch, sondern wörtlich. Also muß es zusätzliche Regeln geben, die festlegen, unter welchen Bedingungen dieser "Kode" als tatsächlich vom Text benutzt gelten soll. Wir

³⁸ "Links vs rechts" ist in vielen Kulturen semantisiert — vgl. Oppitz 1975.

diskutieren diese Regeln einstweilen nicht: in unserem Falle werden wir diese längst konventionalisierte Metaphorik intuitiv nicht nur als potentiell, sondern als faktisch relevant behandeln, da diese Annahme Folgerungen erlaubt, die einige unserer Verständnis- und Kohärenzprobleme beseitigen. Natürlich ließe sich darüber streiten, ob wir eine in solchem Ausmaße konventionalisierte Metaphorik, ebenso wie ihre Anwendungsregeln, nicht der allgemeinen Sprachkompetenz zuschlagen sollten, statt sie als nicht normalsprachliches, kulturelles Wissen zu behandeln. Doch kommt es uns auf eine solche genaue Unterscheidung zwischen Normalsprache und Nicht-Normalsprache nicht an; es braucht uns darauf auch gar nicht anzukommen. Denn wenn wir, wie hier, etwas, was möglicherweise ebenso gut als normalsprachlich behandelt werden kann, als nicht-normalsprachlich ausgliedern, erschweren wir damit allenfalls uns selbst die Argumentation; solange wir die Merkmale "normalsprachlich vs nicht-normalsprachlich" nicht ihrerseits in die Interpretation einbringen und aus unserer Klassifikation eines Sachverhalts im Sinne des einen oder des anderen Merkmals selbst interpretatorische Folgerungen ziehen wollen, hat unser Verfahren keine möglicherweise falschen Folgen, wenn wir sonst korrekt vorgehen. Sobald wir natürlich aus der Klassifikation eines Sachverhalts als "(nicht)normalsprachlich" selbst Folgerungen ziehen wollen, muß diese Klassifikation gesichert sein.

Da nun nach unseren Regeln die auf Grund von Sprachkenntnis und Textdaten gewonnenen Ergebnisse durch weiteres Wissen nur ergänzt, nicht aber widerlegt werden können, stellen also die Äquivalenzen und Oppositionen in (26a, b), wenn wir diesen "Kode" als relevant annehmen, obwohl er die in A' gesetzten Bedingungen nicht erfüllt, zugleich weitere richtige interpretatorische Folgerungen dar. Wenn wir einige wenige Aspekte der paradigmatischen semantischen Ordnung des Textes grob zusammenfassen, erhalten wir somit:

| | | |
|-------|--|--|
| (27a) | <p>“(Gute vs böse Menschen)” vs vom Richter verworfen vs akzeptiert nach etablierten moralischen Normen klassifizierbar Nicht-Vernunft “tierisch” (metaphorisch)</p> | <p>vs “vernünftige Menschen” kein Urteil des Richters bekannt nach solchen Normen nicht klassifizierbar Vernunft menschlich (wörtlich)</p> |
|-------|--|--|

Der Opposition “gut vs böse” wird also eine andere – asymmetrische – Opposition als die wichtigere überlagert: die von “gut/böse

vs vernünftig“, deren Implikationen das Schema im wesentlichen festhält. Weder wer in einem bestimmten Sinne „gut“ noch wer in diesem Sinne „böse“ ist, erhält demnach „Vernunft“ zugesprochen und wird als „menschlich“ klassifiziert; ähnlich wie in Text (10) wird eine Opposition zweier Verwendungen von „menschlich“ aufgebaut, und einem „menschlich₁“ im Sinne biologischer Gattungszugehörigkeit ein „menschlich₂“ in einem – goethezeitlich gesprochen – „sittlich-moralischen“ Sinne konfrontiert.

Die Metaphorik von (26b) semantisiert nun einen Teil der räumlichen Anordnung, die der Richter vornimmt: wir können fragen, ob es nicht auch einen Kode/ein System gibt, in dem die räumliche Verteilung der Vernünftigen semantisiert ist und „verstehbar“ wird. Es läge nahe, einen solchen Kode zunächst innerhalb der goethezeitlichen Organisation juristischer Verfahrensweisen zu suchen – nicht deshalb, weil Goethe selbst Jurist war, sondern weil für den Text ein solcher juristischer Bereich potentiell relevant ist. Nun müssen wir gestehen, über keinerlei diesbezügliches Wissen zu verfügen: alle aus einem eventuellen juristischen Kode der räumlichen Verteilung Prozeßbeteiligter um den Richter herum ableitbaren interpretatorischen Folgerungen entgehen uns somit. Man könnte etwa hypothetisch vermuten, daß vor und gegenüber dem Richter sich die befinden, über deren Fall (noch) nicht entschieden ist, während die als Böcke bzw. Schafe klassifizierten Individuen ja zugleich auch schon entschiedene Fälle darstellen. Doch lassen wir diese – aus heutiger Praxis abgeleitete – Vermutung auf sich beruhen.

Denn es gibt noch in einem anderen Realitätsbereich einen evtl. interessanten „Kode“, von dem wir freilich zusätzlich zeigen müssen, daß er hier wenigstens potentiell relevant ist. Grob umschrieben ist dies der Kode offizieller Repräsentation bei Empfängen durch Individuen in herrschergleicher Position, für den mindestens die folgenden Propositionen gelten:

- (28a) Vor/gegenüber dem (sitzenden) „Herrscher“ befindet sich der von ihm Empfangene (Besucher, Gesandte usw.).
- (28b) Das Individuum vor/gegenüber dem „Herrscher“ ist formal als Gesprächspartner zugelassen (wie hoch auch immer der soziale Abstand zum Herrscher sein mag und wie konventionalisiert/ritualisiert die Dialogteile beider oder nur eines der beiden sein mögen).
- (28c) Seitlich neben (oder auch hinter) dem „Herrscher“ befinden sich Trabanten und Gefolge.

(28d) Individuen neben (oder hinter) dem "Herrscher" fungieren bei "Empfang" nur als stumme Größen (denen allenfalls Befehle erteilt werden) und sind formal nicht als potentielle Dialogpartner zugelassen.

(Natürlich kann, wer in einer bestimmten Situation als nur rezeptiver Trabant fungiert, in anderer Situation die Rolle des potentiellen Dialogpartners einnehmen — z. B. wenn er um "Audienz" ansucht und diese ihm gewährt wird.) Wiederum handelt es sich um ein System von Äquivalenzen und Oppositionen auf der Basis von Homologien ($a : b :: c : d$ oder $a : c :: b : d$), das wir durch den folgenden Ausdruck resümieren können:

(29) (Vor/gegenüber \approx potentiell Dialogpartner) vs (neben/hinter \approx stumme Trabantenrolle).

Wiederum gilt diese soziale Raumkodierung natürlich nur unter bestimmten Bedingungen, wiederum aber verzichten wir hier auf die Formulierung der Anwendbarkeitsregeln. Wenn wir diese Zuordnungen nun als nicht nur potentiell, sondern als faktisch relevant betrachten, obwohl wir bislang nicht einmal das erstere nachgewiesen haben, können wir das Schema (27a) um die folgenden Merkmale ergänzen, wobei die linke Spalte von (27b) der linken von (27a), die rechte von (27b) der rechten von (27a) anzufügen ist:

| | |
|---|--|
| <p>(27b) <i>"Seitlich neben dem Richter"</i> (links vs rechts vom Richter) reduziert auf passiv-rezeptive Trabantenrolle nicht durch Zuwendung des Herrschers ausgezeichnet</p> | vs <i>"dem Richter gegenüber"</i> (vor dem Richter) formal als potentieller Dialogpartner zugelassen durch Zuwendung des Herrschers ausgezeichnet |
|---|--|

Wiederum würde also die Opposition von Schafen und Böcken der von Tieren und Menschen untergeordnet und gegenüber der letzteren vom Text als weniger fundamental oder weniger wichtig gesetzt. Freilich müssen wir noch zeigen, daß das Wissen (29) faktisch oder wenigstens potentiell für den Text relevant ist: selbst wenn wir nur letzteres zeigen könnten, würden wir dieses Wissen aber, wiederum in Abweichung zur Definition A', als relevant betrachten, da es uns das "Verständnis" eines sonst nicht interpretierbaren Datums ermöglicht. Ein erstes Indiz potentieller Relevanz, das wir nur grob andeuten, besteht im übrigen darin, daß die Gruppe, die nach (28b) als potentieller Partner des Richters in Betracht kommt, lt. Text zugleich im ausschließlichen Besitz des Prädikats "vernünftig" ist. Wer, wie

hier der Richter, einem anderen dieses Prädikat zuordnet, präsupponiert damit pragmatisch seine Kompetenz für solche Bewertung, d. h. nimmt implizit dieses Prädikat für sich selbst in Anspruch: denn der Unvernünftige kann nicht über (Nicht-)Vernunft urteilen. Gesprächspartner des Vernünftigen kann wiederum nur der Vernünftige sein: somit sind Böcke und Schafe in jedem Falle von einer solchen Rolle ausgeschlossen: daraus folgt freilich nicht, daß eine solche Rolle dem Vernünftigen damit vom Richter auch de facto zugestanden würde. Wenn etwa unsere obige, auf Grund heutiger Praxis vorgenommene Konnotation, dem Richter gegenüber befinde sich der, dessen Fall (noch) nicht entschieden sei, und über den somit noch ein Dialog stattfindet, auch für goethezeitliche juristische Praxis gälte, wäre ein hinreichender Beweis angetreten.

Doch noch ein anderes Hauptproblem ist völlig ungeklärt: noch immer wissen wir nicht, von welchem Richter und welchem Gericht hier die Rede ist. Wiederum wäre es natürlich möglich, daß es kein kulturelles Wissen gibt, dank dessen die beiden Größen identifiziert werden können; auch diese Folgerung wäre ihrerseits ein interpretierbares Datum. Freilich existiert in unserem Falle dezisives Wissen, das einem damals wie heute bekannten System, der christlichen Religion, angehört. Unser Text präsupponiert pragmatisch:

(30) Dem Adressaten ist bekannt, von welchem zukünftigen Richter/Gericht die Rede ist,

denn sonst müßte der Text — gemäß den pragmatischen Regeln rationaler Kommunikation — diese Objekte, als dem Adressaten unbekannt, explizit einführen, d. h. durch hinreichend viele weitere Angaben und Merkmale so spezifizieren, daß sich der Adressat dabei "etwas vorstellen" kann. Nochmals sei explizit festgehalten: *wie gegen alle Regeln kann "Literatur" natürlich auch gegen solchen pragmatischen Regeln verstoßen. Nur wird von ihr ein solcher Verstoß selbst semantisiert, d. h. der Verstoß wird Signifikant eines weiteren Signifikats.* Die Kommunikation ist dann nichtsdestoweniger eine rationale: aber sie findet auf einer anderen Ebene als sonst statt und mag dem nicht-kompetenten Rezipienten irrational scheinen. In unserem Falle wird nun die Präsupposition tatsächlich erfüllt; denn kulturell gilt:

(31) Es gibt genau einen bekannten Sachverhalt, der erstens in der Zukunft stattfindet, der zweitens ein Gericht darstellt, dessen Richter und Prozeßbeteiligte drittens schon feststehen: das ist das Jüngste Gericht.

Damit ist festgelegt, von welchem bekannten singulären Ereignis im

Text die Rede ist. Von diesem Ereignis weiß man kulturell mindestens folgendes:

- (32) Das Jüngste Gericht ist dasjenige Ereignis, von dem gilt:
- a) es findet am Ende aller Tage statt
 - b) Gott sitzt als Richter über alle (lebenden oder toten) Menschen zu Gericht
 - c) Gottes Urteil ist definitiv
 - d) Gott wird die Guten und Bösen von einander scheiden
 - e) eine Beschreibung des Vorgangs mittels des metaphorischen Kodes (26a, b) ist üblich oder doch zu zulässig.

Wir wissen somit jetzt, um welches Gericht es geht, wann es stattfindet, wer über wen urteilt. Von Gott gilt im übrigen, daß er der Herrscher der Welt ist: damit ist auch mindestens die potentielle Relevanz des sozialen Raumkodes (29) gesichert. Über Gott können wir noch viele weitere kulturell als innerhalb der christlichen Religion für wahr gehaltene Propositionen zusammenstellen; doch dürften diese für unseren Text kaum relevant werden. Wenn wir aber das oben genannte Wissen als vom Text präsupponiert erkannt haben, sind nicht nur einige bislang unbekannte Größen des Textes identifiziert: sondern es ergeben sich aus dieser Identifizierung selbst nochmals interpretatorische Folgerungen.

Grob gesagt: unser Text "spielt an auf"/"zitiert" ein christliches Wissen über das Jüngste Gericht bzw. ein allgemeines kulturelles Wissen über dieses Wissen, das auch der besitzt, der selbst das christliche Wissen nicht für sich akzeptiert. Dieses Wissen wird in den beiden ersten Versen ausgedrückt: während die beiden anderen zu ihm Stellung nehmen. Die genaue semantische Funktion des "wohl" ist schwer zu bestimmen: es akzeptiert dieses Wissen – nicht aber im Sinne vorbehaltloser Bestätigung und Zustimmung, sondern eher in dem Sinne, daß eine bekannte Behauptung einer Gruppe zur Kenntnis genommen wird (es ist paraphrasierbar etwa durch: "so sagt man: ich will glauben, daß es so ist/nehmen wir das an/dem mag so sein/zugegeben"). Daß diese Interpretation des "wohl" zutrifft, bestätigt sofort das "doch", das zu diesem referierten Wissen in jedem Falle irgendeine Opposition aufbaut. "Noch eines" sei vom richtenden Gott zu erhoffen, bedeutet, daß dem christlichen Modell eine in ihm nicht vorgesehene Möglichkeit hinzugefügt wird. Dieser Einwand des Textes ist aber keine ideologisch neutrale Ergänzung; denn das Modell beansprucht, das vollständige und erschöpfende Paradigma aller Möglichkeiten darzustellen – und dieser Anspruch gehört wiederum

zum kulturellen Wissen. Das Modell zu ergänzen, heißt somit, ihm widersprechen. Dem christlichen Gewißheitsanspruch, der auf geoffenbartem Wissen über Gott basiert, wird dabei zugleich die Nicht-Gewißheit ("hoffen") konfrontiert. Wichtig ist nun das "dann": es impliziert, daß diese von Gott erhoffte Handlung erst nach der Verteilung der Böcke/Bösen und der Schafe/Guten erfolgt. Da nun das Jüngste Gericht gemäß christlichem Glauben aber genau in diesem Urteil über den moralischen Wert der Menschen und in der Scheidung der Guten und Bösen besteht, von der in den beiden ersten Versen die Rede war, gilt somit, daß das Gericht schon abgeschlossen ist, wenn der Richter diese dritte Handlung vornimmt und den Vernünftigen ihren Platz anweist. Das aber heißt, daß Gott über die Vernünftigen nicht zu Gericht sitzt; verurteilt werden die Bösen, freigesprochen die Guten; bezüglich der Vernünftigen findet kein Gericht statt – sie und sie allein sind vom Jüngsten Gericht ausgenommen und werden von Gott als potentielle Gesprächspartner, als, wo nicht seinesgleichen, so doch ihm dank des gemeinsamen Merkmals der Vernunft ähnlich, eingestuft.

Der Text betreibt also massive antichristliche Polemik, und zwar ausgesprochen raffiniert-bösartig. Er substituiert das binäre christliche Paradigma durch ein ternäres, das das christliche selbst umfaßt und ihm einen Fall hinzufügt. Er konkurriert also nicht mit dem christlichen Paradigma auf derselben Ebene, indem er es durch ein völlig anderes ersetzen würde. Insofern er nicht diesem Paradigma als solchem widerspricht, insofern er es scheinbar zugesteht und nur seine Vollständigkeit zu bezweifeln vorgibt, also nicht Modell mit konkurrierendem Modell konfrontiert, sondern nur das Modell zu korrigieren scheint, postuliert er, daß seine Position auf einer höheren Ebene liegt, als es die des christlichen Modells ist, – vergleichbar einem Rezensenten, der den Autor darauf hinweist, er habe vielleicht doch nicht alles bedacht, so nett seine Ergebnisse auch seien, und dabei für sich ein höheres und umfassenderes Wissen insgeheim beansprucht. Dem entspricht, daß er die christlich relevante und hierarchisch höchste Opposition von "gut vs böse" damit der Opposition "unvernünftig vs vernünftig" unterordnet. Was dem christlichen Modell am wichtigsten ist, wird damit nicht nur als weniger bedeutend klassifiziert, sondern vor allem auch als "unvernünftig" zusammengefaßt: "unvernünftig" wären im christlichen Sinne allenfalls die (Bösen), die trotz der absehbaren Folgen ihres Verhaltens gegen bestimmte Glaubenssätze und moralische Normen verstoßen; "unvernünftig" im

Sinne des Textes sind auch die (Guten), die diese Glaubenssätze akzeptiert und diese Normen erfüllt haben.

Besonders raffiniert ist aber das polemische Verfahren, insofern es den Sachverhalt ausnützt, daß die Bedeutung eines Terms sich notwendig modifiziert, wenn sich die paradigmatische Ordnung verändert, der er angehört. So ist die Metaphorik von Böcken und Schafen im christlichen Modell auf der Basis des Vergleichs Gottes mit einem Hirten und der Menschen mit dessen Herde konstruiert: in diesem Vergleich wird zwar "göttlich" durch "menschlich" und "menschlich" durch "tierisch" substituiert, d. h. die Opposition "göttlich vs menschlich" durch "menschlich vs tierisch" ausgedrückt, aber es gibt keine Opposition "menschlich vs tierisch" innerhalb ein und derselben Klasse von Individuen. *Alle* Arten von Menschen werden hier durch tierische Metaphorik benannt. Indem nun der Text diese Metaphorik beibehält, zugleich aber eine dritte Klasse von Menschen einführt, auf die er keine tierische Metaphorik anwendet, verändert sich notwendig der Stellenwert solcher Metaphorik: die im christlichen Modell relevanten Klassen von Menschen erscheinen jetzt plötzlich als "tierisch" in Opposition zu der Klasse "menschlicher Menschen", die der Text hinzufügt.

Auch diese dank weiteren kulturellen Wissens gewonnenen zusätzlichen Ergebnisse könnten wir nun natürlich in Form eines Schemas bzw. einer Merkmalsmatrix resümieren, worauf wir hier verzichten. Vom Text wird jedenfalls eine christliche Werthierarchie im Namen der Vernunft bestritten. Es fragt sich somit, ob dadurch zugleich auch die Existenz eines Jüngsten Gerichts und die Existenz Gottes vom Text in Frage gestellt sind. Die Behandlung dieser beiden Fragen würde an sich umfängliche Argumentationen und die Einführung weiteren kulturellen Wissens erforderlich machen. Daher führen wir sie nicht in extenso vor. Vom Jüngsten Gericht würde jedenfalls gelten, daß es sich um eine spezifisch christliche Annahme handelt, die durch Offenbarung Gottes selbst begründet wird. Da "Gott" in allen goethezeitlichen, auch den nicht-christlichen, philosophischen Gottesbegriffen nicht lügen oder irren kann, bedeutet somit Infragestellung des christlichen Modells des Jüngsten Gerichts mindestens potentiell auch Bestreitung der Existenz dieses Gerichts. Unser Text ist insoweit einem Satze des Typs äquivalent: "Wenn es das Jüngste Gericht gibt, dann hoffe ich, daß es sich nicht so, sondern so abspielen wird." *Ob* es das Gericht gibt, legt der Text hingegen nicht fest. Übrigens geht es ihm nicht um dessen Existenz, sondern um das anthropologische

Wertsystem, das er an Hand seiner diskutiert hat. Die Annahme der Existenz Gottes ist ihrerseits von der Annahme eines Jüngsten Gerichts unabhängig: über die Existenz des letzteren kann aber sinnvoll nur gestritten werden, wenn man die des ersteren voraussetzt. Die Existenz eines Gottes steht im Text nicht zur Diskussion: bestritten wird implizit allerdings notwendig die christliche Gottesvorstellung.

3.24 *Methodologische Begründungen und Ergänzungen*

3.241 Zur Unterscheidung von faktisch und potentiell relevantem Wissen: sekundär relevantes Wissen und Konnotationsräume

Das nur potentiell relevante kulturelle Wissen hat tatsächlich einen anderen Status als das faktisch relevante: interpretatorische Folgerungen, die auf potentiell relevantem Wissen als Zusatzprämisse basieren, sind *Folgerungen, die der "Text" nicht "erzwingt", sondern "in Kauf nimmt"*. So haben wir selbst etwa in diesem Bande aus Raumgründen viele Themen nur gestreift: wir nehmen damit in Kauf, daß der Leser eventuelles Wissen zu diesen Themen assoziiert, obwohl wir vielleicht dieses Wissen unsererseits gar nicht akzeptieren würden. Es gilt demnach die Regel

IR 30: Kulturelles Wissen, das für eine syntagmatische Stelle potentiell relevant ist, kann legitim in die "Text"-Analyse einbezogen werden, sofern der Unterschied im Status der aufgrund seiner möglichen Folgerungen zu denen, die allein auf "Text"-Daten oder auf faktisch relevantem Wissen basieren, nicht übersehen wird: denn die letzteren sind tatsächlich nachweisbare Bedeutungen, die ersteren aber nur — falls nicht das potentiell relevante Wissen sekundär faktisch relevant wird — objektive Konnotationen.

An welchen Stellen der syntagmatischen Folge, bezüglich welcher Klassen von Sachverhalten ein "Text" solche Mengen von Wissen voraussetzt, ob solches vorausgesetztes Wissen faktisch oder potentiell relevant ist: all das macht wiederum eine Menge charakteristischer und signifikanter "Text"-Daten aus. Nun kann natürlich auch der Fall auftreten, daß eine kulturelle Proposition q für eine Stelle S_x faktisch, für eine Stelle S_y potentiell relevant ist: wir werden sie dann als auch für S_y faktisch relevant betrachten. Für diesen Fall brauchen wir die Definition A' nicht zu erweitern: denn die hier vorgeschla-

gene Lösung resultiert schon aus der Anwendung von IR 24, die die Legitimität solcher Extrapolation beinhaltet.

Schwieriger ist ein anderer Fall; wir haben bei den Textbeispielen immer wieder argumentiert, potentiell relevantes Wissen könne unter bestimmten Bedingungen sekundär faktisch relevant sein. Wir erweitern also Definition A' um

A''. Eine für die syntagmatische Stelle S potentiell relevante kulturelle Proposition q ist *sekundär faktisch relevant*,

1. wenn q eine kennzeichnende Proposition ist und wenn es eine aus S ableitbare textuelle Proposition (oder Menge von Propositionen) p derart gibt, daß p hinreichend viele der Prädikate aufweist, die erforderlich sind, das von q gekennzeichnete X zu identifizieren; oder
2. wenn q von S "funktionalisiert" wird.

A'' 1 erlaubt es zum Beispiel, Periphrasen den von ihnen umschriebenen Term als faktisch relevant zuzuordnen: so kann etwa ein textueller Term "der Verlierer der Völkerschlacht bei Leipzig" eindeutig als Napoleon identifiziert werden, da es ein kennzeichnendes und individualisierendes Prädikat ist, das das kulturelle Wissen nur Napoleon zuschreibt. Das Umgekehrte gilt nicht: wenn der Text den Term "Napoleon" aufweist, stellt der andere Term für den Text nur ein potentiell relevantes Prädikat dar. A'' 2 führt den Begriff der "Funktionalisierung" ein, der uns von Anfang an verfolgt und den wir, da er auch für andere Phänomene relevant ist, erst in 3.4 zu definieren versuchen werden. So läßt sich etwa auch jedes Lexem sprachlich durch eine bestimmte Menge von Merkmalen charakterisieren: die konkrete Textstelle muß aber nicht alle dieser potentiellen Merkmale auch faktisch verwenden. Die nicht verwendeten Merkmale kennt der sprachkompetente Benutzer natürlich ebenfalls und kann sie hinzuassoziiieren. Für eine Äußerung wie "Dieses Jahr ist wiederum der Preis für Eigenheime gestiegen" ist das Wissen unwichtig, daß Häuser menschliche Produkte sind. Sobald aber etwa ein Vertreter des Baugewerbes, der sich durch diese Äußerung angegriffen fühlt, sich mit der Behauptung "Diese Preissteigerung basiert auf der Erhöhung der Arbeitslöhne" verteidigen will, wird das genannte Wissen als Verstehensvoraussetzung wichtig.

Wir können beiläufig einen Vorschlag zur Sprachregelung anschließen, der den früher (in 1.1) eingeführten Begriff der objektiven Konnotation betrifft, die sich von der subjektiven, der privaten und willkürlichen Assoziation unterscheidet. Als *objektive Konnotation* sei

demnach jede auf einer potentiell relevanten kulturellen Proposition basierende interpretatorische Folgerung und jedes sprachlich gegebene Merkmal eines lexikalischen Terms bezeichnet, von denen gilt, daß der "Text" sie nicht funktionalisiert.

Nach unseren Definitionen wird nun auch Kenntnis von Kodes oder von Zitaten in der Mehrheit der Fälle nur als potentiell, nicht als primär faktisch relevantes Wissen erscheinen, wogegen der Leser protestieren mag. Er kann einwenden, daß Identifizierung einer Äußerung als Zitat immer relevant sein müsse, weil sich damit der sprachliche Status der Äußerung grundsätzlich ändere, wenn sie sich fremder Rede bediene, womit automatisch auch eine Relation zweier verschiedener Texte hergestellt werde. Dem würden wir zustimmen: wir werden versuchen, das Kriterium der Funktionalisierung so zu definieren, daß Wissen, dank dessen wir etwas als Zitat erkennen, immer sekundär faktisch relevant ist. Hätten wir für dieses Wissen ein eigenes Kriterium primärer Relevanz formulieren wollen, wäre die Unterscheidung verschiedener Teilklassen kulturellen Wissens, die wir aus den in 3.21 genannten Gründen vermeiden wollten, unumgänglich gewesen. Dieses Argument gilt natürlich auch für den noch schwerer abgrenzbaren Fall der Kodes. Da die Texte in 3.23 noch kein Beispiel von Zitathaftigkeit umfaßten, geben wir hier eines, wobei wir zugleich auf einen Text aufmerksam machen möchten:

(33) 'WER WENN NICHT DU?' — Ein Pfeilerpaar, einander zugekrümmt

Hebt seine streben halb — ins rissige leck

Rieselst die schwärze ein — — 'WO WENN NICHT HIER?'
— Irrende grate

Schlagen die scharten ein, nach einem gegenhalt

5 Und zerren den sturz auf sich herab — — 'WANN WENN
NICHT HEUTE?' —

Schweife aus wanderlicht, erdnah bereit und eingefangen

Ein tag- und nachtgeleit zu sein, ziehn eine schaurige bahn

Von vorn — — 'Bleib noch, lies was von dir — nicht heute —
dir zu liebe

Lieb' ich gedichte — etwas für dich entsteht — magst du es ab-
10 geschrieben? — *O boucles, o parfum chargé de nonchaloir* —
Du mir zu lieb: geh in 'Marienbad' 'Hiroshima' —

Ob du mich dann verstehst? . . . Beiher: man geht in stiefeln
jetzt,

Such mit mir aus, die läden durch — sag mir, wie du mich magst' —

(Aus: W. Deinert: *Missa Mundana*, 1972)

Der französische Passus in Z. 10 ist ein Zitat aus Baudelaires "La Chevelure" (V. 2). Die Passagen in Majuskeln in Z. 1, 3, 5 sind Zitate aus K. Wolfskehl.

Das Beispiel mag als Anlaß einer weiteren Feststellung dienen:

IR 31: Erst wenn wir das kulturelle Wissen zu einem Sachverhalt X kennen, können wir entscheiden, ob es und in welchem Umfang es für eine Textstelle faktisch oder potentiell relevant ist.

Im Falle der Zitate etwa sind z. B. Großschreibung, Anführungszeichen, Fremdsprachigkeit bestenfalls Indizien der Möglichkeit von Zitathaftigkeit, die ebenso täuschen können, wie umgekehrt etwas Zitat sein kann, ohne durch graphische oder sprachliche Merkmale vom Kontext unterschieden zu sein. Und wenn wir, wie oben, die Zitate identifiziert haben, wissen wir noch nicht, in welchem Ausmaß Kenntnis der Texte, denen sie entstammen, für den sie verwendenden Text wichtig sein mag (vgl. auch die Analyse in 5.). Der Text enthält ein weiteres Beispiel andersartigen Wissens in Z. 11, wo auf zwei Filme angespielt wird, deren Titel unvollständig zitiert sind. Auch wer sie nicht kennt, kann hier zwar aus der sprachlichen Äußerung erschließen, daß es sich um Titel theatralischer oder filmischer Darbietungen handeln muß; er kann aber nicht entscheiden, um welches von beiden es sich handelt, und er kann nicht wissen, ob es sich um erfundene oder reale Titel handelt. Wenn er sie richtig als reale Filmtitel identifiziert hat, kann er, wenn er die Filme nicht kennt, wiederum nicht wissen, ob nicht weiteres Wissen über diese Filme für die Textstelle faktisch oder potentiell relevant ist. Doch lassen wir damit das Zitatproblem auf sich beruhen, für das der Text, aus dem (33) stammt, übrigens viele interessante Beispiele böte: er zitiert aus Texten verschiedenster Art und verwendet manche Zitate geradezu "leitmotivisch".

Das Kodeproblem ist nun noch um vieles komplizierter; doch auch hier gilt, daß ein nicht normalsprachlicher Kode, wenn er faktisch für eine Stelle relevant ist, sich wohl auch als funktionalisiert erweisen lassen muß. Umgekehrt gibt es aber Fälle, wo es sich zwar eindeutig um einen solchen Kode handelt, ohne daß er doch notwendig auch faktisch relevant wäre — ein Grund mehr, auch von Kodewissen die Erfüllung der zusätzlichen Bedingung der Funktionalisierung zu verlangen.

Ein solcher Fall tritt z. B. erstens dann auf, wenn Elemente x, y, \dots zwar als Signifikanten im Kode K fungieren, aber nicht jede Verwendung von x, y, \dots auch einer Verwendung von K äquivalent ist, sondern dafür bestimmte Zusatzbedingungen erfüllt sein müssen, die als *Anwendbarkeitsregeln* für K ausgedrückt werden können. Das gilt z. B. für den Kode der Tiermetaphorik oder den Kode der Raumsemantisierung in (24): nicht immer, wenn die Lexeme "Bock" oder "Schaf" auftreten, ist der erstere, nicht immer, wenn es eine Anordnung "neben" oder "gegenüber" jemandem gibt, ist der letztere anwendbar. Damit sie das sind, muß einerseits eine minimale Anzahl der Signifikanten von K , andererseits eine bestimmte Korrelation dieser untereinander und mit ihrem Kontext gegeben sein. Diese Regeln der Anwendbarkeit eines Kodes können wir als zum Kode selbst gehörig auffassen. Analoge Probleme treten übrigens auch bei andersartigen kulturellen Klassifikationen nicht selten ein. Wenn z. B. jemand im 18. Jhd. einen anderen tötet und dabei eine bestimmte Menge von Umständen U_1 gegeben ist, handelt es sich um Mord; tötet er ihn hingegen unter den Umständen U_2 , liegt ein Duell vor, was ganz anders bewertet wird:

(34a) $(\text{Tötung} + U_1) \rightarrow (\text{Mord} \rightarrow \text{schwer strafbar})$

(34b) $(\text{Tötung} + U_2) \rightarrow (\text{Duell} \rightarrow \text{kaum strafbar})$.

Ein solcher Fall tritt zweitens aber etwa auch dann auf, wenn Elemente x, y, \dots nicht nur als Signifikanten eines Kodes K_1 , sondern zugleich eines Kodes K_2 fungieren, so daß dem Rezipienten des "Textes", in dem x, y, \dots vorkommen, zwei konkurrierende Kodes zur Verfügung stehen. Ein Beispiel aus der Goethe-Forschung mag das illustrieren³⁹. Eine Teilmenge L_1 des Lexikons, dessen sich die frühe Lyrik Goethes bedient, besteht aus Elementen, die in den Texten der als "Pietismus" bekannten religiösen Richtung (K_1) als Signifikanten einer nicht normalsprachlichen Bedeutung fungieren. Eine andere Teilmenge L_2 des Lexikons dieser Lyrik spielt hingegen in Texten okkultistischer Naturphilosophie (K_2) die Rolle von Signifikanten einer ebenfalls nicht normalsprachlichen Bedeutung. L_1 und L_2 haben einen großen Teil der Elemente gemeinsam: die Elemente des Durchschnitts $L_1 \cap L_2$ haben also sowohl in K_1 als in K_2 eine – jeweils andersartige – nicht normalsprachliche Zusatzbedeutung. Da die Elemente von $L_1 \cap L_2$ also weder für K_1 noch für K_2 spezi-

³⁹ Nach Wünsch 1975.

fisch und zudem die Signifikate, die ihnen K_1 bzw. K_2 jeweils zuordnen, weitgehend untereinander kompatibel sind, könnten wir erstens entweder K_1 oder K_2 oder zweitens sowohl K_1 als auch K_2 auf den Text anwenden. Da diese Elemente schließlich völlig gewöhnliche Elemente der natürlichen Sprache sind und also auch nicht wenigstens für die beiden Denktypen zusammengenommen, d. h. für ihre Vereinigungsmenge $K_1 \cup K_2$, spezifische Lexeme darstellen, wie dies etwa bei Neologismen, bei unüblichen oder neugebildeten Komposita, bei abnormer Verwendung üblicher Lexeme usw. der Fall sein könnte, könnten wir drittens sogar sowohl auf die Anwendung von K_1 als auch auf die von K_2 gänzlich verzichten und uns mit den normal-sprachlichen Signifikaten der Lexeme von $L_1 \cap L_2$ zufriedengeben. Die $L_1 \cap L_2$ aufgrund von K_1 und/oder K_2 zuordenbaren Signifikate haben also tatsächlich nur den Status objektiver Konnotationen. Damit K_1 oder K_2 nachweisbar relevant ist, muß demnach noch etwas hinzukommen: und eben das wollen wir Funktionalisierung nennen.

Wenn, wie im Beispielfalle, aufgrund potentiell relevanten Wissens eine Menge objektiver Konnotationen aufgebaut wird, ist das natürlich wiederum ein interpretatorisch relevantes, d. h. interpretierbares Datum: Umfang und Struktur eines solchen *Konnotationsraumes* sind für den "Text" charakteristische Größen. Wie aus ihnen wiederum interpretatorische Folgerungen gezogen werden können, ist hier nicht vorführbar; es bedürfte dazu mehrerer vergleichender und notwendig relativ komplexer Analysen⁴⁰.

Jede kulturelle Proposition, die die Analyse verwendet, hat nun immer, auch dann, wenn der Interpret einen "Text" seiner eigenen Kultur analysiert, einen doppelten Status: *sie ist Wissen der Kultur des "Textes" und Wissen der Kultur des Interpreten über die Kultur des "Textes"*. Sie hat den Status einer Hypothese über die Kultur des "Textes" und sollte als interpretatorische Prämisse natürlich nur verwendet werden, wenn sie entweder schon gut bestätigt ist oder vom Interpreten doch gut bestätigt werden kann. *Denn jede Folgerung ist bestenfalls so gut wie ihre Prämissen*. Es handelt sich hier wiederum um ein generelles Problem, das nicht nur das kulturelle Wissen betrifft. Problematische interpretatorische Hypothesen sollten immer erst möglichst spät in der Analyse gemacht bzw. verwendet werden, da notwendig alle Folgerungen, die auf ihnen basieren, ebenfalls problema-

⁴⁰ Beispiele dafür finden sich in Wünsch 1975.

tisch sind. In der Uhland-Analyse haben wir versucht, hier deutlich zu unterscheiden. Problematische Hypothesen sollen deswegen nicht einfach ausgeschlossen werden: sie sind nicht selten die interessantesten. Doch sollten sie möglichst als solche gekennzeichnet werden. Zudem wäre möglichst die folgende Regel zu respektieren:

IR 32: "Problematische" Hypothesen sollen nur dann zugelassen sein, wenn erstens im Prinzip angegeben werden kann, durch welche Klasse von Daten sie bestätigt oder widerlegt werden können und wenn zweitens diese Klasse von Daten im Prinzip zugänglich ist.

Wer z. B. über den Autor eines literarischen Textes des deutschen 12. Jhdts eine Hypothese des Typs bildet, "der Autor habe gemeint/ausdrücken wollen, daß . . .", muß sich bewußt sein, daß er damit den Bereich sinnvoller, weil grundsätzlich nachprüfbarer Hypothesen verläßt und in den Bereich völlig willkürlicher und spekulativer Mutmaßungen übergeht. Denn wohl niemals wird es sich um entscheidbare Hypothesen handeln: die erforderlichen Daten zur Autorenperson dürften definitiv verloren sein. Jeder solchen Mutmaßung kann eine ebenso beliebige umgekehrte entgegengestellt werden, über die zu streiten ebenso sinnlos ist.

3.242 Das pragmatische Problem: gruppenspezifisches Wissen. Zur Abgrenzung der "Text"-Analyse von anderen Fragestellungen

Vermutlich fragt uns jetzt unser vielbeschworener kritischer Leser, wessen Wissen denn eigentlich jenes Wissen sei, dessen Anwendbarkeitsbedingungen wir erörtert haben. Er braucht uns nur an das Beispiel der frühen Lyrik Goethes zu erinnern, bei der für bestimmte Textstellen Codes zweier verschiedener Gruppen potentiell relevant waren. Oder er verweist auf den Auszug aus Deinert, wo das zur Identifizierung der Zitate erforderliche Wissen nicht eben weit verbreitet sein dürfte. So weitreichend freilich auch die Konsequenzen dieses berechtigten Einwandes sind, können wir doch in unserem Rahmen nur sehr cursorisch darauf eingehen.

In jeder Kultur gibt es Wissen, das man als praktisch *allgemeines* Wissen behandeln kann, da die wenigen Individuen, die nicht darüber verfügen, als statistisch irrelevant vernachlässigt werden können. In jeder Kultur gibt es auch Wissen, das für eine oder mehrere Gruppen *spezifisch* ist, d. h. von mindestens einer Gruppe nicht geteilt wird, sei

es, daß diese zum Sachverhalt X, auf den das Wissen sich bezieht, überhaupt kein Wissen hat, d. h. zu X keine Annahmen macht, sei es, daß diese zu X ein anderes, abweichendes Wissen hat, welches mit dem Wissen jener dann wiederum partiell oder total kompatibel oder inkompatibel sein kann. Im heutigen Europa dürfte die Zahl derer außerordentlich klein sein, die nicht an dem kulturellen Wissen partizipieren, die Erde drehe sich um die Sonne. Zu beiden Objekten existiert aber zugleich auch kulturelles Wissen, das umgekehrt auf einen kleinen Kreis von Spezialisten, etwa Physiker, Astronomen, beschränkt ist. Eine Menge kultureller Propositionen kann nun erstens in dem Sinne gruppenspezifisch sein, daß sie nur von bestimmten Gruppen für wahr gehalten oder nur von ihnen in ihrer sozialen Praxis zugrunde gelegt wird⁴¹: bestimmte Behauptungen halten nur manche Gruppen für wahr; bestimmte Kodes verwenden nur manche Gruppen. Eine Menge kultureller Propositionen kann zweitens in dem Sinne gruppenspezifisch sein, daß sie nur bestimmten Gruppen bekannt ist, sei es, weil sie geheimgehalten wird, sei es, weil sich niemand sonst für sie interessiert, sei es, weil ihre Zugänglichkeit an die Erfüllung sozialer oder intellektueller Bedingungen geknüpft ist. Im ersten Sinne gruppenspezifisches Wissen kann auch Gruppen bekannt sein, die es nicht für wahr halten oder normalerweise nicht verwenden. So verfügen um 1800 praktisch alle über das christliche Wissen, ob sie es teilen oder nicht, und mindestens sehr viele über das weitgehend adelspezifische Wissen über Voraussetzungen und Regeln des Duells als sozialer Institution, auch wenn sie selbst sich von ihr ausschließen oder von ihr ausgeschlossen sind. Im zweiten Sinne gruppenspezifisches Wissen kann auch von Gruppen für wahr gehalten werden, die es selbst gar nicht kennen. Das dürfte ebenso vom Wissen des Schamanen in seiner Kultur wie von dem des Physikers in unserer heutigen Gesellschaft gelten.

Solche durch spezifisches Wissen definierte Gruppen können sich durch verschiedenste soziale Merkmale ergeben: sie mögen auf der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht (Adel, Bürgertum usw.), auf

⁴¹ Die Unterscheidung ist notwendig, weil man zwar sinnvoll den Satz "X ist im Kode Y ein Zeichen für Z" bestreiten kann, da er möglicherweise eine falsche Hypothese über Y darstellt; wenn er aber wahr ist, kann man nicht die Zuordnung von X und Z selbst bestreiten, da diese eine konventionelle Festlegung ist.

berufsspezifischem Fachwissen (Tischler, Kaufmann, Physiker), auf Durchlaufen bestimmter Bildungsinstitutionen (Schultypen etc.), auf – in einem wertfreien Sinne – ideologischen Gruppierungen (Christen, Nicht-Christen), usw., basieren. Solchen Gruppenbildungen, deren Existenz selbst mehr oder weniger zum allgemeinen kulturellen Wissen gehört, mögen andere gegenüber stehen, die zwar ebenso ein spezifisches Wissen, z. B. bestimmte Sprach- und Verhaltensregelungen, ausgebildet haben, deren Existenz aber nicht zum allgemeinen Wissen gehört (Geheimbünde, private Freundeskreise usw.). Und schließlich kann es wohl auch Wissensmengen geben, die gruppenspezifisch sind, insofern nur wenige über sie verfügen, aber keiner sozial identifizierbaren Gruppe zugeordnet werden können: die Menge all derer, die etwa imstande sind, Baudelaire- bzw. gar Wolfskehl-Zitate in (33) zu identifizieren, ist keine soziale Gruppe; alle ihre Mitglieder mögen zwar einer bestimmten sozialen Schicht und einem bestimmten Bildungsniveau angehören, doch gilt dasselbe für viele andere Individuen, die gleichwohl nicht über dieses Wissen verfügen. Nicht alles gruppenspezifische Wissen läßt sich also auch eindeutig sozial lokalisieren, d. h. einer bestimmten Menge (im engeren Sinne) sozialer Gruppen eindeutig zuordnen. Doch wollen wir hier nicht in Soziologie dilettieren: von gruppenspezifischem Wissen reden wir bei jedem Wissen, das nicht von (praktisch) allen Kulturteilnehmern geteilt wird, welchen Umfang auch immer die Gruppe, die es teilt, haben und aufgrund welcher Kriterien auch immer sie konstituiert sein mag.

Nun gilt für das allgemeine kulturelle Wissen:

IR 33a: Allgemeines kulturelles Wissen kann von der "Text"-Analyse immer verwendet werden, sofern es die Bedingungen faktischer oder potentieller Relevanz für mindestens eine syntagmatische Stelle erfüllt.

Was aber soll dann gelten, wenn es eine oder mehrere Mengen gruppenspezifischen Wissens gibt, die ebenfalls diese Relevanzbedingungen für mindestens eine "Text"-Stelle erfüllen? Solches Wissen grundsätzlich in die Analyse einzubeziehen und solches Wissen grundsätzlich aus ihr auszuschließen, scheint gleichermaßen unsinnig. Wenn etwa die Literaturwissenschaft Texte analysierte, hat sie immer wieder auch mit gruppenspezifischem, aber nicht mit jedem gruppenspezifischen Wissen operiert. Worum es damit aber geht, ist, wie sich im folgenden noch zeigen wird, eine grundsätzliche Frage: was wollen wir noch zur Bedeutung eines "Textes" im engeren Sinne zählen, und was nicht

mehr, was wollen wir somit dem Aufgabenbereich der "Text"-Analyse und was anderen Fragestellungen zuordnen?

Aus leicht einsehbaren praktischen Gründen möchten wir nun die Legitimität interpretatorischer Verwendung kulturellen Wissens, das eines der Relevanzkriterien erfüllt, aber gruppenspezifisch ist, weder davon abhängig machen, ob es Wissen einer der Gruppen ist, die zum vom Autor intendierten Publikum gehören, noch auch davon, ob es Wissen einer der Gruppen ist, die zum faktischen Publikum gehören; beide Publika können im übrigen untereinander erheblich differieren – auch ist weder das eine noch das andere notwendig einheitlich, weder das eine noch das andere notwendig invariant. Statt textexterner Kriterien suchen wir also eher textinterne.

Zunächst können wir das sekundär faktisch relevante Wissen als unproblematisch ausschließen:

IR 33b: Sekundär faktisch relevantes Wissen kann auch dann in die "Text"-Analyse einbezogen werden, wenn es gruppenspezifisch ist.

Im Falle unseres Deinert-Textes etwa mag die Menge derer, die das erforderliche Wissen zur Identifizierung der Zitate teilen, noch so klein sein: *ob* jemand die Zitate als solche erkennt, hängt von seinem Wissen ab; *daß* es sich um Zitate handelt, ist intersubjektiv nachprüfbar. Das Beispiel ist freilich besonders einfach; doch halten wir die Regel für prinzipiell vertretbar. Wenn ein Wissen im Sinne von IR 33b nur von sehr wenigen geteilt wird, ist der "Text" "esoterisch", was wiederum Ausgangsdatum weiterer Argumentationen sein kann; ebenso ist es interpretierbar, falls an verschiedenen Stellen für verschiedene Gruppen spezifische Wissensmengen jeweils diese Bedingung erfüllen sollten.

Doch nicht nur in den Fällen, die IR 33b umfaßt, *selektiert der "Text" selbst aufgrund seiner Struktur eine Wissensmenge als auf ihn anwendbar*. Ähnliches gilt z. B. bei bloß potentiell relevantem Wissen, wenn der "Text" lexikalische Terme verwendet, die eindeutig einer Fachterminologie angehören oder Eigennamen sind, die reale Referenten in der extratextuellen Realität bezeichnen. In beiden Fällen ist es gleichgültig, ob das potentiell relevante Wissen über diese Terme gruppenspezifisch ist; gibt es zugleich zwei verschiedene gruppenspezifische Wissensmengen, die diese Bedingung erfüllen, gelten, wie in allen analogen Fällen, die früher formulierten Regeln: dann koexistieren eben zwei verschiedene Mengen objektiver Konnotatio-

nen. Vielleicht sind die Bedingungen gruppenspezifischer Terme oder realer Eigennamen nicht die einzigen Möglichkeiten, mittels derer eine "Text"-Struktur gruppenspezifisches Wissen als anwendbar selektieren kann. Hypothetisch können wir die folgende (unpräzise) Regel postulieren:

IR 33c: Wissensmengen, die gruppenspezifisch sind, aber die Bedingung primär faktischer oder potentieller Relevanz für eine syntagmatische Stelle erfüllen, können in die "Text"-Analyse einbezogen werden, wenn die "Text"-Struktur sie selbst als anwendbar selektiert.

Wenn nun aber ein "Text" immer wieder Terme verwendet, die auf ein identifizierbares gruppenspezifisches Wissen verweisen, dann tendiert er offenbar dazu, sich einer bestimmten Wissensgruppe zuzuordnen, ob der Autor nun diese spezielle Publikumsgruppe intendiert hat oder nicht, ob das faktische Publikum diese Wissensgruppe umfaßt oder nicht. Es wird also Fälle geben, in denen wir sagen können, ein "Text" sei aufgrund seiner Struktur einer Gruppe mit spezifischem Wissen, die nicht notwendig auch sozial relevanten Gruppen entsprechen muß, eindeutig zugeordnet, da er nachweisbar auf das gruppenspezifische Wissen Bezug nimmt. Versuchshalber formulieren wir: *"Eindeutig einer (Menge von) Gruppe(n) zugeordnet"* soll ein "Text" dann heißen, wenn es hinreichend viele (vgl. dazu das Rekurrenzkriterium in 3.4) textuelle Propositionen gibt, die eine gruppenspezifische kulturelle Proposition bestätigen (und/oder hinreichend viele gruppenspezifische Propositionen im Sinne von IR 33b und/oder im Sinne von IR 33c voraussetzen). Verlangt ist damit nicht, daß der Leser jeweils dieses gruppenspezifische Wissen akzeptiert: er muß es nur kennen, d. h. Wissen über dieses gruppenspezifische Wissen besitzen. Für diesen Fall postulieren wir

IR 33d: Wenn ein "Text" eindeutig einer Menge gruppenspezifischen Wissens zugeordnet ist, dann kann die "Text"-Analyse das dieser Gruppe spezifische Wissen einbeziehen, wenn es für eine Stelle potentiell oder zwar primär faktisch relevant ist, aber nicht vom "Text" bestätigt wird.

In den durch IR 33b, c, d beschriebenen Fällen müßte also ein Rezipient, der den "Text" adäquat rezipieren will, gegebenenfalls ein Wissen erwerben, das für eine andere Gruppe spezifisch ist. Selbst wenn nun aber ein "Text" eindeutig einer Wissensgruppe zugeordnet ist, kann es innerhalb dieser Gruppe ja noch weitere Wissensdifferen-

zierungen geben. Wir unterscheiden hier nur zwei solcher Fälle. Nehmen wir erstens den Fall an, ein Text um 1700 sei einer bestimmten Wissensgruppe, die sozial vielleicht als Adel und gebildetes Bürgertum identifizierbar ist, zugeordnet, und diese Gruppe zerfalle ihrerseits in orthodox christliche Individuen, die noch das geozentrische Weltbild für wahr halten, und in Individuen, die das heliozentrische Weltbild akzeptiert haben und somit entweder nicht christlich oder nicht orthodox sind. Ob es nun den Beispielfall empirisch gegeben hat oder nicht, ist für den Beispielpzweck gleichgültig. Aus diesem Text sei eine Proposition ableitbar, die das geozentrische oder das heliozentrische Weltbild affirmiert oder negiert: in allen Fällen ist sowohl das geo- als auch das heliozentrische Weltbild per Definition faktisch relevant. Oder aus diesem Text sei eine Proposition ableitbar, für die sowohl das eine wie das andere Weltbild potentiell relevant ist. Für beide Varianten können wir festlegen:

IR 33e: Wenn ein "Text" eindeutig einer Menge gruppenspezifischen Wissens zugeordnet ist, aber innerhalb dieser Gruppe bezüglich bestimmter Sachverhalte, die für mindestens eine syntagmatische Stelle eine Rolle spielen, zwei verschiedene Teilgruppen mit spezifischem Wissen existieren, dann dürfen diese teilgruppenspezifischen Wissensmengen in die Analyse als objektive Konnotationen einbezogen werden.

Denken wir uns ein zweites Beispiel für diesen Fall: ein Text, sagen wir: um 1800, sei eindeutig christlichem Wissen zugeordnet, d. h. er bestätigt oder funktionalisiert eine bestimmte Menge von Propositionen, die als christlich identifiziert werden können. Der Text sei aber weder spezifisch katholischem noch spezifisch protestantischem Wissen zugeordnet. Dann ist alles allgemein christliche Wissen, sofern es wenigstens die Bedingung potentieller Relevanz erfüllt, auf ihn anwendbar. Falls der Text auch ableitbare Propositionen umfaßt, für die sowohl spezifisch katholisches als auch spezifisch protestantisches Wissen primär faktisch oder potentiell relevant ist, handelt es sich jeweils um zwei konkurrierende objektive Konnotationen.

Nehmen wir zweitens den Fall an, ein Text sei einer bestimmten, sozial (nicht) identifizierbaren Wissensgruppe eindeutig zugeordnet, wobei es textuelle Aussagen zu einem Sachverhalt X gibt, zu dem zwar nicht konkurrierende Teilgruppen je spezifisches Wissen haben, zu dem aber eine Teilmenge der Gruppe zusätzlich über spezialisiertes Wissen verfügt, etwa, weil sie aufgrund von fachspezifischem

Wissen mehr und genaueres über X weiß als andere Gruppenmitglieder. Sofern aber etwa ein Text der (groben) Klasse der "Gebildeten" und nicht der speziellen Klasse der "literaturwissenschaftlich Ausgebildeten" eindeutig zugeordnet ist und in ihm der Term "Literatur" auftritt, kann man offenbar nur jenes Wissen zum Begriff der "Literatur", das die allgemeinere Gruppe, nicht aber dieses, das die spezielle Teilgruppe charakterisiert, sinnvoll in die Analyse einbeziehen; wäre der Text fachspezifisch, d. h. eindeutig der Gruppe "Literaturwissenschaftler" zugeordnet, würde natürlich anderes gelten. Wir formulieren:

IR 33f: Wenn ein "Text" einer Menge gruppenspezifischen Wissens eindeutig zugeordnet ist, aber in dieser Gruppe eine Teilgruppe mit spezialisiertem Wissen existiert, das das Kriterium primär faktischer oder potentieller Relevanz für eine syntagmatische Stelle erfüllt, dann darf nur das je allgemeinste und unspezifische Wissen der Gesamtgruppe in die Analyse einbezogen werden (sofern keiner der in IR 33c oder d genannten Fälle gilt).

Es mag noch weitere wichtige Varianten geben: wir wollen hier die Frage abbrechen.

Irgendwo liegt also eine Grenze zwischen dem, was man sinnvollerweise als "Bedeutung" des "Textes" klassifizieren und dem Aufgabenbereich der "Text"-Analyse zuordnen kann, und dem, was, als Phänomen anderer Art, als "Bedeutung" in anderem Sinne oder als "Deutung" durch Rezipienten, anderen Klassen von Fragestellungen zuzuordnen wäre. *Solche anderen Fragestellungen sind sowohl ebenso legitim wie textanalytische, als auch im Rahmen strukturaler Ansätze behandelbar.* Dennoch sollten sie wenigstens im Prinzip von der TA unterschieden werden, auch wenn die Grenze noch so unscharf ist und ihre genaue Festlegung nur definitorische Willkür wäre. Ob und in wieweit die von IR 33d, e, f behandelten Fälle noch der TA oder etwas anderem zugeschrieben werden, könnte Streitobjekt nur für Begriffsfetischisten sein. Ein Beispiel zur Erläuterung der grundsätzlichen Notwendigkeit der Abgrenzung wollen wir aber doch geben. Motivpsychologische Untersuchungen von H. Karmasin haben ergeben, daß ein und dasselbe Verhalten einer Figur in einem Werbefilm, das auch von allen Rezipienten als eben dieses identifiziert wurde, von verschiedenen Teilgruppen der Rezipienten oppositionelle Bewertungen erfuhr. Es handelte sich um die Gruppen der über und der unter Dreißigjährigen. Eine Gruppe bewertete das Verhalten als arrogant,

die andere als schüchtern/demütig. Ergebnisse dieser Art werden wohl nach allgemeinem Konsens nicht mehr als textanalytische Aussagen, sondern als Aussagen über einen gruppenspezifischen Umgang mit dem "Text", nicht mehr als Aussagen über die "Text"-Bedeutung, sondern als Aussagen über "Text"-Deutungen klassifiziert werden.

Die sTA ist also in zweierlei Hinsicht offen und unscharf abgegrenzt; in zweierlei Klassen andersartiger Fragestellungen kann sie allmählich übergehen, die, um es nochmals zu sagen, ebenso legitim sind und ebenso im strukturalen Rahmen behandelt werden können. Nehmen wir wiederum das Beispiel literarischer Texte. Einerseits geht ihre Analyse irgendwo in eine "literaturwissenschaftliche Pragmatik" (Warning 1975a) über, wo man nicht mehr kulturelle *Bedeutungen*, sondern gruppenspezifische *Deutungsmöglichkeiten* analysiert (was seinerseits wiederum irgendwo in die Untersuchung faktisch-empirischer *Deutungen* einzelner Rezipienten oder Gruppen solcher übergeht). Ein methodologisches oder gar wissenschaftstheoretisches Problem entsteht nicht, wenn man diese unbestimmte Grenze überschreitet: dieselben Normen bleiben gültig. Wenn etwa jemand einen Text auf dem Wissenshintergrund einer Gruppe A, ein anderer auf dem Wissenshintergrund einer Gruppe B der Kultur, der der "Text" angehört, analysiert, entsteht daraus auch kein Pluralismus-Problem: denn beide beschreiben deutlich Verschiedenes. Wie weit diese Deutungsmöglichkeiten als Bedeutungen des "Textes" aufgefaßt werden sollen, d. h. wie wir die Grenze zwischen Bedeutung und Deutung ziehen wollen, ist freilich eine andere Frage.

Andererseits geht eine Textanalyse irgendwo ebenso allmählich in eine Analyse der *kulturellen Situierung des Textes* über⁴², die beschreibt, welche Position der Text in seinem soziokulturellen System einnimmt. Sie mag beschreiben, in welcher Relation ein Text zu anderen Texten desselben Typs/derselben Gattung oder zu Texten anderer Typen/Gattungen oder zu "Texten", die sich anderer semiotischer Medien bedienen, steht; sie mag seine Relationen zu intellektuellen und epistemischen Strukturen der Kultur beschreiben, ihn also hinsichtlich seiner Beziehungen zu spezifischen Denksystemen und deren kulturell gemeinsamen Voraussetzungen situieren; sie mag seine Relationen zu verschiedensten sozio-ökonomischen Strukturen der Kultur beschreiben.

⁴² Diese Grenze haben wir selbst etwa in der Uhland-Analyse deutlich überschritten.

Grundsätzlich gilt aber immer:

- a) Die Analyse des "Textes" geht seiner pragmatischen oder kulturellen Situierung logisch voran.
- b) Die Analyse des "Textes" hat im Sinne Jakobsons (vgl. Holenstein 1975) sowohl dessen relative "Autonomie" als auch seine "Integration" in übergeordnete Strukturen zu berücksichtigen.
- c) Die Analyse des "Textes" und die an sie anschließbaren Fragestellungen bilden im Sinne Piagets (1967, 1968) ein System sukzessiver Akte der "Rekonstruktion" des analysierten Systems.

Am unproblematischsten sind jedenfalls Analyseergebnisse, die nur Sprachkompetenz, aber kein kulturelles Wissen voraussetzen; problematischer sind Ergebnisse, die auf allgemeinem kulturellem Wissen basieren; am problematischsten sind Ergebnisse, die gruppenspezifisches kulturelles Wissen voraussetzen.

3.3 Exkurs 2: Zur Frage der Relevanz von "Autor" und "Rezipient" für die "Text"-Analyse

Im Verlaufe unserer bisherigen Argumentation haben wir immer nur vom "Text", kaum aber von dem, der ihn produziert, kaum von dem, der ihn rezipiert, gesprochen. Oft genug haben wir verbal den "Text" sogar anthropomorphisieren und ihm ein wie immer geartetes "Machen" zuschreiben müssen, um in jeder Formulierung diese beiden Arten von Größen zu vermeiden. Dieses Verhalten dürfte nun schon längst unseren früher konstruierten, hypothetischen und sich so willfährig unseren Demonstrationszwecken zur Verfügung stellenden Leser auf den Plan gerufen haben.

Er wird uns vorwerfen, unsere eigenen Prämissen mißachtet zu haben. Denn nach diesen sei erstens ein "Text" Tauschobjekt einer Kommunikation zwischen jemandem der ihn produziert, und jemandem, der ihn rezipiert. Nach diesen sei zweitens jedes Zeichensystem letztlich pragmatisch fundiert und somit nicht eine Entität an sich in einem menschenleeren Raum. So unbestreitbar aber beides ist, so wenig ist es hier relevant. Unsere folgende Erwiderung beschränkt sich wiederum zur Vereinfachung auf sprachliche Texte und folgt sinngemäß im wesentlichen der Argumentation von Wünsch 1975⁴³:

⁴³ Vgl. auch Foucault 1971.

welche Relevanz hat also für die Analyse des Textes das Wissen, welche Bedeutung der Autor auszudrücken intendierte bzw. welche Bedeutung seine zeitgenössischen Leser wahrgenommen haben? Beide Fragen sind, wie man sehen wird, nicht genau symmetrisch.

Schon ihr Schicksal etwa in der Literaturwissenschaft war nicht dasselbe. Denn wenn die Literaturwissenschaft überhaupt die Textbedeutung von den Textbenutzern abhängig machte, so hat sie in der Regel zugleich auch den Autor gegenüber dem Rezipienten privilegiert. Seit einigen Jahren freilich ist intensiv auf die Relevanz der Rezeptionsprozesse verwiesen worden (Jauß 1967, 1970; Iser 1970; Warning 1975): wenn man schon, können wir fragen, die Textbedeutung an die Interpretation des Textes durch seine primären Benutzer binden will, warum sie dann nicht eher an die zeitgenössischen Rezipienten binden als an den Autor? Denn abgesehen davon, daß der Text ja für die Rezipienten geschrieben ist und somit die von diesen wahrgenommene Bedeutung ebenso wichtig als die vom Autor intendierte sein müßte, sind es ja schließlich zudem die Rezipienten, die über das Schicksal eines Textes entscheiden: ob er überlebt oder vergessen wird, ob ihm eine wie immer geartete "Wirkung" zuteil wird oder nicht, hängt von der Rezeption, nicht von der Produktion ab. Unser Leser könnte uns nun entgegnen, daß wir als Rezipienten einer Nachricht in einer gegebenen alltäglichen Kommunikationssituation ja doch auch daran interessiert seien, was denn der Urheber der Nachricht "eigentlich" gemeint habe und somit die Privilegierung des Produzenten durchaus berechtigt sei, da sie der normalen sozialen Praxis entspräche. Aber nicht in *jeder* pragmatischen Situation sind wir wirklich daran interessiert, die vom Sender der Nachricht intendierte Bedeutung zu erfahren, wenngleich wir es in *bestimmten* Situationen sind. Wenn uns jemand ungebeten die Ohren mit seiner Lebensgeschichte füllt, werden wir kaum unbedingt bei einer nicht eindeutigen Formulierung nachfragen, wie sie gemeint war. Wenn uns hingegen ein hierarchisch übergeordnetes Individuum, das Macht über uns ausübt und, was in seinen Augen Fehler unsererseits ist, durch Strafen zu sanktionieren willens und fähig ist, einen Auftrag erteilt, werden wir uns im Zweifelsfalle der intendierten Bedeutung zu vergewissern suchen, um möglicher Bestrafung zu entgehen. Es gibt also zweifelsfrei pragmatische Situationen, in denen es sozial relevant wird, ob wir tatsächlich die intendierte Bedeutung einer Aussage verstanden haben. Daß es aber textexterne Kontexte, Kommunikationssituationen gibt, in denen es von größter Relevanz ist herauszufinden, was der

Autor mit seiner Äußerung gemeint und was er mit ihr beabsichtigt habe, beweist eben nur, daß wir uns in bestimmten Fällen sozialer Interaktion mit dem Autor um die Erschließung seiner Intention bemühen müssen: es impliziert hingegen nicht, daß diese Intention auch das entscheidende Kriterium für die Bedeutung des Textes sein müsse. Denn offenkundig hat man hier oftmals zwei verschiedene Bedeutungen von "Bedeutung" verwechselt: die soziale Relevanz einer Nachricht in einem pragmatischen Handlungszusammenhang muß aber grundsätzlich von ihrer Bedeutung im semantischen Sinne unterschieden werden⁴⁴.

Nehmen wir einen Sprecher an, der uns gegenüber soziale Autorität genießt und uns eine Anweisung gibt, deren Nicht-Befolgung zu Sanktionen führt. Nehmen wir ferner an, diese Person habe sich so ausgedrückt, daß die Anweisung semantisch mehrdeutig ist. Nehmen wir drittens an, wir würden diese Mehrdeutigkeit auch bei der Rezeption konstatieren. Falls dem keine andersartigen sozialen Bedenken entgegenstehen, werden wir also den Sprecher fragen, welche dieser zugleich möglichen Bedeutungen seiner Nachricht er gemeint hat, d. h. welche dieser in seinem Text koexistenten Bedeutungen er uns tatsächlich vermitteln wollte. Wir nehmen an, daß die soziale Situation nicht so pervers sei, daß der Sprecher uns eine Antwort auf diese Frage verweigert. Wenn z. B. seine ursprüngliche Aussage x die heterogenen Interpretationen a und b zuließ, macht er nun folglich eine zweite Aussage y, in der er festlegt, er habe die Bedeutung a intendiert und vermitteln wollen. Wir haben dann also zwar seine Intention in x eruiert, indem wir ihn zu einem Text y veranlaßt haben: aber damit hat sich nicht die Bedeutung des ursprünglichen Textes x verändert, sondern dieser Text wurde nur durch einen anderen Text y mit anderer Bedeutung substituiert. Text x hat nach wie vor die Bedeutungen a und b, aber er ist durch Text y mit der Bedeutung a für ungültig erklärt worden. Denn dadurch, daß der Sprecher erklärt, er habe a und nicht b gemeint, verändert er offenbar nicht die sprachliche Bedeutung von x, sondern streicht x als sozial irrelevant zugunsten von y: die Aussage x bleibt sprachlich als einzelne genommen nach wie vor zweideutig.

⁴⁴ Auch hier hat die sog. Fundamental- oder Transzendentalhermeneutik vom Typ Apel oder Habermas, scheint es, einigermaßen gesündigt — dazu Freundlieb 1975.

Daß die Hypostasierung der Autorenintention nachgerade schon ein Ideologem sein dürfte, belegt auch ein scheinbar ganz andersartiges Beispiel. In der psychoanalytischen Gesprächssituation hat der Text für den Sprecher eine Bedeutung, die keineswegs mit der, die ihr der Hörer hypothetisch zuordnet, identisch ist – die Deutung des Textes durch den Hörer wird lange Zeit vom Sprecher abgelehnt, und es handelt sich mindestens partiell (de facto ist hier wie immer alles komplizierter) darum, den Sprecher zur Anerkennung dieser Bedeutung als einer von ihm zwar nicht bewußt intendierten, aber dennoch für ihn zentral relevanten, seine eigentlichen Interessen und Motivationen aussprechenden zu bewegen. Seit der Existenz der Psychoanalyse, d. h. seit mehr als fünfzig Jahren, hätten die Vertreter der These, die Bedeutung des Textes zu rekonstruieren heiße, die Intention des Autors zu rekonstruieren, eigentlich in einige Verlegenheit kommen müssen. Denn wenn der Text für den Autor eine bewußte und eine unbewußte Bedeutung haben kann und wenn beide erheblich divergieren können, fragt sich, was der Begriff der "Intention des Autors" seinerseits überhaupt genau bedeutet.

Der Kontext ist günstig, eine Frage anzuschließen, die in den inner-strukturalen Diskussionen wiederholt eine Rolle gespielt hat⁴⁵: sie stellt im übrigen einen Beleg dafür dar, daß selbst ein methodologisch verantwortbares und praktisch fruchtbares Verfahren keineswegs notwendig immer auch ein theoretisches Bewußtsein dessen, was man eigentlich tut, impliziert. Es geht um die Frage, welchen Status die von den strukturalen Ansätzen beschriebenen syntaktischen, semantischen, pragmatischen Strukturen eines einzelnen "Textes" oder eines Corpus von "Texten" hinsichtlich des oppositionellen Begriffspaares "bewußt" vs "unbewußt" einnehmen. Die strukturalen Ansätze haben sich nie lange mit dem Problem aufgehalten, ob eine nachweisbare Struktur denen, die mit ihr umgehen oder von denen sie abstrahiert wurde, "bewußt" sei: jedermann war und ist sich im klaren, daß diese Strukturen den Mitgliedern der Kultur, der das beschriebene Objekt angehört, allenfalls sehr partiell "bewußt" sind. Wenn diese Strukturen aber nicht "bewußt" sind, folgt daraus keinesfalls, daß sie "unbewußt" seien: zu unrecht wird diese Opposition gern als komplementäre behandelt; denn die logische Negation zu "bewußt" ist nicht "unbewußt" im psychoanalytischen Sinne, sondern "nicht bewußt"

⁴⁵ Zum Problem auch Oppitz 1975, Greimas 1966, Wünsch 1977.

bzw. "nicht gewußt". Und was wir nicht bewußt wissen, liegt deswegen noch lange nicht unbewußt in uns verborgen. Denn wäre dem so, bedürfte der wissenschaftliche Fortschritt, die Erarbeitung neuen bewußten Wissens, überhaupt keiner Untersuchung der "Realität" außerhalb der menschlichen Psyche: er könnte vielmehr durch geschickte Psychoanalyse der Kulturteilnehmer hervorgezaubert werden. Wenn dies für den naturwissenschaftlichen Objektbereich auch kaum bestritten werden dürfte, besteht gleiche Einigkeit offenbar nicht, sobald es sich um Strukturen handelt, die Produkt des Menschen sind, handele es sich nun um Sprachsysteme, "Texte", Kulturgegenstände beliebiger Art, Gesellschaftsordnungen oder um was auch immer. Die Objekte, von denen wir in diesem Falle Strukturen abstrahieren, sind zwar notwendig irgendwie — bewußt oder unbewußt — vom "Menschen" hervorgebracht worden: daraus folgt aber logisch nicht, daß ihre Strukturen dem "Menschen" auch bewußt oder unbewußt sein müßten. Auch ist der "Mensch" eine problematische Abstraktionsklasse: viele solcher Strukturen sind schließlich Produkt einer Interaktion mehrerer Menschen mit divergierenden Ideologien und Interessen; das Beispiel macht vielleicht leichter verstehbar, warum das Ergebnis der Produktion auch ein Produkt sein kann, dessen Strukturen "nicht gewußt" sind.

Wir wollen mit diesen — wahrscheinlich allzu knappen — Anmerkungen übrigens nicht eine bestimmte erkenntnistheoretische Position beziehen. Wir wollen z. B. weder den Standpunkt einer betrachterunabhängigen objektiven "Realität" noch den einer letztlich immer nur vom Betrachter hervorgebrachten "Realität" vertreten — am ehesten überzeugt uns persönlich zwar eine dritte Variante, ein "Konstruktivismus" im Sinne Piagets⁴⁶, doch möchten wir jedenfalls dafür plädieren, solche Entscheidungen nicht voreilig zu treffen und so weit als möglich hinauszuschieben. Wir halten jedenfalls fest:

IR 34: Nachweisbarkeit von Strukturen an einem semiotischen oder allgemein soziokulturellen (theoretischen) Objekt erlaubt ohne weitere zusätzliche Daten keinen Schluß darauf, ob diese Strukturen den diese Objekte benutzenden oder in sie implizierten Individuen "bewußt" oder "unbewußt"/"nicht gewußt" sind.

Doch wollen wir damit diesen Exkurs im Exkurs beenden; wir wen-

⁴⁶ Vgl. Piaget 1967, S. 1237 ff, und Piaget 1968.

den uns jetzt der Frage nach der Relevanz von Autor und Leser bei der Analyse "literarischer" Texte zu. Zwar sind die literarischen Texte sicherlich solche, bei denen wir nicht im Interesse sozialer Selbsterhaltung gezwungen sind, die Intention des Autors oder die Deutung durch die Primärrezipienten zu eruieren, doch sahen wir schon, daß die (Nicht-)Existenz eines solchen sozialen Zwanges keineswegs unbedingt auch semantisch relevant ist.

Die vom Autor eines Textes intendierte Bedeutung können wir überhaupt nur kennen, wenn der Autor sie in anderen Texten (Briefe, Gespräche, Tagebücher, Autobiographien, Selbstinterpretationen) niedergelegt hat. Nun ist erstens ein nicht unerheblicher Teil der literarischen Texte überhaupt anonym. Von den Autoren, die ihre Texte mit ihrem Namen gekennzeichnet haben, hat zweitens wiederum ein sehr großer Teil überhaupt keine Selbstdeutungen gegeben. Wenn drittens überhaupt solche Selbstdeutungen eines Autors existieren, dann in der Regel nur zu einem Teil seiner Werke. Wollten wir die Autorenintention demnach zur entscheidenden Norm für die Textanalyse machen, müßten wir auf die Interpretation der absoluten Mehrheit der Texte verzichten. Die genannten Fälle belegen im übrigen überdeutlich, daß eine solche Normativität der Autorenintention in der Mehrheit der historischen Epochen überhaupt nicht bestanden hat; das Publikum kam offenbar ohne ein solches Wissen aus. Das Postulat einer Normativität des Autorenselbstverständnisses ist demnach seinerseits historisch und tritt erst unter ganz bestimmten kulturellen Bedingungen auf⁴⁷.

Analoges aber gilt für die Rezeption. Für einen großen Teil der Texte besitzen wir kaum Rezeptionszeugnisse: allenfalls können wir aufgrund anderer literarischer Texte vielleicht innerliterarische "Wirkungszusammenhänge" konstruieren, was freilich eine andere Frage darstellt. Soweit wir aber solche Zeugnisse besitzen (in Briefen, Gesprächen, Tagebüchern, Rezensionen usw.), tritt uns nur die Meinung eines kleinen und privilegierten Teils des zeitgenössischen Publikums entgegen. Wir können aus solchen Texten demnach keineswegs einfach die Bedeutung des Ausgangstextes für seine zeitgenössischen Leser ableiten, da dieses Publikum, das sich überhaupt auf irgendeine Weise in erhaltenen Dokumenten geäußert hat, weder notwendig repräsentativ noch auch notwendig einmütig ist.

⁴⁷ Vgl. Foucault 1971, Wünsch 1975.

Doch es kommt noch schlimmer. Nehmen wir an, es gäbe zu einem Text sowohl eine Selbstdeutung des Autors als auch einmütige Rezeptionszeugnisse, die für das zeitgenössische Publikum überhaupt oder doch wenigstens für dessen kompetenten Teil repräsentativ sind. In der Regel sind nun erstens solche Selbstaussagen oder Rezeptionszeugnisse nur partielle Analysen des Textes, die einen Großteil "wahrnehmbarer" Elemente nicht berücksichtigen: eine Normativität dieser Zeugnisse würde uns zum Verzicht auf die Analyse dieser Elemente zwingen. Zweitens können sich Selbstaussagen und Rezeptionsaussagen widersprechen: wir müßten also eine willkürliche Entscheidung treffen, wessen Meinung wir uns anschließen wollen. Drittens kann der Autor seinen eigenen Text in verschiedenen Phasen seiner Existenz verschieden interpretieren: Wiederum hätten wir die Wahl, welche Variante wir vorziehen wollen. Viertens können die Selbstaussagen und Rezeptionszeugnisse ihrerseits vieldeutig oder gar dunkel formuliert sein: nach welcher Norm sollen wir, wenn die Meinung des Autors oder des Rezipienten als Norm gilt, nun diese Interpretation vornehmen? Fünftens kann der Autor "unbewußt" oder "nicht bewußt" Bedeutungen im Text ausgedrückt haben, die der Rezipient "unbewußt" dechiffriert: wie aber sollen wir eine unbewußt gebliebene Intention oder Deutung eruieren? Sechstens können Selbstaussagen und Rezeptionszeugnisse nicht nur einen Teil der von Autor bzw. Rezipienten bewußt wahrgenommenen Bedeutungen auslassen, sondern sogar verfälschen (etwa aus Gründen der Selbststilisierung, der Zensur, sonstiger kultureller und privater Rücksichten usw.).

Doch das alles benennt nur praktische Schwierigkeiten bei der Erfüllung einer theoretischen Norm, wenn wir annehmen, die Interpretation eines Textes müsse sich an der Selbstinterpretation des Autors oder an der Deutung durch die zeitgenössischen Rezipienten (beides wird allenfalls in sehr traditionsbestimmten und einheitlichen Kulturen zusammenfallen) orientieren. Praktische Schwierigkeit bei der Erfüllung einer theoretischen Norm setzt aber nicht notwendig die Norm außer Kraft: wir müssen grundsätzlich-theoretische Argumente finden. Nehmen wir also an, wir haben einen literarischen Text eines Autors und dazu einen oder mehrere Metatexte, die als Selbstinterpretation des Autors bzw. als Interpretation durch die Primärrezipienten fungieren: woher können wir aber wissen, was nach der Intention der jeweiligen Urheber — des Autors oder der Leser des Ausgangstextes — diese ihre Metatexte nun ihrerseits bedeuten? Um zu wissen, was in diesen Deutungen der Ausgangstext bedeutet, müssen wir die Bedeu-

tung des Metatextes rekonstruieren, d. h. ihn interpretieren. Wenn wir ihn aber interpretieren, können wir nur dann wissen, ob die rekonstruierte Bedeutung des Metatextes selbst mit der Intention seines jeweiligen Urhebers identisch ist, wenn es einen Meta-Metatext gibt, in dem der jeweilige Urheber die Intention seines Metatextes erläutert. Für den Meta-Metatext gilt nun aber wiederum das gleiche: entweder sind wir also zu einem Rekurs ad infinitum gezwungen, den wir irgendwann nur aus praktischen Gründen, d. h. in Ermangelung von Texten der nächsthöheren Ebene, abbrechen müssen, oder wir verzichten überhaupt darauf, die Autorenintention wissen zu wollen und geben uns mit der nachweisbaren Textbedeutung des Ausgangstextes zufrieden. Soweit das erste theoretische Argument: der deutende Metatext nichtwissenschaftlicher Art ist selbst nur ein zu deutender Text.

Zweitens gibt es, was immer nun "Intention" des Autors genau bedeuten mag, nur drei alternative Möglichkeiten: der Autor hat die Menge der von ihm intendierten Bedeutungen vollständig im Text "ausgedrückt", er hat sie nur partiell "ausgedrückt", er hat sie gar nicht "ausgedrückt". Die drei Fälle reduzieren sich logisch auf eine binäre Alternative: "ausgedrückte" vs "nicht ausgedrückte" Intentionen. Hat er nun eine bestimmte Intention im Text "ausgedrückt", dann wird sie eine "vollständige" und "adäquate" Textanalyse als im Text nachweisbare Bedeutung zutage fördern; hat er sie im Text nicht "ausgedrückt", dann ist sie keine am Text nachweisbare Bedeutung. Das gilt z. B. auch für unsere beiden Texte (48) und (49) in 2.321, die wir selbst konstruiert haben. Wir könnten über unsere eigenen Texte Behauptungen aufstellen, die unsere Intention ausdrücken, aber am Text in keiner Weise nachweisbar sind. Wenn wir nicht nur formulieren, eine bestimmte Bedeutung sei von uns intendiert gewesen, sondern wenn wir sogar behaupten, diese Bedeutung finde sich im Text tatsächlich, dann können wir selbst in die Verlegenheit geraten, über unseren eigenen Text intersubjektiv falsifizierbare Aussagen gemacht zu haben.

Wenn wir z. B. behaupten, die von uns intendierte und im Text tatsächlich ausgedrückte Bedeutung sei im Falle von (49) die Beschreibung einer politischen Revolution oder im Falle von (48) das tragische Schicksal eines gestürzten Ministers, dann hätten wir über unseren eigenen Text eindeutig als falsch nachweisbare Aussagen gemacht.

Wenn es uns darum geht, welche Bedeutung ein Text nachweisbar

hat, ist Textanalyse also eine Frage, für deren Beantwortung uns ein Wissen der Autorenintention oder der Rezeptionsdeutung wenig nutzt. Für die literarische Äußerung gilt wie für die normalsprachliche, daß ein Metatext, der eine Behauptung über die Bedeutung eines Ausgangstextes enthält, dann, wenn diese — ihrerseits am Metatext nachweisbare — Behauptung nicht mit der — nachweisbaren — Bedeutung des Ausgangstextes übereinstimmt, nicht der Metatext die Bedeutung des Textes korrigiert und modifiziert, sondern vielmehr der Metatext und seine Bedeutung den ursprünglichen Text und seine Bedeutung ersetzt. Ein Text, der erst durch einen Kommentar seines Urhebers eine rekonstruierbare Bedeutung erhalten würde, ist offenbar, selbst wenn er ein literarischer Text ist, ein überflüssiger Text; nur durch einen solchen kommentierenden Text können wir aber die Autorenintention kennen, wobei freilich, wir sagten es schon, auch der Kommentar wieder eines Kommentars bedarf usw.

Das dritte grundsätzliche Argument ist aber das, daß der Text sich entweder keines Zeichensystems im Sinne einer vorgegebenen und kulturell geregelten oder aber aufgrund der kulturellen und logischen Spielregeln rekonstruierbaren Zuordnung von Signifikanten und Signifikaten bedient, in welchem Falle an ihm wissenschaftlich überhaupt keine Bedeutung nachweisbar ist, oder daß er sich eines solchen Zeichensystems bedient, in welchem Falle er eine nachweisbare Bedeutung hat, ob sie der Sender nun intendiert oder nicht, ob sie der Empfänger wahrnimmt oder nicht. Natürlich ist selbst die Normalsprache letztlich pragmatisch fundiert: nur basiert sie auf der Praxis so vieler Individuen, daß sie gegenüber dem einzelnen konkreten Benutzer als intersubjektives System fungiert und somit als im jeweiligen synchronen Kultursystem praktisch benutzerunabhängige kulturelle Institution behandelt werden kann (das Problem der sozialen Schichtung der Benutzer und ihrer divergierenden Codes widerlegt diese Behauptung nicht, sondern kompliziert sie nur). Der Text hat also aufgrund der jeweils gültigen — historisch speziellen oder universal anthropologischen — Regeln des bzw. der semiotischen Systeme (und zu diesen gehört eben auch die "Literatur") eine nachweisbare Bedeutung, die auch ein divergierender Kommentar des Autors oder Rezipienten nicht widerlegen kann: ein solcher Kommentar stellt einfach einen weiteren Text mit anderer Bedeutung dar.

Wir können demnach zwei restriktive Interpretationsregeln formulieren:

IR 35a: Eine aus einem "Metatext" erschlossene Intention/Selbstdeutung des Autors eines "Textes" kann die an seinem "Text" nachweisbaren Bedeutungen weder bestätigen noch widerlegen.

IR 35b: Eine aus einem interpretierenden "Metatext" erschlossene Deutung eines "Textes" durch seine zeitgenössischen Rezipienten kann die an dem "Text" selbst nachweisbaren Bedeutungen weder bestätigen noch widerlegen.

Bevor wir die Frage behandeln, welchen Status denn solche interpretierenden Metatexte des Autors oder der Rezipienten gegenüber dem Text des Autors dann haben, müssen wir noch zwei Teilaspekte des Autor-Problems knapp skizzieren, die wir mehr der Vollständigkeit halber einfügen; sie dürften z. B. in der literaturwissenschaftlichen Praxis kaum noch eine Rolle spielen.

Der erste Punkt ist der der Autorenbiographie; die Zeit der biographischen Textanalyse scheint im wesentlichen vorüber zu sein:

IR 36: Kenntnis der Biographie des Autors im allgemeinen, der biographischen Umstände der Entstehung des "Textes" im besonderen kann nicht als interpretatorisches Argument verwendet werden: sie kann am "Text" nachweisbare Bedeutungen weder bestätigen noch widerlegen.

Wir nehmen als einfaches Beispiel ein Liebesgedicht an, in dem ein Ich ein Du anspricht, mit dem es erotische Relationen unterhält oder zu unterhalten wünscht. Ich und Du sind zunächst leere deiktische Variable, denen kein textexterner Referent eindeutig zugeordnet werden kann. Das Ich kann eine Rolle oder auch der Autor, das Du ein realer oder fiktiver oder beliebiger Partner sein. Wir dürfen demnach diese Variablen nicht einfach durch Einsetzung der Namen des Autors an die Stelle des Ich, des jeweiligen biographischen Partners an die Stelle des Du auffüllen: wir haben zu interpretieren, was im "Text" nachweisbar gegeben ist. Der Nachweis einer Korrelation von Textinhalt und Biographie wird in den seltensten Fällen, auf eindeutig zwingende Weise zu führen sein; falls nicht andere Daten hinzukommen, kann allenfalls eine Ähnlichkeit von Inhalt und Biographie nachgewiesen werden. Aber selbst, wenn eine strikte Korrelation zwischen Text und biographischen Situationen nachgewiesen werden könnte, ändert sich dadurch die Textbedeutung nicht im geringsten. Nehmen wir etwa an, wir wüßten aus anderen Texten des Autors, er habe eine ganz bestimmte erotische Beziehung aus seiner Biographie

darstellen wollen: dann fragt sich, warum er es nicht getan hat, indem er die Variablen durch die Eigennamen spezifizierte. Indem er das nicht tat, ist die Darstellung der eigenen Biographie am Text selbst nicht nachweisbar — sie ist keine Bedeutung des Textes. Für alle Leser, die diesen Zusatztext nicht kennen, ist sie zudem nicht einmal legitim vermutbar.

Auch hier gilt, daß die Bedeutung des Textes nur durch die nachweisbar von ihm verwendeten Codes bzw. Zeichensysteme und durch die dadurch nachweisbar hergestellte Struktur entsteht. Daß übrigens mit einer Annäherung von Ich-Sprecher des "Textes" und Autorenrolle im Text selbst gespielt werden kann, ist eine andere Frage, die wir in "SET" behandeln.

Der zweite Punkt ist der der "Text"-Geschichte: wie man weiß, kann es zu einem Text verschiedene frühere " Fassungen" oder "Vorstufen" geben und umgekehrt können auf den "Text" verschiedene spätere " Fassungen" folgen, deren "Vorstufe" er ist. Die syntaktisch-semantische Struktur dieser Varianten vor oder nach unserem "Text" kann von diesem wesentlich verschieden sein: selbst wenn Elemente und Relationen konstant bleiben, kann sich ihre Funktion/Bedeutung in der jeweiligen Gesamtstruktur des "Textes" erheblich verändern. Im Extremfall mögen bei wesentlicher Umstrukturierung des "Textes" dennoch zentrale Bedeutungen konstant bleiben oder umgekehrt durch nur geringe Umstrukturierung zentrale Bedeutungen wesentlich modifiziert sein. Auch hier gilt jedenfalls:

IR 37a: Wissen über frühere oder spätere " Fassungen" eines "Textes" kann am "Text" nachweisbare Bedeutungen weder bestätigen noch widerlegen.

Und analog:

IR 37b: Wissen über andere "Texte" desselben Autors oder anderer Autoren kann am "Text" nachweisbare Bedeutungen weder bestätigen noch widerlegen.

Wir möchten nicht mißverstanden werden: alle diese Komplexe, deren Irrelevanz für die TA wir behauptet haben, können sinnvolle Untersuchungsobjekte darstellen. Nur muß man sich im klaren sein, welche Fragen man eigentlich beantwortet, wenn man diese Komplexe untersucht.

Nehmen wir wiederum die "Intention" des Autors oder des deutenden Rezipienten; wir wollen den Begriff "Intention" dabei im

Sinne von "Bedeutung eines interpretierenden Metatextes von Autor oder Rezipient" verstehen. Evident ist zunächst, daß den Untersuchungen solcher Intention eine heuristische Funktion für die TA zukommen kann: die Metatexte der Autoren/Rezipienten können uns auf übersehene relevante Daten des "Textes" und auf übersehenes relevantes Wissen der Kultur aufmerksam machen; sie können uns zur Bildung neuer interpretatorischer Hypothesen anregen. Doch kann eine solche heuristische Funktion im Grunde von beliebigen Sachverhalten erfüllt werden. Zentral sind Daten über Deutungen von Autoren/Rezipienten hingegen für eine andere Fragestellung. Nämlich für die Rekonstruktion faktisch-historischer Kommunikationssituationen in einer Kultur. In welchem Ausmaß Autorenintention und Textbedeutung übereinstimmen, d. h. einen gemeinsamen Durchschnitt bilden, in welchem Ausmaß die Deutungen verschiedener Rezipienten übereinstimmen, in welchem Ausmaß Rezipientendeutung und Autorendeutung übereinstimmen, in welchem Ausmaß Rezipientendeutung und Textbedeutung übereinstimmen; welche Teilstrukturen des Textes diese Metatexte jeweils berücksichtigen, d. h. welche Klassen von Daten und Sachverhalten sie aus dem Text selegieren; wo und nach welchen Regeln sie dem Text Bedeutungen entziehen oder konnotativ-assoziativ hinzufügen, wo sie den Textdaten vielleicht sogar widersprechen: alles das sind Variable, deren Untersuchung wichtigste Ergebnisse über den jeweiligen kulturellen Umgang mit "Texten", über die kulturellen Kommunikationsstrukturen, über die kulturelle Rolle von "Texten", über den kulturellen Status bestimmter "Text"-Klassen, z. B. also über den jeweiligen Literaturbegriff, schließlich über die kognitiven Strukturen der Subjekte dieser Kultur, d. h. über die Art ihres Denkens und ihrer Argumentation, erbringen kann. Alle diese Untersuchungen sind aber nicht Untersuchungen zur Textbedeutung und können diese, die sie voraussetzen, nicht ersetzen. Als relevanter Vergleichs- und Bezugspunkt der Analyse dieser Variablen "bleibt vielmehr der Rekurs auf die Werkstruktur unerlässlich" (Warning 1975a, S. 17).

Geben wir zum Schluß noch ein hübsches Beispiel, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, Textbedeutung und Autorenintention einander widersprechen. Es entstammt einer Zigarettenwerbung des Jahres 1976. Ein und dieselbe junge Frau ist viermal nebeneinander, in leicht variierten Positionen, abgebildet. Diese vier Manifestationen derselben Person sitzen nebeneinander auf einer Bank in einer parkartigen Umgebung. Über dem Kopf jeder der Manifestationen befindet

sich ein Satz; von links nach rechts gelesen, ergeben diese vier Sätze den Text, der uns interessiert:

- a) Sie hat sich eine Tochter gewünscht.
- b) Sie hat zwei Söhne.
- c) Sie wünscht sich jetzt immer dreißig zu bleiben.
- d) Und raucht . . . (die Marke so und so).

Satz a drückt einen Wunsch zu einem bestimmten Zeitpunkt aus; Satz b drückt aus, daß dieser Wunsch sich nicht erfüllt hat und statt dessen etwas anderes eingetreten ist. Satz c drückt einen zweiten Wunsch zu einem späteren Zeitpunkt, dem der Sprechgegenwart, aus. Dieser Parallelismus baut eine „*ungesättigte*“ Homologie auf: „a : b :: c :?“

Der erste Wunsch hat sich nicht erfüllt; es fragt sich, ob sich der zweite erfüllen wird. Nun ist dieser Wunsch nach kulturellem Wissen ohnedies unerfüllbar: die junge Frau wird wieder enttäuscht werden. An der syntagmatischen Stelle, wo nach der Logik der Homologie nun eine Feststellung erwartbar ist, die die Größe „?“ auffüllt, steht der Satz d. Wir erfahren, daß sie raucht. Nun ist „Rauchen“ nach kulturellem Wissen mit „langer Lebenserwartung“ negativ korreliert, mit „Jungbleiben“ gar nicht oder doch nicht positiv korreliert. Man kann sicher sein, daß auch Wunsch c nicht erfüllt werden wird oder doch nur insofern, als ein früher — etwa durch Rauchen bedingter — Tod die Heldin tatsächlich nicht älter werden läßt. In der Logik des Textes ist d nichts anderes als eine Begründung dafür, warum sich c ebenfalls nicht erfüllen wird: d fungiert als metonymische Substitution, bei der die Wirkung durch ihre Ursache ersetzt ist. Die Wirkung ist aber negativ: „?“ müßte ungefähr mit dem Satze d' „Sie wird nicht dreißig bleiben (oder nur dreißig bleiben, weil sie dank Rauchens früh stirbt)“ äquivalent bzw. durch ihn paraphrasierbar sein. Und das Rauchen der Marke so und so in d erscheint als Ursache für die negative Wirkung d' — so aber war es sicherlich von den Autoren nicht gedacht . . .

3.4 Datenselektion und Datenhierarchisierung bei der "Text"-Analyse: zum Stand der Diskussion über Relevanzkriterien

3.41 "Relevanz": Fußnoten zu einem mißhandelten Begriff

"Relevanz", im Vokabular neuerer deutscher Theoriebildung sicherlich einer der am meisten verbreiteten und beliebtesten Begriffe, hat eine eher konfuse Bedeutung. Nicht nur haben sich viele seiner Benutzer mit solcher Konfusion bequem eingerichtet: für manche Typen von Theoriebildungen scheint sie sogar existenznotwendig. Wir haben nicht vor, den Begriff im folgenden hinreichend zu präzisieren: zu heterogen sind die Kontexte, in denen er verwendet wird, als daß der Versuch viel Freude bereiten könnte. Wir wollen nur auf einige seiner Probleme aufmerksam machen, um seine Verwendung in unserem Kontext deutlicher abzugrenzen.

Nichts ist an sich relevant: "Relevanz" ist ein relativer Begriff, ein Begriff, der eine mehrstellige Relation benennt, nicht ein einstelliges Prädikat. Denn zu sagen, x sei relevant, ist sinnvoll erstens nur, wenn man angibt, für welchen Realitätsbereich y dieses x relevant sein soll. Etwa die Frage nach der Relevanz einer Romananalyse kann ganz verschieden beantwortet werden, wenn verschiedene Bezugssysteme gewählt werden. Sie kann z. B. in verschiedenem Grade relevant sein für verschiedene Teiltheorien etwa der Literaturwissenschaft, so für die Beschreibung der Geschichte einer Gattung "Roman", für die Erzähltheorie, für die Theorie der Interpretation, usw., wobei jede dieser Teiltheorien wiederum unterschiedliche Relevanz für das Gesamtfach haben könnte, und man schließlich auch noch nach der Relevanz des Gesamtfaches im System der Wissenschaften fragen kann. Sie kann zweitens in verschiedenem Grade relevant für andere Wissenschaften, z. B. für Psychologie oder Soziologie, sein. Sie kann drittens nach ihrer — außerwissenschaftlichen — "gesellschaftlichen Relevanz" befragt werden, was auch allen Teiltheorien aller Disziplinen ebenso wie der Disziplin als ganzer zustoßen kann. Freilich ist diese — lange oder noch immer — beliebte "gesellschaftliche Relevanz" selbst ein recht konfuse Konzept. Von einer solchen zu reden, setzt eine Behandlung des Realitätsbereiches "Gesellschaft" als eine nicht untergliederte, unstrukturierte Totalität voraus, denn andernfalls müßten auch innerhalb von "Gesellschaft" Teilbereiche unter-

schieden werden, für die ein und dasselbe Phänomen wiederum jeweils sehr verschiedene Relevanz haben könnte. Doch lassen wir dieses Problem beiseite. Was für einen Bereich "irgendwie relevant" ist, muß es jedenfalls für den anderen keineswegs auch sein.

Zu sagen, x sei relevant, ist sinnvoll zweitens nur, wenn man angibt, bezüglich welchen Relevanzkriteriums z dieses x relevant sein soll. Denn man kann sich bekanntlich bezüglich der Relevanz eines Datums x in einem Bereich y endlos streiten, wenn die Sprecher unterschiedliche ideologische oder wissenschaftliche Positionen einnehmen. So hat z. B. der Biographismus, jene inzwischen fast ausgestorbene literaturwissenschaftliche Richtung, zweifellos den Untersuchungen über die Person des Autors eines literarischen Werks eine ganz andere Relevanz zugeschrieben, als dies etwa das vorliegende Beispiel eines struktural-semiotischen Ansatzes tut. Wenn sich bei der Diskussion der Relevanz eines Datums x herausstellt, daß die Sprecher differierende Relevanzkriterien z_1 und z_2 annehmen, ist es sinnlos, sich weiter über die Relevanz von x zu unterhalten. Das heißt nicht, daß damit das Ende eines rationalen Gesprächs erreicht wäre und eine Verschiedenheit der Positionen als irreduzibel hingenommen werden müßte. Das heißt nur, daß das Gespräch, um weiterhin sinnvoll zu sein, auf eine andere Ebene übergehen muß: es muß eine Ebene gemeinsamer Prinzipien gesucht werden, die eine rationale und vergleichende Diskussion der Kriterien z_1 und z_2 ermöglichen und fundamentaler als z_1 und z_2 sind. Im Falle unseres Beispiels könnten wir etwa versuchen, uns mit dem Vertreter des Biographismus darüber zu einigen, welche Aufgaben sich die Literaturwissenschaft stellen soll und ob die biographischen Daten zur Lösung einer dieser Aufgaben geeignet sind.

Wir können festhalten, daß "Relevanz" eine mindestens dreistellige Relation ist: " x ist (nicht) relevant für einen Bereich y hinsichtlich eines Kriteriums z ". Nun wird man einwenden können, daß die Entscheidung über Relevanz eines Datums jedenfalls in bestimmten Fällen nicht eine binäre, qualitative Entscheidung zwischen ja und nein, sondern eine komparative und quantitative sein wird: in diesem Falle müßten zusätzlich verschiedene Daten derselben Klasse X (x_1, x_2, \dots) verglichen werden. "Relevanz" ist dann eine vierstellige Relation: " x_1 ist relevanter als x_2 für den Bereich y hinsichtlich des Kriteriums z ". Vielleicht kann dieser Fall immer in den anderen umformuliert werden, daß eine Menge Z (z_1, z_2, \dots) verschiedener, aber einander nicht ausschließender und untereinander hierarchisch

geordneter Relevanzkriterien existiert und die geringere Relevanz eines x_1 gegenüber einem x_2 auf die hierarchische Ordnung zwischen einem z_1 , demzufolge x_1 , und einem z_2 , demzufolge x_2 relevant ist, reduziert werden kann. Doch braucht uns das nicht weiter zu interessieren; wichtig ist für uns nur, daß es solche Fälle der *komparativen Relevanz* geben kann.

3.42 Relevanzprobleme im Rahmen der "Text"-Analyse

In unserem Kontext stellt sich eine Relevanzfrage als Problem der Rechtfertigung einer Datenselektion: daß wir bei einem einigermaßen umfänglichen "Text" nur bestimmte Daten und Aspekte bei der Analyse berücksichtigen können, macht die Formulierung heuristischer Kriterien der Auswahl erforderlich. Solche Kriterien sind das methodologische Äquivalent der nicht erreichbaren "Vollständigkeit" der Analyse (vgl. 0.4). Wir verdeutlichen den Status dieser Kriterien durch einige Anmerkungen:

- 1) Die TA muß davon ausgehen, daß alle Daten des "Textes" in bestimmtem Sinne relevant sind; sie muß annehmen, daß sie alle zur Bedeutung der Äußerung beitragen. Wenn wir behaupten, eine von der Analyse berücksichtigte Datenmenge X sei relevant, so bedeutet das nicht, eine andere Datenmenge Y sei nicht relevant: wir behaupten damit äußerstenfalls nur, X sei relevanter als Y. Eine solche Behauptung stellt somit eine Hypothese über eine Relevanzhierarchie innerhalb des gegebenen "Textes" dar. Es handelt sich hier also um den Fall komparativer Relevanz.
- 2) Relevanzkriterien können garantieren, daß die erfaßten Daten relevant sind; Relevanzkriterien können nicht garantieren, daß alle relevanten Daten erfaßt sind.
- 3) Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit — d. h. der Wahrheitswert — einer interpretatorischen Hypothese wird nicht davon tangiert, ob die Daten, auf denen sie basiert, mehr oder weniger relevant als andere Daten desselben "Textes" sind; es sei denn, es handle sich um eine Hypothese, die selbst eine Relevanzbehauptung zum Inhalt hat, d. h. eine solche, die ihrerseits über eine andere Hypothese aussagt, was diese beschreibe, sei (k)eine zentrale Struktur des "Textes": in genau diesem Falle kann die Hypothese durch Anwendung von Relevanzkriterien verifiziert oder

falsifiziert werden. Nicht selten umfaßt die TA explizit oder implizit Hypothesen, die solche (Ir-)Relevanzbehauptungen sind. Nach solchen Relevanzkriterien hat – unter dem Namen der “Dominante” eines Werkes^{47a} – zuerst der russische Formalismus gefragt, der sie freilich, scheint es, nicht hinreichend expliziert hat. In seiner Nachfolge wurde die Frage von den strukturalen Ansätzen – leider auch nur von ihnen – übernommen, wenn auch bei weitem nicht erschöpft. Denn bislang sind nur wenige solcher Kriterien formuliert; auch ist noch kaum eine Hierarchisierung zwischen ihnen vorgenommen worden. Im folgenden referieren wir, mit einigen Ergänzungen, knapp den ungefähren Stand der Überlegungen. Wie bei so vielen wissenschaftlichen Fragen mag im übrigen vielleicht auch hier gelten, daß die Frage falsch gestellt ist: doch kann man das freilich erst merken, wenn man sie zu beantworten sucht – und nicht dadurch, daß man sie ignoriert. In jedem Falle macht sie uns aber wiederum auf interpretatorisch interessante Textstrukturen aufmerksam.

Zunächst müssen wir unterscheiden, worauf die Frage nach der Relevanz von Daten des “Textes” jeweils bezogen ist. Drei Unterscheidungen scheinen wichtig. Erstens kann sich die Frage auf die Relevanz von

1a. textinternen Daten

1b. textexternen Daten

beziehen: wir können ebenso fragen, welche Daten eines “Textes” für seine Bedeutung relevant sind, wie wir in 3.2 gefragt haben, welche kulturellen Propositionen für diese Bedeutung relevant sind. Die zweite Frage haben wir allerdings bislang nur zum Teil behandelt: denn wir haben nur nach der Relevanz kulturellen Wissens für eine bestimmte “Text”-Stelle gefragt. Somit kann sich die Frage zweitens auf die Relevanz von (textinternen oder textexternen) Daten für

2a. eine syntagmatische Stelle des “Textes”

2b. den gesamten “Text”, d. h. die Menge aller seiner Stellen, beziehen; den Punkt 2b müssen wir auch für das kulturelle Wissen noch behandeln. Wir erläutern die Unterscheidung: in einem Kapitel eines Romans mögen z. B. Terme, die ein politisches Verhalten von Figuren klassifizieren, besonders relevant sein, während sie für den Gesamttext nur von untergeordneter Relevanz sind, weil es auf dieser

^{47a} Siehe dazu Striedter 1969 bzw. 1971.

Ebene z. B. primär um Terme geht, die ein erotisches Verhalten klassifizieren. Nun kommt es aber, wie das Beispiel belegt, darauf an, was wir untersuchen wollen; die Frage kann sich daher drittens auf die Relevanz von Daten für

3a. einen "Text"(-teil)

3b. eine systematische Fragestellung

beziehen. Wenn wir etwa unseren hypothetischen Roman oder ein Korpus von Texten unter dem Aspekt der Darstellung politischer Verhaltensweisen untersuchen wollen, dann sind die diesbezüglichen Daten offenbar auch dann relevant, wenn sie im Text bzw. in den Texten selbst nur an einer Stelle oder vielleicht sogar an keiner Stelle besonders relevant sind. Die Frage 3b, bei der textinterne Kriterien im Sinne von 3a mit ganz andersartigen Kriterien verknüpft sind, klammern wir trotz ihrer Wichtigkeit völlig aus. Schon um nicht einen ähnlichen Umfang wie bei den Problemen des kulturellen Wissens wieder zu erreichen, beschränken wir uns auf eine sehr unpräzise Skizzierung einiger Aspekte der anderen Fragen, ohne, wie gesagt, eine Hierarchisierung der Kriterien explizit vorzunehmen.

Auf den Fall *textexterner Relevanzkriterien* dank kultureller Festlegungen gehen wir nicht gesondert ein. Die Kultur des "Textes" kann etwa Propositionen wie "wenn im Bereich A x auftritt, ist x immer relevant", "im Bereich B ist x relevanter als y", "z ist irrelevant für den Bereich C" umfassen. Für solche Propositionen dürfte gelten, was wir für kulturelle Propositionen im allgemeinen ausgeführt haben. Kulturelle Relevanzen drücken sich gern auch, wie man aus der Ethnologie weiß, durch *Über-* bzw. *Unterdifferenzierung* des terminologischen Systems zur Benennung einer Klasse von Sachverhalten aus (Oppitz 1975, S. 172 ff.): wenn eine solche Klasse lexikalisch besonders stark aufgliedert ist, kann man mit einem besonderen Interesse der Kultur an diesem Sachverhalt rechnen.

3.43 Einige elementare Kriterien struktureller Relevanz

3.431 Das Kriterium der Rekurrenz

Das bekannteste Kriterium, das zudem auch auf die eine oder andere Weise den meisten sonstigen Kriterien zugrunde liegen dürfte, ist das der *Rekurrenz*, d. h. des wiederholten Vorkommens bestimmter Größen in einem "Text". "Rekurrenz" spielt, wie man seit langem weiß, auch eine wesentliche Rolle für die semantische Kohärenz von "Tex-

ten" — unter anderen basieren etwa auch Koreferenz und Ana-/Kataphorik auf ihr.

Alles, was wir überhaupt unterscheiden können, kann zugleich auch rekurrent sein, so, im Falle sprachlicher Texte, z. B. Lexeme, lexikalische Klassen, Lexemfolgen, Sätze, Satzfolgen, Relationen zwischen lexikalischen Termen, syntaktische Typen usw. einerseits; semantische Terme (Seme, Merkmale), Klassen semantischer Terme (semische Kategorien, Archiseme usw.), Relationen zwischen (Klassen von) semantischen Termen. Ebenso können sowohl textuelle Propositionen oder Klassen von solchen als auch (faktisch oder potentiell) relevante kulturelle Propositionen oder Klassen von solchen rekurrent sein. Im Falle unseres früheren Hölderlin-Beispiels ist z. B. die Ableitbarkeit komplexer textueller Propositionen rekurrent: dieses Faktum wäre demnach relevant auch dann, wenn jeweils eine der Teilpropositionen aufgrund anderer textueller oder kultureller Propositionen ausgeschlossen werden könnte — auch dann wäre nach Möglichkeit zu interpretieren, daß es zunächst einmal diese Ambiguitäten im Text gibt. Nicht nur textuelle oder kulturelle Propositionen, sondern natürlich auch — auffüllbare oder nicht auffüllbare — (Klassen von) Nullpositionen können rekurrieren, indem der "Text" z. B. immer wieder bezüglich ganz bestimmter Klassen möglicher Spezifizierungen Leerstellen aufweist. Natürlich können nicht nur solche lexikalisch-semantischen Phänomene, sondern auch "formale" Ordnungen wie z. B. metrische, strophliche, usw. Formen rekurrent sein.

Wir haben bislang nur Beispiele relativ elementarer "Text"-Einheiten genannt: Analoges gilt aber auch von Teilstrukturen höherer Ordnung, die auf mehreren lexikalischen oder semantischen Termen bzw. auf mehreren Propositionen beruhen. So können z. B. Typen der Gliederung des Textes, etwa in Absätze, Kapitel, usw., in Szenen, Akte usw. oder in sonstige Einheiten, Typen des Aufbaus bzw. der Organisation von Gesprächen, Handlungen, Beschreibungen, usw., Formen der Einführung von Figuren, von Räumen, von Informationen sonstiger Art immer wieder auftreten. So können sich z. B. auch (Klassen von) Figuren, Relationen von Figuren(-klassen), Klassen von Handlungen oder Ereignissen wiederholen: Figuren können im "Text" wiederkehren oder nicht; sie können aufgrund ähnlicher Merkmale Gruppen bilden oder nicht; Handlungen bzw. Ereignisse können, immer durch dieselbe Figur getragen oder auf verschiedene Figuren verteilt, im Text mehrfach belegt sein. So mag etwa eine Figur in allen ihren simultanen oder sukzessiven Liebesbeziehungen immer

eifersüchtig sein; so mögen alle vorkommenden Liebenden ihren Partner mit Eifersucht plagen. Unser Raum erlaubt es leider nicht, alle genannten Fälle durch Beispiele zu illustrieren, doch müßte das Kriterium wenigstens prinzipiell einleuchtend sein: *was ein "Text" wiederholt, ob es sich um Größen seiner "Oberfläche" oder um abstrahierbare Größen seiner "Tiefenstruktur" handelt, wird vom "Text" als wichtig gesetzt.*

Rekurrenz ist nun ein quantitatives Phänomen: wie oft ein Lexem auftritt, wie oft eine kulturelle Proposition faktisch oder potentiell relevant ist, usw., kann abgezählt und durch einen numerischen Wert ausgedrückt werden. Das macht freilich einige Erläuterungen erforderlich, um Mißverständnisse zu vermeiden. Nehmen wir erstens an, ein Text weise auf der metrischen Ebene 50 Enjambements, auf der lexikalisch-semantischen 15 Belege für "Liebe"/"Lieben" auf: man kann schlecht folgern, im Text seien Enjambements wichtiger als der Komplex "Liebe". Generalisiert: *nur Phänomene derselben "Ebene" sind bezüglich ihrer Relevanz vergleichbar.* Das bedeutet nicht, daß nicht die verschiedenen "Ebenen" ihrerseits jeweils verschiedene Relevanz für den je gegebenen "Text" haben könnten.

Nehmen wir nun zweitens an, ein Text weise 15 Belege von "Liebe"/"Lieben", 12 von "schnelle Bewegung", 10 von "oben" und 5 von "unten" auf: zwei Probleme ergeben sich unmittelbar. Erstens: wie oft muß ein Term überhaupt belegt sein, um aufgrund seiner Rekurrenz relevant zu sein? Die Antwort hängt offenbar von mindestens zwei Faktoren ab. Zunächst vom *Umfang des "Textes" bzw. der "Text"-Stelle*: je geringer er ist, desto geringer ist notwendig die Anzahl der maximal möglichen Belege. Dann von der *spezifischen Struktur des "Textes" bzw. der Stelle*: je geringer bzw. höher der maximale numerische Wert der Rekurrenz von Termen einer bestimmten Ebene überhaupt ist, desto geringer bzw. höher ist die erforderliche Anzahl von Belegen, damit ein anderer Term ähnlich oder weniger relevant ist als der, der den maximalen Wert erreicht. Denken wir uns etwa zwei kurze Texte, z. B. Sonette: das eine mag dadurch charakterisiert sein, daß bestimmte Terme sehr stark rekurrent sind, das andere dadurch, daß kein Term quantitativ gut belegt ist. Zweitens: ist ein Term schon mit 12 oder erst mit 10 oder gar erst mit nur 5 Belegen weniger relevant als ein Term mit 15 Belegen, wenn wir einmal annehmen, 15 sei der maximale numerische Wert von Rekurrenz in diesem Text? Wenn wir einstweilen davon absehen, daß es auch andere Relevanzkriterien gibt, werden wir zugeben müssen, daß

es sich um eine Frage "intuitiver Abschätzung", d. h. um eine Variable handelt, die von anderen — derzeit schon oder noch nicht explizierbaren — Kriterien abhängt; von welchen sie freilich abhängt, wagen wir im Moment nicht festzulegen.

Trotz dieser Probleme ist "Rekurrenz" gleichwohl ein praktikables Kriterium: denn es sagt nur, was — relativ zu bestimmten maximalen numerischen Werten der Rekurrenz im jeweiligen "Text" — in jedem Falle relevant ist, womit nicht behauptet wird, daß etwas, was weniger belegt sei, auch weniger relevant sein müsse. Je detaillierter wir den "Text" analysieren, desto mehr Daten beziehen wir ohnedies ein, auch wenn sie quantitativ weniger stark repräsentiert sind. Also: *alles, was, relativ zur Struktur, rekurrent im erläuterten Sinne ist, ist auch relevant; daraus folgt aber nicht, daß etwas, was vielleicht nur ein einziges Mal auftritt, weniger oder gar nicht relevant wäre.* Damit ist freilich impliziert, daß es weitere und andersartige Relevanzkriterien geben muß, die zur Not auch Nicht-Rekurrenz wettmachen können. Je umfänglicher freilich der "Text" ist, desto wichtiger wird zugleich auch das Kriterium der Rekurrenz: ein Roman von 500 Seiten erlaubt im Prinzip extreme numerische Differenzen in der Häufigkeit von Termen; und wenn er davon keinen Gebrauch macht, ist das, wie gesagt, seinerseits interpretierbar.

Relevant für eine bestimmte syntagmatische Stelle bzw. den ganzen "Text" ist jedenfalls, was — in diesem relativen Sinne — jeweils rekurrent ist. Ob etwas für eine bestimmte Stelle, eine Menge von Stellen, die Menge aller Stellen relevant ist, ist jeweils wiederum interpretierbar. Wenn — z. B. — am Textanfang nur "Tod", in der Textmitte nur "Liebe", am Textende "Liebe" und "Tod" rekurrent sind, dann hat diese Distribution der Rekurrenz offenbar etwas mit der Textbedeutung zu tun.

In unserem früher konstruierten Beispiel ist "oben" 10 mal, "unten" nur 5 mal belegt: doch teilen beide eine semische Kategorie (umschreibbar als: "Situierung auf einer vertikalen räumlichen Achse"), die ihrerseits ebenfalls 15 mal belegt ist. Auch hier wäre zu fragen, ob die ungleiche Verteilung der beiden oppositionellen Manifestationen der Kategorie interpretierbar ist. Es ist z. B. denkbar, daß alle Belege des einen der beiden Terme an einer bestimmten Stelle gehäuft sind, während die Belege des anderen über mehrere oder gar alle Stellen gestreut sind. Ob ein (aufgrund von Rekurrenz oder irgendeines anderen Kriteriums) relevanter Term nur für bestimmte oder für viele Stellen relevant ist, ob ein relevanter Term an der "Text-

oberfläche" durch verschiedene Lexeme oder immer durch dasselbe Lexem besetzt ist, ob er direkt an der "Textoberfläche" selbst auftritt oder nur aus ihr ableitbar ist, ob eine relevante Klasse nur durch eines ihrer möglichen Glieder, ob durch mehrere, ob durch alle repräsentiert ist, ob eine relevante Klasse als "unterdifferenziert" erscheint, indem unterscheidbare Fälle nicht unterschieden werden, oder als "überdifferenziert", indem sie in mehr Glieder zerlegt ist, als man sonst unterscheidet: all das sind Daten, die weitere interpretatorische Folgerungen erlauben.

3.432 Funktionen verschiedenen Grades

3.4321 Der Begriff der semantischen Funktion

Obwohl das Kriterium der Rekurrenz auf unterschiedlichste Phänomene des "Textes" und auf "Text"-Segmente verschiedensten Umfangs anwendbar ist, reicht es allein doch nicht aus. Denn erstens mag etwas z. B. relativ zum Standard der Rekurrenz im jeweiligen "Text" nicht häufig genug belegt sein oder vielleicht gar nur ein einziges Mal auftreten, zweitens kann z. B. eine semantische Klasse relevant sein, weil sie von vielen verschiedenen Termen repräsentiert wird, die ihrerseits aber nicht oder doch nicht hinreichend rekurrent sind. Aus der Relevanz einer solchen Klasse folgt aber nicht die ihrer Glieder: aus der Relevanz der gemeinsamen Merkmale etwa zweier Lexeme folgt nicht die Relevanz ihrer differierenden Merkmale. Für solche Fälle wollen wir das Kriterium der Funktionalisierung einführen: *ein Term einer beliebigen Stelle S_n ist relevant an einer Stelle S_x , wenn er an dieser Stelle funktionalisiert wird. Funktionalisierung kann also erstens Rekurrenz ersetzen.* (Damit freilich der funktionalisierte Term über diese Stelle hinaus relevant ist, muß irgendein weiteres Kriterium diese Extrapolation rechtfertigen — ein solches Kriterium basiert aber mindestens indirekt auf Rekurrenz.) Funktionalisierung kann zweitens Rekurrenz begleiten: rekurrente wie nicht rekurrente Terme können funktionalisiert oder nicht funktionalisiert sein. Mit dem Begriff der Funktionalisierung, der auch in anderen Kontexten schon wichtig wurde, so etwa, um potentiell relevantes kulturelles Wissen zu (sekundär) faktisch relevantem zu machen, haben wir uns freilich, wie sich schnell erwies, ein reichlich schwieriges Problem eingehandelt, das wir hier sicher nur partiell lösen können.

Wir werden zunächst den Begriff der Funktion, den wir in 0.5 allgemein eingeführt haben, in seiner speziellen Verwendung in unserem Kontext am Beispiel sprachlicher Phänomene erläutern. Wir unterscheiden die Funktion eines Terms in einem Text zunächst von seiner Bedeutung, und zwar sowohl von seiner sprachlichen Bedeutung, d. h. der Menge semantischer Terme/Merkmale, die ihm schon das Sprachsystem zuordnet, als auch von seiner kontextuellen Bedeutung, d. h. der Menge semantischer Terme/Merkmale, die ihm erst der Text zusätzlich zuordnet. Ohne diese Unterscheidung wären "Funktion" und "Bedeutung" synonym: jeder sprachliche Term hätte auch eine Funktion, da er eine Bedeutung hat. Wir spezifizieren "semantische Funktion" also wie folgt:

(Semantische) Funktion = Die (Teil-)Menge der (durch das verwendete Zeichensystem oder durch die Kultur vorgegebenen oder kontextuell zugeordneten) Bedeutungen/Merkmale eines Terms in einem "Text", deren Glieder in diesem "Text" für mindestens eine Stelle jeweils nachweisbar relevant sind.

Nur falls alle Bedeutungen/Merkmale in diesem "Text" irgendwo relevant sind, haben also "Bedeutung" und "Funktion" dieselbe Extension; sie sind aber dennoch nicht synonym, da sie nicht dieselbe Intension haben, insofern Funktionalität die Erfüllung der Zusatzbedingung der Relevanz für die jeweilige Bedeutung verlangt. Es ist dabei gleichgültig, welches Relevanzkriterium erfüllt wird — ob es das der Rekurrenz oder eines der weiteren Kriterien, wie z. B. das der Funktionalisierung, ist, die wir erst noch einführen müssen.

Wenn wir also nach der Funktion eines Terms fragen, müssen wir — bewußt oder unbewußt, explizit oder implizit — zunächst die Menge der ihm sprachlich, kulturell, textuell zugeordneten semantischen Terme rekonstruieren und anschließend deren jeweilige (Nicht-)Relevanz feststellen können. Wir erläutern grob den ersten Schritt:

IR 38: Eine Reihe möglicher Operationen zur Rekonstruktion der Merkmale, die einem "Text"-Term zugeordnet sind, bietet die Beantwortung der folgenden Fragen an:

- a) Welche möglichen Bedeutungen/Merkmale kann der Term im verwendeten Zeichensystem haben?
- b) Welche anderen Terme ordnet der "Text" dem Term als Prädikate zu bzw. welchen anderen Termen wird der Term selbst als Prädikat zugeordnet? Mit welchen anderen Termen wird er überhaupt auf welche Weise explizit korreliert?

- c) Welche anderen Terme treten (immer) zusammen mit dem Term, d. h. im selben Kontext, also an derselben Stelle oder im selben rekonstruierbaren logischen oder chronologischen Zusammenhang auf? (*Kookkurrenz* von Termen). Welche anderen Terme treten nicht (bzw. nie) zusammen mit dem Term im selben Kontext auf? (*Alternanz* von Termen/*komplementäre Distribution* von Termen).
- d) Welche anderen Terme gehen dem Term (immer) in der syntagmatischen Folge oder in einer rekonstruierbaren logischen oder chronologischen Ordnung voraus? Welche anderen Terme folgen (immer) auf ihn?
- e) Welche möglichen Bedeutungen/Merkmale haben solche anderen Terme im verwendeten Zeichensystem? (Anwendung von a auf b, c, d)
- f) In welche logisch-semantischen Relationen setzt der "Text" den Term zu solchen anderen Termen, wie sie in b, c, d, e vorkommen?
- g) Welche kontextuell bedingten Bedeutungen/Merkmale des Terms lassen sich aus den Antworten auf diese Fragen b-f folgern? In welchen Relationen stehen die verschiedenen Bedeutungen/Merkmale des Terms untereinander? Welche Bedeutungen/Merkmale lassen sich wiederum daraus folgern? Usw.

Daß dieser Katalog vollständig ist, darf bezweifelt werden; immerhin ist er vielleicht nützlich, obwohl alle genannten Operationen weiter zerlegt und präzisiert werden könnten und müßten. Nicht alle dieser Fragen sind im übrigen auf alle "Texte" anwendbar. Ihre Anwendbarkeit ist eine Variable, die von der spezifischen Struktur des "Textes" und von der Art des Zeichensystems, dessen er sich bedient, abhängt.

Wir kommentieren knapp einige dieser Fragen:

Zu a) Zunächst sind alle möglichen Bedeutungen/Merkmale eines Terms festzustellen, d. h. selbst solche, die auf den ersten Blick für diesen "Text" bzw. diese Stelle nicht in Frage zu kommen scheinen. Denn selbst wenn sich erweisen sollte, daß der "Text" bestimmte von ihnen nicht verwendet, sind sie doch verfügbare Konnotationen, die auf andere Weise eine Rolle spielen können. Ein konstruiertes Beispiel: wenn ein Term x die Bedeutungen a und b haben kann und die Stelle, an der x auftritt, nur a verwendet, dann ist es doch möglich, daß b an anderer Stelle durch einen anderen Term bzw. eine Termbkombination y ausgedrückt wird. Da der sprachkompetente Rezipient

aber weiß, daß b eine mögliche Bedeutung von x ist, stellt sich damit für ihn eine Korrelation von x und y her, aus der eventuell weitere Folgerungen gezogen werden können.

Zu c) Es ist, um daran zu erinnern, gleichgültig, um welche Art von Termen es sich handelt, ob es etwa Lexeme, Figuren, Ereignisse usw. sind. Ein Beispiel für Kookkurrenz: in Wassermanns "Der Fall Maurizius" (1928) wird ein halbwüchsiger Junge mit der Frage konfrontiert, ob ein gewisser Maurizius, dessen Verurteilung der Vater des Jungen als Staatsanwalt durchgesetzt hat, zu recht verurteilt ist. Die Eltern des Jungen sind seit langem geschieden; er lebt beim Vater und kennt seine Mutter fast nicht. In Kontexten, in denen die Frage nach der Berechtigung dieser Verurteilung auftritt, kommt nun sehr oft auch die Frage nach der Mutter, als Frage nach ihrem Wesen, ihrem Aufenthalt, usw., vor: wenn schließlich der Sohn am Schluß dem Vater mit der erwiesenen Unschuld des Maurizius gegenübertritt, worauf der Vater in Wahnsinn verfällt und abtransportiert wird, läßt er zugleich auch seine Mutter holen. Deutlich werden also zwei heterogene Klassen von Sachverhalten im Text korreliert, ob diese Korrelation nun entscheidbar ist oder nicht. Auch Alternanz/komplementäre Distribution von Termen stellt natürlich eine solche Korrelation zwischen den betroffenen Termen her, die nach Möglichkeit zu spezifizieren ist. Es mag z. B. sein, daß zwei Figuren nie zusammen auftreten. Auch Terme verschiedener Art können auf diese Weise alternieren: so gilt z. B. in Goethezeitromanen, daß der Held, sobald und solange er nach "Bildung" strebt, nie eine definitive, dauernde Liebesbeziehung gleichzeitig unterhält.

Zu d) Als Beispiele: wenn der Held eines Goethezeitromans in Gefahr kommt, eine inzestuöse Liebesbeziehung einzugehen, hat in der Elterngeneration immer ein Vergehen gegen eine moralische Norm stattgefunden; wenn ein solcher Held sich in der Nacht bei Gewitter in einem Walde befindet, folgt immer ein bedrohliches oder unheimliches Ereignis.

Wir führen diese Serie von Operationen aus Raumgründen nicht an einem Beispiel vor. Der zweite Schritt, der Nachweis der Erfüllung irgendeines Relevanzkriteriums durch die eruierten Bedeutungen, dürfte auch ohne Spezifizierung der erforderlichen Operationen vorstellbar sein, da die jeweiligen Kriterien die je zu stellende Frage ja beinhalten. Wie beim ersten Schritt – sofern es um die kontextuell bedingten Bedeutungen geht – gilt auch beim zweiten, daß der Term mit anderen Termen des "Textes" verglichen werden muß; nur brau-

chen natürlich die jeweiligen Mengen von Vergleichstermen keineswegs bei beiden Fragen identisch zu sein.

Die Frage nach der Bedeutung bzw. Funktion kann für beliebige Klassen von Termen, für Elemente, Relationen, Strukturen, für Lexeme, für Figuren, für Motive, für ganze Handlungsabläufe, für Gliederungseinheiten, für syntaktische Strukturen, für metrische Schemata usw. gestellt werden. Lassen sich hinreichend viele Bedeutungen eines Terms finden, die zugleich nachweisbar relevant sind, ist der Term im Extremfall — im Sinne von 2.322 — (über-)determiniert. Mindestens gilt:

IR 39: Wenn einem Term eine Bedeutung/Funktion zugeordnet werden konnte, ist zu fragen, warum diese Bedeutung/Funktion gerade durch diesen und keinen anderen Term besetzt ist, d. h. welche weiteren Bedeutungen/Funktionen dieser Term in diesem "Text" evtl. aufweist bzw. erfüllt.

Bei sprachlichen Termen kann sich herausstellen, daß sie zwar eine Bedeutung, aber keine textuelle Funktion haben; nicht-sprachliche Terme können theoretisch sogar bedeutungslos sein. In solchen Fällen kann dann wiederum gefragt werden, ob sich nicht dem Fehlen einer Bedeutung/Funktion seinerseits eine Bedeutung/Funktion zuordnen läßt. Umgekehrt gilt aber auch, daß für jede nachgewiesene Bedeutung/Funktion ihrerseits wiederum die Frage nach ihrer (sekundären) Bedeutung/Funktion gestellt werden kann: diese Operation kann im Prinzip beliebig oft wiederholt werden. Halten wir fest:

IR 40a: Es gibt keine "selbstverständlichen" Terme im "Text": für jeden Term kann nach seiner Bedeutung/Funktion gefragt werden.

IR 40b: Fehlen von Bedeutung/Funktion eines Terms gibt Anlaß zur Frage nach Bedeutung/Funktion dieses Fehlens.

IR 40c: Die Frage nach Bedeutung/Funktion y eines Terms x ist eine rekursive Operation: wenn dem x ein y zugeordnet werden kann, dann kann für y die Frage erneut gestellt werden; auf deren Ergebnis z ist sie wiederum anwendbar, usw.

IR 40d: Ein logisches Ende hat der rekursive Prozeß der Bedeutungs-/Funktionsrekonstruktion erst dann, wenn es aufgrund der "Text"-Struktur keine Antworten auf die Frage mehr gibt. (Faktisch wird man freilich mit der Frage oft sehr viel früher scheitern.)

IR 40e: Es gibt im Prinzip keine Bedeutungen, die als "letzte" Bedeutungseinheiten, als definitive und befriedigende, als selbst keiner weiteren Interpretation mehr bedürftige, als an sich "sinnvolle", gelten können. (Natürlich kann es in jeder Kultur Klassen von Bedeutungen geben, die diese Kultur als solche "letzten" Bedeutungen betrachtet.)

Mit der letzten Regel, die im Grunde aus den vorangehenden resultiert, lehnen wir eine Position ab, die ein Theoretiker der Hermeneutik wie folgt formuliert hat: "Die Sinngebilde, denen wir in den Geisteswissenschaften begegnen, mögen uns noch so fremd und unverständlich gegenüberstehen – sie lassen sich auf letzte Einheiten des im Bewußtsein Gegebenen zurückführen, die selber nichts Fremdes, Gegenständliches, Deutungsbedürftiges mehr enthalten. Es sind die Erlebniseinheiten, die selber Sinneinheiten sind."⁴⁸

Einen derartigen Konsens über die menschliche Relevanz von "Text"-Bedeutungen, wie ihn dieser Autor als anthropologisch-universal postuliert, gibt es freilich nicht einmal innerhalb auch nur einer Kultur, falls diese, wie die unsere, halbwegs komplex ist, geschweige denn gar als Invariante mehrerer Kulturen – solche invarianten Bedeutungen von allgemeinem Interesse sind bestenfalls Trivialitäten; so stellt z. B. die Interpretation des Themas "Tod" oder die Regelung der Sexualität sicherlich ein solches invariantes Interesse dar. Was aber z. B. einem Existenzialisten und einem Marxisten als solche letzten Bedeutungseinheiten erscheint, dürfte nicht wenig differieren. Es geht aber nicht darum, Bedeutungen herauszufinden, die den Interpreten beglücken und befriedigen, – zu rekonstruieren sind vielmehr die vom Text als relevant gesetzten Bedeutungen, ob sie uns nun befriedigen oder nicht. Das zitierte Postulat führt notwendig dazu, daß man die Analyse eines Terms abbricht, sobald man ihm einen semantischen Term zuordnen kann, den man als derartige selbstverständliche Sinneinheit klassifizieren zu können glaubt. So waren viele Interpreten sichtlich zufrieden, wenn sie etwa zu dem Ergebnis kamen, eine Textstelle thematisiere das Problem "menschliche Entfremdung in der Industriegesellschaft" oder das Problem "Bildung des Menschen" usw., und brachen daraufhin die Analyse ab, ohne weiter zu fragen, ob das je thematisierte Problem nicht vielleicht selbst Träger einer weiteren Bedeutung/Funktion wäre. Interpretationsergebnisse des

⁴⁸ Aus H. G. Gadamer – zitiert nach Wünsch 1975, S. 50.

genannten Typs mögen für den jeweiligen Text ebenso richtig wie relevant sein: daraus folgt nicht, daß sie letzte und irreduzible Ergebnisse sein müssen, wenngleich sie es sein können. Wohin dieses hermeneutische Theorem führt, belegt ein einfaches Beispiel aus der französischen Literatur des 19. Jhdts, in der, wie man weiß, mit einiger Häufigkeit das Thema "Ehebruch" auftritt. Noch kaum jemand⁴⁹ scheint tatsächlich nach der Funktion dieses Terms in diesen Texten gefragt zu haben. Denn etwa zu argumentieren, die Texte bildeten — was immer das nun heißen mag — eine soziale Realität ab, zu der eben auch der Ehebruch gehöre, ist schon deshalb keine ernst zu nehmende Antwort auf die Frage, weil es viele andere — nicht weniger reale und nicht weniger sozial relevante — Sachverhalte in der Praxis dieser Kultur gibt, die von diesen Texten nicht dargestellt werden: ein Argument dieser Art ist eine typische Pseudo-Erklärung bzw. -Interpretation.

Doch haben wir dieses Problem nicht nur um einer — fürwahr leichten — Polemik willen eingeführt: es macht auf Unterschiede zwischen verschiedenen Klassen von möglichen "Text"-Bedeutungen aufmerksam. Nicht alle Bedeutungen haben für die "Text"-Benutzer der jeweiligen Kultur denselben Status und sind in derselben Weise interessant und befriedigend. Ein Analyseergebnis wie z. B. die Aussage, der Text gliedere die dargestellte Realität in zwei oppositionelle Räume "oben vs unten", mag noch so richtig sein: es wird die wenigsten Leser in unserer Kultur befriedigen. Es gibt also Abstufungen zwischen Klassen von Bedeutungen; mit manchen gibt man sich eher zufrieden als mit anderen. Sofern freilich diese anderen im "Text" relevant sind, hat die TA sie festzustellen, mögen sie kulturell als noch so unbefriedigend gelten, noch so wenig sinnvoll scheinen: jedenfalls dann, wenn die TA den "Text" analysieren und nicht nur die Bewußtseinsinhalte der Kulturteilnehmer befriedigen will. Umgekehrt sind noch so "befriedigende", als "sinnvoll" akzeptierte Bedeutungen dennoch auf ihre eventuellen Funktionen zu befragen. Wir halten fest:

IR 41: Die TA hat — im Idealfalle — alle (aufgrund irgendeines Kriteriums) relevanten "Text"-Daten auch dann zu konstatieren, wenn ihnen keine Bedeutung/Funktion zugeordnet werden kann.

⁴⁹ Hervorzuhebende Ausnahme: Girard 1961 — selbst übrigens eine dem Strukturalismus nahestehende Arbeit.

3.4322 Funktionalisierung/Semantisierung – Nicht-Funktionalisierung – Neutralisierung

Mit "*Funktionalisierung*" wollen wir nun den Fall bezeichnen, daß ein Merkmal eines (lexikalischen) Terms (bzw. ein solcher Term selbst – vgl. dazu weiter unten), ob selbst durch Rekurrenz relevant oder nicht, seinerseits eine Funktion erfüllt, d. h. irgendwelche Folgen im Bedeutungssystem des "Textes" hat und als Voraussetzung anderer Terme fungiert. Der Zusatz, von Funktionalisierung auch bei lexikalischen Termen selbst zu sprechen, muß deshalb eingeführt werden, weil Terme, die in einem "Text" als semantische fungieren, auch an der "Text"-Oberfläche als lexikalische auftreten können. So hätte etwa das Lexem "Schwein" das Merkmal "tierisch"; aber dieses Merkmal kann – in einem anderen oder in demselben Text – genauso gut als lexikalischer Term "tierisch" auftreten. (Das Problem resultiert u. a. daraus, daß wir zur Beschreibung semantischer Sachverhalte einer Sprache diese Sprache selbst verwenden. Vgl. 2.122.) Van Dijk 1969 hat übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß es ein Indiz möglicher Relevanz ist, wenn ein semantischer Term eines Textes oder ein zu diesem oppositioneller Term zugleich auch irgendwo als lexikalischer Term an der Textoberfläche auftritt.

Da die Umschreibung von "Funktionalisierung", die wir oben gegeben haben, reichlich unpräzise ist, spezifizieren wir sie durch Aufzählung wenigstens einiger der möglichen Fälle, von denen wir freilich wiederum nur den ersten hinreichend präzise formulieren können. Er ist übrigens von einiger Wichtigkeit, da er u. a. den Fall potentiell relevanten kulturellen Wissens umfaßt. "Funktionalisierung" ist jedenfalls ein Spezialfall von Funktionalität im allgemeinen – eine Funktionalität zweiten Grades.

A'. Eine textuelle oder (potentiell relevante) kulturelle Proposition p_y einer beliebigen syntagmatischen Stelle S_y ist *funktionalisiert bezüglich einer textuellen Proposition p_x einer Stelle S_x* , wenn sich p_x als logische Folgerung aus einer Menge von Propositionen, die der "Text" tatsächlich impliziert bzw. als kulturelles Wissen voraussetzt, darstellen/auffassen/beschreiben läßt und wenn p_y zu dieser Menge der Prämissen von p_x gehört.

Die Definition ist nur scheinbar kompliziert. Bevor wir sie am Beispiel erläutern, sind einige Anmerkungen wohl angebracht. S_y kann mit S_x identisch oder nicht identisch sein; im zweiten Falle kann S_y ,

falls es sich um einen "Text" mit syntagmatischem Nacheinander handelt, vor oder nach S_x liegen. Denn p_y gehört zwar zu den Daten, die p_x "erklären"/"verständlich machen": aber diese Daten können natürlich, gänzlich oder teilweise, auch an einer späteren Stelle als S_x eingeführt werden. Wir haben in der Definition von Propositionen, nicht von Termen gesprochen, da logische Folgerungsbeziehungen natürlich nur zwischen Sätzen, nicht zwischen einzelnen Ausdrücken, bestehen können. Aber die Propositionen bestehen ihrerseits aus Termen, und wir brauchen somit, um die Funktionalisierung der Merkmale eines Terms gemäß A' festzustellen, nur die Proposition in ihre Terme zu zerlegen und zu fragen, welche Merkmale der Terme in p_y denn tatsächlich für die Folgerung eine Rolle spielen. Die Merkmale eines solchen Terms können in ihrer Gesamtheit, aber ebenso auch nur zum Teil funktionalisiert sein: wir können demnach von partieller oder totaler Funktionalisierung des Terms sprechen. Die textuelle Proposition p_x kann – muß aber nicht – ihrerseits wiederum funktionalisiert sein.

Denken wir uns als Beispiel einen Text, für den gilt:

- (35a) Ein Kind namens Hans versucht aus irgendwelchen Gründen, französisch zu lernen. Diese Menge von Prämissen, die der Text setzt, fassen wir zwecks Vereinfachung als p_1 zusammen.
- (35b) Aus einer beliebigen Textstelle S_x kann die Proposition p_2 "Hans lernte binnen kurzem französisch" abgeleitet werden.
- (35c) Eine Proposition p_3 "(Alle) Kinder lernen schnell Fremdsprachen" kann aus einer Stelle S_y abgeleitet werden oder ist eine kulturelle Proposition, die in diesem Falle potentiell relevant ist, da Hans ein Kind ist und eine Fremdsprache zu lernen versucht.

Dann ist p_3 funktionalisiert: p_3 erklärt, warum Hans sein Projekt in p_1 auf die in p_2 beschriebene Weise realisieren kann. Aus p_1 und p_3 läßt sich p_2 folgern: $(p_1 + p_3) \rightarrow p_2$; p_3 gehört also zur Menge der Prämissen, als deren Folgerung sich p_2 auffassen läßt. Ohne p_3 bliebe ungeklärt, wieso p_2 gilt: die Behauptung p_2 wäre unmotiviert, d. h. die Gründe für p_2 wären eine Nullposition der Äußerung. Solche Verkettungen, wie sie A' beschreibt, sind jedenfalls von einiger Wichtigkeit (wir werden darauf auch in "SET" zurückkommen). Denken wir uns als zweites Beispiel etwa eine Dorfgeschichte des 19. Jhdts, in der u. a. die folgenden textuellen Propositionen gelten:

- (36a) Der Bauer A besitzt zwei Kühe.

- (36b) Der Bauer B besitzt 50 Hektar fruchtbares Land.
- (36c) B hat eine Tochter C.
- (36d) A und C lieben sich.
- (36e) A hält bei B um die Hand von C an.
- (36f) B lehnt diese Werbung ab.
- (36g) B beschimpft A in seiner Antwort.
- (36h) B läßt nach seiner Antwort A durch seine Knechte vom Hofe jagen.

(Den weiteren Fortgang der Geschichte mag sich der Leser nach Belieben ausmalen.) Wenn etwa die Informationen a und b nicht wenigstens rekurrent sind, scheinen sie in diesem Text nicht relevant, es sei denn, sie wären auf irgendeine Weise, partiell oder total, funktionalisiert. Nehmen wir nun als potentiell relevante kulturelle Propositionen an:

(36i) Wer weniger als 10 Stück Vieh besitzt, ist ein armer Bauer.

(36j) Wer 50 Hektar fruchtbares Land besitzt, ist ein reicher Bauer.

Aus a und i bzw. aus b und j folgen dann die objektiven Konnotationen

(36k) A ist arm.

(36l) B ist reich.

Falls nun k (l) aus dem Text selbst ableitbar ist, dann sind a und i (b und j) bezüglich k (l) funktionalisiert, da aus ihnen die textuelle Proposition k (l) folgt. Ob k (bzw. l) seinerseits funktionalisiert ist, ist in diesem Falle gleichgültig. Falls hingegen k (l) im Text selbst nicht belegt ist, stellt es nur eine objektive Konnotation dar: sofern k (l) nicht seinerseits funktionalisiert wird, ist i (j) nur potentiell relevant. *Eine potentiell relevante kulturelle Proposition ist also dann funktionalisiert, d. h. sekundär faktisch relevant, wenn die Folgerung, die mit ihrer Hilfe aus einer textuellen Proposition gezogen werden kann, selbst eine textuelle Proposition ist oder, falls sie das nicht ist, ihrerseits wiederum funktionalisiert wird.*

Die Sätze k und l, ob sie nun textuelle Propositionen oder objektive Konnotationen sind, können jedenfalls ihrerseits funktionalisiert werden, indem sie zur Menge der Prämissen einer Folgerung gehören, deren Ergebnis eine textuelle Proposition ist. Nehmen wir etwa die folgende (textuelle oder kulturelle) Proposition an:

(36m) Reiche Bauern geben ihre Töchter niemals armen Bauern.

Dann folgt aus e, k, l, m schließlich f: diese Propositionen sind also bezüglich f funktionalisiert, da sie erklären, warum B sich so verhält, wie es f beschreibt. Durch diese Folgerungskette werden freilich die

Verhaltensweisen g und h nicht erklärt: ihre Motivation bleibt insofern eine Nullposition.

Welche und wieviele Merkmale eines Terms jeweils funktionalisiert sind, ist, sagten wir, variabel. So wird etwa das dem A in a zugeschriebene Prädikat "besitzt zwei Kühe" nur partiell funktionalisiert, da bei der Folgerung von k aus a und i nicht alle Merkmale dieses Terms argumentativ verwendet bzw. benötigt werden. Dieselbe Folgerung könnte auch gezogen werden, wenn A z. B. 4 oder 9 Kühe besäße oder wenn es sich um Ochsen statt um Kühe handelte: weder die numerische Anzahl, sofern sie nur kleiner als 10 ist, noch die genaue Art des Viehs sind also funktionalisiert.

Damit dürfte A' hinreichend illustriert sein, wenngleich die beiden Beispiele insofern einseitig waren, als es sich immer um Figuren und deren Prädikate handelte; Analoges gilt natürlich auch für andersartige Terme. Ein Term ist jedenfalls im Sinne von A' insoweit funktionalisiert, als seine Merkmale, die Klassen, denen er angehört, Verständnissvoraussetzungen für einen anderen Term darstellen. Es ist dabei – und im folgenden – gleichgültig, ob diese semantischen Klassen/Merkmale mit dem Term schon aufgrund der bloßen Sprachkenntnis oder eines kulturellen Wissens verknüpft sind oder ob sie ihm erst vom "Text" selbst zugeordnet werden. Wir halten zwei weitere Fälle fest, die freilich nicht so befriedigend formuliert sind:

A". Das Signifikat x eines Terms bzw. eines seiner Merkmale x' , x'' , ... ist *funktionalisiert bezüglich eines Terms y*, wenn y dem x bzw. x' , x'' , ... so zugeordnet ist, daß mit dem Auftreten von x bzw. x' , x'' , ... auch y auftritt und daß diese Korrelation nicht trivial ist, d. h. y nicht selbst schon zu den Merkmalen von x im "Text" gehört.

(Natürlich kann diese Korrelation auch umkehrbar sein: es kann überdies gelten, daß auch jedes Auftreten von y von einem Auftreten von x begleitet wird.) Die Nicht-Trivialität ist eine essentielle Bedingung, sonst würden z. B. auch normalsprachlich vorgegebene Implikationen/Inklusionen zwischen Merkmalen von A" miterfaßt: so impliziert jedes Auftreten des Merkmals "männlich" das von "menschlich" oder doch wenigstens von "belebt". Unschärf abgegrenzt von A" ist

A"". Ein Signifikat x bzw. eines seiner Merkmale x' , x'' , ... oder ein selbst nicht bedeutungstragender Term x ist *funktionalisiert bezüglich eines Terms y*, wenn x bzw. x' , x'' , ... im "Text" selbst Signifikant eines ihm zugeordneten Signifikats y wird (= *Semantisierung*).

Wir konstruieren zunächst ein Beispiel zur Erläuterung von A". In einem Text stoße allen Besitzern bestimmter Objekte irgendwann irgend etwas Unangenehmes zu; der Besitz dieser Objekte kann also als gefährlich klassifiziert werden. Nehmen wir an, diese Klasse von Objekten sei heterogen: sie mag z. B. aus Zigaretten, Autos, Visitenkarten, Hüten, . . . bestehen. Möglicherweise haben diese Objekte im Text kein gemeinsames Merkmal: wir nehmen an, sie hätten ein oder mehrere gemeinsame Merkmale — sagen wir z. B. die Farbe "weiß". Wir können daraus die Hypothese ableiten;

(37a) (Objekt mit der Farbe) weiß→gefährlich (für den Besitzer)

Eine solche Bedeutung "weiß→gefährlich" würde übrigens sicher in die Klasse der "unbefriedigenden" Bedeutungen fallen, bei denen man in besonderem Maße versucht ist, für sie eine weitere Funktion zu eruieren. Falls sich diese Hypothese jedenfalls bestätigt, hätten wir ein Beispiel für A". Um eine solche Funktionshypothese zu bestätigen, können wir die folgenden Operationen vornehmen:

1) *Falsifikationstest*: Gibt es weiße Objekte, die nicht gefährlich für den Besitzer sind? Nehmen wir an, es gäbe eine solche Klasse, nämlich weiße Bäume, Häuser, . . . Dann würden wir erhalten:

(37b) Weiß→gefährlich oder nicht gefährlich,

was eine logische Trivialität wäre, da dieser Satz notwendig immer wahr ist. Die Hypothese wäre falsifiziert, sofern nichts anderes hinzukommt. Um die Hypothese dennoch halten zu können, müßten wir zeigen, daß entweder alle weißen und gefährlichen Objekte noch ein weiteres Merkmal gemeinsam haben, wodurch sie von den weißen ungefährlichen Objekten unterschieden sind, oder alle weißen und ungefährlichen Objekte ihrerseits etwas gemeinsam haben, was sie von den gefährlichen weißen unterscheidet, oder schließlich beides gilt. Im Falle unserer Beispiele gäbe es solche Unterschiede; die einen Objekte sind bewegliche, die anderen unbewegliche. Wir müssen dann also die Hypothese nur modifizieren:

(37c) (Weiß + mobil)→gefährlich

(37d) (Weiß + immobil)→ungefährlich.

2) *Gegentest*: Gibt es Objekte, die gefährlich sind, ohne weiß zu sein, oder ist alles, was gefährlich ist, auch weiß? Im letzteren Falle gilt nicht nur c, sondern auch

(37e) Gefährlich→(weiß + mobil),

so daß die eineindeutige Korrelation

(37f) (weiß + mobil)↔gefährlich

folgt. Nehmen wir aber an, auch Objekte seien gefährlich, deren

gemeinsames Merkmal es ist, daß sie dem Besitzer von einem Feinde geschenkt wurden:

(37g) Von einem Feinde geschenkt → gefährlich.

Sofern die Merkmale "weiß + immobil" und "von einem Feinde geschenkt" im Text nie zugleich auf ein Objekt zutreffen, brauchen wir die Hypothese d nicht zu modifizieren: c, d und g sind kompatibel; g ergänzt dann c und d. In diesem Falle würden wir im nächsten Schritt nach der Funktion der komplementären Distribution zwischen "weiß + immobil" und "von einem Feinde geschenkt" fragen müssen. Ein Objekt ist dann also gefährlich, wenn es eines der beiden Merkmale aufweist: nicht-weiße Zigaretten, Autos, Visitenkarten, Hüte, die nicht von einem Feinde geschenkt sind, gelten somit als ungefährlich. Falls "weiß + mobil" und "von einem Feinde geschenkt" nie für dasselbe Objekt gelten, erhalten wir zwei, falls sie auch auf dasselbe Objekt zutreffen können, erhalten wir drei mögliche Fälle. Daß beide Prädikate nur zusammen auftreten, würde hingegen unsere Unterscheidung von c und g falsifizieren und zu der Folgerung führen:

(37h) (Weiß + mobil) ↔ von einem Feinde geschenkt.

In diesem Falle wäre der Unterschied beider Terme bezüglich des Merkmals der Gefährlichkeit neutralisiert. Falls aber zwei oder gar drei mögliche Voraussetzungen der Gefährlichkeit von Objekten für ihren Besitzer koexistieren, wäre zu fragen, ob sie sich, und gegebenenfalls, worin sie sich unterscheiden; es könnte etwa sein, daß im einen oder in jedem der Fälle noch ein anderes Merkmal zur Gefährlichkeit hinzukommt, so z. B.:

(37i) (Weiß + mobil) → (Gefährlich + abstoßend)

(37j) Von einem Feinde geschenkt → Gefährlich (ohne weitere zusätzliche Spezifizierung).

Dieses hypothetische Beispiel dürfte hinreichend den Argumentationstyp illustriert haben; es ließen sich daraus sicherlich auch weitere IR ableiten. Dieses Beispiel basiert nun schon auf Rekurrenz: falls aber Rekurrenz der Terme für A'' unerlässlich wäre, könnte dieser Typ der Funktionalisierung nicht Rekurrenz als Relevanzkriterium an einer Stelle ersetzen. Doch läßt sich leicht zeigen, daß für A'', übrigens auch für A''', nur eine minimale Rekurrenz auf einer anderen Ebene, d. h. ein zweimaliges Auftreten einer übergeordneten Klasse, nicht aber eine Rekurrenz von deren einzelnen Gliedern, um deren Funktionalisierung es geht, erforderlich ist, und beide Definitionen somit die Relevanz dieser Glieder, auch wenn diese selbst nicht rekurrent

sind, wenigstens für eine Stelle garantieren können. Denn zwar kann aus dem gemeinsamen Auftreten eines x und y , wenn beide nur je einmal belegt sind, ohne zusätzliche Bedingungen keine Korrelation im Sinne von A'' oder A''' gefolgert werden; es reicht aber aus, daß es zu x und y je einen oppositionellen Term gibt und daß diese Terme ihrerseits auf ähnliche Weise korreliert sind, also etwa:

(38) $x \rightarrow y$, und: $\text{non-}x \rightarrow \text{non-}y$ (Kookposition — vgl. 3.4323).

Sobald zu einer durch Kookkurrenz verknüpften Menge heterogener Terme A (x, y) eine Menge B ($\text{non-}x, \text{non-}y$) existiert, so daß also jeder Term von A in B eine oppositionelle Entsprechung hat, ist die Anwendung von A'' bzw. A''' schon unproblematisch, ohne daß auch nur einer der vier Terme von A und B selbst rekurrent sein müßte. Denn es wird dann sichtbar, daß y eine Behauptung zu x ist, die für x spezifisch ist, insofern y für andere Terme $\text{non-}x$ ausgeschlossen wird; wir werden das in 3.4323 illustrieren.

Den Fall A''' erläutern wir am Beispiel von Termen, die ihrerseits an sich gar keine Bedeutung haben, also bei sprachlichen Texten etwa Vers- und Strophenformen, Reimschemata, phonologische Muster (Rekurrenz bestimmter Laute bzw. Lautkombinationen wie etwa bei der sog. "Lautmalerei"), graphische Anordnung, Gliederungen in formal abgehobene Segmente usw. Alle solchen Terme bedeuten nicht schon als solche etwas, sondern erhalten allenfalls dank ihrer Verwendung in bestimmten Kontexten eine Bedeutung. Sie können aufgrund textexterner oder aufgrund textinterner Strukturen semantisiert werden. Die jeweilige Kultur kann ihnen auf verschiedene Weise feste Bedeutungen zuordnen, d. h. bestimmte solche "Formen" immer mit bestimmten "Inhalten" verknüpfen, indem sie z. B. fünfhebige Jamben für das Drama im allgemeinen oder die Tragödie im besonderen reserviert, indem sie bestimmte "Formen" nur für bestimmte "Inhalte" als geeignet erachtet, indem sie metrisch-rhythmischen Phänomenen lexikalisch-semantische Klassen zuordnet (z. B. ein bestimmtes Metrum als "eintönig", "fließend", "erhaben", "heiter" klassifiziert) oder bestimmten Phonemen/Phonemkombinationen solche Ausdruckswerte zuschreibt. Die sog. "immanente Interpretation" hat zu ihrer Zeit solche Semantisierungen oftmals allzu unbefangen aufgrund der Empfindung des Interpreten statt auf der Basis nachweisbaren kulturellen Wissens der Textkultur angenommen. Semantisierungen auf rein textexterner Basis stellen außerdem nur objektive Konnotationen dar, sofern sie der "Text" nicht selbst bestätigt/negiert oder funktionalisiert. Bei der textexternen Semantisierung muß also etwas Textinter-

nes hinzukommen, wie umgekehrt bei der textinternen Semantisierung etwas Textexternes hinzukommen muß. Von der zweiten Feststellung sind die Fälle ausgenommen, in denen der Text selbst explizit einem seiner formalen Terme einen semantischen Term zuordnet: das gilt etwa, wenn er seine eigene "Form" (z. B. die Gattung, der er angehört — also etwa Sonett, Roman usw.) thematisiert; Rimbauds berühmtes Sonett "Voyelles" ordnet explizit den Vokalen Bedeutungen zu. Ausgenommen sind auch die Fälle, wo die Zuordnung selbst schon auf Rekurrenz basiert, — ein Text kann etwa bei jedem "Themenwechsel" auch die metrische Form wechseln; sofern diese Kookurrenz rekurrent ist, kann sie als feste Zuordnung betrachtet werden. In allen anderen Fällen der Funktionalisierung auf textinterner Basis ist aber umgekehrt textexternes Wissen unerlässlich. Ein Beispiel: in Hölderlins Ode "Heidelberg", die sich der asklepiadischen Strophenform bedient, spricht ein Ich die Stadt Heidelberg an und möchte ihr "ein kunstlos Lied" schenken. Sofern diese Aussage auf den vorliegenden Text bezogen werden darf, wird damit dieses Metrum funktionalisiert. Denn dieses Metrum dürfte man wohl auch in der Goethezeit eher als "kompliziert"/"schwierig" klassifiziert haben: dieses kulturelle Wissen würde dann durch das oppositionelle Prädikat "kunstlos" relevant. Der Text gibt noch ein weiteres Beispiel interner Semantisierung: Zäsuren und Enjambements treten gehäuft auf. Nun dürften sich — das wäre an Hand von Wörterbüchern und/oder Handbüchern der Metrik leicht nachzuprüfen — in dieser Kultur Zäsuren als Einführung von Grenzen, Enjambements als Überschreitung von Grenzen sprachlich klassifizieren lassen. Im Text werden aber immer wieder Prozesse dargestellt, die ihrerseits ebenfalls als Setzung bzw. Überschreitung von Grenzen klassifiziert werden können. Auf zwei verschiedenen Textebenen spielen sich also immer wieder gleichartige Prozesse ab: zwei Textebenen werden homologisiert. Ob diese vergleichbaren Abläufe sich auch jeweils an denselben Stellen ereignen oder ob sie gegen einander verschoben sind, wäre weiterhin zu fragen.

Wir lassen es damit sein Bewenden haben und verweisen für die Probleme solcher Semantisierung formaler — phonologischer, metrischer, usw. — Strukturen auf Lotman (z. B. 1972, 1972a, 1975). Wie ein Text etwa phonologische Muster und Reimschemata funktionalisieren kann, zeigt auch die berühmte und — z. B. von Baumgärtner, Hendricks, Ihwe, Posner, Riffaterre, Wellek, Wienold usw. — heftig diskutierte Analyse von Baudelaires "Les Chats" durch Lévi-Strauss und Jakobson (u. a. in Jakobson 1973).

Hier brechen wir die Frage der Funktionalisierung ab, obwohl noch einiges anzumerken wäre. Mit der *Nicht-Funktionalisierung* fassen wir uns kurz:

- B. Ein Term x bzw. eines seiner Merkmale x' , x'' , ... ist nicht funktionalisiert, wenn x bzw. x' , x'' , ... keines der Kriterien erfüllt, die A' , A'' , A''' (und eventuelle weitere, ergänzende Definitionen) formulieren.

Denken wir uns etwa einen narrativen Text, aus dem bezüglich einer Hauptfigur X die Proposition

(39) X ist Mutter zweier halbwüchsiger Söhne
abgeleitet werden kann. Die verschiedensten Merkmale, in die dieses Prädikat zerlegt bzw. die von ihm abstrahiert werden können, lassen sich unterscheiden: jedes von ihnen kann funktionalisiert oder nicht funktionalisiert sein. Wenn wir etwa die folgenden Komponenten dieser Information unterscheiden

(40a) X ist Mutter

(40b) X ist Mutter männlicher Kinder

(40c) X ist Mutter zweier Kinder

(40d) X ist Mutter halbwüchsiger Kinder

und zudem einige ihrer Implikationen festhalten

(40e) X hat sexuelle Erfahrung

(40f) X hat ein bestimmtes minimales, aber nicht notwendig hohes Alter

(40g) X hat Rücksichten zu nehmen; usw.,

dann kann jede dieser Feststellungen im Text eine folgenlose Information sein, d. h. nicht funktionalisiert werden. So wird möglicherweise nur die Tatsache, daß X Mutter ist, funktionalisiert, ohne daß die weiteren Aspekte eine Rolle spielen. Nicht-Funktionalisierung bedeutet nicht notwendig Funktionslosigkeit: denn das Merkmal kann aufgrund anderer Kriterien, so durch Rekurrenz relevant sein. Die Nicht-Funktionalisierung kann selbst eine identifizierbare Funktion haben.

Analoges gilt auch für die Neutralisierung, die Außerkraftsetzung von Merkmalen, d. h. die zur Funktionalisierung inverse Operation. Diese Operation ist eine Teilmenge der Nicht-Funktionalisierung, aus der wir sie ausgrenzen wollen:

- C. Ein Term x bzw. eines seiner Merkmale x' , x'' , ... ist *neutralisiert bezüglich eines Terms y* , wenn es für y keinen Unterschied ausmacht, ob es mit x bzw. x' , x'' , ... oder mit einem dazu oppositionellen Term korreliert wird (wobei diese Relation wie-

derum nicht trivial, d. h. nicht sprachlich oder logisch vorgegeben, sein darf).

Daß es für das Merkmal "menschlich" gleichgültig ist, ob es mit "männlich" oder "weiblich" korreliert wird, daß es für "klug" gleichgültig ist, ob es mit "schön" oder "häßlich" korreliert wird, wären Beispiele für den trivialen Fall. Nicht-triviale Beispiele hatten wir schon in 2.221 mit "Gipfel" und "Abgrund" einerseits, "jünger" und "älter" andererseits: sie wurden in ihrem jeweiligen Kontext als äquivalent behandelt; da es sich aber um jeweils oppositionelle Terme handelt, impliziert das die Neutralisierung ihrer divergenten Merkmale. Ein weiteres Beispiel: wenn ein Text Figuren, die keine Liebesbeziehung finden, ebenso wie solche, die eine finden, gleichermaßen unglücklich werden läßt, dann neutralisiert er diese Opposition bezüglich des Merkmals "Unglück". Oder wenn sich in unserem Beispiel (37) nicht nur weiße, sondern auch schwarze, rote, blaue, gelbe, braune, grüne usw. Objekte als gefährlich erweisen, dann wird hinsichtlich von "Gefährlichkeit" der Unterschied der Farben neutralisiert. So wird in manchen Märchen/Mythen die Opposition "menschlich vs tierisch" neutralisiert: Vertreter beider Klassen können Träger derselben Handlungen werden. Die Terme $x/\text{non-}x$, deren Differenz bezüglich eines anderen Terms y neutralisiert wird, müssen deswegen noch nicht äquivalent sein; sie können z. B. bezüglich eines dritten Terms z durchaus oppositionell sein, so daß etwa z nur mit x , nicht aber mit $\text{non-}x$ kompatibel ist. Im Gegensatz zur Funktionalisierung gilt also:

(38') $x \rightarrow y$, und: $\text{non-}x \rightarrow y$.

Daß bestimmte Terme/Merkmale neutralisiert werden, ist wiederum ein interpretierbares Datum, somit selbst potentiell funktional. Halten wir am Ende noch fest, daß ein und derselbe Term funktionalisierte, nicht-funktionalisierte, neutralisierte Merkmale umfassen kann. Erinnerung sei nochmals an ein fundamentales Prinzip: Funktionalisierungs- bzw. Neutralisierungsthesen sind beweisbar — die Hypothese der Nicht-Funktionalisierung kann niemals als definitiv gesichert gelten, warum sie denn auch nur mit äußerster Vorsicht als Prämisse weiterer Folgerungen verwendet werden kann. Wir können ggf. sagen, "etwa *ist* funktionalisiert/neutralisiert", aber wir können umgekehrt höchstens behaupten: "etwa *scheint* nicht funktionalisiert".

3.4323 Textbeispiel: eine Eichendorff-Strophe. Probleme des Analyseanfangs — einige Interpretationsregeln

Wir schließen die Funktionsfragen mit einer selektiven Analyse einer Gedichtstrophe ab und nutzen die Gelegenheit, um einige weitere Interpretationsregeln einzuführen. Beginnen wir gleich mit der Frage, wo und wie die Analyse zu beginnen sei; als erster scheint diese Frage Barthes (1972a) gestellt zu haben. Die Antwort mag verblüffen:

IR 42: Die TA kann ein beliebiges "Text"-Datum bzw. eine beliebige Klasse von "Text"-Daten als Ausgangspunkt wählen, sofern die jeweiligen Daten nur "beobachtbar" sind.

Man kann dabei ganz konventionell verfahren: etwa von formalen Ordnungen und Segmentierungen (metrisch-strophliche Schemata, sonstige Gliederungseinheiten wie Abschnitte, Kapitel usw.), von der Sprech- bzw. Erzählsituation, von kulturell gewohnten Klassen wie Figuren, Handlungen, Ereignissen, Situationen, von syntagmatischen, logischen, temporalen und lokalen Ordnungen des "Textes" ausgehen. Gleichgültig ist es auch, ob man etwa zunächst eine "Text"-Stelle hinsichtlich möglichst vieler solcher Klassen untersucht oder ob man etwa zunächst eine solche Klasse über möglichst vieler solcher "Text"-Stellen hindurch verfolgt. Im allgemeinen wird man wohl ein rekurrentes Datum der Stelle oder des "Textes" als Ausgangspunkt wählen.

IR 43: Die TA hat

- a) für jeden von ihr einbezogenen Term die Menge der ihm vom "Text" zugeordneten Bedeutungen/Merkmale/Prädikate zu rekonstruieren.
- b) die logisch-semantischen Relationen eines (lexikalischen oder semantischen) Terms zu anderen solchen Termen zu beschreiben.
- c) alle aus diesen Ergebnissen logisch möglichen/zulässigen Folgerungen zu ziehen.

Diese Regel definiert im Grunde, was wir unter "TA" verstehen. Die genannten — komplexen! — Operationen stellen dabei nicht ein einfaches Nacheinander dar: jede von ihnen führt zu Ergebnissen, die Ausgangspunkt einer erneuten Anwendung jeder von ihnen sein können. Im Idealfalle wären die Bedeutungen und Relationen zunächst vollständig und ohne Rücksicht auf den Grad ihrer eventuellen Relevanz zu rekonstruieren; doch ist das eben ein Idealfall, der selten verwirklicht sein dürfte: meist gehen wohl sehr bald Relevanzannah-

men in die Analyse ein, die zu einer ihrerseits selektiven Betrachtung der zum Zwecke der Analyse selektierten Terme führen, so wie man wohl die Signifikate verschiedener Terme nicht gleichmäßig genau analysieren wird. Bestimmte Signifikate wird man genauer analysieren und in ihre Komponenten zerlegen als andere, weil sie "wichtiger", "interessanter", "komplizierter" scheinen. Doch stellen diese praktischen Beschränkungen keine theoretischen dar, da jede derartige Entscheidung jederzeit im Analyseprozeß zugunsten größerer Genauigkeit revidiert werden kann.

Wie man einem beliebigen lexikalischen Term solche semantischen Terme oder andere lexikalische Terme, die ihrerseits in ihre semantischen Terme zu zerlegen sind, zuordnet, hat IR 38 skizziert. (Wir erinnern beiläufig daran, daß die Unterscheidung lexikalisch/semantisch in unserem Sprachgebrauch ohnedies eine sehr relative ist.) Wenn die TA etwa von einer Figur a ausgeht, wird sie zunächst die über a gemachten Aussagen sammeln und ihrerseits analysieren, um von ihnen Merkmale zu abstrahieren: nach IR 38 führt diese Operation aber automatisch zur Einbeziehung weiterer Terme in die Analyse. Nach IR 13 gilt, daß alle korrelierten Terme bezüglich ihrer Merkmale zu vergleichen sind, ob die Terme derselben Klasse angehören oder nicht. Umgekehrt soll gelten, daß alle Terme, die derselben Klasse angehören, bezüglich ihrer Merkmale zu vergleichen sind, ob die Terme korreliert sind oder nicht:

IR 44: Wenn ein Term x_1 einer Klasse X hinsichtlich einer Kategorie/Merkmalssklasse Y charakterisiert ist, dann sind auch alle anderen Terme x_2, x_3, \dots der Klasse X bezüglich Y zu untersuchen.

Wenn also z. B. die Figur a immer in bestimmten Situationen s auftritt, sind die Merkmale von a und s zu rekonstruieren und zu vergleichen. Zweitens ist die Figur a mit allen anderen Figuren b, c , die Situation s mit allen anderen im "Text" unterscheidbaren Situationen zu vergleichen. Wenn wir also für die Figur a konstatiert haben, daß sie bezüglich der Merkmalsklassen A und B charakterisiert ist, werden wir fragen, ob und wie b und c bezüglich A und B charakterisiert sind, wobei natürlich auch eventuelle Nullpositionen als Ergebnis festzuhalten sind. Um aber a mit b und c vergleichen zu können, müssen wir auch die Merkmale von b und c zunächst rekonstruieren. Wenn wir dabei etwa konstatieren, daß b bezüglich einer Kategorie C , c bezüglich einer Kategorie D charakterisiert ist, wer-

den wir umgekehrt fragen, ob und wie a bezüglich C und D charakterisiert ist. Da die Regel nicht nur für a, sondern auch für b und c gilt, muß schließlich b auch bezüglich D, c auch bezüglich C untersucht werden. Man sieht, wie sich auf solche Weise langsam ein systematisches Modell bildet, wobei die beim Ausgangsterm anfangs eventuell übersehenen Aspekte später ergänzt werden können.

Ein solches Modell haben wir in 2.31 als paradigmatische semantische (Teil-)Ordnung des "Textes" benannt. Wir können sie in einem Schema bzw. einer *Merkmalsmatrix* festhalten. Wenn wir etwa die Terme A, B, C bezüglich der Merkmalsklassen X (x_1, x_2), Y (y_1, y_2), Z (z_1, z_2, z_3), U (u_1, u_2) verglichen und als Ergebnis für A die Merkmale y_2, x_1, z_1 , für B u_2, z_2, x_1 , für C x_2, y_1, z_3 erhalten haben, können wir sie auf einer Liste festhalten, wobei sich unter dem Term jeweils alle seine Merkmale befinden und die Merkmale so geordnet sind, daß in der jeweiligen Zeile nur Merkmale derselben Klasse bzw. eventuelle Nullpositionen bezüglich dieser Klasse eingetragen sind. Eine solche Matrix hätte also in unserem Beispiel die folgende Form:

| (41) | A | B | C | ... |
|------|-------|-------|-------|-----|
| X | x_1 | x_1 | x_2 | ... |
| Y | y_2 | — | y_1 | ... |
| Z | z_1 | z_2 | z_3 | ... |
| U | — | u_2 | — | ... |
| ... | ... | ... | ... | ... |

Solche Schemata haben wir schon wiederholt in unseren Analysebeispielen verwendet: sie stellen die Ergebnisse übersichtlich dar und erlauben sofortige Kontrolle, ob wir tatsächlich auch alle Terme bezüglich aller auftretenden Kategorien verglichen haben.

Nach IR 44 vergleichen wir Terme derselben Klasse, nach IR 13 Terme, die korreliert sind. Die Merkmale, die wir jeweils von den Termen abstrahieren, können aber im Prinzip auch bei Termen andersartiger Klassen bzw. bei nicht korrelierten Termen auftreten. Somit laufen wir also Gefahr, wichtige semantische Verknüpfungen zwischen "Text"-Termen in diesem Falle zu übersehen. Wir führen daher die Regel ein:

IR 45: Wenn die TA an Hand einer Reihe von "Text"-Termen ein

Merkmal/einen semantischen Term abstrahiert hat, dann muß sie fragen, ob es andere Klassen von Termen im "Text" gibt, die ebenfalls dieses Merkmal/diesen semantischen Term aufweisen.

Wenn es Terme anderer Klassen gibt, für die das gilt, dann ist auf eine solche Reihe von Termen, wie heterogen diese auch sein mögen, wiederum IR 13 bzw. IR 44 anzuwenden. Hier brechen wir einstweilen ab, um uns unserem Beispiel zuzuwenden. Da der Analyseanfang beliebig ist, wählen wir die erste Strophe eines Gedichts.

(42) O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäftige Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

(1. Strophe aus: Eichendorff: Abschied, 1810)

Mit der metrischen Struktur des Textes halten wir uns hier nur auf, um eine weitere Regel zu formulieren. Wer bei solchen Texten mit metrischer Form nach der Funktion der Wahl genau dieses oder jenes Terms (statt einer seiner paradigmatischen Alternativen) fragt, erhält gern als Antwort den Verweis auf metrische Zwänge, was letztlich die Leugnung einer spezifischen semantischen Funktion dieses Terms impliziert. Aber der Textproduzent hätte einerseits ein anderes Metrum, andererseits eine andere syntaktische Struktur wählen können; das Argument ist also nur dann zwingend, wenn man jeweils den gesamten Kontext des betrachteten Terms als invariant vorgegeben und nur genau diesen Term als Ergebnis einer Wahl betrachtet, die dann freilich nur eine begrenzte Menge von Alternativen zur Verfügung hat. Das Argument übersieht ferner, daß der lexikalische Term nicht schon deswegen, weil er auf der metrischen Ebene determiniert ist, nicht auch auf der semantischen Ebene determiniert sein könnte:

IR 46: Verweis auf Determination eines "Text"-Terms durch formale Zwänge kann nie die Frage nach der semantischen Determination dieses Terms beantworten.

Wir können somit unbefangen ans Werk gehen. Innerhalb der Strophe haben wir nun erneut die Wahl des Ausgangspunktes. Wir wählen die Sprechsituation (deren theoretische Kategorisierung wir erst in "SET" versuchen werden). Ein unspezifiziertes Ich spricht als Partner unbe-

lebte Objekte an, genau genommen den Wald, denn nur dieser kann das Du sein, da Täler und Höhen pluralisch sind. Dann müssen aber aus Gründen der Syntax diese beiden Bestandteile des Waldes sein. Ein Sprecher impliziert nun normalerweise, sofern nichts anderes aus dem Text gefolgert werden kann, das Merkmal "menschlich". Setzen wir als Regel:

IR 47: Solange dem keine anderen Daten des Kontextes entgegenstehen, sind für einen Term einer beliebigen "Text"-Stelle immer zunächst die Merkmale und die Relationen zu anderen Termen anzunehmen, die ihm durch sein Zeichensystem und/oder die Kultur des "Textes" zugeordnet sind.

Nun fällt freilich sogleich die rhetorische Apostrophe, die Anrufung/Anrede des Objektes "Wald" auf. Gemeinhin können nur als "menschlich" oder "menschenähnlich" klassifizierte Größen sinnvoll angesprochen werden:

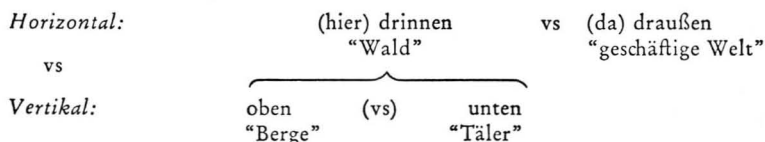
IR 48: Alle Abweichungen einer "Text"-Stelle von textexternen (sprachlichen, sonstigen semiotischen und/oder kulturellen) und textintern aufgebauten Standards sind signifikant und bieten sich als Ansatzpunkte interpretatorischer Fragestellungen und Hypothesenbildungen an, ob diese Abweichungen nun in unerwarteten Irregularitäten oder in unerwarteten Regularitäten bestehen.

Unser Wald wird nun auch sonst sprachlich anthropomorphisiert: in V. 4 wird ihm das Prädikat "andächtig" zugeschrieben, in V. 7/8 eine Handlung von ihm erwartet; beides setzt aber das Merkmal "menschlich" voraus. Wenn wir nun nach IR 45 dieses Merkmal "menschlich" seinerseits weiter verfolgen, ob es auch anderen lexikalischen Termen zugrunde liegt, seien diese nun durch eine gemeinsame Klasse oder einen sonstigen Zusammenhang mit dem Ausgangsterm verknüpft oder nicht, dann finden wir dieses Merkmal auch bei "Welt" (V. 6) wieder. Diese Anthropomorphisierungen sind genau genommen metonymische Substitutionen: weder kann der Wald "andächtig" sein, noch "saust" die Welt "geschäftig". In beiden Fällen werden Prädikate einem Raum zugeschrieben, die an sich nur den Individuen in diesem Raum zukommen können. Diese Ergebnisse, relevant aufgrund von Rekurrenz, wären ihrerseits weiter zu verfolgen; wir brechen diesen Punkt hier ab, um uns einem anderen Beispiel zuzuwenden.

Der Wald wird nicht weiter spezifiziert: es kann sich um jeden beliebigen Wald handeln, sofern er nur Täler und Höhen umfaßt.

Dieser vertikalen Raumorganisation "unten vs oben" überlagert sich aber eine zweite, ihrerseits horizontale, da das Ich den Wald mit einem "da draußen" korreliert. Der Wald ist somit ein "hier drinnen", d. h. ein Raum, der als Innenraum erscheint und in dem sich das Ich aktuell befindet. Diese Raumunterscheidung ist also im Gegensatz zu der von "oben vs unten" perspektivisch orientiert: der Sprecher nimmt einen Raum aus einem anderen Raum wahr; ob er sich hingegen im Walde oben oder unten befindet, wissen wir nicht. Die Raumorganisation ist eindeutig hierarchisiert wobei der Außenraum als "geschäftige Welt" identifiziert wird:

(43) Raumgliederung:



Die vertikale Ordnung ist untergeordnet und nicht orientiert; sie gliedert nur einen Teil des dargestellten Raumes, und zwar antonymisch; sie ist zudem, wie sich zeigen wird, nicht funktionalisiert. Die horizontale Ordnung ist übergeordnet und orientiert; sie gliedert den dargestellten Raum vollständig auf, und zwar nach dem Typ der Negation; sie ist zudem semantisiert/funktionalisiert: innen oder außen zu sein, hat Folgen; sich oben oder unten im Innenraum zu befinden, hat keine. Insofern "innen" bzw. "außen" auch oppositionelle Merkmale zugeordnet werden, sind sie also im Text nicht nur verschiedene, sondern oppositionelle Räume. (Daß und wie die räumliche Organisation der dargestellten Welt semantisiert werden kann, haben theoretisch die Arbeiten Lotmans ausgeführt (vgl. dazu später auch "SET"); Fälle solcher Semantisierung sind uns schon in verschiedenen Analysebeispielen dieses Bandes begegnet.)

Doch zunächst zu den Benennungen der beiden Räume: "Wald" und "geschäftige Welt" gehören nicht derselben Klasse an. Nun setzen wir

IR 49: Asymmetrische Oppositionen sind in symmetrische Oppositionen aufzulösen: jedem der Terme einer solchen Relation ist die symmetrische Entsprechung des je anderen Terms, d. h. dessen Negation, zuzuordnen.

Aus einer nachweisbaren Relation wie "klug vs fleißig" ist also "(klug \approx nicht-fleißig) vs (fleißig \approx nicht-klug)" zu folgern. Die Anwendung der Regel scheint in unserem Falle zunächst einfach:

$$(44a) \quad \begin{array}{c} (\text{Wald} \approx \text{nicht geschäftig(e Welt)}) \\ \text{vs} \\ (\text{geschäftig(e Welt)} \approx \text{Nicht-Wald}) \end{array}$$

Genau genommen stehen hier dann also "Wald" und "geschäftig" in Opposition; denn "Welt" ist normalsprachlich ein Oberbegriff, der sowohl die nicht geschäftige Welt des Waldes wie die geschäftige Welt außerhalb seiner umfaßt. Gemäß Sprachgebrauch gilt dann

$$(45) (\text{Wald} \text{ c } \text{Welt}) + (\text{geschäftige Welt} \text{ c } \text{Welt}).$$

Doch bleibt eine Ungewöhnlichkeit: eine Abweichung, wie klein und unauffällig sie auch sein mag. Denn warum wird dann einer der beiden Teile von "Welt" mit Hilfe des Oberbegriffs benannt? Warum stehen nicht zwei Terme desselben Status in Opposition, sondern ein prädizierter Term (Wald) und ein prädizierender Term (geschäftig)? Warum sind die beiden prädizierten Terme (Wald, Welt) so gewählt, daß ihre phonologische Struktur sie als ähnlich und vergleichbar setzt? Denn beide differieren nur in genau einem Phonem (nämlich /a/ bzw. /e/; /t/ und /d/ sind im deutschen Auslaut bekanntlich neutralisiert): d. h. beide weisen genau das Minimum an Unterschied auf. Alle diese Verfahren hätten aber eine Funktion, wenn, entgegen dem Sprachgebrauch, hier doch eine Opposition "Wald vs Welt" besteht. Die Teilklasse "geschäftige Welt" müßte dann in besonderer Weise den normalsprachlichen Oberbegriff "Welt" repräsentieren, d. h. synekdochisch für "Welt" überhaupt stehen; bzw. umgekehrt: "geschäftig" müßte ein tautologisches Prädikat zu "Welt" sein, wie andererseits "schön + grün" ja fast tautologisch zu "Wald" ist. "Wald" wäre dann "Nicht-Welt": was aber soll das bedeuten?

Nun gehört zu den möglichen Konnotationen von "Welt" auch das Signifikat "Inbegriff des Irdischen" (vgl. "weltlich") in Opposition zum Transzendenten, d. h. zu einer "geistigen" oder "jenseitigen" Ordnung. Also ließe sich die Asymmetrie wie folgt auflösen:

$$(44b) \quad \begin{array}{c} (\text{Wald} \approx \text{Nicht-Welt} \approx \text{Transzendenz} \approx \text{Nicht-Immanenz}) \\ \text{vs} \\ (\text{Welt} \approx \text{Nicht-Wald} \approx \text{Nicht-Transzendenz} \approx \text{Immanenz}) \end{array}$$

Für die zweite Auflösung spricht, daß sie das Problem von Teil/Wald und Ganzem/Welt beseitigt und durch die Präzisierung des Waldes als "andächtiger Aufenthalt" gestützt wird; sie umfaßt zudem die erste mit. Für die erste Auflösung spricht, daß sie nicht auf — wenn auch objektive — Konnotationen rekurriert. Sofern keine weiteren Textdaten die Frage eindeutig entscheiden, liegt also eine Ambiguität vor, wo im einen Falle zwei Räume innerhalb der irdischen Welt, im anderen Falle die irdische Welt und ein nicht-irdischer Raum konfrontiert werden. Falls die Ambiguität nicht entscheidbar ist und die beiden Terme zugleich im weiteren Text noch eine Rolle spielen, könnte es auch sein, daß der Text mit Hilfe dieses Systems von Asymmetrien eine Koexistenz zweier Leseebenen, einer realistisch-wörtlichen und einer spirituuell-metaphorischen, aufbaut. Doch verfolgen wir auch diese Frage nicht weiter.

Der sprachlichen Opposition "oben vs unten" werden nun, sagten wir, keine weiteren Terme zugeordnet, während die Terme von "drinnen vs draußen" — wir bleiben bei dieser Benennung, um die Ambiguität nicht jedesmal thematisieren zu müssen — durch solche Zuordnung funktionalisiert/semantisiert werden. Diese oppositionellen Merkmale der beiden Räume werden wiederum weitgehend durch asymmetrisch korrelierte Prädikate aufgebaut, was wir nicht im einzelnen diskutieren. Der Außenraum ist "geschäftig": man geht dort also Geschäften nach und strebt nach etwas. "Geschäftig" und "sausen" implizieren (starke) Bewegung, "sausen" zudem in seiner historischen Bedeutung Geräusch. Der Innenraum ist nicht geschäftig, sondern "andächtig": dieses Prädikat schließt starke Bewegung ebenso wie Geräusch aus — Andacht impliziert eher Ruhe. Sie impliziert nicht Streben nach etwas, sondern Versenkung in etwas, und zwar in etwas, das als nicht-profan, wo nicht gar als heilig, klassifiziert wird. Dieser Andacht werden "Lust und Wehe" des Ich, also zwei antonymische psychische Zustände, zugeordnet. Wie schon der antonymischen Untergliederung des Raums entspricht auch der antonymischen psychischen Untergliederung im Außenraum nichts. Der Wald ist also durch Extremzustände charakterisiert, was für das Draußen nicht gilt — um so auffälliger, als es doch realistischerweise dort ebenfalls Lust und Schmerz, Berge und Täler geben müßte. Solche Abweichung vom Standard des in der Realität Erwartbaren wäre wiederum ein Ansatzpunkt zu weiterer Analyse; doch führen wir auch diesen Punkt nicht fort. Der Außenraum ist "stets betrogen"; es ist schwierig, für den Innenraum die entsprechende Opposition zu bilden ("nicht stets

betrogen" oder "nie betrogen" – wir nehmen das letztere an, da Betrug normalerweise Partner voraussetzt, das Ich im Walde aber durch Alleinsein charakterisiert ist).

Wir halten die bisherigen Ergebnisse wiederum schematisch fest:

| | | | |
|------|------------------------------|----|-------------------------------|
| (46) | "DRINNEN" | vs | "DRAUSSEN" |
| | Innenraum | | Außenraum |
| | Auf der Vertikalen | | Nicht (antonymisch) unter- |
| | (antonymisch) unter- | | gliederter Raum |
| | gliederter Raum: | | |
| | unten vs oben | | |
| | Durch antonymische | | Nicht durch antonymische |
| | psychische Zustände | | psychische Zustände charakte- |
| | charakterisiert: | | risiert |
| | Lust vs Schmerz | | |
| | Nicht-Geschäftig/Andächtig: | | Geschäftig/Nicht-andächtig: |
| | Ruhe (Bewegungslosigkeit) | | Bewegung (Nicht-Ruhe) |
| | Stille (Geräuschlosigkeit) | | Geräusch (Nicht-Stille) |
| | Nicht-betrogen | | (Immer) Betrogen |
| | Versenkung in etwas Sakrales | | Streben nach etwas Profanem |
| | Natürlicher Bereich | | Menschlicher Bereich |
| | Aktueller Aufenthaltsort | | Aktueller Aufenthaltsort |
| | des Ich | | der Anderen |
| | Einsamkeit | | Gesellschaft |

Unsere beiden Räume sind jedenfalls semantisiert: ihnen sind oppositionelle, nicht-triviale Prädikate zugeordnet. Es handelt sich um den in 3.4322 erörterten Extremfall, bei dem die Termzuordnung selbst nicht rekurrent ist, aber ein oppositioneller Term existiert, der eine oppositionelle Zuordnung erfährt (vgl. das Schema (38) dazu). Solche Korrelationen sind, wenn wir ihn recht verstehen, von Lotman 1972 als Koopposition bezeichnet worden. Wir definieren:

Koopposition = Relation zweier (oder mehrerer) Mengen von untereinander paarweise oppositionellen Termen derart, daß der erste Term der ersten Menge und der erste Term der zweiten Menge, der zweite Term der ersten Menge und der zweite Term der zweiten Menge, usw., einander eindeutig zugeordnet sind.

Im einfachsten Falle, dem zweier binärer Oppositionen, liegt Koopposition also genau dann vor, wenn erstens zwei Oppositionspaare, a vs b und x vs y, gegeben sind und wenn zweitens a und x, b und y einander eindeutig zugeordnet sind, so daß sie zusammen auftreten, welcher Art die Relation beider auch sein mag (z. B.: Äquivalenz, Impli-

kation, usw.). Koopposition schafft jedenfalls eine systematische Ordnung der Terme; natürlich gibt es komplexere Fälle, als unser einfaches Textbeispiel sie bietet. Wir könnten vielleicht sogar alle Fälle von Funktionalisierung zusammenfassen und als Varianten von nicht-trivialer Koopposition definieren; doch sei das dahingestellt.

Da wir nur einige elementare Verfahrensaspekte noch einmal illustrieren wollten, können wir hier die Analyse abbrechen, obwohl noch viele Daten überhaupt nicht berücksichtigt, andere nicht systematisiert und ausgewertet worden sind.

3.433 Relevanzkriterien auf der Basis indirekter Rekurrenz

Im folgenden skizzieren wir, sehr summarisch und ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, einige weitere Relevanzkriterien, die, offen oder versteckt, auf Rekurrenz beruhen, aber dennoch von diesem Kriterium eindeutig unterschieden sind.

Nehmen wir als Ausgangsbeispiel einen theoretischen Text, z. B. den, welchen der Leser, der noch immer nicht resigniert hat, gerade eben vor sich sieht. Nach dem Prinzip der Rekurrenz ist in diesem Text zweifellos der Begriff "Opposition" relevant. Nur ein einziges Mal wird ihm aber — durch einen Definitionsversuch — explizit eine Bedeutung zugeordnet, die freilich für alle Belegstellen gelten soll. Um einen ähnlichen Fall handelt es sich, wenn etwa in einem literarischen Text einem rekurrenten (lexikalischen oder semantischen) Term x an einer Stelle S_x einer oder mehrere andere Terme y, z, \dots zugeordnet werden, ohne daß diese Zuordnung an anderer Stelle wiederholt würde. Die Glieder einer solchen Menge von Termen y, z, \dots können dem Term x übrigens auch an je verschiedenen Stellen zugeordnet werden, so z. B. y an der Stelle S_m , z an der Stelle S_n , usw.; das ändert an unserem Problem nichts, wengleich natürlich solche Distribution ein weiteres interpretierbares Datum darstellt. Es ändert auch nichts, wenn eine der Bedeutungszuordnungen an mehreren Stellen wiederholt wird, während die andere nur einmal auftritt. Sofern es keine entgegenstehenden Argumente gibt, wird man diese Bedeutungszuordnung auf alle Belege von x ausdehnen. Ein drittes Beispiel sind Gesetzes- oder Regelpostulate, wie sie sich sowohl in theoretischen wie in literarischen Texten finden. So mag sich aus einer Romanstelle etwa die Regel "(Alle) Menschen mit dem Merkmal a haben auch das Merkmal b " als textuelle Proposition ableiten lassen:

im Unterschied zum nur potentiell relevanten kulturellen Wissen werden wir aufgrund dieser Proposition an jeder Textstelle, wo der prädierte Term, hier "Mensch mit dem Merkmal a", auftritt, auch den prädiierenden Term, das Merkmal b, folgern, sofern der Anwendung dieser textuellen Regel an dieser Stelle keine sonstigen Daten widersprechen. Bei allen solchen Extrapolationen haben wir de facto IR 24 angewandt, die sie legitimiert. Fassen wir zusammen:

A. Alle mit einem relevanten Term x an mindestens einer "Text"-Stelle durch explizite Bedeutungsfestlegungen, durch implizite Bedeutungszuordnungen, durch zulässige Folgerungen aus textuellen Propositionen vom Regel- oder Gesetzestyp usw., zugeordneten Terme y, z, ... sind ihrerseits relevant, sofern ihrer Extrapolierbarkeit auf die anderen Belegstellen von x keine sonstigen Daten dieser Stellen widersprechen.

Wir erläutern die Einschränkung am Beispiel. Wenn in einem Text ein x eine Rolle spielt, dem eine Figur y' an einer Stelle, etwa durch Rede- oder Denkkakte, z zuordnet, dann kann nicht einfach gefolgert werden, daß x an sich bei jedem Auftreten mit z korreliert sei. Denn die Zuordnung kann eine bloß subjektive, d. h. für y' spezifische sein, die z. B. weder für eine andere Figur y'' gilt noch auch vom Text selbst an irgendeiner Stelle als objektives Faktum bestätigt wird. Diese Zuordnung kann hingegen bedenkenlos auf alle Stellen extrapoliert werden, wo y' über x redet oder denkt, sofern sie nicht als nachweisbar situationsspezifische identifiziert, d. h. als auch von y' nur einmal vorgenommene, gesetzt wird, oder sofern nicht y' an anderen Stellen nachweisbar seine Meinung bezüglich dieser Zuordnung ändert.

Für den Fall regel-/gesetzesartiger textueller Propositionen ergänzen wir A um

A'. Regel-/gesetzesartige textuelle Propositionen sind, selbst wenn sie nur einmal belegt sind, relevant, wenn Anwendungsfälle im "Text" auftreten, die relevant sind.

Die Festlegung A bzw. A' ist übrigens ein weiteres Beispiel dafür, daß auch nur einmal belegte, singuläre Terme relevant sein können. Ein anderes Beispiel stellen Terme/Propositionen dar, die vom "Text" selbst als (ir-)relevant erklärt werden. In einem sprachlichen Text mögen z. B. Sätze q derart vorkommen:

(47a) Dieses Erlebnis (= p) wurde entscheidend für sein weiteres Leben und bestimmte immer wieder sein Handeln in ähnlichen Situationen.

(47b) Diese unglückliche Begegnung (= p) vergaß sie freilich bald; ihre späteren Liebesbeziehungen wußte sie erfolgreicher zu gestalten.

(47c) Im folgenden möge der Leser nie vergessen, daß p (= beliebiger Sachverhalt).

(47d) Der Leser braucht sich nicht zu merken, daß p.

Es mag sein, daß die weiteren Textdaten solche Propositionen q nicht bestätigen oder gar widerlegen: damit ändert sich nichts an der gesetzten (Ir-)Relevanz eines Sachverhalts p – wir würden damit nur eine Divergenz zweier textueller Propositionen erhalten, die ihrerseits interpretierbar ist. Somit soll für *explizite Relevantsetzung* gelten:

B. Alle Sachverhalte p, die eine textuelle Proposition q für relevant erklärt, sind relevant, selbst wenn sich diese Relevanzbehauptung gar nicht einsehen läßt (dann ist diese Differenz zu interpretieren).

Bezüglich der *expliziten Irrelevantsetzung* wagen wir uns im Moment auf keine Folgerung dieser Art festzulegen.

Noch ein letztes Beispiel für Relevanz von selten belegten oder gar singulären Termen sei gegeben. Ein Text erzähle eine Geschichte mit einer oder mehreren Figuren. Insofern also Figuren auftreten, sind die Merkmale "menschlich" und "lebend" per Rekurrenz relevant. Aber wir nehmen in diesem Falle solche Merkmale letztlich als selbstverständlich wahr; sie sind vom Begriff der Figur impliziert bzw. für ihn konstitutiv und haben darüber hinaus vielleicht keinerlei Folgen im Text. Sobald wir nun z. B. diesen Figuren auch nur einen tierischen Handlungsträger hinzufügen oder sobald wir eine oder mehrere dieser Figuren sterben lassen, selbst wenn deren Tod vielleicht nur in einem einzigen Satze erwähnt wird, ändert sich etwas: die Merkmale "menschlich" bzw. "lebend" werden uns notwendig in anderer Weise bewußt, weil es im Text die zu ihnen oppositionellen Terme "tierisch" bzw. "tot" gibt. Wir legen daher fest:

C. Alle zu einem relevanten Term x oppositionellen Terme y, z, ... des "Textes" sind ebenfalls relevant.

Selbst wenn ein solcher oppositioneller Term y nur ein einziges Mal auftritt, erlaubt er nämlich doch eine weitere Folgerung: denn aus x und y kann dann ihre übergeordnete Klasse, die semische Kategorie oder das Archisem, gefolgert werden, was jeder der beiden Terme allein genommen nicht erlaubt. Das Beispiel veranlaßt uns zugleich zu einer weiteren Regelung:

D. Alle aus einer Menge relevanter Terme abstrahierbaren Terme,

alle aus einer Menge relevanter Propositionen abstrahierbaren Propositionen sind ihrerseits relevant.

Mit diesen ergänzenden Relevanzkriterien schließen wir dieses Thema ab; wieviel hier noch zu tun wäre, dürfte der Leser bemerkt haben.

4. ABSCHLIESSENDE UND ERGÄNZENDE BEMERKUNGEN ZUR "TEXT"-ANALYSE

4.1 Der Begriff der "Text"-Analyse/Inter- pretation

Wir haben – im Unterschied zu manchen derzeitigen Verwendungen der Begriffe – "Text"-Analyse und Interpretation als Synonyme gebraucht, weil uns scheint, daß hier zu differenzieren, allzu leicht damit äquivalent gesetzt werden kann, zugleich die Legitimität heterogener Konzeptionen einzuräumen. *"Text"-Analyse bedeutete in unserem Sprachgebrauch ungefähr: Rekonstruktion einer dem "Text" zugrunde liegenden Ordnung.* Was das in etwa heißt, sollte aus theoretischen Ausführungen und praktischen Beispielen deutlich geworden sein. Doch sind vielleicht einige ergänzende und einordnende Bemerkungen nicht unangebracht.

Unserem Postulat zufolge gibt es *zum jeweiligen Zeitpunkt genau eine optimale TA eines gegebenen "Textes"*. Die Relativierung auf den Zeitpunkt ist unumgänglich: denn was optimal möglich ist, hängt vom Stande der Wissenschaft, ihrer verfügbaren Theorien und Methodologien, und der Wissenschaftstheorie ab. Diese optimale TA mag vielleicht nicht geschrieben worden sein; das Postulat soll nur bedeuten, daß immer, wenn konkurrierende Analysen koexistieren, zwischen ihnen auch eindeutig entschieden werden kann. Der Konzeption je nur einer optimalen TA mag er, den wir schon so lange nicht beschworen haben, und nun zum letzten Male beschwören, unser Freund, der konstruierte Leser, entgegenhalten, daß z. B. im Moment etwa in der Literaturwissenschaft verschiedene, einander mehr oder weniger offen befehdende "Richtungen" koexistieren; üblicherweise spricht man – u. E. zu unrecht – von verschiedenen "Methoden". Denn die Verwendung des Begriffs der "Methode" ist derzeit inakzeptabel heterogen; gerade in den "Geisteswissenschaften" neigt man dazu, alles und jedes mit diesem Namen auszuzeichnen und von verschiedener "Methode" zu sprechen, wo man allenfalls von verschiedenen "Fragestellungen" sprechen könnte. Wenn etwa der eine Literaturwissenschaftler behauptet, man müsse den "Stil" des Werkes untersuchen, der zweite eine soziologische Analyse des Werkes verlangt, der dritte

auf der Erforschung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge besteht, so handelt es sich offenbar um abweichende Hypothesen über die Relevanz verschiedener Fragestellungen: von verschiedenen Methoden zu sprechen, wäre hier deutlich Sprachmißbrauch. Denn "Methode" heißt doch wohl "Verfahren": und über das Verfahren sagt die Bevorzugung bestimmter Fragestellungen noch gar nichts aus. Erst innerhalb derselben Fragestellung kann man sich sinnvoll über die Methode streiten, ein Problem zu lösen; verschiedenen Fragestellungen mag hingegen sehr wohl dieselbe Methode zugrunde liegen.

Nehmen wir aber an, es gäbe derzeit tatsächlich verschiedene Methoden der TA. Wenn nun, so meint unser hypothetischer Leser, deren Koexistenz legitim ist, woran wir freilich durchaus Zweifel hätten, dann könne es nicht nur eine adäquate TA geben, sondern gäbe mindestens ebenso viele, wie es solche Methoden gibt. Das Argument übersieht freilich den fundamentalen Punkt: jede solche "Richtung" oder "Methode" muß die elementaren wissenschaftstheoretischen Normen erfüllen, wenn sie ernstlich Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt — anderenfalls scheidet sie aus dem Wettbewerb aus. Eine interpretatorische Aussage aber, die diese Normen erfüllt, d. h. präzise formuliert, widerspruchsfrei, empirisch bestätigt usw. ist, muß demnach als richtig gelten, von welcher Richtung auch immer sie gemacht sein mag. Diese Normen liegen aller Differenzierung in Richtungen voraus und müssen von allen Richtungen erfüllt werden: dann aber können die interpretatorischen Hypothesen verschiedener Richtungen nicht nur verglichen werden — man kann auch zwischen ihnen aufgrund dieser Normen entscheiden.

Nun wendet der Leser ein, daß diese Richtungen sich je eines sehr verschiedenen theoretischen Vokabulars bedienen mögen. Aber das Formulierte ist von der Formulierung zu unterscheiden: man kann in verschiedenen theoretischen Sprachen dasselbe sagen, sofern diese Richtungen über ein Vokabular zur Bezeichnung des jeweiligen Sachverhaltes verfügen. Wenn es in einem "Text" eine Relation a vs b zweier Klassen a und b gibt, dann können wir diese Relation als "Opposition" oder als "Gegensatz" benennen: sobald wir hinreichend präzise formulieren, haben wir in beiden Fällen denselben semantischen Sachverhalt beschrieben. Das Beispiel ist natürlich geradezu unzulässig einfach; auch können wir sowohl aus Gründen des Umfangs wie der Kompetenz die Probleme der "strukturellen Reduktion" (Stegmüller 1975, S. 528) einer Theorie auf die andere nicht diskutieren. Doch postulieren wir

IR 50: Zwei die elementaren wissenschaftstheoretischen Normen erfüllende, somit richtige, aber in je verschiedenem theoretischem Vokabular formulierte, interpretatorische Aussagen zum selben Sachverhalt sind notwendig logisch äquivalent und in einander transformierbar/übersetzbar.

Worin also auch immer der — hier nicht zu diskutierende — tatsächliche Unterschied solcher Richtungen liegen mag, kann er doch sicher keinen Pluralismus der Interpretationen als legitim begründen, sofern man aus der TA alle nicht nachweisbaren, subjektiven Assoziationen ausschließt und sich zur Einhaltung elementarer Normen für wissenschaftliche Aussagen bereit findet. Solche Bereitschaft bedeutet freilich nicht Erfüllung: wir selbst mögen oft genug gegen solche Normen verstoßen haben — aber dann sind unsere Behauptungen jedenfalls auf der Basis dieser Normen für jedermann überprüfbar, ob er selbst struktural verfährt oder nicht: sie können ggf. als unbestätigte Behauptungen, nicht logische Folgerungen, usw. verworfen werden. *Die TA ist nicht ein außerlogischer Akt*: wir hoffen gezeigt zu haben, daß man im Gegenteil gar nicht logisch genug verfahren kann, um das System zu rekonstruieren, das ein "Text" aufbaut. Die explizit vorgenommene oder implizit vorausgesetzte Ableitung von Propositionen aus dem "Text" erlaubt jedenfalls im Prinzip den Aufbau logischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Folgerungsketten.

Potentiell kann also eine nicht strukturelle Arbeit ebenso gut oder gar besser sein als eine strukturelle: wozu dann aber der theoretische Aufwand, den wir getrieben haben? Wir stellen die Antwort auf diese Frage zurück und verknüpfen sie mit einem weiteren Problem.

Sollte uns der konstruierte Leser bis hier her geduldig gefolgt sein, kann er uns nämlich, falls er in etwa mit der Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft vertraut ist, vorwerfen, bei allem Unterschied des Vokabulars und der vorausgesetzten Normen laufe die sTA doch auf das hinaus, was man früher als "immanente Interpretation" kannte und ungefähr mit der Absicht gleichsetzte, "den Text aus sich selbst zu verstehen". Nun waren sich freilich mindestens die hervorragenden Vertreter dieser Richtung durchaus darüber im klaren, daß sie keineswegs nur textinterne, sondern auch textexterne Daten bei der Interpretation verwendeten¹; freilich haben sie für

¹ So hatte sich etwa E. Staiger in seinem berühmt gewordenen Aufsatz "Die Kunst der Interpretation" zur Verwendung textexterner Daten bekannt.

diese Praxis nie Regeln und Normen formuliert, sondern, hier und sonst, an Intuition und subjektive Evidenz appelliert, weshalb man denn auch von einer "Kunst der Interpretation" reden konnte. So irrational und regellos, wie sie sich gelegentlich gebärdete, kann sie freilich nicht gewesen sein; denn immerhin war sie offenkundig erlernbar. Wir würden jedenfalls behaupten, daß es eine "Immanenz" im oben angedeuteten Sinne überhaupt nicht geben kann:

- 1) *Keine TA kann "textimmanent" sein* im Sinne der Voraussetzungslosigkeit, da jede auf einer bestimmten Menge an Voraussetzungen basiert; denn sie verlangt
 - a) die Kenntnis des primären Zeichensystems, dessen sich der "Text" bedient.
 - b) eine bestimmte Menge von Kenntnissen über die Kultur, der der "Text" angehört, d. h. deren Normen, Kodes und sonstige Systeme; zwar kann der "Text" auch ohne solche Kenntnis bis zu einem bestimmten, und gelegentlich sehr hohen, Grade interpretiert werden, doch bleiben bestimmte Daten uninterpretierbar und andere können nur partiell interpretiert werden.
 - c) eine bestimmte Menge von Begriffen zur Beschreibung des "Textes" und eine bestimmte Menge methodischer Verfahren, d. h. eine rudimentäre oder ausgebaute, implizierte (nicht bewußte, geleugnete, nicht erläuterte, ...) oder explizierte Theorie (Todorov 1973, S. 25; Hendricks 1973a, S. 166).
 - d) eine bestimmte Menge von Fragestellungen, die man, wie auch immer man zu ihnen gelangt sein mag, an den "Text" heranträgt und sich an Hand seiner zu beantworten versucht; der "Text" selbst "spricht" in gar keinem Falle — und schon gar nicht ungefragt.

Der Bedingungen 1a und 1b war sich die "immanente Interpretation" wohl immer bewußt, der Bedingungen 1c und 1d hingegen — so scheint es — kaum. Nun gibt es freilich keine schlechteren Theorien als die, die man praktiziert, ohne sich ihrer bewußt zu sein — als scheinbar selbstverständlich-evidente sind sie jeder Kontrolle entzogen. "Immanenz" in jenem früheren Sinne ist also nur eine Art optischer Täuschung, wie sie leicht entsteht, wenn der Interpret derselben Kultur angehört oder anzugehören glaubt wie das Interpretierte (Hendricks 1973b, S. 256) und sich mit diesem identifiziert, statt es zu analysieren: nur dann kann er an die Voraussetzungslosigkeit seiner Analyse allen Ernstes glauben. Ebenso wie 1) gilt aber auch

2) Jede TA muß "textimmanent" sein in dem Sinne, daß

- a) die Daten des "Textes" die Basis der Verifikation/Falsifikation jeder interpretatorischen Hypothese sind.
- b) eine an Hand textinterner Daten bestätigte interpretatorische Hypothese niemals aufgrund textexterner Daten falsifiziert werden kann. (Das gilt z. B. natürlich nicht für Hypothesen über die Rezeption eines "Textes" und es gilt nicht für Hypothesen über das Wissen einer Kultur, die als zusätzliche interpretatorische Prämissen verwendet werden.)
- c) die Relevanz textexterner Daten für eine Analyse aufgrund textinterner Daten nachgewiesen werden muß.

Gerade die sog. "immanente Interpretation" — aber nicht nur sie — hat freilich gern gegen diese Bedingungen verstoßen.

Halten wir fest: eine Theorie mit einer leidlich präzise eingeführten Sprache ist jedenfalls mindestens nützlich, da man irgendeine Theorie in jedem Falle voraussetzt: semiotische Phänomene sind aber bislang am ehesten und am weitestgehenden von den strukturalen Ansätzen systematisiert worden — wir sehen diesbezüglich keine derzeit konkurrenzfähige Theorie. Dennoch: *niemand muß formulieren, wie wir formulieren*. Er macht es sich damit freilich, entgegen dem Anschein, nicht leichter — jedenfalls dann nicht, wenn er an einer einigermaßen genauen und nachprüfbar TA interessiert ist. Zwar scheint die sTA vielleicht zunächst schwieriger als andere Richtungen; dafür aber ist zunächst einmal die Komplexität der semiotischen Objekte, über deren Funktionieren wir noch immer so relativ wenig wissen, verantwortlich. Mehr an Vereinfachung und Ungenauigkeit in Kauf zu nehmen, als beim Stande des Wissens unvermeidlich ist, kann aber wohl kaum als ernstliche Alternative betrachtet werden. Die Vorteile einer einheitlichen und gemeinsamen theoretischen Sprache mit definierten Begriffen, der intersubjektiven Kontrollierbarkeit, der Erlernbarkeit eines explizierbaren Verfahrens seien nochmals zugunsten der sTA genannt. Auch wird die Formulierung von einigermaßen präzisen IR überhaupt erst auf der Basis eines bestimmten Typs von theoretischem Vokabular möglich. Doch noch anderes spricht für sie. Der Interpret vor dem "Text" muß Fragen stellen: wie aber kommt er zu ihnen? Was ihm am "Text" auffällt, hängt zweifellos vom Umfang seiner Erfahrung mit "Texten" ab. Aber es hängt auch ab von seinem theoretischen Wissen über alternative poetologische Möglichkeiten. Und was er mit diesen Befunden anzufangen weiß, ist durch die ihm verfügbaren methodischen Möglichkeiten bedingt. Beide Bereiche scheinen

aber seit langem, mindestens bei der Literaturwissenschaft, überhaupt nur mehr in strukturalen Ansätzen systematisch erforscht worden zu sein; ein kleiner Teil der Ergebnisse ist in diesen Band eingegangen. Diese Ansätze haben es auch nie verschmäht, die einschlägigen Ergebnisse anderer Richtungen, eventuell systematisiert und umformuliert, in ihre Theoriebildung einzubeziehen, wofür etwa die ET (dazu in "SET") hinreichend Beispiele bietet. Daß umgekehrt die anderen Richtungen im selben Ausmaß die Ergebnisse struktural-semiotischer Theorien sich zueigen gemacht hätten, wird sich schwerlich behaupten lassen; Beispiele dieser Art sind letztlich Ausnahmen geblieben. Es ist, um es zur Vermeidung von Mißverständnissen anzumerken, natürlich selbstverständlich, daß die sTA nicht auf traditionelle Klassifikationssysteme wie Metrik und Rhetorik verzichtet, die wir, von einigen Tropen abgesehen, nicht explizit als Beschreibungsinventare eingeführt haben, da sie, wo nicht ohnedies bekannt, so doch leicht zugänglich sind.

Daß man mit der sTA effektiv arbeiten kann, hoffen wir hinreichend demonstriert zu haben. Natürlich können "Texte" extrem verschiedene Strukturen haben: die Anwendungsbeispiele repräsentieren also nur einen unerheblichen Teil der möglichen Fälle. Wir haben in den Analysen sicherlich auch Operationen vorgenommen, die nicht von den explizit formulierten Regeln erfaßt sind: was die bislang formulierten Regeln tatsächlich genau leisten, wäre am Beispiel einer TA, die hinreichend komplex ist und die elementaren wissenschaftlichen Normen erfüllt, nachzuprüfen, um eventuell ergänzende Regeln einzuführen oder formulierte Regeln zu modifizieren. Auch haben wir mehr theoretische Begriffe in den Analysen verwendet, als wir tatsächlich eingeführt haben: es sei nur an Phänomene wie Perspektive, dargestellte Sprechsituation, Figur, Handlung, Ereignis usw. erinnert. Im Vertrauen auf einen intuitiven Konsens haben wir die Präzisierung bzw. Definition der Begriffe zurückgestellt; sie sollen, zusammen mit weiteren Interpretationsregeln, in "SET" eingeführt werden. Auch sonst freilich hat der Band sicherlich manche Lücken und Schwächen, deren Behebung hoffentlich nicht allzu schwer ist, wobei wir auf die Hilfe der kompetenten Leser hoffen. Die Begriffe und Regeln sind im übrigen jeweils als Systeme aufzufassen: die Regeln bzw. Begriffe engen einander wechselseitig ein und ergänzen sich, wie natürlich auch System der Begriffe und System der Regeln eng korreliert sind.

Aber auch unser konstruierter Leser hat noch eine Beschwerde:

er findet den Begriff der TA, wie wir ihn verwendet haben, zu eng. Es steht nun in seinem Belieben, ihm eine weitere Bedeutung zu geben, etwa so, daß er zum Beispiel auch Untersuchungen über die Relation eines "Textes" oder "Text"-Korpus mit anderen, extratextuellen, etwa geistesgeschichtlichen, rezeptionsgeschichtlichen, sozialgeschichtlichen, psychologischen Phänomenen umfaßt. Nur muß er sich darüber im klaren sein, daß solche Untersuchungen nicht Aussagen über etwas im "Text", sondern über eine Relation des "Textes" zu etwas anderem machen, d. h. ganz andere Fragen als die nach seiner Bedeutung beantworten; Fragen, die freilich ebenso legitim sind wie diese und ebenso wie diese im Rahmen strukturaler Ansätze behandelt werden können. *Die Grenzen des "Textes" sind nicht die Grenzen strukturalistischer Verfahren*; jeder Blick in eine Bibliographie strukturalistischer Arbeiten sollte eigentlich genügen, das zu beweisen. Es gab daher auch Kritiker, die dem Strukturalismus nicht Immanenz, sondern gerade deren Gegenteil vorgeworfen haben² — aber was wäre ihm von den diversen Interessengruppen noch nicht vorgeworfen worden?

Wenn der Leser aber solche weitergehenden Fragen dem Begriff der TA subsumiert, hat das zur Folge, daß dieser Begriff zwei wesentlich verschiedene Klassen von Fragestellungen umfaßt; man muß sich dann nur vor Konfusion hüten. Mindestens für alle schon historischen Kulturen gilt übrigens, daß die Daten über solche anderen Realitätsbereiche ihrerseits notwendig aus irgendwelchen "Texten" bezogen werden: *solche Untersuchungen zur Korrelation verschiedener kultureller Teilsysteme basieren also wiederum ganz wesentlich auf TA*; zwei verschiedene Klassen von "Texten" müssen zunächst analysiert werden, bevor man die jeweiligen Analyseergebnisse in Bezug setzen kann. In diesem Kontext sei festgehalten, daß die hier formulierten Normen und Regeln der TA fast ausnahmslos nicht nur für die Analyse einzelner "Texte", sondern ebenso für die ganzer "Text"-Korpora gelten. (Ausnahme ist etwa IR 24, deren Gültigkeit natürlich nicht über die Grenze des einzelnen "Textes" hinausreicht.) Jene Propositionen, die das kulturelle Wissen ausdrücken, sind übrigens ihrerseits ebenfalls nichts anderes als Ergebnisse einer TA, die in diesem Falle ein umfängliches Korpus von "Texten", ob mündlichen oder schriftlichen, sprachlichen oder nicht-sprachlichen voraussetzt,

² So etwa ein gewisser Meschonnic, dessen reichlich sonderbare Denkkarte Hempfer 1973, S. 45 f., nach Verdienst gewürdigt hat.

wobei die jeweilige kulturelle Verbindlichkeit und Repräsentativität eines "Textes" oder "Text"-Typs, den man unter diesem Aspekt ausbeutet, freilich notwendig mit zu bedenken ist – grob gesagt, haben etwa die Regeln eines juristischen Kodes im allgemeinen einen anderen Status als Regeln, die ein literarischer Text setzt. Für bestimmte Klassen von Sachverhalten gibt es also in den Kulturen "kanonische" "Texte", die das einschlägige kulturelle Wissen kodifizieren. Doch kann auch dieses Problem hier nicht erörtert werden. In der TA stellt eine kulturelle Proposition jedenfalls eine Hypothese dar, die ihrerseits das Ergebnis einer TA ist und mittels einer solchen TA auch falsifiziert werden kann.

Doch gibt der Einwand unseres Lesers noch Anlaß zu einer weiteren Bemerkung über ein Problem, das hier gleichfalls nicht erörtert worden ist: in wieweit darf die TA Theorien und Terminologien nicht-semiotischer Disziplinen, d. h. nicht an Hand semiotischer Objekte und nicht zu deren Beschreibung eingeführte Kategorisierungen verwenden? In wieweit darf sie also außer dem objektspezifischen Vokabular der Semiotik etwa soziologische oder psychologische Theoreme und Termini legitim zur Interpretation eines "Textes" benutzen? Wir verweisen für dieses Problem auf Wunsch 1977, die es, wie wir meinen, exemplarisch, d. h. generalisierbar am Beispiel der sog. psychoanalytischen TA diskutiert hat.

4.2 Einige Aspekte von Abstraktion und Klassenbildung in der "Text"-Analyse

Die bislang formulierten Regeln sollen wenigstens um einige Anmerkungen zu den Problemen von Abstraktion und Klassenbildung, die sich jeder – strukturalen oder nicht-strukturalen – TA stellen, ergänzt werden; diese Anmerkungen betreffen freilich sicher nur einen kleinen Teil der Operationen, die man bei der TA tatsächlich legitim vornehmen kann. Die sTA fragt, welche semantischen Terme/Klassen der "Text" bzw. das "Text"-Korpus aufbaut und als relevant setzt, wie diese Klassen untereinander korreliert sind, welche Klassen sich daraus wiederum folgern lassen (IR 43). Nur mit einigen Aspekten des ersten und elementaren Schrittes, wie sie schon beim bloßen Vergleich von Termen desselben oder verschiedener "Texte" auftreten, wollen

wir uns hier befassen. Vergleichen heißt, nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden fragen, d. h. den Termen Klassen zuordnen, die sie entweder teilen oder hinsichtlich derer sie differieren. Diese abstrahierten Klassen müssen natürlich irgendwie in der Struktur des "Textes" nachweisbar sein, sonst würde schon diese erste Operation zu einer Beliebigkeit der TA führen, je nachdem, welche Terme man zu einer Klasse zusammenfaßt, d. h. welchen man ein gemeinsames Merkmal zuschreibt, und je nachdem, wie weit man bei der Klassenbildung abstrahiert.

Gehen wir wieder vom Falle sprachlicher Texte aus. Nach IR 26 beherrschen wir die Syntax der Sprache des Textes und kennen die möglichen Signifikate der Lexeme, die der Text zwar verändern, aber nie gänzlich tilgen oder total ersetzen kann. Daß dieses Sprachsystem auch im je gegebenen Text gilt, ist nach IR 47 eine ebenso legitime wie unvermeidliche Ausgangshypothese, die der Text immer nur partiell falsifizieren kann. Wenn etwa der Textproduzent einem Lexem ein nicht normalsprachliches Signifikat zuordnen will, sei es, daß er einen Teil der sprachlich vorgegebenen Bedeutung tilgt, sei es, daß er neue Bedeutung hinzufügt, dann muß er dieses Lexem so verwenden, daß erstens die abweichende Verwendung erkennbar und daß zweitens die abweichende neue Bedeutung rekonstruierbar ist. Wahrscheinlich gibt es Fälle, wo solche abweichende Verwendung erkennbar, aber nicht rekonstruierbar ist – wiederum hätten wir damit ein interpretatorisch relevantes Datum erhalten. Ob die Abweichung explizit formuliert wird oder nur impliziert und erschließbar ist, spielt hier keine Rolle. Als abweichend erkennbar ist ein Gebrauch nur in einem textinternen oder textexternen Kontext: damit dieser Gebrauch auch rekonstruierbar ist, muß wenigstens irgend etwas in diesem Kontext "normal" sein. Wo also der Kontext "normal" ist, wo keine sprachliche oder sonstige Regel sichtlich verletzt wird, haben wir zunächst keinen Grund, an der normalsprachlichen Bedeutung eines Lexems oder einer Lexemkombination zu zweifeln: falls ein solcher Term dennoch im Text in modifizierter Bedeutung gebraucht ist, muß es irgendwo anders eine Stelle geben, aus der solch ein abweichender Gebrauch erschlossen werden kann. Im übrigen soll damit nicht behauptet werden, daß sekundäre Bedeutung nur auf der Basis von Regelverstößen konstruiert werden könnte; sie kann ebenso gut durch ungewöhnliche Regularitäten usw. hergestellt werden. Wichtig ist hier nur

IR 51a: Aufgrund der normalsprachlichen Signifikate lexikalischer

Terme, bei denen der Kontext der je betrachteten Belegstelle keinen Anlaß zur Vermutung abweichenden Gebrauchs gibt, kann die TA einen ersten Akt hypothetischer Klassenbildung vornehmen, indem sie das Signifikat in Klassen untergliedert oder einer Klasse eingliedert.

IR 51b: Die Signifikate abweichend gebrauchter lexikalischer Terme muß die TA – soweit dies der “Text” überhaupt erlaubt – aufgrund ihrer syntaktisch-syntagmatischen Korrelationen mit den normalsprachlich gebrauchten Termen rekonstruieren. D. h. es ist zu fragen, welche Bedeutung der abweichende Term logisch haben muß, um an dieser Stelle im Kontext auftreten zu können, und ob sich diese Bedeutung direkt oder indirekt über die von ihr ermöglichten Folgerungen bestätigen läßt.

IR 51c: Elementare Klassen, d. h. solche, die (wie “menschlich”, “belebt”, “männlich” usw.) auch syntaktisch-grammatische Folgen in der Sprache des “Textes” haben, können als selbstverständliche Klassenbildungen beim Analyseanfang betrachtet werden, da sie vom “Text” nur mit auffälligen Operationen (etwa durch direkte Neutralisierung) aufgehoben werden können, anderenfalls aber immer eine Rolle spielen.

Die Unterscheidung der beiden Fälle in IR 51a beansprucht nur illustrierend-heuristischen Wert. Gemeint ist: einerseits kann jedes Signifikat S in Klassen a, b, \dots zerlegt werden, die als Komponenten, aus denen es zusammengesetzt ist, aufgefaßt werden können: $S = a + b + \dots$. Andererseits kann jedes Signifikat S als Glied übergeordneter Klassen X, Y, \dots aufgefaßt werden: $S \subset X, S \subset Y, S \subset \dots$. Aber auch mit jeder Klasse a, b, \dots , die aus der ersten Operation resultiert, kann bei Bedarf die zweite Operation vorgenommen werden, bei der diese Klassen ihrerseits als Teilklassen übergeordneter Klassen aufgefaßt werden. Wie gesagt: die Unterscheidung beider Operationen ist insofern nicht unproblematisch, als mindestens bestimmte Grenzfälle beiden subsumiert werden könnten. Doch hat sie einen gewissen praktischen Nutzen. Da die zweite Operation gefährlicher ist, gehen wir zunächst von der ersten aus.

Ein gegebenes Signifikat S kann u. U. auf sehr verschiedene Weise in Klassen zerlegt werden. Nehmen wir an, eine solche Möglichkeit sei die Zerlegung in $a + b + \dots$. Dann sind etwa die folgenden Fälle denkbar:

- 1) Statt der Klasse a werden die Teilklassen a' , a'' , ..., in die a zerlegbar ist, gewählt: $a' \subset a$, $a'' \subset a$; $a = a' \cup a'' \cup \dots$
- 2) Statt a wird eine Oberklasse A abstrahiert: $a \subset A$; $A = a \cup \dots$
- 3) Statt zweier unterschiedener Klassen a und b wird eine Klasse X gebildet, die genau a und b umfaßt: $a \subset X$, $b \subset X$; $X = a \cup b$.
- 4) Statt einer Zerlegung in die Klassen a und b wird eine Zerlegung in x und y gewählt, wobei x Teile von a , y aber b und die restlichen Teile von a umfaßt: $x = a' \cup a''$, $y = a''' \cup b$; $x \cup y = a \cup b$.

Grundsätzlich gilt jedenfalls:

IR 52: Im Prinzip ist die Wahl der zunächst hypothetisch angenommenen Klassen frei; nur muß natürlich der analysierte Term tatsächlich an diesen Klassen partizipieren.

Denn eine solche Ein- bzw. Untergliederung kann ja jederzeit im Verlaufe der Analyse revidiert werden. Da wir freilich rein logisch auch komplizierteste und verschiedenartigste Klassen bilden können, ist vielleicht die folgende Regel nützlich:

IR 53: Die TA kann in den ersten Schritten hypothetisch solche Klassen annehmen, die in Sprache/Zeichensystem und/oder Kultur des "Textes" eine Rolle spielen, d. h. die ihrerseits in Sprache/Zeichensystem bzw. Kultur unterschiedene und benennbare Signifikate darstellen.

D. h. wir nehmen eine Unter- oder Eingliederung eines lexikalischen Terms in Klassen vor, die selbst als lexikalische Terme im Sprach-/Zeichen- bzw. Kultursystem des "Textes" existieren. Ein Indiz dafür, daß diese Klassen eine Rolle im "Text" spielen, wäre es, wenn sie – oder ihre Oppositionen – im "Text" selbst an der Oberfläche auftreten. Natürlich gilt bei Anwendung von IR 53 am Schluß immer

IR 54: Bei der Klassenbildung verwendete Terme des "Textes" und/oder seiner Sprache bzw. Kultur sind, sofern der "Text" einem räumlich und/oder zeitlich entfernten Sprach- und Kultursystem angehört, in die Sprache der TA zu übersetzen.

Das haben wir selbst übrigens mehrfach bei Analysebeispielen nicht getan: wir haben wiederholt mit solchen Klassen des Textes, seiner Sprache, seiner Kultur operiert und semantische Ordnungen aus ihnen konstruiert, ohne ihr Signifikat in die von uns verwendete Analysep Sprache, d. h. das aktuelle Gegenwartsdeutsch zu übersetzen. IR 53

hat den angenehmen Vorteil, womöglich auf weitere, eventuell relevante Klassen aufmerksam zu machen, was wir, unter Rückgriff auf ein früheres Beispiel, vorführen. Wenn im 19. Jhd. etwa eine weibliche Figur ein bestimmtes Sexualverhalten zeigt, können wir die sprachlich dafür verfügbaren Klassifikationen ausprobieren, ob eine von ihnen auf dieses Verhalten zutrifft. Nehmen wir an, wir könnten der Figur daraufhin die lexikalische Klasse "geil" in ihrer historischen Bedeutung zuordnen: wie wir in 3.21 ausgeführt haben, impliziert die Anwendbarkeit dieses Prädikats im 19. Jhd. aber die eines weiteren – moralischen – Prädikats; auf dieses Verhalten trifft auch eine Klasse zu, die wir vielleicht aus dem Text selbst nicht hätten erschließen können. Das Beispiel macht freilich noch etwas sichtbar: um solche sprachlich/kulturell gegebenen Klassen am "Text" ausprobieren zu können, müssen wir selbst schon einen Akt der Klassenbildung vornehmen. Denn um zu sehen, ob "geil" aufgrund seiner sprachlichen Merkmale auf den dargestellten Sachverhalt anwendbar ist, müssen wir von diesem Sachverhalt hypothetisch Merkmale ableiten: läßt sich das Signifikat/das Dargestellte u. a. auch so auf- oder eingliedern, daß wir genau die Klassen erhalten, die die lexikalische Klasse "geil" als Merkmale ihrer Anwendbarkeit voraussetzt, haben wir aber nicht nur deren Anwendbarkeit – mit allen daraus resultierenden möglichen Folgerungen – nachgewiesen, sondern zugleich eine der möglichen Unter- bzw. Eingliederungen des Signifikats mindestens vorläufig, d. h. für genau so lange, wie ihr keine weiteren "Text"-Daten widersprechen, bestätigt. Wenn verschiedene Klassenbildungen möglich sind, ist aber gerade ihre Bestätigung das entscheidende Problem.

Das Beispiel hat noch einen anderen wichtigen Aspekt. Wir hatten einen dargestellten Sachverhalt, zu dessen möglichen Klassifikationen auch eine gehört, die den Anwendbarkeitsbedingungen eines sprachlichen Prädikats entspricht. Wir haben also ausprobiert, ob es eine Unter- bzw. Eingliederungsmöglichkeit eines Terms gibt, die mit der eines anderen Terms (partiell) übereinstimmt. Dieses Prinzip ist natürlich auch auf den Vergleich zweier textinterner Terme anwendbar:

IR 55: Wenn die TA zwei (oder mehrere) Terme des "Textes" vergleichen will, dann muß sie die Mengen der für jeden Term möglichen Klassifikationen rekonstruieren und aus diesen die Klassifikationen auswählen, innerhalb derer die Terme die meisten gemeinsamen Klassen aufweisen.

Diese Operation muß natürlich weder bewußt noch explizit vorgenommen werden. Der Text setzt nun verschiedene Signifikate dank seiner syntaktischen bzw. syntagmatischen Strukturen in Relationen, die aufgrund der Kenntnis von Sprache bzw. Zeichensystem an der Textoberfläche beobachtbar sind. Nur aufgrund dieser beobachtbaren Korrelationen können wir die nicht beobachtbaren erschließen. Wenn der Text etwa an der Oberfläche beliebige Terme als oppositionell oder als äquivalent oder als hyponym oder als . . . behandelt, sind wir gezwungen, die gemeinsamen Klassen zu suchen, innerhalb derer diese Relation erst existiert. Das aber heißt:

IR 56: Aufgrund der an der "Text"-Oberfläche durch syntaktische/syntagmatische Verknüpfungen gesetzten Relationen zwischen Termen bzw. ihren Signifikaten sind von Termen/Signifikaten Klassen derart zu abstrahieren, daß die logische Relation zwischen diesen Klassen der Relation zwischen den Termen/Signifikaten, die der "Text" an der Oberfläche setzt, logisch äquivalent ist.

Wenn ein Text z. B. zwei beliebige Terme als einander ausschließend behandelt, setzt er damit mindestens eine gemeinsame Klasse, innerhalb derer beide vergleichbar sind, und innerhalb dieser gemeinsamen Klasse zwei oppositionelle Klassen, die diese wechselseitige Ausschließung begründen.

Wenn ein Text verschiedenste Sachverhalte immer wieder mit denselben oder ähnlichen, d. h. demselben oder verwandten Paradigmen entstammenden lexikalischen Termen belegt, dann sind diese Sachverhalte ihrerseits zu vergleichen:

IR 57: Bei Sachverhalten, in deren Darstellung identische oder ähnliche lexikalische Terme (in "eigentlicher" oder tropischer Verwendung) auftreten, sind gemeinsame (und eventuell auch unterscheidende) Klassen zu suchen: worauf dasselbe Lexikon angewendet wird, das bildet auch unter mindestens einem Aspekt eine gemeinsame Klasse — die Sachverhalte mögen so verschieden sein, wie sie wollen.

Wenn z. B. heterogene Sachverhalte existieren, von denen irgendwann der eine als "gefährlich", der zweite als "unheimlich", der dritte als "erschreckend" usw. klassifiziert wird, dann muß nachgeprüft werden, welche gemeinsamen Klassen diese Sachverhalte verbinden, falls sich nicht zeigen läßt, daß diesen unterschiedlichen Prädikaten ihrerseits auch unterschiedliche Klassen entsprechen.

Nehmen wir nun an, eine hypothetische Klassenbildung sei denkbar, die nicht durch eine der schon genannten Möglichkeiten bestätigt wird. Wir werden sie durch Rekurrenz zu bestätigen versuchen (vgl. IR 45), wobei wir ihr auch Signifikate zuordnen können, die, allein genommen, uns vielleicht niemals zu dieser Klassenbildung veranlassen würden, aber doch in diese Klasse eingeordnet werden können. Ein Beispiel: wenn uns eine bestimmte Textstruktur veranlaßt, eine Klasse "belebt" zu abstrahieren, dann können wir dieser Klasse eine Figur mit dem Merkmal "männlich" subsumieren, obwohl wir von dieser Figur, allein genommen, vielleicht allenfalls bis zu "menschlich" abstrahiert hätten. Nun tritt freilich das Problem auf, daß wir immer wenn wir den Ausgangsterm, der die Klassenbildung veranlaßt, in Klassen zerlegen oder in Klassen einordnen, nur statt einer engeren Klasse eine Oberklasse wählen brauchen – und schon können wir dieser Klasse vielleicht auch andere Terme subsumieren, die wir der engeren Klasse nicht subsumieren könnten. Wenn wir z. B. irgendwo "menschlich" abstrahieren können und statt dessen "belebt" abstrahieren, fällt auch ein eventuell vorkommender Frosch unter diese Klasse, der nicht unter die engere Klasse fallen würde. Es bedarf also weiterer Kriterien. Ein solches Kriterium wäre es, wenn diese Klasse funktionalisiert oder neutralisiert wird, d. h. wenn ihr irgendwelche weiteren Klassen als von ihr verschiedene oder als mit ihr zusammengefaßte zugeordnet sind. Falls wir Grund haben, die Klasse "belebt" abzuleiten, diese Klasse aber auch in "menschlich" und "tierisch" zerlegt werden kann, dann wird also diese Subkategorisierung legitimiert, wenn diese Unterscheidung entweder funktionalisiert oder neutralisiert wird, nicht aber, wenn sie nicht funktionalisiert wird. Und umgekehrt: wenn wir Grund haben, zwei Klassen "tierisch" und "menschlich" abzuleiten, dann ist deren unmittelbare Oberklasse "animalisch" ohnedies legitimiert, nicht aber z. B. die Oberoberklasse "belebt", unter die sie ebenfalls subsumiert werden könnten, es sei denn, diese Klasse wäre ihrerseits funktionalisiert. Analoges gilt für die Bildung komplexer (Vereinigungs- oder Durchschnitts-)Klassen aus gegebenen einfachen Klassen wie umgekehrt für die Zerlegung komplexer Klassen in einfache Klassen.

IR 58a: Eine hypothetische Klassenbildung bestätigt sich, wenn die Klasse(n) derart ist (sind), daß

a) auch völlig andere Sachverhalte/Signifikate als die, von denen die Klasse abstrahiert wurde, dieser Klasse subsumierbar sind, d. h.

in sie untergliedert bzw. in sie eingegliedert werden können (Nicht-triviale Rekurrenz).

b) die Klassenbildung funktionalisiert oder neutralisiert wird.

Ein weiteres Kriterium dürfte ohne Erläuterung einleuchten:

IR 58b: Eine hypothetische Klassenbildung bestätigt sich, wenn eine zu ihr oppositionelle Klasse bestätigt wird.

Wenigstens für die zuletzt beschriebenen Fälle gilt also, daß sich verschiedene Klassenbildungen wechselseitig bestätigen³, letztlich also durch Fruchtbarkeit und Ökonomie, beides, wie man weiß, relevante Kriterien jeder Theoriebildung. Grob gilt demnach:

IR 59: Zu wählen ist die Klassenbildung, die

a) *ökonomisch* ist, weil sie bei Annahme möglichst weniger Klassen möglichst viele "Text"-Daten erfaßt.

b) *adäquat* ist, weil sie die an der Oberfläche des "Textes" gesetzten Unterschiede von Termen ebenso wie die Gemeinsamkeiten von Termen abbildet.

c) *fruchtbar* ist, weil sie Folgerungen ermöglicht, die ihrerseits durch Daten der "Text"-Oberfläche gestützt werden.

Für alle gewonnenen Klassen, die sich als im "Text" relevant nachweisen lassen, können wir nun erneut die Frage stellen, ob sie in andere Klassen zerlegt oder eingeordnet werden können: für diesen Prozeß gelten erneut dieselben Regeln. Auf solche Weise müßten wir im Prinzip die Klassen des "Textes" rekonstruieren können.

Etwas andere Probleme ergeben sich, sobald wir nicht einfach die semantische Ordnung des oder der "Texte" rekonstruieren wollen, sondern nur eine ganz bestimmte Frage beantworten möchten, so z. B. wenn wir nur am Vergleich etwa verschiedener Handlungen oder sonstiger Aspekte interessiert sind. In diesen Fällen gilt:

IR 60: Sofern die TA an einem oder mehreren "Texten" nur eine bestimmte (Menge von) Fragestellung(en) untersuchen will, ist das Ausmaß an erforderlicher Spezifizierung bzw. Abstraktion bei der Klassenbildung eine abhängige Variable einerseits der Fragestellung, andererseits der Struktur des "Textes".

Da wir nun aber auch bei einer tendenziell vollständigen TA Fragen stellen müssen, gilt die Regel zwar auch hier, doch sind wir hier

³ Ähnlich Genot 1973: interne Systemhomologien als Systembestätigung.

gezwungen, jede Frage durch weitere Fragen zu ergänzen. Einzelanalyse und "Text"-Vergleich bzw. Korpus-Analyse werfen freilich noch ein anderes Problem auf. Denn bei der Einzelanalyse erhalten wir durch Anwendung der Relevanzkriterien vielleicht jeweils nur Klassen, die für den je anderen "Text" nicht relevant sind, während wir beim Vergleich umgekehrt nach gemeinsamen Klassen suchen, die vielleicht nur in einer Teilmenge der "Texte" oder vielleicht in keinem der "Texte" auch zu den relevanten Klassen gehören. Denn die gemeinsamen Klassen müssen ja nicht auch in jedem Einzelfalle die relevanten sein. Auch sind wir umgekehrt oft bei solchen Untersuchungen an einem Korpus zu Abstraktionen gezwungen oder legitimiert, die zwar aus dem Korpus, nicht aber aus dem einzelnen "Text" ableitbar sind (vgl. auch Oppitz 1974 zur Mythenanalyse). Doch müssen wir auch diese Probleme hier dahingestellt lassen (einiges dazu in "SET").

Einen andersartigen Aspekt wollen wir noch aufgreifen. Klassenbildung ist auch ein Formulierungsproblem: wir müssen die Klassen benennen. Nun gibt es kein vorgegebenes (geschweige denn vollständiges) Inventar möglicher Klassen, die in "Texten" eine Rolle spielen können. Auch würde uns ein vorgegebenes Inventar nur sehr partiell helfen, denn es litte notwendig daran, daß jeder noch nicht analysierte "Text" neuartige Klassen enthalten kann, und wäre es auch nur dadurch, daß er z. B. komplexe, zusammengesetzte Klassen bildet. Somit gilt:

IR 61: Die je für die "Text"-Semantik relevanten Klassen sind ad hoc zu rekonstruieren und zu benennen.

Was wir hingegen sinnvoll als Inventar anlegen können, ist die Menge der möglichen logisch-semantischen Relationen, nicht aber die Menge der Terme, zwischen denen sie bestehen können. Klassifizieren und systematisieren können wir natürlich auch die mutmaßlich ebenfalls begrenzte Anzahl möglicher Operationen, solche semantischen Terme aufzufinden: das haben wir, wenn auch sehr lückenhaft-unpräzise, versucht. Die Erfahrung lehrt freilich, daß man sich, vom Falle mehrfacher Strukturierungsmöglichkeiten, d. h. dem Falle der letztlich unproblematischen strukturellen Ambiguität abgesehen, im allgemeinen auf die akzeptablen Klassenbildungen einigen kann; d. h. aber, daß sich weitere, präzisere Regeln formulieren ließen. Einen — nur scheinbar trivialen — Aspekt der Sprachprobleme bei der Klassenbildung halten wir fest:

IR 62: Wenn eine bestimmte Menge von Termen einer Klasse subsumiert werden soll, dann ist die Benennung der Klasse so zu wählen, daß die Klasse weder zu eng noch zu weit ist, d. h. alle und nur alle die Terme zusammenfaßt, die ihr angehören sollen.

Wenn z. B. Terme mit dem Merkmal "menschlich", aber mit verschiedenem Geschlecht, gegeben sind, dann wäre "männlich" ebenso eine zu enge, wie "belebt" eine zu weite Klassenbildung wäre. Freilich kann ein "Text" sehr abstruse oder komplexe Klassen bilden, die sprachlich nicht mehr benennbar sind, sondern nur durch umfängliche Ausdrücke noch beschrieben werden können. Derlei kann man sich leicht bei Archisemen vorstellen: es mag keine sprachliche Klasse geben, mittels derer man genau diese Verknüpfung von Termen benennen kann. Wenn z. B. aus irgendwelchen Gründen die Terme "Tante" und "Schwester" zusammenzufassen wären, träte ein solches Benennungsproblem auf. Etwa die komplexe Klasse "weiblich + verwandt" umfaßt mehr als diese beiden Individuen, so z. B. auch "Tochter", "Mutter", "Enkelin". Diese Individuen können wir durch das weitere Merkmal ausschließen, daß bei "Schwester" und "Tante" keine direkte Abstammung zwischen dem weiblichen Individuum "Schwester" bzw. "Tante" und dem (männlichen oder weiblichen) Individuum existiert, für das jemand "Schwester" oder "Tante" ist, was freilich wiederum immer noch auch auf "Nichte" oder "Cousine" zuträfe. Adäquate — nicht zu enge und nicht zu weite — Klassenbildung kann also Probleme aufwerfen: u. U. können solche Schwierigkeiten selbst signifikante und interpretierbare Daten darstellen.

Die interne Korrelation von Klassen untereinander spielt jedenfalls, wie wir sahen, bei der Bestätigung von Klassenbildungshypothesen eine nicht unerhebliche Rolle. Sofern eine der korrelierten Klassen hinreichend gesichert oder trivial ist und sofern es genügend Terme dieser Klasse im "Text"(-korpus) gibt, können solche Korrelationen ihrerseits durch Vorhersage getestet werden:

IR 63a: Wenn eine Klasse X im "Text"(-korpus) gesichert und hinreichend rekurrent ist und wenn an Hand einer Teilmenge ihrer Glieder eine Korrelation von X mit einer oder mehreren anderen Klassen Y behauptet wird, dann kann diese Hypothese durch ihren prognostischen Wert getestet werden: andere Teilmengen der Glieder von X müßten ebenfalls und auf dieselbe Weise mit Y korreliert sein.

IR 63b: Sofern sich diese Vorhersage nicht erfüllt, ist die Hypo-

these entweder falsifiziert oder muß modifiziert und spezifiziert werden.

IR 63c: Die Hypothese kann als modifizierte/spezifizierte gehalten werden, wenn gezeigt werden kann, daß es eine oder mehrere weitere Klassen Z gibt, so daß ein Term der Klasse X nur genau dann mit Y korreliert (also z. B. auch Term von Y) ist, wenn er mit Z korreliert (also z. B. auch Term von Z) ist. Dann gilt also die Korrelation $X \text{ korr } Y$ nur dann, wenn auch $X \text{ korr } Z$ gilt.

IR 63d: Wenn die Hypothese in der ursprünglichen oder in der modifizierten Form zutrifft, ist umgekehrt zu fragen, ob nur die Terme Glieder der Klasse(n) Y bzw. Z sind, die auch Glieder von X sind.

IR 63e: Wenn sich dabei erweist, daß auch die Glieder einer oder mehrerer Klassen U mit Y bzw. Z korreliert sind, dann ist X bezüglich Y bzw. Z keine selbständige Klasse und die Klassen X und U sind insoweit zu einer komplexen Klasse bzw. Oberklasse " $X \cup U$ " zusammenzufassen.

IR 63f: Wenn bezüglich Y bzw. Z die Klasse " $X \cup U$ " zu bilden ist, folgt daraus nicht, daß diese Klasse nicht bezüglich einer weiteren Klasse V in ihre Teilklassen X, U zerlegt oder bezüglich einer Klasse W mit einer weiteren Klasse T zu einer neuen Oberklasse " $(X \cup U) \cup T$ " zusammengefaßt werden kann/muß: sowohl die Teil- als auch die Oberklassen einer relevanten Klasse können ihrerseits im semantischen System des "Textes" relevant sein.

IR 63g: Wenn eine Korrelation $X \text{ korr } Y$ nur gilt, falls auch $X \text{ korr } Z$ gilt, dann ist zu fragen, ob $Y \text{ korr } Z$ auch unabhängig von der Korrelation einer der beiden Klassen mit X auftritt.

IR 63h: Falls eine Korrelation $Y \text{ korr } Z$ auch unabhängig von der Korrelation jeder der beiden Klassen mit X auftritt, ist zu fragen, ob bei $Y \text{ korr } Z$ eine oder beide der Klassen mit weiteren Klassen A korreliert sind und ob X seinerseits jeweils mit A korreliert ist. Usw.

Die Logik eines solchen Klassenbildungsprozesses, für den IR 63 die Regeln formuliert, haben wir in 3.4322 am (konstruierten) Beispiel (37) vorzuführen versucht: wenn der Leser mit diesen Regeln Schwierigkeiten hat, muß er sie nur auf dieses Beispiel anwenden. (Zur Illustration anderer komplexer Klassenbildungs-/Klassenkorrelations-/Klassenbestätigungsprozesse sei u. a. auf die Analyse in 5. verwiesen.)

Zu einer bestimmten Klasse möglicher Klassen, die wir als *„gemischt semantische-pragmatische“* Klassen bezeichnen können, soll noch eine Anmerkung gemacht werden. Gemeint sind Prädizierungen textueller (Teil-)Strukturen, die nicht einfach durch textinterne Relationen aufgebaute semantische Terme darstellen, sondern das Ergebnis einer Relation zwischen textinternen (Teil-)Strukturen und textexternen kulturellen Klassifikationen sind. Als Beispiele dafür können einerseits Gattungsbegriffe wie z. B. Drama, Tragödie, Roman, Epos, Elegie, Satire usw. und von Gattungsbegriffen abgeleitete Adjektiva wie dramatisch, tragisch, komisch, elegisch, satirisch usw. dienen, die ihrerseits auch auf Teilstrukturen von *„Texten“*, denen das entsprechende Gattungssubstantiv nicht zukommt, angewendet werden können: auch ein Roman kann tragisch sein und/oder satirische Passagen enthalten (zu Gattungstermen in substantivischer oder adjektivischer Form vgl. Hempfer 1973). Eine andere Teilklasse von Beispielen stellen Terme wie Humor, Ironie, . . . , humoristisch, ironisch, . . . usw. dar. Beide Klassen von Prädikaten bezeichnen nicht nur einen textinternen nachweisbaren Sachverhalt, sondern zugleich einen textexternen kulturabhängigen. Denn derselbe *„Text“* mit derselben nachweisbaren Semantik mag in einer Kultur als tragisch, in einer anderen nicht als tragisch klassifiziert werden: in derartigen Kategorien vermengen sich Phänomene der Bedeutung und der Rezeption. Wenn wir nun einem *„Text“* einer Kultur ein solches Prädikat in der TA zuordnen wollen, dann muß offenbar gelten:

IR 64: Gemischt semantisch-pragmatische Begriffe dürfen bei der TA nur dann verwendet werden, wenn ihre Bedeutung in der Kultur des *„Textes“* rekonstruiert worden ist und wenn die von dieser Bedeutung geforderten Merkmale/Anwendbarkeitsbedingungen vom *„Text“* bzw. einer seiner Stellen tatsächlich erfüllt werden.

Denn wenn wir etwa an einem goethezeitlichen Text etwas als *„tragisch“* klassifizieren, dieses Prädikat aber im heutigen umgangssprachlichen Sinne verwenden, während es damals andere Bedeutung hatte, dann geben wir nicht eine der Bedeutung des Textes in seinem damaligen System adäquate, sondern eine aktualisierende Interpretation: d. h. wir machen dasselbe wie dann, wenn wir bei den Lexemen des Textes ihre heutigen Signifikate voraussetzen. Sofern wir die Bedeutung des Textes in seiner Kultur rekonstruieren wollen, ist logischerweise beides gleichermaßen illegitim. Für eine Rezeptions-

geschichte könnte freilich beides relevant und interessant sein: wenn wir etwa die mögliche Bedeutung eines goethezeitlichen Textes für einen Leser um 1900 rekonstruieren wollen, können wir sinnvoll nach der Bedeutung der Lexeme und der gemischt semantisch-pragmatischen Begriffe in seinem Sprach- und Kultursystem fragen und sein kulturelles Wissen in der Analyse verwenden, wobei die Veränderung, die sich gegenüber der vergangenen Goethezeit auf diese Weise ergibt, u. U. gänzlich oder teilweise durch kulturelles Wissen dieses Lesers über die Goethezeit aufgehoben sein kann. Doch haben wir diesen Punkt nur als Anregung für eventuelle Überlegungen zur möglichen oder tatsächlichen Rezeption eines Textes⁴ in einer fremden Kultur genannt. Die strukturelle Ethnologie verfügt hier übrigens über interessante Materialien: so hat man Untersuchungen zur Rezeption christlich-biblischer Mythen in indianischen Kulturen, die sich, wie ihre Nacherzählungen der biblischen Stoffe belegen, die fremdartigen Terme des Textes durch Integration in ihr Sprach- und Kultursystem aneigneten, wobei sie die Texte, die ihnen ursprünglich erzählt wurden, z. T. erheblich transformierten⁵.

So weit diese Anmerkungen. Jede TA muß nun von irgend etwas ausgehen, d. h. sie muß irgendeine Klassenbildung/Kategorisierung am Anfang sozusagen "axiomatisch" setzen. Sie wird daher, wir sagten es schon, von möglichst trivialen Klassen ausgehen müssen: von solchen, die möglichst "einfach" und "selbstverständlich" sind. Umgekehrt gibt es an ihrem Ende die Ergebnisse, denen sie ihrerseits keine Funktion mehr zuordnen kann und die sie daher als nicht weiter interpretierbar hinnehmen muß. Diese Kategorien/Klassen können eventuell durch Kontexterweiterung, d. h. durch Reintegration des "Textes" in ein größeres Korpus, ihrerseits weiter interpretiert werden; freilich stellt sich schließlich in diesem Korpus für andere Kategorien/Klassen erneut dasselbe Problem (vgl. Titzmann 1976).

⁴ Für eine empirisch orientierte Rezeptionsforschung wären die Materialien der Werbeforschung von größtem Interesse, zumal wenn diese, wie etwa H. Karmasin, sowohl eine semiotische als auch eine psychologisch-soziologische Untersuchung vorgenommen hat. Hier liegen dann tatsächlich Daten über die Bedeutung und Daten über die Rezeption vor: die Ergebnisse sind nichts weniger als trivial.

⁵ Dundes/Leach/Maranda/Maybury-Lewis 1971.

4.3 Exkurs 3: Anmerkungen zur Übertragbarkeit des Analyseverfahrens auf nicht-sprachliche "Texte"

Wir haben uns nur sprachlicher Beispiele bedient: wenigstens in einigen Sätzen wollen wir auch die Probleme solcher "Texte" streifen, die sich sprachlicher Elemente nur neben anderen oder gar nicht bedienen. Die nicht-sprachlichen semiotischen Systeme können ihrerseits sehr verschiedene Strukturen haben: relativ unproblematisch und einfach dürfte sicher die Analyse solcher "Texte" sein, die, wie etwa Film, Werbung, Comic Strip, Malerei, Plastik usw., mit ikonischen Zeichensystemen arbeiten, d. h. etwas abbilden, was in unserer sprachlich und kulturell verfügbaren Realitätsklassifikation als unterscheidbarer und benennbarer Sachverhalt existiert. Selbst wenn sie solche aus der Realitätserfahrung bzw. kulturellem Wissen bekannten Klassen von Objekten auf verzerrende und verfremdende Weise abbilden, stellt sich so lange noch kein ernstliches Problem, wie identifizierbar bleibt, was hier verzerrt und verfremdet wird. Aber schon innerhalb mindestens der modernen Malerei bzw. Plastik gibt es bekanntlich Gebilde, die auf jegliche Art von "Gegenständlichkeit", d. h. von Abbildung identifizierbarer Sachverhalte, gänzlich zugunsten bloßer Kombinationen von Formen und Farben überhaupt verzichtet haben. Für "Texte", die sich architektonischer, oder musikalischer Systeme bedienen, gilt im allgemeinen ohnedies, daß sie nichts abbilden bzw. darstellen: mindestens die Musik, wohl aber auch die Architektur, stellt ein rein syntaktisches System ohne eigene Semantik dar. Eine Tonfolge bedeutet nichts: ihre syntaktische Struktur kann analysiert werden — man kann ihr aber nicht eine semantische Struktur zuordnen. Sie bedeutet an sich so wenig etwas, wie eine metrische Form in Literatur an sich etwas bedeutet. Solche rein syntaktischen Systeme erhalten allenfalls sekundär in bestimmten Verwendungskontexten eine Bedeutung. Wenn eine Kultur bestimmte musikalische Tonfolgen oder bestimmte architektonische Bauformen immer für bestimmte Zwecke reserviert, beginnt die Semantisierung solcher Elemente. Sie kann etwa eine Klasse solcher Tonfolgen immer nur als Begleitung bei Anlässen der Trauer verwenden: dieser Typ von Musik wird dann für die Kulturteilnehmer objektive Konnotationen entwickeln. Im übrigen scheint die Kultur in solchen Zuordnungen sehr frei zu sein: etwa die Trauermusik verschiedener Kulturen unterscheidet sich erheblich. Doch mag es hinter diesen Differenzen anthropologische Invarianten geben; wie weit derlei erforscht ist, wissen wir nicht.

“Texte”, die sich rein syntaktischer Systeme bedienen, können zwar bezüglich ihrer syntaktischen Struktur analysiert werden: die Theorie muß ein paradigmatisches Inventar möglicher und relevanter Elemente und Relationen des jeweiligen Systems anlegen, um beschreiben zu können, welche Einheiten der “Text” selegiert und wie er sie kombiniert. Eine “Bedeutung” in dem Sinne, wie wir den Begriff verwendet haben, und wie er gemeinhin verwendet wird, haben sie deswegen noch nicht. Der Leser mag einwenden, daß auch Musikstücke, abstrakte Gemälde, Bauwerke usw. auf ihn wirken. Dann aber fragt sich, was mit “Wirkung” gemeint ist: eine nachweisbare Bedeutung oder subjektive Assoziationen, ausgelöste Gefühle, angeregte Verhaltensweisen usw. Jedenfalls muß grundsätzlich zwischen Bedeutung eines “Textes” und eventuellen (psychischen) Wirkungen dieses “Textes” auf den Rezipienten unterschieden werden. *Denn auch ein und dieselbe nachweisbare und von den Rezipienten akzeptierte Bedeutung kann auf verschiedene Rezipienten verschiedene Wirkungen ausüben*: sie mag den einen fröhlich, den anderen traurig stimmen, sie mag den einen zu etwas bewegen, den anderen von etwas abhalten — sie kann auf Gefühle, Gedanken, Handlungen die verschiedensten Einflüsse haben. Die Sprechakttheorie (vgl. z. B. Searle 1971, S. 42) hat solche Wirkungen zu recht als “*perlokutionäre Effekte*” von den “Bedeutungen” der Äußerung unterschieden. Solche Effekte sind ihrerseits sicherlich psychologisch/soziologisch untersuchbar: verschiedenste Institute, die im Auftrag der Industrie Werbung erforschen, machen solche Untersuchungen derartiger Effekte. Halten wir zunächst fest:

IR 65: “Texten”, die sich rein syntaktischer semiotischer Systeme bedienen, kann eine (semantische) Bedeutung nur insoweit zugeordnet werden, als diese Systeme mit Hilfe anderer Kodes/Zeichensysteme von der Kultur semantisiert werden.

Was keine Bedeutung hat, dem kann kein Analyseverfahren, welches es auch sei, eine Bedeutung zuschreiben: daß der einzelne Rezipient für seine Person alle möglichen semantischen Assoziationen dabei haben mag, beweist nichts.

Solche Kodes/Zeichensysteme basieren aber letztlich immer auf Sprache. Daß etwas eine identifizierbare Bedeutung hat, heißt erstens immer, daß es sprachlich beschreibbar ist, d. h. eine Entität darstellt, die mit sprachlichen Mitteln von anderen Entitäten des Systems unterschieden und benannt werden kann. Es heißt zweitens immer, daß

dieser beschreibbaren Entität aufgrund von Kodes/Zeichensystemen eine Menge sprachlicher Propositionen zugeordnet werden kann, die ihr äquivalent ist und ihre Bedeutung paraphrasiert. Die Zeichen etwa der gestischen-mimischen Kodes haben insofern Bedeutung, als wir sie in einen sprachlichen Text übersetzen können. Kulturelle Kodes können etwa Farben, Formen, Tönen Bedeutungen zuordnen, soweit diese Größen sprachlich unterscheidbar sind. Eine Farbe "rot" kann etwa als Farbe der Liebe gelten, wenn die Kultur über Lexeme zur Benennung von "rot" verfügt und diesen Lexemen den Ausdruck "Liebe" zuordnet. Was die ikonischen Systeme darstellen, seien es Personen, Gegenstände, Situationen, Handlungen, ist in jedem Falle etwas, dem ein sprachlicher Text entspricht und das sich durch diesen Text ausdrücken läßt. Somit gilt:

IR 66: Nicht-sprachlichen "Texten" eine Bedeutung zuordnen, heißt, ihnen eine geordnete Menge von Propositionen, d. h. einen sprachlichen Text, zuordnen.

Alles hat somit nur Bedeutung in eben dem Ausmaße, in dem es äquivalent in eine sprachliche Äußerung transformiert werden kann. Nach welchen Regeln diese Übersetzung, die man etwa bei gegenständlichen Gemälden oder bei Filmen jederzeit mit einem hohen Ausmaß an Intersubjektivität vornehmen kann, freilich genau funktioniert, ist eine Frage, die wir den Spezialisten für solche Objekte überlassen. Wenn es aber richtig ist, daß beliebigen "Texten", sofern sie etwas bedeuten, ein solcher Text zugeordnet werden kann, dann erhalten wir bewußt oder unbewußt letztlich wieder einen sprachlichen Text, den wir explizit oder implizit wie jeden anderen sprachlichen Text analysieren können:

IR 67: Der sprachliche Text, der einem bedeutungstragenden nicht-sprachlichen "Text" als von diesem abgebildet zugeordnet werden kann, ist analysierbar wie jeder andere Text: auf ihn ist alles anwendbar, was für sprachliche Objekte ausgeführt wurde.

Somit wäre im Prinzip unser Problem der Übertragbarkeit⁶ beseitigt, wenngleich vermutlich gerade im Gebiet nicht-sprachlicher "Texte" noch unendlich viel zu tun ist.

⁶ Natürlich müßte auch die verschiedenartige Struktur des Zeichensystems berücksichtigt werden — vgl. dazu Anm. 7 zu Kap. 1.

5. DEMONSTRATION DER METHODE:
EIN INTERPRETATIONSBEISPIEL.
ZU C. F. MEYER: DER MARMORKNABE

Wir versuchen, den Grundriß einer strukturalen Textanalyse am Beispiel eines lyrischen Textes vorzuführen. Die metrisch-strophliche Ebene lassen wir beiseite; unsere Kompetenz der primären Sprache setzen wir voraus und stützen sie im Zweifelsfalle durch zeitgenössische Wörterbücher ab; uns interessiert nur die semantische Organisation des Textes als eines sekundären Bedeutungssystems. Der gewählte Text stammt von C. F. Meyer und wurde 1882 publiziert¹: damit wird die Menge der in Betracht kommenden, möglicherweise vom Text benützten, sprachlichen und kulturellen Kodes/Zeichensysteme eingengt.

(1) DER MARMORKNABE

- I In der Capuletti Vigna graben
Gärtner, finden einen Marmorknaben,
Meister Simon holen sie herbei,
Der entscheide, welcher Gott es sei.
- II 5 Wie den Fund man dem Gelehrten zeigte,
Der die graue Wimper forschend neigte,
Kniet' ein Kind daneben: Julia,
Die den Marmorknaben finden sah.
- III "Welches ist dein süßer Name, Knabe?
10 Steig ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt?"
- IV Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
15 Spricht: "Er löscht die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

¹ Angabe nach Hist.-Krit. Ausgabe.

Nach der quantitativen Verteilung an der Textoberfläche zu urteilen, steht offenbar der Prozeß der Deutung des Marmorknaben im Vordergrund, womit auch — keineswegs selbstverständlich!² — der Titel übereinstimmt. Da die Wahl des Ausgangspunktes eine rein heuristische Frage ist, können wir mit der Analyse dieses Prozesses einsetzen, wengleich sich natürlich erweisen könnte, daß, entgegen dem Augenschein, weder der Knabe noch seine Deutung der zentrale Gegenstand des Textes sind. Aber welcher Art auch die zentralen Strukturen des Textes sein mögen, sind sie doch in jedem Falle nur von der Textoberfläche abstrahierbar, so daß deren inhaltliche Besetzung notwendig mindestens als Bedeutungsträger eine wichtige Funktion erfüllt.

Um das zu deutende Objekt herum sind zwei deutende Figuren, Julia und Simon, gruppiert. Sie werden vom Text in doppelter Hinsicht korreliert, da sie einerseits syntaktisch — hier sogar im linguistisch-grammatischen Sinne — verknüpft sind (II) und andererseits eine analoge syntaktische Funktion — hier im allgemeinen semiotischen Sinne — erfüllen: denn beide unterhalten eine Relation zu einem dritten Term, indem sie ein — und sogar dasselbe — Objekt deuten. Insofern handelt es sich übrigens um eine Homologie:

(2) Julia : Objekt : : Simon : Objekt

Das legt ihren Vergleich nahe: vergleichen können wir etwa ihre persönlichen Prädikate, ihre Deutungsverfahren, ihre Deutungsergebnisse.

Aus dem Paradigma der möglichen Kategorien zur Personenbeschreibung und -klassifikation, das dem 19. Jhd. zur Verfügung steht, werden hier offenbar nur einige wenige Merkmale selegiert: so sind die Figuren etwa nicht hinsichtlich ihrer Gesichtsform, ihres moralischen Verhaltens, ihres genauen sozialen Status, usw. charakterisiert. Die Selektion aus der Menge möglicher Klassen der Charakterisierung scheint also sehr partiell, zudem, mindestens auf den ersten Blick, ungeordnet und ohne Bezug zum Knaben und seiner Deutung. Es fragt sich, ob sie eine — und wenn ja: welche — Funktion hat. Erbringt der Vergleich der Merkmale eine irgendwie geartete Ordnung der Terme, war er offenbar eine fruchtbare Frage; erbringt er keine solche, muß, falls dieses Scheitern nicht selbst interpretiert werden

² In den früheren Fassungen andere Titel: "Das Marmorbild", "Julia Capuletti" (vgl. Meyer, Bd. 2, S. 170).

kann, eine neue Fragestellung gefunden werden. Wir versuchen also, von den wahrnehmbaren lexikalischen Termen solche Terme zu abstrahieren, die im System des Textes als relevante semantische Terme fungieren und deren geordnete Menge eine paradigmatische semantische Teilordnung des Textes darstellt.

Von bestimmten Termen lassen sich nun sehr leicht solche – schon sprachlich oder erst kulturell gegebenen – semantischen Terme abstrahieren: wenn wir freilich aus der Menge der potentiellen Merkmale eines Terms nur eine Teilmenge als relevant selegieren, müssen wir den Nachweis leisten, daß gerade diese auch tatsächlich relevant ist. Nehmen wir z. B. "Kind". Da wir keinen Grund haben, eine irgendwie metaphorisierende Verwendung dieses Terms im Kontext anzunehmen, kommen also alle seine sprachlich oder kulturell möglichen Merkmale in Betracht. Wenn wir etwa "jung" ableiten, finden wir aber bei Simon sofort eine entsprechende Charakterisierung: aus der "grauen Wimper" läßt sich "alt" ableiten. Denn Haare färben sich normalerweise erst nach Erreichung eines bestimmten Alters grau³ und grau scheint in dieser Kultur eng mit "greis" korreliert zu sein. Freilich könnte Simon, etwa durch großes Unglück oder durch ausschweifende Existenz⁴, vorzeitig ergraut sein: beide Varianten wären verfügbare, kulturelle und literarische Topoi. In diesem Falle wäre zwar über sein Alter praktisch nichts auszusagen, doch wäre eine solche Annahme völlig unmotiviert, da unser Text keinerlei Indiz zu ihrer Stützung enthält. Sie wäre eine bloß subjektive Konnotation, die zudem unökonomisch ist, da es ihrer nicht bedarf, um ein sonst nicht deutbares Faktum zu deuten, was allein sie legitimieren könnte. Folglich können wir die Relevanz einer Opposition "jung" vs "alt" als gesichert annehmen. Wir können freilich die Argumentation nicht in dieser Ausführlichkeit weiterführen; der Leser wird sie sich aber jeweils leicht rekonstruieren können.

Nun ist ferner Simon ebenso eindeutig männlich, wie Julia weiblich ist – warum also wird Julia mit dem geschlechtsneutralen Term "Kind" bezeichnet? Denn wäre allein "jung" ein relevantes Merkmal, so hätte dies ebensogut durch das Lexem "jung" selbst oder durch

³ Eberhard/Maass/Gruber 1971, Bd. I, S. 462.

⁴ Solche kulturellen Topoi hat u. a. Flaubert in seinem "Dictionnaire des idées reçues" gesammelt; ähnliches kann man leicht bei Hufeland oder Albrecht nachlesen. Auch Eberhard/Maass/Gruber, Bd. I, S. 43.

“Mädchen” besetzt werden können: die Hypothese liegt nahe, daß “Kind” weitere hier relevante semantische Terme umfassen muß. Weitere denkbare Oppositionen, z. B. “unerfahren” vs “erfahren”, “ungelehrt” vs “gelehrt”, usw., die mit “jung” vs “alt” hier korreliert sein könnten, werden teils ohnedies durch andere lexikalische Terme ausgedrückt oder würden teils ebensogut durch “Mädchen” oder “jung” ausgedrückt: “Kind” muß also etwas implizieren, was weder von “Mädchen” noch von “jung” impliziert wird. Julia ist übrigens zwar nicht gelehrt (das wird durch “Kind” ebenso wie – jedenfalls in dem dargestellten Kultursystem – durch “weiblich” ausgeschlossen), aber sie ist doch nicht ungebildet. Stünde sie im Rufe der Gelehrtheit, bedürfte es Meister (= Magister) Simons zur Deutung nicht (V. 3); andererseits aber kennt sie antike Kunst und Mythologie immerhin in solchem Ausmaße, daß sie es wagen kann, aus den Attributen der Statue auf die Identität des Knaben zu schließen – die Gärtner ihrerseits unternehmen diesen Versuch jedenfalls nicht, obwohl sie nicht unwissend sind, da sie den Knaben immerhin als Gott erkennen. Nicht nur dieser Wissensstand Julias, sondern auch ihr gewisses erotisches Interesse (V. 9 und 12) erlauben jedenfalls die Folgerung, daß sie ein Kind immerhin fortgeschrittenen Alters sein muß.

Nun gilt fraglos nicht nur, daß “Kind” sprachlich einen vorpubertären Zustand bezeichnet, sondern zudem, daß in der kulturellen Semantik des vortfreudianischen 19. Jhdts “Kind” normalerweise überhaupt nicht mit Sexualität verknüpft wird: ein “Kind” gilt idealiter als “rein” in dem Sinne, daß ihm weder Interesse noch Erfahrung und Wissen hinsichtlich des Sexuellen zugestanden werden. Wenn Julia einerseits Kind ist, andererseits ein fortgeschrittenes Alter haben muß, ist sie demnach Kind an der Schwelle zum Nicht-Kind, Nicht-Frau an der Schwelle zur Frau und diesem Zustand ist das Merkmal “noch nicht (ganz) sexuell” äquivalent. Dieser Folgerung auf der Basis kulturellen Wissens (kW 1) entspricht aber umgekehrt auf Seiten Simons, daß, wer graue Haare hat, an der Schwelle zum Greisenalter⁵, d. h. in diesem System an der Schwelle zum Nicht-Mann, steht und folglich das Merkmal “(fast) nicht mehr sexuell” hat. Denn die Sexualität des Greises ist im 19. Jhd., wie sich an vielen literarischen Beispielen zeigen ließe, ebenso verpönt wie die des Kin-

⁵ Eberhard/Maass/Gruber, Bd. I, S. 44.

des: wenn er Liebesbeziehungen intendiert, strebt er seinem Alter Unangemessenes an und kann nur scheitern; er wird zur komischen oder tragischen Figur, zum Gegenstand der Verachtung oder des Mitleids.

Wir haben damit "Kind" als determiniert erwiesen: nun müssen wir logischerweise umgekehrt fragen, warum "alt" durch "graue Wimper" statt etwa durch "graue Haare" oder andere Attribute des Alters besetzt ist. Nun repräsentiert "Wimper" in V. 6 synekdochisch erstens beide Wimpern und zweitens vor allem das ganze Auge. "Graue Wimper" ist zwar eine sehr ökonomische Kombination aus Altersmerkmal und Verweis auf Simons Augen – aber doch nur dann, wenn gezeigt werden kann, daß "Auge", in Opposition zu den nicht genannten alternativen Merkmalen, etwa dem Kopfhaar, seinerseits funktionalisiert ist. Das Auge ist zwar Voraussetzung, die Statue zu betrachten; solche Betrachtung ist zwar Voraussetzung, sie zu identifizieren. Doch fragt sich, warum uns diese trivialen Bedingungen überhaupt mitgeteilt werden müssen, zumal sie ebenso für Julia gelten, bei der sie aber nicht explizit thematisiert werden. Warum also wird uns erstens die Erfordernis der Betrachtung bei Simon, nicht aber bei Julia mitgeteilt; warum wird sie uns zweitens gleich zweimal (V. 6 und 13), vor und nach einer direkten Rede (III), die durch V. 14 nachträglich als solche Julias identifiziert wird, mitgeteilt; warum wird sie uns drittens beim ersten Auftreten mittels des Senkens des Blicks statt einer anderen paradigmatischen Alternative (etwa Senken des Kopfes, oder beliebigen Verben der optischen Wahrnehmung wie z. B.: ansehen, betrachten, mustern, . . .) mitgeteilt?

Am einfachsten ist die Frage nach der Funktion einer Verdoppelung der Mitteilung zu beantworten: Simon betrachtet das Bild schon, wenn Julia noch nicht spricht, und betrachtet es noch immer, wenn sie schon zu sprechen aufgehört hat. Damit wird offenbar ein Unterschied im Deutungsverhalten impliziert, den wir als eher "impulsiv-spontan" bei Julia, als eher "abwartend-abwägend" bei Simon benennen können. Schwieriger ist die Frage nach dem relevanten Merkmal, das die Wahl des Neigens des Auges – anstelle anderer Möglichkeiten – determiniert. Zunächst einmal wird damit im Unterschied zu den Verben der Wahrnehmung eine Bewegung impliziert: das würde freilich auch für das Neigen des ganzen Kopfes gelten. Bewegung wird jedenfalls ebenso von Julias "Knien" vorausgesetzt. Zum Zeitpunkt der Handlung in Strophe II befindet sich nun offenbar der Knabe noch unterhalb der Erdoberfläche, da sonst Julias Aufforde-

rung in V. 10 nicht gerechtfertigt wäre. Um ihn zu betrachten, um überhaupt in eine optische Korrelation mit ihm zu gelangen, müssen die Deuter sich ihm durch eine Bewegung zuwenden. Aber Simon bewegt nur das Auge bzw. die Wimper, nicht einmal den Kopf, während Julia dem Knaben mit dem ganzen Körper entgegenkommt — freilich nicht bis zu einer Berührung (die erotische Konnotation unserer Formulierung liegt auf der Hand und ist nicht ungewollt). Es handelt sich also um einen Unterschied auf einer Skala der räumlichen Entfernung: Simon macht die absolut minimale Bewegung, d. h. die Bewegung, deren es minimal bedarf, um überhaupt einen Kontakt zwischen Simon und dem Knaben, eine Korrelation durch das "Sehen", herzustellen und beide Größen nicht in völliger Getrenntheit verharren zu lassen; Julia hingegen reduziert die Entfernung zwischen dem Knaben und sich um vieles mehr, ohne sie indes gänzlich zu reduzieren. Wir können also das Verhalten beider als "maximale Entfernung" vs "Reduktion von Entfernung" benennen.

Mit diesen Ausführungen wäre nun zugleich die Frage beantwortet, warum das Sehen bei Simon scheinbar hervorgehoben, bei Julia hingegen gar nicht genannt wird: es geht also nicht um die Trivialität, daß Sehen Voraussetzung einer Identifikation ist, sondern um den Ausdruck einer Differenz im Verhalten der Deuter, die sich einerseits auf die zeitliche Entfernung zwischen Wahrnehmung und Deutung, andererseits auf die räumliche Entfernung zwischen Deuter und Deutungsobjekt bezieht.

Nun finden sich leicht weitere Unterschiede zwischen den Deutern. Julia spricht *mit* der Statue wie mit einem Subjekt, Simon spricht *über* sie wie über ein Objekt. Julia nähert sich nicht nur selbst räumlich dem Knaben, sondern fordert ihn auch zu einer Annäherung auf (V. 10); Simon hält nicht nur größtmöglichen Abstand, sondern äußert auch keine solche Aufforderung. Julia nähert den Knaben sich aber auch an, indem sie ihn anthropomorphisiert: sie behandelt ihn als belebt und menschengleich, indem sie diese Aufforderung an ihn ergehen läßt. Von Simon läßt sich dergleichen nicht aussagen: wenn er z. B. von einem "Jüngling" spricht, benennt er nur, was die Statue darstellt, ohne ihr das Merkmal der Belebtheit zuzuschreiben. Julia äußert ihre Deutung in Fragesätzen (V. 11 f.), Simon die seine in indikativisch-konstatierenden Sätzen (V. 15 f.): die eine Deutung geriert sich also als hypothetisch, die andere als definitiv. Freilich haben Julias Fragesätze (abgesehen von V. 9, der das zu lösende Problem benennt) eine Eigentümlichkeit: formal grammatisch könnten

sie ebensogut Aussagesätze sein und nur die Zeichensetzung signalisiert eindeutig ihren Charakter als Fragen – doch davon später. Julia wendet sich ihrem Objekt auch emotional zu, wenn sie nach seinem “süßen Namen” fragt: dem entspricht asymmetrisch seitens Simons das Adverb “streng”, das mit seinen Konnotationen von Unnahbarkeit/Distanz/Askese solche Zuwendung ausschließt.

Julia interpretiert die Statue als Gott der Liebe, Simon als Gott des Todes. Nun geht aber Julia als Nicht-Frau an der Schwelle zur Frau potentiell der Erfahrung der Liebe, Simon als Greis hingegen faktisch dem Tode entgegen. Jeder Deuter liest aus dem Objekt heraus, was ihm selbst bevorsteht: es gibt also eine Korrelation zwischen existentieller Situation des Deuters und Deutungsergebnis, die sich als Homologie formulieren läßt:

(3) weibliches Kind : Liebe : : männlicher Greis : Tod.

Resümieren wir zunächst schematisch die Menge der erschlossenen semantischen Terme:

| (4) Kategorie | Figur | JULIA | SIMON | Zeile |
|------------------------------------|-------|--|--|-------|
| Geschlecht: | | weiblich | männlich | 1 |
| Alter: | | jung | alt | 2 |
| Sexualität: | | noch nicht (ganz) sexuell | (fast) nicht mehr sexuell | 3 |
| | | ≈ Nicht-Frau an der Schwelle zur Frau | ≈ Mann an der Schwelle zum Nicht-Mann | 4 |
| | | ≈ (potentiell) vor der Erfahrung der Liebe | ≈ (faktisch) vor der Erfahrung des Todes | 5 |
| Deutungsergebnis: | | Gott der Liebe | Gott des Todes | 6 |
| Relation zur Auffindungssituation: | | präsent bei Auffindung | absent bei Auffindung | 7 |
| Deutungsmotivation: | | ungefragt | auf Befragen | 8 |
| Räumliches Verhalten: | | räumliche Annäherung | maximal möglicher Abstand | 9 |

| Kategorie | Figur | JULIA | SIMON | Zeile |
|---|-------|----------------------------------|--------------------------------------|-------|
| Spontaneität: | | impulsiv-spontan | abwartend-abwägend | 10 |
| Emotionales Verhältnis: | | emotionale Zuwendung | emotionale Nicht-Zuwendung | 11 |
| Redeform: | | “Reden mit” | “Reden über” | 12 |
| | | ≈(wieder-)belebend/anthropomorph | ≈ nicht belebend/nicht anthropomorph | 13 |
| Einbeziehungsgrad des Knaben: | | Aufforderung zu Annäherung | Keine Aufforderung zur Annäherung | 14 |
| Von Gärtnern unterstellter Kompetenzgrad: | | inkompetent | kompetent | 15 |
| Wissensbasis: | | ungelehrt, aber gebildet | gelehrt und akademisch | 16 |
| Deutungsgewißheit des Sprechers: | | hypothetisch | definitiv-konstatierend | 17 |

Demnach handelt es sich um ein recht hohes Ausmaß an Ordnung, das sich allein schon aus der Analyse der Merkmale der Deuter ergibt. In allen Aspekten, hinsichtlich derer wir die beiden Figuren verglichen haben, erweisen sie sich als oppositionell, wobei die Opposition bald auf Negation, bald auf Antonymie beruht, bald ohne weitere Analyse der komplexen Merkmale die Bestimmung des genauen Typs schwierig ist.

Jedenfalls läßt sich sofort von einer Teilmenge dieser primären semantischen Terme, die (4) darstellt, ein sekundäres Termenpaar abstrahieren, d. h. es läßt sich eine Klasse bilden, der mehrere der Kategorien subsumiert werden können und die zwei oppositionelle Werte umfaßt:

(5) Reduktion von Abstand vs maximaler Abstand.

Unsere Benennung dieses Merkmalspaars bedient sich einer räum-

lichen Metaphorik; auch hat uns ja die Analyse des räumlichen Verhaltens der Figuren (Z. 9) zu dieser Hypothese angeregt. Doch sind die Begriffe keineswegs nur räumlich gemeint: "Reduktion von Abstand" läßt sich ebenso von Julias Merkmalen in Z. 10, 11, 12, 13, 14, wohl auch 7 und 8, "maximaler Abstand" ebenso von Simons Merkmalen in diesen Zeilen abstrahieren.

Kehren wir zu unsern Deutern zurück. Wir haben ihr jeweiliges methodisches Verfahren bei der Analyse des semiotischen Objektes "Marmorknabe", des "Textes" also, den sie zu deuten suchen, noch nicht betrachtet. Denn ob sich jemand seinem Objekte z. B. emotional zuwendet oder nicht, konstituiert offenbar keine Deutungsmethode und präjudiziert nicht den Wahrheitswert seiner Deutung. Obgleich unsere beiden Deuter sich so verhalten, daß jeder aus dem Objekt herausliest, was ihm selbst bevorsteht, impliziert solche Korrelation zwischen Deutungsergebnis und existentieller Situation des Deuters doch keineswegs, daß beide Deutungen hinsichtlich ihres Wahrheitswertes äquivalent sein müßten oder daß unentscheidbar wäre, welcher unserer Deuter recht hat. Nun ist freilich signifikant, daß der Text diesbezüglich weder eine explizite Aussage enthält noch auch die Ableitung einer eindeutig nachweisbaren, aber nur implizierten Folgerung erlaubt. Wäre uns also nur der isolierte Text gegeben, könnten wir nur den Sachverhalt interpretieren, daß aus dem Text allein kein Entscheidungskriterium ableitbar ist: wenn wir hingegen aufgrund extratextuellen kulturellen Zusatzwissens (kW 2) wissen, ob der Streit der Deuter im 19. Jhd. als intersubjektiv unentscheidbar oder als entscheidbar gilt, und zudem wissen, welcher der beiden Deuter, falls ihr Streit entscheidbar ist, recht hat, können wir dieses Wissen mit der textinternen Unentscheidbarkeit korrelieren und diese Korrelation ihrerseits interpretieren.

Nach dem archäologischen Wissen des 19. Jhdts⁶ gilt nun, daß es in der Antike tatsächlich eng verwandte Darstellungen des Gottes der Liebe und des Gottes des Todes gab, wobei beide als männlich und jung dargestellt werden, beide Flügel haben können, beide eine Fackel tragen: nur hebt der Gott der Liebe die Fackel und der des Todes senkt sie, um sie auszulöschen. Wir finden somit auch das von andersartigen Sachverhalten in (4) abstrahierte Paar "maximaler Abstand"

⁶ Hist.-Krit. Ausgabe, Bd. 2, S. 172.

vs "Reduktion von Abstand" (= 5) wieder. Denn der Knabe, den die Statue darstellt, ist ein Zeichen besonderer Art: eine minimale Veränderung nur eines einzigen Attributes des Signifikanten (gehobene vs gesenkte Fackel), die die Mehrheit seiner Merkmale invariant läßt, führt zu einer maximalen Veränderung des Signifikats (Liebe vs Tod). Zwischen den Signifikanten wird also der Abstand auf jenes Minimum reduziert, dessen es bedarf, um überhaupt zwei Zeichen als verschiedene zu unterscheiden: eine Differenz hinsichtlich genau einer Kategorie von Merkmalen. Dem entsprechen aber zwei Signifikate mit maximalem Abstand, die einander als oppositionelle ausschließen und zugleich auf einer Ebene der fundamentalsten anthropologischen Kategorien, auf der Ebene der Opposition von "(Liebe→Leben) vs Tod", liegen. Nun charakterisierte sich Julias Verhalten durch Reduktion von Abstand, das Simons durch Aufrechterhaltung des maximalen Abstands: Julias Verhalten zum Zeichen entspricht also der Relation der Signifikanten, Simons Verhalten zum Zeichen der Relation der Signifikate. Es gilt folglich die Homologie:

(6) (Julia : Zeichen) : (Signifikant 1 : Signifikant 2) : : (Simon : Zeichen) : (Signifikat 1 : Signifikat 2),

wobei es gleichgültig ist, welcher Signifikant bzw. welches Signifikat als 1 oder 2 interpretiert wird. Julias Deutungsverhalten ist also einer Relation auf der Ebene der Signifikanten, das Simons einer Relation auf der Ebene der Signifikate äquivalent.

Julias Deutung ist jedenfalls die falsche, Simons Deutung die richtige, wie sich aufgrund von kW 2 leicht zeigen läßt. Der Text widerspricht weder den deskriptiven Feststellungen Julias noch denen Simons, und die Feststellungen beider widersprechen einander ebenso wenig. Julia konstatiert Flügel am Objekt, Simon geht auf dieses Merkmal überhaupt nicht ein, da es nicht signifikant ist und keine Entscheidung zwischen den Alternativen "Amor vs Tod" erlaubt. Julia behauptet, der Knabe trage eine Fackel; Simon behauptet, er lösche eine Fackel. Die Behauptung, daß der Knabe die Fackel lösche, ist im gestischen Kode unseres Kontextes äquivalent mit der Behauptung, daß er die Fackel senke. Julia behauptet nur, daß er eine Fackel trägt, da er aber die Fackel in jedem Falle trägt, ob er sie nun hebt oder senkt, behauptet Julia somit etwas, was wiederum keine Entscheidung zwischen Amor und Tod erlaubt, und Simons Aussage, die dem gegenüber hyponym, also spezifischer ist, zwar nicht bestätigt, aber jedenfalls ermöglicht und nicht widerlegt. Da der Text keine

Signale enthält, die eine Identifizierung eines bestimmten extratextuellen Referenten der Statue nahelegen oder gar ermöglichen würden, haben wir über die Statue genau nur das Wissen, das der Text bietet; aufgrund dieses Wissens, und da ferner der Text in keiner Weise Simons Behauptung, die Fackel werde gesenkt, widerlegt, folgt also unter Hinzuziehung von kW 2 demnach eindeutig die Richtigkeit von Simons Interpretation. Damit läßt sich auch die jeweilige Deutungsmethode einigermaßen genau beschreiben.

Denn Julia registriert am Objekt Merkmale, die zwar tatsächlich intersubjektiv gegeben sind, aber nicht signifikant sind, da sie zwei verschiedenen Klassen von Objekten gemeinsam sind, um deren Unterscheidung es gerade geht: diese Merkmale konstituieren nur die gemeinsame Oberklasse, differenzieren jedoch nicht die beiden oppositionellen Klassen dieser Oberklasse untereinander. Simon hingegen interessiert sich nur für genau jenes einzige Merkmal, das die beiden oppositionellen Klassen unterscheidet. Julia folgert zwar aus richtig beobachteten Daten, aber sie folgert Falsches: sie schätzt offenbar die Relevanz dieser Daten falsch ein, da sie als bedeutungsdifferenzierend annimmt, was dieses keineswegs ist; sie kennt offenbar das System der paradigmatischen Alternativen des antiken Kunstcodes zu wenig. Aus dem, was der ganzen Klasse zukommt, schließt sie fälschlich auf das einzelne Glied: sie folgert, als ob die hyperonyme Klasse die hyponyme impliziert, während jene diese doch nur inkludiert. Simons Argumentation impliziert Julias Wahrnehmungen, da diese die Klasse, der das Objekt angehört, identifizieren; aber er bedient sich logischerweise zusätzlicher und spezifischerer Kriterien, um innerhalb dieser Klasse das Glied, um das es sich tatsächlich handelt, zu identifizieren. (Während also Julia aufgrund tatsächlicher Daten aus diesen – personalistisch motiviert und konnotativ – folgert, argumentiert Simon systembezogen-strukturell; eine heute noch relevante Opposition!)

Julia war bei der Auffindung der Statue präsent und deutet ungefragt; Simon war absent und deutet auf Verlangen. Simon ist demnach ein von außen – aus einem Raum jenseits des Handlungsschauplatzes – herbeigeholter Fremder, Julia hingegen gehört dem Raum der Handlung von vornherein an. Denn nicht nur war sie immer anwesend, vor allem ist sie die Tochter des oder der Besitzer des Weinbergs. Wenn in einem Text der Weinberg einer Familie "Capuletti" und ein Mädchen namens "Julia" zusammen auftreten, handelt es sich eindeutig um einen Verweis auf Julia Capuletti, die Titelheldin von Shakespeares "Romeo und Julia". Wiederum stellt

dieses Wissens (kW 3) an sich eine Konnotation dar, aber wiederum eine objektive, die zudem, wie im folgenden gezeigt werden soll, funktionalisiert wird. Es gibt eine und nur eine kulturell-pragmatisch bekannte Korrelation der Namen "Julia" und "Capuletti" im 19. Jhd. Sie nicht zu kennen, verändert nicht die Bedeutung des Textes, sondern heißt nur, daß man mangels Kenntnis von Kodes bzw. Referenten eine bestimmte Bedeutungsebene des Textes übersieht. (Das Problem ist zwar ein pragmatisches: vorausgesetzt ist, daß es im 19. Jhd. keine zweite alternative Korrelation dieser beiden Eigennamen gibt und daß man die Korrelation der Namen bei Shakespeare zu diesem Zeitpunkt kennen kann. Aber obgleich pragmatisch, ist das Problem doch, wie immer paradox das scheinen mag, kein solches der Rezeption: denn ob nun der einzelne konkrete Rezipient des 19. Jhdts den referentiellen Rahmen "Shakespeare" kennt oder nicht, ist zwar relevant für die von ihm jeweils vorgenommene *Deutung* des Textes, nicht aber für dessen *Bedeutung*, da man im Prinzip den Kontext "Shakespeare" kennen kann und da dieser Kontext eindeutig angespielt ist.)

Julias Mitdeuter, Simon, hat nun freilich ebenfalls einen Namen, der aber nicht (literar-)historisch vorgegeben ist: "Julia" ist pseudo-historisch, "Simon" ist fiktiv. Wenn es schon im Text eine weibliche Figur mit pseudohistorischem Namen gibt, warum muß diese Stelle gerade durch Julia Capuletti besetzt sein? Was determiniert also die Wahl genau dieses Namens?

Klären wir zunächst, wie sich Meyers zu Shakespeares Julia verhält. Meyers Julia, die noch von den Gärtnern wie von dem Gelehrten auf ihrem eigenen Grund ohne soziale Folgen ignoriert werden kann, ist, sagten wir, Kind an der Schwelle zur Frau: "Kind" kann Shakespeares Julia jedenfalls nicht mehr sein, da sie, wenn auch noch nicht lange, in heiratsfähigem Alter (\approx Frau) ist. Der Zeitraum ihrer Biographie, den Meyer darstellt, liegt also kurz vor dem Zeitraum, den Shakespeare darstellt. Was Julia bei Shakespeare erlebt, steht ihr bei Meyer unmittelbar bevor. Das hat eine wichtige Folge: im Unterschied zu den im Text agierenden Figuren kennt der Rezipient schon Julias weiteres Schicksal. Was ihr aber bevorsteht, ist die Erfahrung ihrer Liebe zu Romeo und deren tödlicher Ausgang. Wie bei Meyer sind also auch bei Shakespeare die Terme "Liebe" und "Tod" korreliert. Aber bei Meyer stehen sie als synchrone, einander ausschließende Alternativen zur Wahl, bei Shakespeare folgen sie diachron, und zwar unmittelbar, aufeinander. Bei Meyer sind beide Terme auf verschie-

dene Figuren aufgeteilt (Julia — Liebe, Simon — Tod), bei Shakespeare kommen sie denselben Figuren als sukzessive Zustände zu. Bei Meyer sind sie auf einer Ebene theoretischer Deutung eines Fremden (des Knaben), bei Shakespeare auf einer Ebene praktischen eigenen Erlebens (Julias) korreliert. Was also in der Deutung der Statue oppositionell ist, scheint in der Biographie Julias fast äquivalent. Denn Julias Liebe zu Romeo und ihr Tod sind auch kausal eng korreliert: ihre Liebe ist — freilich nicht allein — die Ursache ihres Todes; nur im Tod, der sie von Romeo definitiv trennt, wird sie mit ihm definitiv vereinigt. Die Menge der systematisch-symmetrischen Entsprechungen zwischen Meyers und Shakespeares Text belegt aber zugleich, daß Meyers Text nicht nur die Identifizierbarkeit Julias als Figur Shakespeares, als literarische Figur also, sondern auch das Wissen ihrer weiteren Biographie voraussetzt und funktionalisiert. Dem maximal reduzierten Abstand zwischen den Signifikanten bei Meyer entspricht der maximal reduzierte Abstand der Signifikate bei Shakespeare. Damit haben wir zugleich eine erste Funktion (Determination) des Sachverhalts gefunden, daß Signifikate mit scheinbar maximalem Abstand bei Meyer durch Signifikanten mit optimal reduziertem Abstand repräsentiert werden. Freilich darf daraus keines der beliebten interpretatorischen Bonmots des Typs, Liebe und Tod seien letztlich eins, abgeleitet werden. Denn unser Text identifiziert niemals tatsächlich Liebe und Tod: er nähert sie einander nur an, indem auf der Ebene des faktischen Textes (= Meyer), wo Liebe und Tod als überindividuell-generell abgehandelt werden, der Abstand der Signifikanten, auf der Ebene des implizierten Textes (= Shakespeare), wo Liebe und Tod als individuell-einmalig abgehandelt werden, der Abstand der Signifikate verringert wird.

Bei diesem Grad symmetrischer Korrelation fällt die einzige nicht-symmetrische Beziehung der überhaupt vergleichbaren Größen besonders auf: die Relation zwischen Abstand und Reduktion von Abstand, die *zwischen* dem faktischen Text und dem implizierten Text auf derselben Ebene (Signifikate) besteht, wiederholt sich *im* faktischen Text als Relation zwischen zwei Ebenen (Signifikanten-Signifikate):

- (7) Maximaler Abstand der Signifikate in Meyer : Reduktion von Abstand der Signifikanten in Meyer : : Maximaler Abstand der Signifikate in Meyer : Reduktion von Abstand der Signifikate in Shakespeare.

Die aus dem Vergleich beider Texte gewonnene paradigmatische Teilordnung halten wir wiederum auch schematisch fest:

(8)

LIEBE vs TOD
bei Meyer und bei Shakespeare

C. F. Meyer

≈ faktischer Text

≈ späterer Text

frühere Lebensphase Julius

Liebe/Tod

synchron-alternativ

semiotisch verknüpft

theoretisches Problem von

Zeichen + Deutung

überindividuell-generell

beide Terme mit verschiedenen

Figuren korreliert

maximaler Abstand ohne Auf-

hebung der Korrelation

Shakespeare

≈ implizierter Text

≈ früherer Text

spätere Lebensphase Julius

Liebe → Tod

diachron-sukzessiv

kausal verknüpft

praktisches Problem von

Realität + Erleben

individuell-einmalig

beide Terme mit denselben

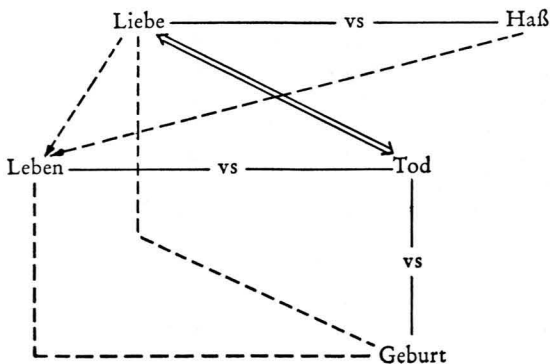
Figuren korreliert

minimaler Abstand ohne Auf-

hebung der Differenz

Dank der Asymmetrie von "Liebe" und "Tod" entspricht nun eigentlich der "Liebe" die Nicht-Liebe oder, da dieser Term sprachlich nicht besetzt ist, das Antonym "Haß". "Tod" seinerseits hat sprachlich einen doppeldeutigen Status: dem "Tod" als Ereignis und Ursache entspricht die "Geburt", dem "Tod" als Zustand und Wirkung entspricht das "Leben", das seinerseits von "Liebe" und "Haß" logisch impliziert wird und selbst "Geburt" voraussetzt, die wiederum nicht selten eine Folge von "Liebe" ist. In dieses normalsprachliche System ist also die Asymmetrie "Liebe" vs "Tod" eingebettet: wir versuchen dieses System graphisch (dreidimensional) darzustellen:

(9)



(Die Beziehungen zwischen Leben und Geburt, Liebe und Geburt sind deutlich von denen zwischen Haß/Liebe und Leben verschieden und werden daher auch graphisch von ihnen abgehoben.)

Der Text scheint von den Termen dieses normalsprachlichen lexikalischen Systems zunächst nur Liebe und Tod zu verwenden; Liebe impliziert aber zugleich logisch das Merkmal Leben (während es mit Geburt nur empirisch und fakultativ korreliert ist). Nach unserem Postulat ist Asymmetrie bedeutungsgenerierend: welche Merkmale erhalten dann "Liebe" und "Tod" in unserem Text? Die Stelle von "Haß" als der eigentlichen und einzigen normalsprachlichen Alternative zu "Liebe" wird von "Tod" eingenommen: "Tod" substituiert somit "Haß". Welche Korrelation besteht also zwischen "Haß" und "Tod"? Die Stelle der eigentlichen Alternative zu "Tod" ist durch "Liebe" besetzt. Da "Geburt" nur fakultativ mit "Liebe" verknüpft ist, "Leben" hingegen von "Liebe" impliziert wird, lassen wir "Geburt" einstweilen beiseite. "Liebe" substituiert also "Leben": welche Korrelation besteht dann zwischen "Liebe" und "Leben"?

"Haß" tritt nun zwar in unserem faktischen Text nicht auf, ist aber im implizierten Text von zentraler Relevanz: denn der Haß, der ihre beiden Familien trennt, ist es, der Romeos und Julias Liebesgeschichte zu einer problematischen und letztlich tödlichen macht. Dieser Haß macht ihre definitive Vereinigung im Leben praktisch unmöglich; er ist potentiell todbringend und wird erst durch den Tod der beiden Liebenden überwunden, der die Liebenden zwar nur metaphorisch, die Familien aber realiter vereinigt. "Liebe" und "Haß" sind Relationen zwischen (Gruppen von) Individuen: "Liebe" impliziert kulturell eine Tendenz zur Vereinigung, "Haß" eine solche zur Trennung. Nun läßt sich "Tod" als extreme Form der Trennung auffassen, die zur Aufhebung von Korrelation durch den Abbruch jeder Relation zwischen den beiden Termen tendiert, wie umgekehrt "Liebe" zur Aufhebung von Korrelation durch Identität der beiden Terme tendiert. (Unter Einbeziehung weiteren kulturellen Wissens (kW 4) ließe sich übrigens leicht zeigen, daß im deutschen 19. Jhd. eine Relation ("Liebe \approx Vereinigung) vs (Tod \approx Trennung)" oftmals belegt ist⁷; doch wollen wir den Rekurs auf solche extratextuellen Daten

⁷ So gibt es bei irgendeinem Franz. Lyriker des 19. Jhdts (ich habe vergessen, bei wem) den Vers: "Partir, c'est mourir un peu". Galen 1846, S. 384: "Ja freilich, wenn Wiedersehen nicht wäre, dann wäre jede Trennung von dem Gegenstande unserer Liebe wie der Tod ..."

so weit als möglich vermeiden.) "Haß" hätte demnach tatsächlich mit "Tod" potentiell gemeinsame Merkmale; weil "Tod" nicht metaphorisiert wird, kann sich diese Gemeinsamkeit aber nur auf solche Merkmale erstrecken, die zum Paar "Tod" vs "Leben" disparitär sind.

"Liebe" und "Tod" erscheinen im Text als Gottheiten, d. h. als bewirkende Ursachen der Zustände "Liebe" und "Tod". "Liebe" und "Tod" in Meyers Text verhalten sich demnach zu "Liebe" und "Tod" in Shakespeares Text wie Ursachen zu Wirkungen. Dem "Tod" als Ereignis entspricht aber an sich der oppositionelle Wert "Geburt": "Liebe" substituiert somit nicht nur "Leben", sondern auch "Geburt". Da "Geburt" lebengebend ist und als Folge von "Liebe" eintreten kann, übertragen wir das Merkmal "(potentiell) belebend" auf Liebe, was dem Merkmal "(potentiell) todbringend" bei Haß bzw. "faktisch todbringend" bei Tod als Ereignis entspricht.

"Leben" seinerseits läßt nun, indem es Liebe und Haß umfaßt, sowohl Vereinigung als auch Trennung zu: "Liebe" kann demnach nicht für "Leben" stehen. Aber "Haß" und "Tod" sind so korreliert, daß "Haß" als eine Art abgeschwächter Tod, "Tod" als eine Art gesteigerter Haß erscheint: es liegt demnach nahe, "Liebe" als eine privilegierte Form von "Leben" aufzufassen – als ein besonders intensives und gesteigertes Leben.

Versuchen wir, diese postulierten hypothetischen Merkmale von "Liebe" und "Tod" an Textdaten zu bestätigen, dann finden wir zunächst in dem Paar "Vereinigung" vs "Trennung" die abstrakteren Kategorien "Reduktion von Abstand" und "maximaler Abstand" wieder. Nun interpretiert Julia nicht nur die Statue als Gottheit der Liebe: sie wendet sich ihr auch affektiv-emotional zu, d. h. sie praktiziert gegenüber der Statue eine abgeschwächte Form der Liebe. Und Simon interpretiert die Statue nicht nur als Gottheit des Todes: er vermeidet auch jede Form emotionaler Zuwendung; diese Distanz läßt sich aber als abgeschwächte Form des Hasses auffassen. Der abgeschwächten Form der Liebe gegenüber dem Objekt seitens Julias entspricht dann die Reduktion von Abstand als Tendenz zur Vereinigung (\approx Liebe), der abgeschwächten Form des Hasses seitens Simons die Aufrechterhaltung größtmöglichen Abstandes. (Da nun Julia eine maximale, Simon eine minimale Bewegung ausführt, ließe sich dem Bereich des gesteigerten Lebens auch "Bewegung", dem des Todes "Starre" als Bewegungslosigkeit zuordnen.) Julia fordert nun den Knaben zu einer Bewegung und zur Rückkehr ins Leben (V. 10) auf: der abgeschwächten Form der "Liebe" entspricht tatsächlich ein Ver-

such der "Belebung" als abgeschwächte Form einer "Geburt". Soweit lassen sich — mit Ausnahme des hypothetischen und problematischen Paares "gesteigertes" vs "abgeschwächtes Leben" — die Merkmale recht gut bestätigen, die wir hypothetisch für die beiden in Opposition gesetzten Gottheiten bzw. Zustände angenommen haben:

(10)

| LIEBE | vs | TOD |
|-----------------------------|----|-------------------------------|
| belebt/lebend | | unbelebt/tot |
| bzw. | | bzw. |
| potentiell belebend | | faktisch todbringend |
| Vereinigung | | Trennung |
| Bewegung | | Starre |
| Reduktion von Abstand mit | | Maximaler Abstand mit Ten- |
| Tendenz zur Aufhebung der | | denz zur Aufhebung der |
| Korrelation durch Identifi- | | Korrelation durch Abbruch |
| fizierung der Terme | | der Relation zwischen den |
| (Steigerung des Lebens über | | Termen |
| das Leben hinaus: | | (Abschwächung des Lebens |
| ≈ mehr an Leben als ge- | | über das Leben hinaus: ≈ we- |
| wöhnlich) | | niger an Leben als gewöhnlich |

"Liebe" und "Tod" erscheinen also, selbst wenn man das letzte Merkmalspaar des Schemas nicht akzeptiert, als extreme Grenzzustände des Lebens, so daß wir eine ternäre Serie Liebe — Leben — Tod erhalten (daher tritt auch "Haß" im faktischen Text nicht direkt auf). (In diesem Kontext ließen sich nun auch zwei gut belegte kulturelle Topoi (kW 5 und 6), die die Annäherung von "Liebe" und "Tod" verstehbar machen, konnotativ anführen: Erstens, daß die Extreme einer Skala einander ähnlich seien⁸; zweitens, daß ein besonders intensives Leben gern auch ein besonders kurzes Leben sei⁹. Beide

⁸ Z. B. Hufeland (o. J.), dessen 1796 erschienene "Makrobiotik" im 19. Jhd. immer noch gelesen und wieder aufgelegt wurde: "Wir gehen fast durch eben die Veränderungen aus der Welt, als wir hineinkommen; die beiden Extreme des Lebens berühren sich wieder. Als Kinder fangen wir an, als Kinder hören wir auf." S. 284).

⁹ Z. B. Hufeland, bei dem dieses Theorem immer wieder vorkommt (vgl. S. 55, 161, 165, 183, 214, 379 usw): "Die Energie des Lebens wird also mit seiner Dauer im umgekehrten Verhältnis stehen, oder je mehr ein

Topoi ließen sich mit der Annäherung von "Liebe" und "Tod" und mit Julius Biographie gut korrelieren. Doch lassen wir das auf sich beruhen, um, wie gesagt, möglichst wenig textexterne kulturelle Daten zu verwenden.)

Warum nun läßt der Text die beiden Deutungen der Statue in genau dieser Reihenfolge aufeinander folgen? Wir haben von dieser Abfolge zwar schon ein Merkmal (Schema (4), Z. 10) abstrahiert, doch kann diese syntagmatische Folge ja wie so viele andere Terme dieses Textes überdeterminiert sein – und sie ist es tatsächlich. Auf der Ebene der Deutung des Zeichens folgt auf Julius Frage Simons Antwort, auf die falsche und vorläufige Deutung die richtige und definitive. Auf der Ebene von Julius Biographie ist zwar auch Julius Deutung richtig, aber sie benennt nur den früheren und vorläufigen, Simon den späteren und definitiven Zustand. Auch abgelöst von Julius Biographie bleibt dieses asymmetrische Verhältnis: "Liebe" und "Tod" sind notwendig temporal orientiert. "Liebe" ist ein fakultativer und vorläufiger Zustand, "Tod" ein obligatorischer und definitiver: wir wissen "logisch", daß auf "Liebe" irgendwann "Tod" folgt; wir wissen allenfalls "empirisch", ob einem "Tod" auch eine "Liebe" vorangegangen ist. "Tod" als Ende der menschlichen Existenz steht zugleich auch am Textende: es ist das letzte Wort nicht nur Simons, sondern auch des Textes, während "Amor" nicht einmal Julius letztes Wort ist. "Tod", so wäre also unsere Hypothese, hat gegenüber "Liebe" im Text einen privilegierten Realitätsstatus. Wir halten die möglichen Determinationen der syntagmatischen Distribution wiederum schematisch als paradigmatische semantische Teilordnung fest:

Wesen intensiv lebt, desto mehr wird sein Leben an Extension verlieren" (S. 55). Ein anderer Mediziner des 19. Jhdts macht die Nutzenanwendung dieses angenommenen Gesetzes auf die Sexualität – Albrecht 1851, S. 109: "So wie ich oben gesagt habe, ist Mäßigkeit (= in der Häufigkeit sexueller Akte, Anm. M. T.) dem Manne ebenso anzuraten, wie dem schönen Geschlechte, und je mäßiger der Manne dieses Geschäft treibt, eine desto längere Ausdauer wird er dabei wahrnehmen. (...) so kann man hingegen diese Kraft bis ins fünfzigste, ja sechzigste Jahr und noch höher erhalten, wenn man mäßig dabei zu Werke geht." Und eine Literatin des 19. Jhdts, Wilhelmine von Hillern in ihrer "Geierwally" (S. 224): "Wally und Joseph sind früh gestorben, die Stürme, die an ihnen gerüttelt, hatten die Wurzeln ihres Lebens gelockert ..."

| | | |
|-------------------------------|----|---------------------------------|
| (11) ERSTE DEUTUNG (LIEBE) | vs | ZWEITE DEUTUNG (TOD) |
| impulsiv-spontane Deutung | | abwartend-abwägende Deutung |
| (vgl. (4), Z. 10) | | (vgl. (4), Z. 10) |
| vorläufiges Deutungsergebnis: | | definitives Deutungsergebnis: |
| falsch | | richtig |
| Frage/Hypothese | | Antwort/Wissen |
| früherer Zustand sowohl | | späterer Zustand sowohl |
| a) in Julius Biographie | | a) in Julius Biographie |
| als auch | | als auch |
| b) anthropologisch | | b) anthropologisch |
| anthropologisch fakultativer | | anthropologisch obligatorischer |
| und vorläufiger Zustand | | und definitiver Zustand |

Ein Textmerkmal ist in diesem Zusammenhang auffällig: Julia bezeichnet – wie auch der Text selbst – die Statue als Knaben, Simon hingegen als Jüngling. Somit läßt sich offenbar auch die – übrigens (3) stützende – Homologie ableiten, daß dem notwendig früheren Zustand der Liebe auch das frühere Lebensalter des Gottes (Knabe), dem notwendig späteren Zustand des Todes auch das spätere Lebensalter des Gottes (Jüngling) entspricht. "Jüngling" impliziert zwar im zeitgenössischen Lexikon eindeutig einen nachpubertären Zustand, aber "Knabe" ist diesbezüglich leider nicht eindeutig festgelegt¹⁰, so daß wir auf weitere Folgerungen daraus verzichten müssen.

Die beiden alternativen Gottheiten der Liebe und des Todes sind jedenfalls solche, die die Überschreitung anthropologisch relevanter Grenzen bewirken. Nicht nur die von ihnen ausgelösten Zustände stehen aber in einer temporalen Relation des "früher" vs "später", sondern die Gottheiten selbst auch: damit eine Fackel gelöscht werden kann, muß sie zuvor entzündet worden sein und gebrannt haben. "Liebe", oder doch wenigstens "Leben", ist der von "Tod" vorausgesetzte Zustand, so wie die Geste des Gottes der Liebe die von der Geste des Gottes des Todes vorausgesetzte Geste ist (Homologie). Nun ist aber der Umgang mit der Fackel das einzige unterscheidende Merkmal der Gottheiten: nicht "Liebe" und "Tod" als Zustände, wohl aber die sie bewirkenden Gottheiten sind eins. Im hier zitierten Kode der antiken Mythologie und Kunst (kW 7) sind "Liebe" und "Tod" folglich Manifestationen derselben Macht. Hinter den Oppositionen an der Oberfläche der Realität steht in der Tiefe ein beiden gemeinsamer Träger. Es gilt die Homologie:

¹⁰ Vgl. Eberhard/Maass/Gruber zu "Knabe" und "Jüngling".

(12) (Liebe : Tod) : (vorläufig-früherer : definitiv-späterer Zustand)
 : : (Gott der Liebe : Gott des Todes) : (vorläufig-frühere : definitiv-spätere Geste derselben Entität).

(= Die Relation zwischen Liebe und Tod verhält sich zur Relation zwischen früherem und späterem Zustand, wie die Relation zwischen den beiden Gottheiten sich zur Relation zwischen ihren signifikanten Gesten verhält.) Der Gott der Liebe ist nur die frühere Erscheinungsform des Gottes des Todes: der oppositionellen Aufgliederung in "Liebe" und "Tod" an der Oberfläche der Realität entspricht in der Tiefe der Realität nur der Tod, was die asymmetrische Relation der beiden Terme und den privilegierten Status des Todes ganz gut repräsentiert.

Es ist also ein und dieselbe Gottheit, die nur jeweils eine verschiedene Geste ausführt: je nachdem, welche Geste sie ausführt, hat sie aber mythologisch einen anderen Namen; gerade nach dem Namen (V. 4 und 9) wird nun freilich gefragt. Zum zweiten Male begegnen wir also einem Problem der Namen, das wir wiederum zurückstellen. Wir halten hingegen einstweilen explizit fest, daß im zitierten antiken Kode gilt:

(13) oppositionelle Terme der Oberfläche der "Realität" (verschiedene Götternamen) vs zugrundeliegender Term der Tiefe der "Realität" (dieselbe Gottheit).

Wir haben also einen zu deutenden "Text" (Statue) und einen deutenden Text (Rede der beiden Sprecher). Bei beiden können wir grob eine "Oberfläche" und eine "Tiefe" unterscheiden:

| | | |
|--|-----------|--|
| <p>(14) "Oberfläche" des zu deutenden "Textes": Gleichwertigkeit zweier alternativer Signifikanten/Signifikate: (Gott der) Liebe vs (Gott des Todes)</p> | <p>vs</p> | <p>"Tiefe" des zu deutenden Textes Privilegierung eines der beiden Signifikanten/Signifikate: (Gott des) Todes</p> |
| <p>≈</p> | | <p>≈</p> |
| <p>"Oberfläche" des deutenden Textes Gleichwertigkeit zweier alternativer Deutungen: Julia vs Simon</p> | | <p>"Tiefe" des deutenden Textes Privilegierung eines der beiden Deutungen: Simon</p> |

Die Oberflächenerscheinung der "Realität" ist in der Verschiedenheit der Manifestationen täuschend: die Phänomene sind Erscheinung nur

einer einzigen Ursache, die schließlich immer auf "Tod" hinausläuft. (Von "Oberfläche" und "Tiefe" der Realität zu sprechen, ist nicht nur eine beliebige Metaphorik: es ließe sich leicht zeigen, daß im deutschen Realismus des 19. Jhdts. nicht nur analoge Unterscheidungen sehr oft eine Rolle spielen, sondern gern auch mit solcher räumlichen Metaphorik verknüpft sind. Im übrigen enthält unser Text dafür auch ein Beispiel: vgl. (19). Auch "Tod" als die Realität hinter aller Realität zu denken, ist durchaus in dieser Epoche nicht eben untypisch.) Mit (14) dürfte nun auch eine Funktion dafür gefunden sein, warum der Text nicht explizit an der Oberfläche zwischen den Deutungen der Statue entscheidet. Zudem ist, wie wir sahen, Julias Deutung nicht einfach falsch, wenn auch am Ende Simon recht behält.

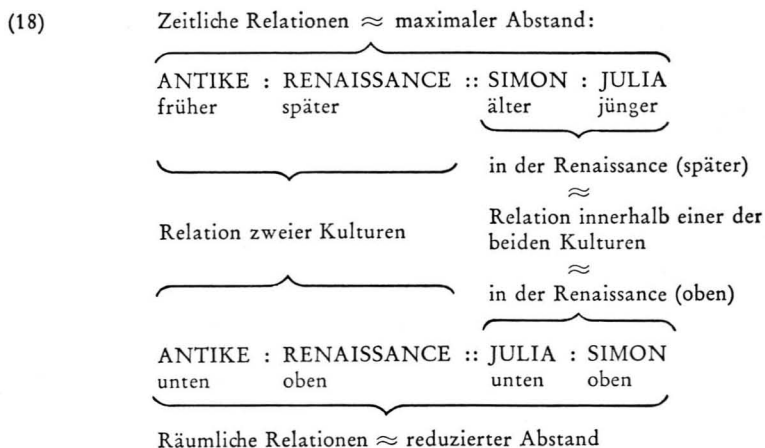
Wie wir wissen, gehört also diese Statue jedenfalls eindeutig der antiken Kultur an; nur diese, nicht aber die christliche, kennt Gottheiten der Liebe und des Todes. Dank der Identifizierung Julias als Figur Shakespeares läßt sich auch die Welt der beiden Deuter ungefähr datieren und lokalisieren: Zeit ist die Renaissance, Ort ist Italien. Zeit und Ort erweisen sich aber ihrerseits als funktionalisiert. Denn die Renaissance ist es, die die Antike wiederentdeckt, und Italien ist zugleich Ausgangsort dieses Prozesses wie auch einer der Hauptorte der wiederentdeckten Kultur selbst (kW 8). Nun wird aber im Text gerade die Wiederentdeckung und Deutung eines antiken Objektes dargestellt: die dargestellte individuelle Situation ist also zugleich eine für diese Epoche charakteristische und repräsentative:

(15) Dargestellte individuelle Situation \approx epochal typische Situation. Der Knabe befindet sich an einem Ort, der als "Grab" klassifiziert wird: dann aber ist er offenkundig "tot". Das Vergangene ist also das Tote. Wenn der Knabe aus seinem Grabe steigen soll, muß er wiederbelebt werden. Der Wiederentdeckung entspricht bei Julia der Wunsch nach Wiederbelebung. Wiederbelebung ist aber einer zweiten und neuen Geburt äquivalent: "*Renaissance*" heißt nichts anderes als "*Wiedergeburt*". Auch der in (9) als normalsprachlich relevant angeetzte Term "Geburt" wird also vom Text benutzt — freilich als "Wiedergeburt", die schon einen "Tod" voraussetzt; sie basiert im übrigen auf einer Handlung, die wir als "abgeschwächte Liebe" klassifiziert haben. Es gilt also:

(16) (Vergangen \approx tot) vs (gegenwärtig \approx lebend)

(17) (Wiederentdeckung des Vergangenen + (abgeschwächte Form der) Liebe zum Vergangenen) \rightarrow (Wiederentdeckung \approx Wiederbelebung \approx neue Geburt \approx Renaissance).

Diese antike Kultur liegt nun in der Situation unseres Textes temporal weit *vor*, lokal in geringer Tiefe *unter* der Kultur der beiden Deuter. Eine zu dieser Relation zwischen den Kulturen homologe Relation besteht nun aber innerhalb der späteren Kultur über der Oberfläche auch zwischen den beiden Deutern: während sie ein großer Altersabstand trennt, sind sie räumlich nahe beieinander; auf der Horizontalen befindet sich Julia neben Simon, auf der Vertikalen unter ihm. Zeitlich stehen ältere und jüngere Kultur, älterer und jüngerer Deuter jeweils in der Relation des maximalen Abstandes; räumlich ist der Abstand zwischen den Größen jeweils reduziert. Unter dem einen Aspekt nimmt Julia die der Antike, Simon die der Renaissance entsprechende Position ein, unter dem anderen Aspekt ist diese Relation genau umgekehrt. (Die Hypothese liegt nahe, daß Entsprechendes für die Relationen zwischen den Merkmalen der beiden Deuter und den Merkmalen der beiden Kulturen gilt. Doch lassen wir diese Frage hier auf sich beruhen.)



Nach Julias Willen soll der Knabe aus seinem Grabe ans Tageslicht steigen: "Grab" impliziert also "dunkel". Da das Grab zugleich unten ist, ist also das Unten mit dem Dunkel, das Oben mit dem Licht äquivalent. Im Grab ist das Tote und Vergangene, oben das Lebende und Gegenwärtige – das Leben, zu dem der Knabe gerufen wird. Nur als Zeichen einer vergangenen Kultur ist der Knabe für die

Deuter etwas Vergangenes: was er bedeutete, ist noch aktuell und steht ihnen erst bevor. Der Ort, aus dem der Knabe hervorgehen soll, ist ein Grab, insofern er tot ist. Insofern er aber zu einer Wiedergeburt aufgefordert wird, ist dieses Grab zugleich einem Schoß äquivalent. Dem entspricht aber auch die Korrelation produktiver und destruktiver Kräfte, wie sie in der Verknüpfung von Liebe und Tod abgebildet wird: Der Relation zwischen dem "Oben" und dem "Unten" entspricht zudem ziemlich genau die Relation zwischen den beiden Gottheiten (Homologie):

| | | | | |
|--|---|--|---|---|
| <p>(19) <i>OBEN</i> (über der Oberfläche) vs <i>UNTEN</i> (unter der Oberfläche)</p> <p style="padding-left: 20px;">Licht Leben</p> <p style="padding-left: 20px;">Gegenwart der</p> | vs | <p style="padding-left: 20px;">Dunkel Tod/Nicht-Leben</p> <p style="padding-left: 20px;">Nicht-Gegenwart der</p> | | |
| <p style="font-size: 2em;">{</p> <p style="padding-left: 20px;">Kulturen Individuen</p> | | <p style="font-size: 2em;">{</p> <p style="padding-left: 20px;">Kulturen Individuen</p> | | |
| | | <p style="font-size: 1.5em;">⏟</p> | | |
| | | <table style="width: 100%; border: none;"> <tr> <td style="width: 50%; text-align: center;"> <p>Vergangenheit Grab Destruktion</p> </td> <td style="width: 50%; text-align: center;"> <p>Zukunft Schoß Produktion</p> </td> </tr> </table> | <p>Vergangenheit Grab Destruktion</p> | <p>Zukunft Schoß Produktion</p> |
| <p>Vergangenheit Grab Destruktion</p> | <p>Zukunft Schoß Produktion</p> | | | |

| | | |
|--|----|---|
| <p>(20) <i>Gott der Liebe</i></p> <p style="padding-left: 20px;">Heben der Fackel (Liebe →) Leben Bewegung nach oben Leuchten: Erzeugung von Licht</p> | vs | <p><i>Gott des Todes</i></p> <p style="padding-left: 20px;">Senken der Fackel Tod Bewegung nach unten Löschen: Erzeugung von Dunkel</p> |
|--|----|---|

Der Gott ist tot und er ist der Tod. Julia, die ihn wiederbeleben will, meint freilich den Gott der Liebe, für den sie ihn hält – und wie wir sahen, nicht zu unrecht, da er auch dieser, wenn auch nur als vorläufige Erscheinung, ist. Die Liebe wollen, bedeutet demnach in der Logik des semantischen Systems, das gedeutet wird (nicht aber auch in dem des Textes selbst, der sich diesbezüglich nicht festlegt), den Tod in Kauf zu nehmen, ob man das will und weiß oder nicht:

(21) Wille zu gesteigertem Leben \approx Risiko des Verlustes von Leben/
Risiko des abgeschwächten Lebens.

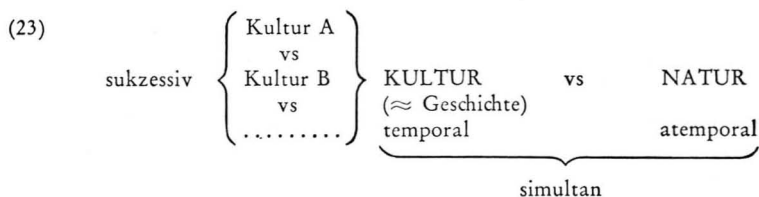
Was semantisch maximalen Abstand hat, liegt in der Realität nahe beieinander, wie schließlich auch Julias Biographie bestätigt.

Der Gott ist tot: er ist ein ungeglaubter, nicht mehr geglaubter Gott einer vergangenen Kultur. Beide Deutungsergebnisse beschreiben aber Gottheiten derselben Klasse: solche, die, im Unterschied zu anderen

antiken Göttern, unmittelbar allegorisch sind, d. h. Zustände menschlicher Existenz repräsentieren. Das Zeichen dieser Zustände, die einst geglaubte Gottheit, ist mit ihrer Kultur gestorben: es ist eine kulturelle Variable. Die Zustände selbst aber sind kulturunabhängige anthropologische Invarianten. Demnach spielt somit im Text nicht nur die Opposition verschiedener Kulturen untereinander, sondern auch die von "Kultur" überhaupt zu etwas, was wir als "Natur" benennen können, eine zentrale Rolle. Die Klasse "Kultur" wird nun aber im Text nicht durch lokal verschiedene, sondern durch temporal verschiedene Kulturen besetzt; von den vielen möglichen Implikationen von "Kultur" bzw. "Natur" wird demnach zunächst vor allem eine als relevant gesetzt:

(22) (Kultur \approx Wandel) vs (Natur \approx Konstanz)

"Natur" ist das, was sich in der Zeit gleich bleibt; "Kultur" ist das, was sich in der Zeit ändert. "Kultur" ist primär "Geschichte" ("Geschichte vs Natur" ist im deutschen 19. Jhdt. überhaupt eine relevante Opposition – "Geschichte" gehört zu den zentralen Kategorien, in denen diese Kultur denkt.) Schematisch:



Wenn wir dennoch "Kultur" und nicht "Geschichte" zur Bezeichnung dieser textuell relevanten Klasse wählen, so rechtfertigt sich das dadurch, daß diese Klasse hier noch weitere wichtige Implikationen hat. Wenn wir die Opposition "Natur vs Kultur" im Text weiter verfolgen, so lassen sich ihr auch noch ganz andersartige Sachverhalte, darunter solche, von denen aus allein man schwerlich auf diese Kategorisierung verfallen würde, subsumieren. Schon der Term "Marmorknabe", mit dem das zentrale Objekt der Handlung benannt wird, vereinigt beide Klassen in sich. Denn "Knabe" impliziert die Merkmale "belebt" und "natürlich", "Marmor" die Merkmale "unbelebt" und "kulturell", insofern es sich um ein Kunstprodukt handelt, dessen primäre (Knabe, Jüngling) und sekundäre Signifikate (Liebe oder

Tod) freilich "natürlich" sind. Die menschlichen Figuren des Textes, die Gärtner, Julia, Simon, sind ihrerseits – in je verschiedenem und in der Reihenfolge der Nennung zunehmendem Ausmaß – sowohl mit "Natur" als auch mit "Kultur" korreliert. Denn dem ersten Bereich gehören sie als Menschen notwendig an, dem zweiten aber durch Wissen und Bildung. Die Gärtner sind immerhin imstande, das Objekt als Götterstatue zu identifizieren, Julia ist gebildet, Simon sogar gelehrt. Diese quantitativ verschiedene Teilhabe an "Kultur" basiert ihrerseits auf einer doppelten Opposition

(24) Sozial nieder (\approx weniger Kultur) vs sozial hoch (\approx mehr Kultur).

(25) Weiblich (\approx weniger Kultur) vs männlich (\approx mehr Kultur).

(Auch unabhängig vom Wissensgrad neigt die kulturelle Semantik des 19. Jhdts zweifellos dazu, den beiden Geschlechtern einen je verschiedenen Anteil an "Natur" und "Kultur" zuzuschreiben (kW 9). Das "Weib", um in der Sprache dieser Kultur zu reden, wird demnach gern eher mit "Natur", der Mann eher mit "Kultur" korreliert. Grob gesagt werden dabei dem Paar Frau/Natur Kontinuität und Konstanz, Rezeptivität, Vereinigung, Denken in amorpher Einheit, das Konkrete, dem Paar Mann/Kultur Diskontinuität und Wandel, Produktivität, Trennung, Denken in Unterscheidungen, das Abstrakte zugeordnet¹¹. In unserem Text ist dementsprechend der Frau Liebe/Vereinigung, dem Manne Tod/Trennung als physisches und psychisches Verhalten zugewiesen. Auch erscheint "kulturell" in Zeichen und Deutung getrennt, was als Manifestation derselben "natürlichen" Macht gesetzt wird: die Liebe und der Tod. Doch wollen wir auf diesen Hypothesen über das kulturelle Wissen kW 9 nicht insistieren, da wir daraus keine weiteren Folgerungen ziehen werden.)

Dem Komplex Natur/Kultur können wir aber auch etwas summieren, das wir bislang praktisch noch gar nicht in die Analyse einbezogen haben: nämlich Finder (Gärtner) und Fundort (Weinberg) der Statue. Auch hier müssen wir schließlich nach der Funktion dieser Wahl aus der Menge paradigmatischer Alternativen fragen.

¹¹ Vgl. in der Goethezeit z. B. Humboldt 1795; dazu Wünsch 1975, Kap. 10.2. Albrecht 1851, S. 21: "das vollendete Geschöpf der Natur, das Weib", Bachofen 1861, dieser charakteristische Mythenschöpfer des 19. Jhdts, belegt die Zuordnung Frau/Natur, Mann/Kultur immer wieder – so z. B. 48 f.

Denn wenn wir schon annehmen wollen, daß die Statue sich unter der Oberfläche befinden muß und somit nur durch Graben gefunden werden kann, so hätte der Text diese Tätigkeit doch z. B. durch Bauern auf dem Felde oder durch Handwerker beim Hausbau besetzen können: wir können, anders formuliert, eine Art intellektuellen Substitutionstest machen und fragen, was sich bei solcher alternativer Wahl geändert hätte, um die Funktion der faktischen Wahl zu rekonstruieren. Im Rahmen der bisherigen Hypothesen würde das Produkt der Handwerker ein kulturelles (Haus), das Produkt der Bauern ein natürliches (Früchte) sein. Auch das Produkt der Weingärtner ist insofern freilich ein natürliches (Weintrauben bzw. — in verarbeiteter Form — Wein; da auch andere mögliche Feldfrüchte verarbeitet werden können, konstituiert dieses Merkmal nicht notwendig einen Unterschied). Diesmal müssen wir kulturelles Wissen wiederum in interpretatorischer Funktion — d. h. nicht nur als Beleg textexterner Bezüge, sondern als interpretatorische Prämisse — verwenden (kW 10). “Wein” unterscheidet sich in dieser Kultur von anderen Produkten des Ackerbaus dadurch, daß er als nicht lebensnotwendiger Luxus gilt: er ist eine Verfeinerung, die über das “natürlich” Notwendige hinausgeht und somit den Einfluß von “Kultur” auf eine Lebensweise anzeigt. Er steht dabei im übrigen nicht nur in Opposition zu “Wasser”, dem Getränk, das als das per se “natürliche” gilt¹²; er steht auch in Opposition etwa zur “Milch”¹³ als dem Getränk eines “einfachen Lebens”, d. h. eines Lebens, das als der “Natur” noch näherstehend gilt. Ob der Gebrauch von “Wein” als einem Getränk, das in der Reihe möglicher Getränke auf der Skala zwischen den mehr natürlichen und den mehr kulturellen eindeutig bei den letzteren angesiedelt ist, seinerseits als positiv oder negativ interpretiert wird, braucht uns für unseren Zweck nicht zu interessieren: “Wein” selbst ist jedenfalls wiederum eine komplexe Kombination aus “Natur” und “Kultur”. Schon daß es “Gärtner”, nicht etwa “Bauern”, sind, die ihn hervorbringen, würde diese Kombination belegen: “Garten” ist seinerseits

¹² Hufeland, S. 319: “Das beste Getränk ist Wasser . . .”

¹³ Zu Wein vs Milch: Hufeland, S. 329: “Milch, ein treffliches Nahrungsmittel”, “milde und kühl, daher für Kinder und junge Leute so gesund” — d. h. für eben die Gruppen, denen er am entschiedensten vom Alkohol abrä. Bachofen (S. 39) ordnet “Milch und Honig” als “keusche Opfer” einer alten Zeit zu — ihnen gegenüber ist der Wein, der sinnliche Lust erzeuge.

ein Term, der etwas bezeichnet, was "Natur" und "Kultur" verknüpft.

Wir hätten damit wohl hinreichend gezeigt, daß Relationen von "Kultur" und "Natur" im Text relevant sind. Bevor wir diesen Punkt freilich weiter verfolgen, werden wir zunächst einen unserer Belege rechtfertigen müssen. Denn während "Gärtner", und somit implizit "Garten" als das ihnen zugeordnete Tätigkeitsfeld, im Text belegt ist, ist es "Wein" nicht. Und das unmittelbare Produkt der Gärtner sind allenfalls die Trauben, nicht aber notwendig der Wein, zu dem sie verarbeitet werden können. Was also kann uns legitimieren, mit einem absenten Term zu argumentieren? Wir werden zeigen müssen, daß er trotz seiner Absenz in der Struktur des Textes logisch impliziert ist und funktionalisiert wird.

Das Produkt "Wein" steht zu Gärtnern/Weinberg in einer Relation, die wir – unter Generalisierung des rhetorischen Begriffes – als metonymische benennen können: Gärtner/Weinberg gehören in die Klasse der Ursachen, Trauben/Wein in die Klasse der Wirkungen. Solche metonymischen Relationen von Termen sind in verschiedenster Form in unserem Text relevant; doch davon später. Einstweilen greifen wir nur einen Fall solcher Relationen heraus, der dem unseren umgekehrt-symmetrisch entspricht und zudem den Wein mit dem zentralen Objekt, dem Knaben, korreliert. Denn bei den Gärtnern fehlt das Produkt ihrer Tätigkeit, bei der Statue ihr Produzent:

(26) Gärtner/Weinberg : Statue : : Produzenten ohne Produkt : Produkt ohne Produzenten.

Gärtner/Weinberg und Statue sind (syntaktisch) verknüpft: statt Wein/Trauben, die sie hervorbringen wollen, bringen die Gärtner die Statue hervor. Im einen Falle fehlt das eigentliche Produkt, im anderen Falle der eigentliche Produzent: der Wein ist durch die Statue, der Künstler, der sie verfertigt, durch die Gärtner ersetzt:

(27) Gärtner : ? (= Wein) : : ? (= Künstler) : Statue.

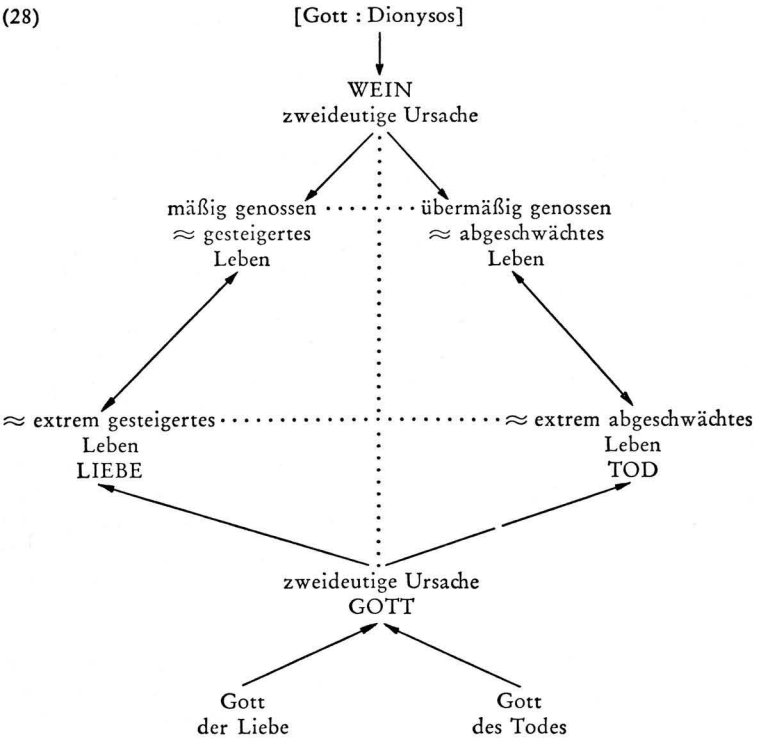
Dann aber liegt die Hypothese nahe, daß das "eigentliche" Produkt der Gärtner und ihr "uneigentliches" Produkt etwas miteinander gemeinsam haben, d. h. partiell äquivalent sind (von "Trauben" sehen wir im folgenden gänzlich ab, da sich diese Hypothese für sie nicht, wohl aber für den "Wein" bestätigen läßt). Wiederum müssen wir auf kulturelles Wissen zurückgreifen (kW 11). "Wein" gilt dieser Kultur als etwas, das, mäßig genossen, zu einer Steigerung und Potenzierung des Lebens führt: er ist insofern der "Liebe" äquivalent. Der "Milch" als eher beruhigendem oder doch wenigstens neutralem Getränk steht

“Wein” als anregendes Getränk gegenüber¹⁴: er soll die Lebenskräfte physisch Geschwächter heben; er soll erotisch stimulierend wirken, d. h. zur Ausführung von Liebesakten anregen (noch heute ist bekanntlich der Glaube verbreitet, man könne spröde Partner durch Alkohol “enthemmen”). Übermäßig genossen führt “Wein” in diesem Denksystem aber zu abgeschwächtem Leben: nicht nur scheint der Betrunkene auf die animalischen Funktionen reduziert, sondern der übermäßige Gebrauch führt auch zu Müdigkeit und Schlaf. “Schlaf” aber ist seinerseits – nach einem verbreiteten abendländischen Topos (kW 12) – mit “Tod” korreliert: als abgeschwächter Tod ist er auch ein abgeschwächtes Leben. Eine Korrelation von “Wein” mit “Liebe” einerseits, mit “Tod” andererseits läßt sich aber auch auf andere Weise belegen. Zum selbstverständlichen Wissen der “Gebildeten” in dieser Kultur gehört eine minimale Kenntnis der Antike und ihrer Mythologie. In dieser aber gibt es eine primär mit dem Wein korrelierte Gottheit: Dionysos (kW 13). Dieser Gott bringt den Wein mit sich. (Zu seinem Gefolge gehört übrigens auch Priap, die phallische Gottheit, deren symbolische Bilder in der Antike gern im Weinberg aufgestellt wurden.) Dionysos selbst ist eindeutig auch mit “Liebe” als Steigerung des Lebens und “Tod” als Abschwächung des Lebens korreliert: in den ihm gewidmeten Orgien und Mysterien liegt beides nahe beieinander¹⁵. Wir erhalten somit

¹⁴ Hufeland, S. 159, empfiehlt den Wein, falls wir eine “Exaltation unseres Lebensgefühls” brauchen. “Der Wein erfreut des Menschen Herz, aber er ist kein Nahrungsmittel und keineswegs eine Notwendigkeit zum langen Leben; denn diejenigen sind am ältesten geworden, die ihn nicht tranken. Ja er kann als ein reizendes, die Lebenskonsumtion beschleunigendes Mittel, das Leben sehr verkürzen, wenn er zu häufig und in zu großer Menge getrunken wird. Wenn er daher nicht schaden und ein Freund des Lebens werden soll, so muß man ihn nicht täglich und nie im Übermaß trinken, je jünger man ist, desto weniger, je älter desto mehr.” (S. 322); “Wein ist das größte Stärkungs- und Belebungsmittel, und kann daher bei großer Schwäche, Ermüdung, Traurigkeit, bei Ohnmachten oder Krankheiten der Schwäche am schnellsten die Kräfte heben” (S. 370). Albrecht (z. B. S. 130) empfiehlt mehrfach den Wein bei mangelndem Trieblieben. Und schließlich Bachofen: er spricht von dem “sinnlichen Taumel erregendem Weine” (S. 39), führt aus: “Honig und Milch gehören dem Muttertum, der Wein dem männlichen dionysischen Naturprinzip” (S. 86).

¹⁵ Zu Dionysos und Wein vgl. Bachofen: “Das sinnliche, die Geschlechter zur Zeugung begeisternde Feuer des Weines hat Dionysos unter Göttern und Menschen den Sieg errungen.” (S. 321).

(28)

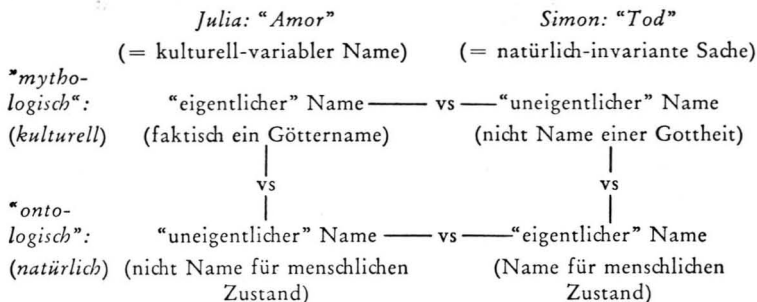


“Wein” ist also eine ebenso zweideutige Ursache wie der Gott, den die Statue abbildet: auch bei ihm sind alternative Folgen möglich, die, wenn sie auch semantisch ein großer Abstand trennt, faktisch doch nahe beieinander liegen, da ein geringes Mehr oder Weniger zu oppositionellen Folgen führt. Der Wein, der über der Erde wächst und vergleichsweise “natürlicher” ist, da er “Leben” impliziert, und der Gott, der unter der Erde liegt und vergleichsweise “kultureller” ist (Statue = Nicht-Leben), haben also hinreichend vieles gemeinsam, um den Fundort der Statue als nicht zufällig erscheinen zu lassen. (Aufgrund der Homologien (26) und (27) haben wir gefragt, was das absente eigentliche (Wein) und das präsenste uneigentliche (Statue) Produkt der Gärtner verbindet. Logischerweise muß auch umgekehrt gefragt werden, was absenten eigentlichen (Künstler) und präsenste

uneigentliche (Gärtner) Produzenten der Statue verknüpft, doch führen wir diesen Punkt nicht aus. Angemerkt sei nur, daß den — ebenfalls nur angedeuteten — Oppositionen zwischen Wein und Statue homolog solche zwischen Gärtner und Künstler entsprechen, wie den Gemeinsamkeiten von Wein und Statue solche zwischen Gärtnern und Künstlern entsprechen. Sowohl die Gruppe Gärtner-Wein als auch die Gruppe Künstler-Statue verbindet Natur und Kultur, aber die Verbindung ist im ersten Falle zugunsten der Natur, im zweiten zugunsten der Kultur akzentuiert.)

Die Serie unterschiedlich akzentuierter Kombinationen von "Natur" und "Kultur" setzt sich auch in der asymmetrischen Benennung — "Amor vs Tod" — der Gottheit durch die Deuter fort. Die Frage, "welcher Gott es sei", ist eine Frage nach dem Namen: erwartbar ist demnach ein Name der antiken Mythologie, wie ihn Julia nennt. Simon hingegen antwortet mit einem normalsprachlichen Term, der kein Göttername ist. Da nun der Gott metonymisch für einen menschlichen "natürlichen" Zustand steht, als dessen Ursache er mythologisch-"kulturell" gilt, benennt Julia zwar die Gottheit "eigentlich", aber nur tropisch-"uneigentlich" den menschlichen Zustand, während Simon einen menschlichen Zustand "eigentlich" benennt, was freilich gegenüber dem geforderten mythologischen Namen "uneigentlich" ist:

(29) Benennung der Gottheit durch die Deuter:



Julia benennt eine mythologische Größe, Simon eine ontologische. Julias "eigentliche" Benennung benennt freilich etwas, das, da die antiken Götter nicht mehr geglaubt werden, nur mehr ein Tropus sein, nur mehr als Figur in "uneigentlicher" Rede fungieren kann. Simons

“uneigentliche” Benennung bezeichnet hingegen einen kulturunabhängigen “eigentlichen” Sachverhalt. Julia verringert einerseits den Abstand zum fremden Objekt, indem sie es bei einem “eigentlichen” Namen nennt; sie vergrößert ihn damit andererseits, da der Gott, der Gegenstand der Statue, sich dadurch als ein Fremdes und nicht mehr Geglauhtes erweist. Simon verringert seinerseits den Abstand zum Objekt, insofern er, was es darstellt, als vertrauten menschlichen Zustand benennt, und er vergrößert ihn, indem er ihm seinen ursprünglichen Namen verweigert und seine Identität nicht anerkennt.

Wir halten beiläufig die Verteilung der Textfiguren unter dem Aspekt des Namens fest:

| | | | | |
|------|---|------------------------|--------------|-------------------------|
| (30) | <i>Gärtner</i> | <i>Julia</i> | <i>Simon</i> | <i>Knabe</i> |
| | ohne Namen | mit Namen | | |
| | Kollektiv | Einzelindividuen | | |
| | | Name gegeben | | Name gesucht |
| | — | Name pseudo-historisch | Name fiktiv | Name mythologisch |
| | menschlich | | | nicht-menschlich |
| | Subjekte des Auffindungs-/Deutungsprozesses | | | Objekt dieses Prozesses |
| | Frage | Frage/Antwort | Antwort | — |

Der Text baut eine komplexe Ordnung der Figuren auf. Unter bestimmten Aspekten stehen die Gärtner allen anderen gegenüber:

(31a) Gärtner vs (Simon, Julia, Knabe).

Unter anderen Aspekten steht der Knabe allen anderen gegenüber:

(31b) (Gärtner, Simon, Julia) vs Knabe.

Aus diesen beiden Zweiteilungen ergibt sich eine dreigliedrige Ordnung, deren mittleres Glied, wie der Vergleich Simons und Julias zeigte, nochmals in zwei oppositionelle Klassen unterteilt ist:

(31c) Gärtner vs (Simon vs Julia) vs Knabe.

Die Frage nach dem Namen ist eine Frage nach der Identität. Das Kollektiv bleibt anonym: nur die unterschiedenen einzelnen Individuen haben Namen. Aber nicht alle Namen sind gleichwertig. Simons Name ist unbekannt: über ihn gibt es keine kulturellen Propositionen. Ihn zu kennen, besagt nichts über die Person. Julias Name hingegen ist einer individuellen Geschichte äquivalent. "Amor" ist eine überindividuelle göttliche Macht einer bestimmten Kultur, bekannter noch als Julia. "Tod" schließlich, der Name, der eigentlich keiner ist, benennt das bekannteste und generellste Phänomen. Die syntagmatische Reihenfolge im Auftreten der Namen ist also nach der Aussagekraft der Namen bezüglich ihrer Träger und nach der Generalisierbarkeit dessen, was sie repräsentieren, geordnet:

(31d) (Gärtner) – Simon – Julia – Amor – (Tod).

Am Anfang steht das Unterindividuelle, am Ende das Überindividuelle. (Die Reihenfolge Julias und Simons in solchen Ordnungen kann, wie schon (18) zeigte, unter verschiedenen Aspekten verschieden sein.) Der Name ist eine kulturelle Größe: er zeichnet eine natürliche Größe in eben dem Ausmaß vor anderen natürlichen Größen aus, in dem ihm kulturelles Wissen entspricht. An den Extremen der Skala findet sich einerseits das namenlose Kollektiv, andererseits der Begriff, der abstrakt einen natürlichen Zustand zeichnet. Dazwischen liegen die in verschiedenem Ausmaß kulturell individualisierten Figuren.

"Natur" und "Kultur" das Invariante und das Variable, sind hier also an verschiedenen Termen in verschiedenem Ausmaß beteiligt. "Geschichte"/Veränderung in der Zeit als konstitutives Merkmal von "Kultur" kann sich nach "natürlichen" Modellen ("Tod", "Wiedergeburt") abspielen oder doch zumindest so interpretiert werden. Der tote Gott war die kulturell angenommene Ursache eines natürlichen Phänomens: als nicht mehr geglaubter, ist er nur mehr eine Pseudo-Ursache, die anstelle einer unbekannteren oder doch ungenannten Ursache steht. Nicht als Ursache erweist er sich, sondern als Wirkung: als Produkt der Kultur, die ihm Einfluß über sich einräumte. Die Statue sollte Zeichen eines Gottes sein, d. h. einen Gott bedeuten, der mit seiner Abbildung nicht identisch war. Dieser Gott bewirkte real

die ihm metonymisch zugeordneten Phänomene. Im Text ist nicht von "bedeuten", sondern von "sein" die Rede: "welcher Gott es sei", "Amor bist du", "ist der Tod". Die Statue bedeutet nicht mehr den Gott; sie ist der Gott, da ihm als ungeglaubtem keine Realität außerhalb seiner Abbildung mehr zukommt. Umgekehrt aber bewirkt er nicht mehr die mit ihm korrelierten Zustände; er bedeutet sie nur mehr. Diese Zustände, der "Tod", von dem Simon spricht, die "Liebe", die Amor impliziert, haben jetzt keine Ursache mehr. Aber die beiden Terme sind ihrerseits metonymisch zirkulär: sie können sowohl die Ursache eines Zustandes wie diesen Zustand als Wirkung bezeichnen. Der Gott selbst war aber immer schon eine zweideutige Ursache, die sowohl das gesteigerte wie das abgeschwächte Leben hervorbringen konnte; ebenso eine zweideutige Ursache ist, wie wir sahen, der Wein.

Offenkundig sind in diesem Text die metonymischen Relationen "gestört". Wenn wir die Fälle, die sich an Hand des Gottes und der ihm korrelierten Zustände überlagern, wieder unterscheiden, dann erhalten wir vier Varianten solcher Störung:

- (32a) Pseudometonymische Relation: zwei Terme a und b sind so korreliert, daß sie sich wie Ursache und Wirkung zueinander verhalten, ohne Ursache bzw. Wirkung von einander zu sein (so z. B. Gott—menschlicher Zustand).
- (32b) Zirkuläre metonymische Relation: ein Term x bezeichnet zugleich eine Ursache a und eine Wirkung b (so z. B. Tod als Ereignis — Tod als Zustand).
- (32c) Zweideutige metonymische Relation: ein Term x ist Ursache sowohl einer Wirkung a wie einer Wirkung non-a (so z. B. Gott-Liebe/Tod).
- (32d) Metonymischer Statuswechsel zwischen Signifikant und Signifikat: ein Term x erscheint in einem Kontext a als Zeichen einer Realität, in einem Kontext b selbst als Realität (so z. B. Gott/Statue in der Renaissance — Gott/Statue in der Antike).

Für solche Relationen ließen sich im Text und seinen Relationen zu den von ihm aufgebauten bzw. implizierten Kontexten (antike Mythologie, Renaissance, Shakespeare) weitere Beispiele finden, worauf wir aus Raumgründen verzichten. Ausgenommen ist der Fall (32d), auf den wir zurückkommen werden. (Die Nennung von (32d) in dieser Reihe mag verblüffen; sie soll daher wenigstens vorläufig gerechtfertigt werden. Einerseits subsumiert seit je die Rhetorik, deren Bekanntheit im 19. Jhdt. man bedenkenlos voraussetzen darf, der Metonymie auch Substitutionen zwischen Zeichen und Bezeichnetem

(kW 14). Andererseits ist dieser Fall mit den anderen in der Textstruktur engstens verknüpft, wenn etwa eine früher geglaubte Realität, die als Ursache von Zuständen galt, zum bloßen Zeichen dieser Zustände geworden ist, das von menschlichen Urhebern bewirkt wird.) Die Relationen zwischen Ursachen und Wirkungen sind in diesem Text also Problem geworden, wofür auch die Homologien (26) und (27) ein Beispiel abgeben. Was die Gärtner hervorbringen wollen, ist eine mögliche *Ursache* gesteigerten/abgeschwächten Lebens; was sie faktisch hervorbringen, ist ein *Zeichen* gesteigerten/abgeschwächten Lebens. Wie die eigentliche Wirkung der Gärtner fehlt, so fehlt die eigentliche Ursache der Statue. Sie existiert ohne Spur ihres Urhebers, wie auch der Text, in dem von ihr die Rede ist, ohne Spuren seines Urhebers existiert — kein Ich manifestiert sich grammatisch in diesem Text. Wie den realen menschlichen Zuständen ein Pseudo-Verursacher zugeordnet ist, so sind dem Zeichen dieser Zustände Pseudo-Verursacher zugeordnet. Die natürliche Realität "Liebe"/"Tod" verlangt ebenso nach einer erklärenden Ursache wie die kulturelle Realität "Statue". Bei der kulturellen Realität weiß die Kultur, daß nur ein menschlicher Urheber in Betracht kommt, der aber unbekannt ist; bei der natürlichen Realität ist ein Urheber bekannt und gegeben, der aber nicht in Betracht kommt. Die von einer Kultur angenommene Ursache eines natürlichen Phänomens erweist sich der anderen Kultur als bloße Fiktion: insofern der Gott Ursache des menschlichen Zustandes sein sollte, ist er Zeichen einer unbekannt-ten Ursache geworden. Ein umgekehrtes Problem betrifft aber auch die möglichen Wirkungen eines Sachverhalts. Jeder gegebene Sachverhalt kann "Folgen" haben, doch müssen diese Folgen keineswegs auch Wirkungen von ihm als Ursache sein. Die im Text Meyers dargestellte Situation liegt Julias Geschichte bei Shakespeare zeitlich voraus: eine Korrelation von Liebe und Tod, die bei Meyer zeichenhaft gegeben ist, wird bei Shakespeare "Realität". Doch dieses Nacheinander impliziert keineswegs eine Kausalbeziehung: der Fund der Statue kann nicht einfach für Julias Schicksal verantwortlich gemacht werden (wenngleich natürlich solche Objekte in der Kultur des 19. Jhdts. mehrfach, obwohl eigentlich unbelebt, die Rolle eines gefährlichen Objektes spielen¹⁶). (Das Metonymieproblem hat also ontolo-

¹⁶ Solche gefährlichen Wirkungen alter Kultobjekte bzw. Götterstatuen etwa in Mérimées "Vénus d'Ille" oder Eichendorffs "Das Marmorbild", auf

gisch-metaphysische Implikationen. Im Hintergrund dürfte u. a. die Frage stehen, ob für das natürliche Produkt ebenso wie für das kulturelle ein personaler Urheber verantwortlich gemacht werden kann: als ein solcher wird der Gott vorgeführt, der sich freilich als sterblich und als Pseudo-Ursache erweist. Ohne die Annahme einer solchen metaphysischen Instanz muß sich allerdings das "Natürliche" tatsächlich selbst erklären: "Natur" als Produktivkraft bringt dann "Natur" als Produkt hervor — Liebe/Tod bewirkt Liebe/Tod. Ein solcher metonymisch zirkulärer Gebrauch des Naturbegriffs ist nun mindestens seit dem 18. Jhdt. überall dort gut belegbar, wo zugleich auf die Annahme personaler metaphysischer Instanzen verzichtet wird.)

Im Text wird eine Kultur dargestellt, die einen "Text" einer vergangenen Kultur wieder belebt und deutet. Die Kultur der Deuter des "Textes" ist aber für die Kultur des Textes selbst schon eine vergangene, die der Text ebenfalls wieder belebt (das Präsens der Darstellung!) und wenigstens implizit deutet, indem er sie in einer repräsentativen Situation vorführt. Zur Renaissance verhält sich der Text, wie sich einerseits Julia, andererseits Simon zur Antike verhält: einerseits reduziert der Text einen Abstand durch Wiederbelebung, andererseits erhält er einen Abstand aufrecht, indem er keinerlei emotionale Annäherung vornimmt. Seine Relation zur Kultur der Deuter vereinigt in sich also Merkmale, die die Relationen der beiden Deuter zur gedeuteten Kultur unterscheiden. Entsprechend vereinigt er ihre unterschiedlichen Deutungen zu einer neuen Bedeutung, über die wir gesprochen haben. Der "Text" der Statue ist ein Kunstprodukt ohne Spuren seines Autors: der Text ist eine Rede ohne Spuren eines Sprechers. Der Marmorknabe ist der im Text dargestellte "Text": "Der Marmorknabe" ist der Titel des Textes. Diese Menge von Homologien impliziert recht komplexe Ordnungen, die wir sukzessiv rekonstruieren wollen. Zunächst einmal läßt sich folgern, daß für den Text nicht nur die im Text dargestellten Kulturen, sondern auch die, der er selbst angehört, relevant sind:

(33) 19. Jhdt.: (Renaissance + Antike) :: Renaissance : Antike.
Wir stellen diese Ordnung schematisch dar:

das im übrigen "Der Marmorknabe" in einer früheren Fassung ("Das Marmorbild") direkt anspielte.

(34)

| | | |
|-----------------|----|-----------------------|
| <i>ANTIKE</i> | vs | <i>RENAISSANCE</i> |
| vergangen | | gegenwärtig |
| tot | | lebend/wiederbelebend |
| polytheistisch | | christlich |
| rekonstruiertes | | rekonstruierende |
| Objekt | | Subjekte |

| | | |
|-----------------------------|----|-----------------------|
| <i>ANTIKE + RENAISSANCE</i> | vs | <i>19. Jh.</i> |
| vergangen | | gegenwärtig |
| tot | | lebend/wiederbelebend |
| religiös | | ? |
| rekonstruiertes | | rekonstruierendes |
| Objekt | | Subjekt |

Der gegenwärtige Text rekonstruiert Vergangenes, das, als es gegenwärtig war, Vergangenes rekonstruierte. (33) basiert auf beliebig wiederholbaren Prozessen des Vergehens und Vergegenwärtigens: dann aber ist in der Logik des Textes die Serie (33) nicht abgeschlossen, sondern fortsetzbar: der Text selbst und seine Kultur sind ebenfalls nur vorläufige Gegenwart, die in der Zukunft Geschichte werden wird – mögliches Objekt einer Rekonstruktion durch andere – so etwa eben jetzt durch uns. Der Text historisiert sich selbst. In dieser Logik ist es dann auch einleuchtend, daß “unten” in (19) nicht nur das gegenüber der Gegenwart Vergangene, sondern auch das Zukünftige ist: jede Zukunft macht die Gegenwart ohnedies vergangen. Der Text selbst setzt sich also als Glied einer un abgeschlossenen Geschichte.

Wir sahen, wieviele Textterme sowohl an Kultur als auch an Natur partizipieren. Wir sagten, Kultur sei das Variable, Natur das Invariante. Aber es gilt im Text auch, daß das einzelne konkrete Phänomen des kulturellen Bereichs überleben kann, während das einzelne konkrete Phänomen des natürlichen Bereichs den Tod erleidet. Nicht die Natur stirbt, wohl aber das natürliche Individuum; nicht die Kultur überlebt, wohl aber das kulturelle Individuum. Es gilt somit:

| | | |
|---------------------------------|----|----------------------------------|
| (35) <i>Dem Tod unterworfen</i> | vs | <i>Nicht dem Tod unterworfen</i> |
| Kultur als Klasse | | Natur als Klasse |
| Natur als Individuum | | Kultur als Individuum |

Insofern Julia ein natürliches Individuum ist, stirbt sie; insofern sie als Kunstprodukt Shakespeares kulturelles Individuum ist, überlebt sie. Insofern die Statue die Mythologie einer Kultur repräsentiert,

stirbt sie mit dieser Kultur; insofern sie individuelles Kunstprodukt ist, überlebt sie ihre Kultur. Die Mythologie überlebt allenfalls als Wissen der Gebildeten einer Kultur über eine andere Kultur; das Kunstprodukt kann, wie Julius Verhalten zur Statue zeigt, noch unmittelbar auf die spätere Kultur wirken: denn nicht dem Gott gilt primär Julius Interesse, sondern dem abgebildeten Knaben. Greifen wir in diesem Kontext das Problem des Tempuswechsels auf: innerhalb des im Präsens formulierten Textes tritt in Strophe II das Präteritum auf. Genau genommen wäre es das adäquate Tempus der Darstellung, da das Dargestellte gegenüber dem Zeitpunkt der Darstellung vergangen ist. Da der Text aber das Dargestellte im Präsens darstellt, ist dieser Wechsel zum Präteritum eine Abweichung, und das Präteritum selbst ein störendes Tempus, das im Kontext nur für das Verb "sah" gerechtfertigt ist, weil dieses sich auf eine frühere Situation bezieht. Im Text erscheint also das eigentlich adäquate Tempus als uneigentlich-inadäquat. Durch diesen Tempuswechsel neutralisiert der Text den realen Unterschied vergangener und gegenwärtiger Zeit, da beide Tempora sich auf eindeutig Gleichzeitiges beziehen. Sowohl das Kunstprodukt wie das im Kunstprodukt Dargestellte erhalten potentiell eine dauernde Gegenwart. Das eine Kunstprodukt, die Statue, demonstriert, daß vergangene Kunst wiederbelebt werden kann; das andere Kunstprodukt, der Text selbst, demonstriert, daß die Kunst Vergangenes wiederbeleben kann. (Historische Anmerkung: Das Tote, Vergangene, Absente, also u. a. Geschichte, gehört im übrigen zu den zentralen Themen der Literatur des deutschen Realismus.) Für das Kunstprodukt gilt offenbar, daß es, obwohl selbst eine Wirkung, sich von seiner Ursache, seinem Urheber, ablösen und selbst vielleicht zu einer selbständigen Ursache werden kann; dies dürfte die Funktion der fehlenden Autoren im Falle beider Produkte sein.

Unser Text stellt jedenfalls nicht nur etwas dar, demgegenüber er ein beliebiges Medium der Mitteilung wäre. Er ist selbst ein literarischer Text, und er macht bewußt, daß er ein literarischer Text ist. Er ist nicht nur ein literarischer Text, der, was er darstellt, funktionalisiert: er funktionalisiert auch, daß er ein literarischer Text ist, der, was er darstellt, funktionalisiert. Er macht die Tatsache, daß er Literatur ist, selbst zu einem Signifikanten. Er funktionalisiert sich selbst durch zwei Klassen von Homologien, die wir nicht explizit ableiten und in allen ihren Vorkommnissen belegen:

(35a) Text: dargestellte Realität : : etwas₁ innerhalb der vom Text dargestellten Realität : etwas₂ innerhalb der vom Text dargestellten Realität.

(35b) Text : Realität außerhalb seiner : : etwas₁ innerhalb der vom Text dargestellten Realität : etwas₂ innerhalb der vom Text dargestellten Realität.

Innerhalb dessen, was er darstellt, baut er also Relationen auf, die den Relationen entsprechen, die er selbst zu der "Realität", die er darstellt, oder zu der "Realität", die außerhalb seiner existiert, entweder faktisch nachweisbar oder potentiell (durch seinen Literaturcharakter impliziert) unterhält. Die erste der beiden Varianten der Homologie haben wir schon exemplifiziert; wir geben daher ein Beispiel für die zweite (siehe auch (7)). Auch eine Homologie des Typs (35b) bildet der Text im übrigen in sich selbst ab: die beiden Relationen in (18) sind genau von diesem Typ. Im Text wird ein "Text" gedeutet: Einem Kunstprodukt stehen also Rezipienten gegenüber. Nun ist der Text selbst ein deutbares Kunstprodukt — somit gilt

(36) Deuter (Julia + Simon) : "Text" (Statue) : : ? (Leser) : Text.

Im Text wird also etwas dargestellt, was für den darstellenden Text selbst relevant ist. Julia und Simon deuten freilich einen "Text", der einer fremden Kultur angehört und etwas aus dieser Kultur, d. h. seiner eigenen, darstellt. Die hypothetischen Leser, die Meyers Text strukturell einplant, würden einen Text deuten, der der eigenen Kultur angehört, aber etwas aus einer fremden Kultur darstellt.

Das dargestellte Kunstprodukt bildet aber in jedem Falle etwas ab, das es selbst nicht ist. Als kulturelles Phänomen ist es weder Leben noch Tod, aber es kann ein natürliches Phänomen, Leben oder Tod, sowohl Leben als auch Tod, darstellen: es ist selbst ein Nicht-Leben an der Grenze beider. Wenn Bewegung zu den Merkmalen von Leben, Starre zu den Merkmalen von Tod gehört, so ist die Statue erstarrte Bewegung: sie stellt einen Moment aus einem Bewegungsvorgang eines Knaben dar. Kunst ist eine mediative Größe, die andere Terme verknüpft, auch solche, die untereinander in Opposition stehen: Kultur und Natur, Kultur und Kultur, Leben und Tod usw. Die Statue ist ein nicht-sprachlicher "Text", der in einem sprachlichen Text dargestellt wird; der Text baut also die Opposition

(37) Literatur vs bildende Kunst

auf. Eine Kunstform bildet eine andere Kunstform ab, etwas also, mit dem es die Klasse "Kunst" teilt, das aber einer oppositionellen Teilklasse innerhalb von "Kunst" angehört. Implizit vergleicht der

Text somit die Literatur, die er selbst ist, und die bildende Kunst, die er nicht ist, aber darstellt. Einige Merkmale, die sich aus diesem Vergleich folgern lassen, wollen wir festhalten. Die bildende Kunst kann das Gleichzeitige simultan darstellen, die Literatur muß es sukzessiv darstellen. Die bildende Kunst stellt eine Situation dar und kann keinen Zeitablauf darstellen; die Literatur kann Zeitabläufe darstellen. Und während die Literatur nicht Objekt der bildenden Kunst werden kann, kann die Literatur die bildende Kunst zu ihrem Objekt machen und sich zudem selbst noch thematisieren. Gegenüber der Unmittelbarkeit der bildenden Kunst ist die Literatur nur mittelbarer Darstellung fähig; dafür kann sie Metasprache jeder beliebigen Sprache, jedes beliebigen Zeichensystems sein.

Der Text ist als Literatur in Relation zur abgebildeten Statue Metatext; er ist dies aber auch in Relation zum implizierten Shakespeare-Text. Eine Relation Literatur—bildende Kunst besteht nicht nur zwischen Text und Statue, sondern auch zwischen Shakespeare-Text und Statue, zwischen Literatur der Renaissance und Kunst der Antike, wobei sich die Signifikate der ersteren zu denen der letzteren wie (Pseudo-)Wirkung (Liebe/Tod Julias) zu (Pseudo-)Ursache (Gott der Liebe/des Todes) verhalten.

Unser Text handelt von der Relation zweier Größen innerhalb des Bereiches "Natur", von der Relation der anthropologischen Invarianten Liebe und Tod, und er handelt von der Relation zwischen dem Bereich "Natur" und dem Bereich "Kultur". Formal baut er damit eine Relation vom Typ der Homologie (35) auf:

(38) $\text{Etwas}_1 \text{ in Natur} : \text{Etwas}_2 \text{ in Natur} :: \text{Natur} : \text{Kultur}$.

Denn wenn Liebe zu Vereinigung und Ununterschiedenheit, Tod zu Trennung und Unterschiedenheit tendiert, so gilt das erstere wiederum eher von "Natur", das letztere eher von "Kultur". In der "Natur" hat schließlich Gemeinsamkeit, was von der "Kultur" unterschieden und getrennt wird. Die "Natur" bleibt sich immer gleich; in "Kultur" stehen sich verschiedene Kulturen gegenüber. Wenn aber (35) und (38) einander formal entsprechen, so entsprechen einander Relationen in der "Realität" und Relationen in der "Kunst"; die ersteren sind aber von vornherein nur durch die letzteren gegeben. Die Probleme der Kunst sind im Text logisch die hierarchisch übergeordneten.

Am je andersartigen Objekt einer je fremden Kultur erkennt man in diesem Text, was für das eigene Selbst und die eigene Kultur gilt. Alles, was als Problem der "Realität" vorkommt, ist zudem immer zugleich Problem der "Kunst": Um die Darstellung der Relationen

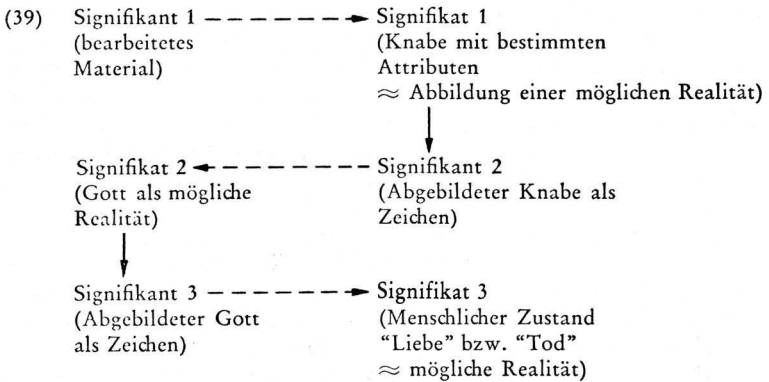
natürlicher Phänomene in der Kunst, um die Relation der Kunst zu Natur und Kultur geht es, wenn es um diese Relationen in der Realität geht. Es geht um die Struktur der Bedeutung und der Deutung von Kunst. "Wein" und "Statue" haben etwas gemeinsam, die Statue aber ersetzt den Wein: die Gemeinsamkeit beider wird am eher kulturellen, nicht am eher natürlichen Term, am Zeichen möglicher realer Ursachen, nicht an einer möglichen realen Ursache selbst behandelt. Wie die Statue den Wein, so ersetzt hier von vornherein die Kunst die Realität. Geredet wird über kulturelle Deutungen natürlicher Phänomene, nicht über diese natürlichen Phänomene selbst. Das Unmittelbare wird nur mittelbar dargestellt – unmittelbar dargestellt wird nur das Mittelbare.

Diese Relation von "Kunst" und "Realität" ist der letzte Punkt, auf den wir skizzenhaft eingehen wollen. Wir sagten schon früher, daß die beiden "realen" Figuren, Julia und Simon, in ihren Relationen untereinander den Strukturen des gedeuteten Zeichens in sich ähnlich sind (vgl. die Homologie (6) dazu). Wir fügen einige solche Beziehungen hinzu. Wie die Signifikanten einander angenähert sind, so sind Julia und Simon einander räumlich angenähert. Wie aber die Signifikate maximal getrennt sind, so sind Julia und Simon maximal durch Alter und Geschlecht getrennt. Und wie der Abstand der Signifikate in der Tiefe der Realität reduziert scheint, so ist es auch der Abstand Julias und Simons. Denn kulturell (kW 15)¹⁷ gilt auch, daß Kind und Greis einander äquivalent sind und in beiden Zuständen der Geschlechtsunterschied noch nicht oder nicht mehr relevant ist. Der Gott, der einst eine Realität war, ist zum bloßen Zeichen geworden: Julia und Simon, innerhalb der Fiktion des Textes "reale" Figuren, sind de facto auch nur Zeichen in der Gegenwart des Textes.

Das Zeichen existiert materiell als Realität und es stellt eine geglaubte oder nicht geglaubte Realität dar. Die komplexe Relation von "Zeichen" und "Realität" zeigt sich wieder am besten am Marmorknaben selbst. Aus unbelebtem Material (Signifikant 1) ist eine Statue gemacht, die eine belebte Realität, einen Knaben, abbildet (Signifikat 1). Aber dieser Knabe ist nicht eine um ihrer selbst willen dargestellte Realität: er ist seinerseits Zeichen (Signifikant 2) einer ursprünglich geglaubten Realität, des Gottes (Signifikat 2). Sobald diese

¹⁷ Zur Äquivalenz von Kind und Greis vgl. die in Anm. 8 zitierte Stelle aus Hufeland.

Realität ihrerseits nicht mehr geglaubt wird, wird sie zum Zeichen (Signifikant 3) für menschliche Zustände (Signifikat 3) bzw. als solches rezipiert. Schematisch:



Jede Realität wird wieder Zeichen; jedes Zeichen stellt wieder eine Realität dar. Jedes folgende Signifikat ist "abstrakter" als sein Vorgänger, aber auch die letzte und abstrakteste Bedeutung (Liebe/Tod) wird im Text nochmals Signifikant 4 eines Signifikats 4: "Tod" und "Liebe" werden Zeichen abstrakter Relationen, die wir als "Abstand/Trennung/Unterschiedenheit/Destruktion" und "Reduktion von Abstand/Vereinigung/Einheit/Produktion" umschreiben können. Diese Relationen strukturieren die Realität sowohl im Bereich "Natur" wie im Bereich "Kultur".

Insofern nun die Statue einen Knaben darstellt ist sie "realistisch": derartige Objekte existieren. Insofern der Knabe einen Gott bedeutet, ist sie, sobald dieser nicht mehr geglaubt wird, nicht mehr "realistisch" – ihr Gegenstand gehört dann zum "Fantastisch-Unwahrscheinlichen". Was also "realistische" Kunst ist, ist demnach eine Frage des Zeitpunkts – des jeweiligen kulturellen Realitätsbegriffes. Wenn der Gott nicht mehr geglaubt wird, wird die Statue der Gott: die Kunst ist der Realität äquivalent und ersetzt die Realität genau dann, wenn die dargestellte Realität "absent" ist, weil sie "tot" ist: wenn sie nicht wirklich ist, ob durch Vergangenheit oder Fantastik.

Das bloß Fiktive und das Vergangene sind äquivalent: "tot" ist, was nicht real zum jeweiligen Zeitpunkt existiert. Die als Realität

vom Text gesetzte Deutungssituation ist sowohl eine vergangene als eine fiktive — Julia hat immer nur in Literatur existiert.

Der Text ersetzt eine absente Realität. Wenn aber absente Realität im Zeichen dargestellt wird, wird in dieser Logik erstens das Zeichen mit der Realität äquivalent und zweitens diese absente Realität selbst zum Zeichen. Was unser Text damit aber darstellt, sind Probleme des Literatur- und Kultursystems, dem er selbst angehört: des deutschen Realismus des 19. Jhdts. Denn einerseits etwas darstellen wollen, was adäquat-„realistisch“ ist, andererseits etwas darstellen wollen, was Träger einer sekundären Bedeutung, d. h. selbst wieder Zeichen ist: Das macht das Problem dieses Realismus aus. Je genauer er eine Realität darstellt, desto weniger scheint der Text in diesem Sinne etwas zu bedeuten; je mehr das Dargestellte selbst bedeutungstragend wird, desto weniger kann der Text realistisch sein. Denn da die bloße Realität als solche nichts bedeutet, kann auch ihre adäquate Darstellung nichts bedeuten: es muß somit etwas an solcher Darstellung fehlen oder zu ihr hinzukommen — das ist in unserem Text die Abwesenheit der dargestellten Realität in der Situation der Rezeption bezüglich der Statue, in der Situation der Produktion bezüglich des Textes selbst. Insofern unser Text aber mit Problemen des Realitätsbegriffs und der Realitätsdarstellung zu tun hat, die Probleme seiner Kultur sind, ist er ebenso ein für die Kultur repräsentativer Text, wie die Statue für ihre Kultur, die Deutungssituation für die ihre repräsentativ ist.

Mit diesen letzten Bemerkungen haben wir schon die Grenze von TA und kultureller Situierung überschritten ohne freilich eine erschöpfende TA vorgenommen zu haben; auch haben wir die extrem komplexen Relationen des Textes gelegentlich vereinfacht. Daß übrigens auch für die letzten Argumentationen eine befriedigende Begründung möglich ist, können wir hier nur behaupten.

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN UND ZEICHEN

| | |
|--|--|
| A, B, C, ..., X, Y, Z; a, b, c, ..., x, y, z | = Variable für beliebige Terme, je nach Kontext zu interpretieren |
| ... | = Beliebige, leere oder nicht-leere Menge von Termen |
| $a = b$ | = Relation der Gleichheit/Identität |
| $a \neq b$ | = Relation der Ungleichheit |
| a / b | = Beliebige Relation zwischen a und b |
| $a \text{ vs } b$ | = Relation der Opposition zwischen a und b |
| $a \approx b$ | = Relation der Äquivalenz zwischen a und b |
| $a \subset b$ | = Relation der Inklusion: a ist Element/Teilklassse von b, a ist hyponym zu b, b ist hyperonym zu a |
| $a \cap b$ | = Durchschnitt zweier Klassen a und b |
| $a \cup b$ | = Vereinigung zweier Klassen a und b |
| $a \rightarrow b$ | = Relation der (einseitigen) Implikation: wenn a, dann b; a impliziert b |
| $a \leftrightarrow b$ | = Relation der (wechselseitigen) Implikation/logische Äquivalenz: wenn a, genau dann b; a und b implizieren einander wechselseitig |
| $a : b :: c : d$ | = Relation der Homologie: a verhält sich zu b wie c zu d |
| non-a | = Negation von a |
| \bar{a} | = Antonym zu a |
| 0 | = Intermediärer Term zwischen Antonymen |
| \emptyset | = Leere Klasse/Menge |
| /a/ | = Phonem a = die invarianten Merkmale des Lautes a in allen seinen Aussprachevarianten |
| TA | = "Text"-Analyse |
| sTA | = Strukturelle "Text"-Analyse |
| ET | = Erzähltheorie |
| sET | = Strukturelle Erzähltheorie |
| "SET" | = Der geplante Band über die sET |
| aRb, R (a, b) | = Relation R zwischen a und b |
| R-1 | = Zu R konverse Relation |
| a korr b | = Korrelation zwischen a und b: a und b stehen in irgendeiner Relation |
| a korr(R?) b | = Unentscheidbare Korrelation: a und b werden vom "Text" korreliert, ohne daß ihre genaue logisch-semantische Relation rekonstruiert werden könnte |
| $a + b$ | = Beliebige Art positiver Korrelation zwischen zwei Termen a und b |

$a \rightarrow b$ = Relation der Transformation zwischen a und b: a
wird zu b transformiert; a wird durch b substituiert
IR = Interpretationsregel

SELEKTIVE BIBLIOGRAPHIE

(Abkürzungen: Comm. = Communications, dtv = Deutscher Taschenbuchverlag, es = Edition Suhrkamp, FAT = Fischer Athenäum Taschenbücher, fi = Fischer-Taschenbücher, rde = Rowohlts deutsche Enzyklopädie, rororo = Rowohlts Rotationsromane, Sem. = Semiotica, st = Suhrkamp Taschenbuch, stw = Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, U = Ullstein-Taschenbuch, UTB = Uni-Taschenbücher, VS = VS quaderni di studi semiotici. Jahreszahlen in Klammern stellen geschätzte Erscheinungstermine dar.)

1. Als Beispiel verwendete literarische usw. Texte:

- Adelung 1774 ff: Versuch eines vollständigen, grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 5 Bde., Leipzig
- Albrecht, J. F., ^o1851: Heimlichkeiten der Frauenzimmer oder Die Geheimnisse der Natur hinsichtlich der Fortpflanzung des Menschen; über Befruchtung, Beischlaf und Empfängnis und eheliche Geheimnisse zur Erzeugung gesunder Kinder und Erhaltung der Kräfte und Gesundheit, Quedlinburg-Leipzig, zitiert nach Neudruck München 1976
- Anonym 1804: Nachtwachen von Bonaventura, hrsg. v. W. Paulsen, Stuttgart 1974
- Wassermann, J., 1928: Der Fall Maurizius, rororo 1907, Reinbek 1975
- Bachofen, J. J., 1861: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Eine Auswahl hrsg. v. H.-J. Heinrichs, stw 135, Frankfurt 1975.
- Campe, J. H., 1807 ff.: Wörterbuch der deutschen Sprache, 5 Bde., Braunschweig
- Chamisso, A. v., 1975: Sämtliche Werke, 2 Bde., hrsg. v. V. Hoffmann, München
- Deinert, W., 1972: Missa Mundana, München
- Eberhard, J. A./Maass, J. E. G./Gruber, J. G., ⁴1852: Deutsche Synonymik, Leipzig, Neudruck Hildesheim 1971
- Eichendorff, J. v., ²1959: Werke, hrsg. v. W. Rasch, München
- Galen, Ph., 1846: Der Irre von St. James, Neudruck, fi 1506, Frankfurt 1974
- Goethe, J. W. v., 1949 ff: Werke, 14 Bde., hrsg. v. E. Trunz, Hamburg
- Hillern, W. v.: Die Geier-Wally, Neudruck o. J., o. O.

- Hölderlin, Fr., 1965: Sämtliche Werke, hrsg. v. Fr. Beißner, Frankfurt
- Hufeland, C. W., 1796: Makrobiotik oder Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, zitiert nach Ausgabe Leipzig 1905
- Humboldt, W. v., 1795: Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, in: W. v. H.: Studienausgabe in drei Bänden, hrsg. v. K. Müller-Vollmer, Bde. 1, S. 23–43, fi 6040, Frankfurt 1970
- Kafka, Fr., 1970: Sämtliche Erzählungen, hrsg. v. P. Raabe, fi 1078, Frankfurt
- Mann, Th., 1967: Der Zauberberg, fi 800, Frankfurt
- Meyer, C. F., 1963 ff: Sämtliche Werke, Hist.-Krit. Ausgabe, hrsg. v. H. Zeller und A. Zäch, Bern
- Raabe, W.: Gesammelte Werke, hrsg. v. H. J. Meinerts, 3 Bde., Gütersloh o. J.
- Schiller, Fr., 1960: Sämtliche Werke, hrsg. v. G. Fricke und H. G. Göpfert, 5 Bde., München
- Uhland, L.: Werke, hrsg. v. R. v. Gottschall, 4 Bde., Leipzig o. J.

2. Verwendete wissenschaftliche Literatur:

- Albert, H., 1971: Plädoyer für kritischen Rationalismus, München
- Alexandrescu, S., 1973: Le discours étrange, à propos de "La Nuit" de Maupassant, in Chabrol 1973 a, S. 55–95
- , 1974: Logique du Personnage. Réflexions sur l'univers faulknérien, Tours
- Althusser, L./Balibar, E., 1972: Das Kapital lesen, rde 336/7, Reinbek
- Apostel, L., 1967: Syntaxe, sémantique, pragmatique, in Piaget 1967, S. 290–312
- , 1967 a: Logique et dialectique, in Piaget 1967, S. 357–374
- Bachelard, G., 1974: Epistemologie. Ausgewählte Texte, U 3099, Frankfurt—Berlin—Wien
- Barbut, M., 1966: Le sens du mot "structure" en mathématiques, in: Problèmes du structuralisme, Les temps modernes, Jg. 22, Nr. 246, Nov.
- Barthes, R., 1964: Eléments de sémiologie, in: Comm. 4, S. 91–135
- , 1966: Introduction à l'analyse structurale du récit, in: Comm. 8, S. 1–27
- , 1967: Kritik und Wahrheit, es 218, Frankfurt
- , 1968: L'effet du réel, in: Comm 11, S. 84–89
- , 1969: Literatur oder Geschichte, es 303, Frankfurt
- , 1969 a: Die strukturalistische Tätigkeit, in Schiwy 1969, S. 153–158
- , 1969 b: Rhetorik des Bildes, in Schiwy 1969, S. 158–166
- , 1970: L'ancienne rhétorique. Aide-mémoire, in: Comm 16, S. 127–229

- , 1970a: L'analyse structurale du récit. A propos d'Actes X—XI, in: *Recherches de science religieuse* 58, S. 17—37
- , 1970b: *S/Z. Essai*, Paris
- , 1972: *Le degré zéro de l'écriture. Suivi de Nouveaux essais critiques*, Paris
- , 1973: Analyse textuelle d'un conte d'Edgar Poe, in *Chabrol 1973 a*, S. 29—54
- , 1974: *Die Lust am Text*, Frankfurt
- Baumgärtner, K., 1969: Formale Erklärung poetischer Texte, in *Kreuzer/Gunzenhäuser 1969*, S. 67—83
- Bellert, I., 1970: On a condition of the coherence of texts, in: *Sem. 2*, S. 335—363
- , 1973: On the use of linguistic quantifying operators, in *Petöfi/Franck 1973*, S. 221—239
- Bierwisch, M., 1966: *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden*, in: *Kursbuch 5*, S. 77—152
- , 1969: *Poetik und Linguistik*, in *Kreuzer/Gunzenhäuser 1969*, S. 49—65
- Blanché, R., 1969: *Structures intellectuelles*, Paris
- Blau, U., (1976): *Die dreiwertige Logik der Sprache*, Berlin
- Bouazis, C., 1974: *Théorie de l'écriture et sémiotique narrative*, in: *Sem. 10*, S. 305—331
- Boudon, R., 1973: *Strukturalismus — Methode und Kritik. Zur Theorie und Semantik eines aktuellen Themas*, Düsseldorf
- Bourdieu, P., 1970: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt
- Brekle, H. E., 1972: *Semantik*, UTB 102, München
- Bremond, C., 1964: *Le message narratif*, in: *Comm. 4*, S. 4—32
- , 1966: *La logique des possibles narratifs*, in: *Comm. 8*, S. 60—76
- , 1968: *Postérité américaine de Propp*, in: *Comm. 11*, S. 148—164
- , 1970: *Le rôle d'influenceur*, in: *Comm. 16*, S. 60—69
- , 1971: *Observations sur la "Grammaire du Décaméron"*, in: *Poétique 6*, S. 200—222
- , 1970a: *Morphology of the French folktale*, in: *Sem. 2*, 1. 247—276
- , 1972: *Le "Modèle constitutionnel" de A. J. Greimas*, in: *Se. 5*, S. 362—382
- , 1973: *Logique du récit*, Paris
- , 1973 a: *Les rôles narratifs principaux*, 1973, S. 131—344
- , 1973 b: *Les bons récompensés et les méchants punis, morphologie du conte merveilleux français*, in: *Chabrol 1973 a*, S. 96—121
- , 1973 c: *Entre la structure et la forme (à propos d'un essai d'Ellis et Pierre Maranda)*, in: *VS 6*, S. 1—20
- Broekman, J. M., 1971: *Strukturalismus*, Moskau—Prag—Paris
- Burridge, K. O. L., 1973: *Lévi-Strauss und der Mythos*, in *Leach 1973*, S. 132—163
- Carnap, R., 1968: *Symbolische Logik*, 3. A., Wien—New York

- Chabrol, C., 1971: *Le récit féminin. Contribution à l'analyse sémiologique du courrier du cœur et des entrevues ou "enquêtes sur la femme dans la presse féminine actuelle*, The Hague-Paris
- , 1971 a: Problèmes de la sémiotique narratives des récits bibliques, in: *Langages* 22, S. 3—12
- , 1971 b: Analyse du texte de la Passion, in: *Langages* 22, S. 75—96
- , 1973 a (Hrsg.): *Sémiotique narrative et textuelle*, Paris
- , 1973: De quelques problèmes de grammaire narrative et textuelle, in: 1973 a, S. 7—28
- Cherry, C., 1963: *Kommunikationsforschung — eine neue Wissenschaft*, Frankfurt
- Chomsky, N., 1969: *Aspekte der Syntaxtheorie*, Frankfurt
- Červenka, M., (1976): *Der Bedeutungsaufbau des literarischen Werkes*, München
- Cixous, H., 1974: *Prénoms de personne*, Paris
- Cohen, J., 1966: *Structure du langage poétique*, Paris
- Coquet, J. C., 1967: L'objet stylistique, in: *Le Français moderne* 35, S. 53—67
- , 1969: Problèmes de l'analyse structurale du récit. "L'Etranger", d'Albert Camus, in: *Langue française* 1969, S. 61—72
- , 1969 a: Combinaison et transformation en poésie (Artur Rimbaud. *Les Illuminations*), in: *L'Homme* 9, S. 23—41
- , 1973: Sémiotiques, in: *Langages* 31, S. 3—12
- , 1973 a: La relation sémantique sujet-objet, in: *Languages* 31, S. 80—89
- Courtès, J., 1973: Lévi-Strauss et les contraintes de la pensée mythique. Une lecture sémiotique des "Mythologiques", Tours
- Czayka, L., 1974: *Systemwissenschaft. Eine kritische Darstellung mit Illustrationsbeispielen aus den Wirtschaftswissenschaften*, UTB 185, München
- Dijk, T. A. van, 1969: *Sémantique structurale et analyse thématique. Un essai de lecture: André Bouchet: "Du bord de la faux"*, in: *Lingua* 23, S. 28—53
- , 1972: *Beiträge zur generativen Poetik*, München
- , 1972 a: Report on the Fourth International Symposium on Narrative Structures: *Poetics* 3, S. 124—126
- , 1973: *Grammaires textuelles et structures narratives*, in: Chabrol 1973 a, S. 177—206
- Dijk, T. A. van/Ihwe, J./Petöfi, J. S./Rieser, H., 1971: *Textgrammatische Grundlagen für eine Theorie Narrativer Strukturen*, in: *Ling. Ber.*, 16, S. 1—38
- Douglas, M., 1973: Die Bedeutung des Mythos, mit besonderer Berücksichtigung von "La geste d'Asdiwal", in Leach 1973, S. 82—108
- Dressler, W., 1972: *Einführung in die Textlinguistik*, Tübingen
- Dubois, J./Edeline, F./Klinckenberg, J. M./Minguet, P./Pire, F./Trinon. H., 1970: *Rhétorique générale*, Paris (dt. UTB)

- Ducrot, O./Todorov, T., 1972: Dictionnaire encyclopédique des sciences du langage, Paris
- Ducrot, O., 1968: La description sémantique des énoncés français et la notion de présupposition, in: *L'Homme* 8, Heft 1, S. 37—53
- , 1973: Präsuppositionen und Mitverständnisse, in: Petöfi/Frank 1973, S. 241—260
- Dundes, A., 1964: *The morphology of North American Indian Folktales*, Helsinki
- , 1972: From etic to emic units in the structural study of Folklore, in: Koch 1972, S. 104—114
- , 1971: The making and breaking of friendship as a structural frame in African folktales, in Maranda/Maranda 1971, S. 171—185
- Dundes, A./Leach, E. R./Maranda, P./Maybury-Lewis, D., 1971: An Experiment: Suggestions and Queries from the desk, with a reply from the ethnographer, in Maranda/Maranda 1971, S. 292—324
- Eco, U., 1972: Einführung in die Semiotik, UTB 105, München
- , 1966: James Bond: une combinatoire narrative, in: *Comm.* 8, S. 77—93
- Eimermacher, K., 1975: Zum Verhältnis von formalistischer, strukturalistischer und semiotischer Analyse, in: Kimpel, D./Pinkerneil, B., 1975: *Methodische Praxis der Literaturwissenschaft*, Kronberg
- Emery, F. E., 1969 (Hrsg.): *Systems Thinking. Selected readings*
- Essler, W. K., 1969: Einführung in die Logik, 2. A., Stuttgart
- , 1970 ff: *Wissenschaftstheorie*, Freiburg—München
- 1970: Bd. I: Definition und Reduktion
- 1971: Bd. II: Theorie und Erfahrung
- Fieguth, R., 1975: Semantik und literarische Tradition, in Sławinski 1975, S. 11—39
- Foucault, M., 1966: *Les mots et les choses. Une archéologie du savoir*, Paris
- , 1969; *L'Archéologie du savoir*, Paris
- , 1971: *L'ordre du discours*, Paris
- , 1971 a: *La bibliothèque fantastique. Vorwort zu: La Tentation de Saint Antoine*, Paris, S. 7—33
- , 1973: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, stw 39, Frankfurt
- , 1973 a: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, München
- , 1974: *Schriften zur Literatur*, München
- , 1975: *Surveiller et punir. Naissance de la prison*, Paris
- Freundlieb, D., 1975: Hermeneutics versus Philosophy of Science. A critique of K.-O. Apel's Attempt at a Philosophical Foundation of the Humanities, in: *Poetics* 13, S. 47—105
- Gallas, H., 1972 (Hrsg.): *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*, Neuwied
- , 1973: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*, in: Arnold, H. L./

- Sinemus, V., 1973 (Hrsg.): Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1, dtv, München
- Genette, G., 1966: *Figures (I)*. Essais, Paris
- , 1966 a: *Frontières du récit*, in: *Comm.* 8, S. 152—163
- , 1968: *Vraisemblable et motivation*, in: *Comm.* 11, S. 5—21
- , 1969: *Figures II*, Paris
- , 1969 a: *Rhétorique et enseignement*, in 1969, S. 23—42
- , 1970: *Métonymie chez Proust ou la naissance du récit*, in: *Poétique* 2, S. 156—173
- , 1972: *Figures III*, Paris
- , 1972 a: *Poétique et histoire*, in 1972, S. 13—20
- , 1972 b: *La rhétorique restreinte*, in 1972, S. 21—40
- , 1972 c: *Discours du récit*, in 1972, S. 67—282
- Gennep, A., van, 1909: *Les rites de passage*, Paris
- Genot, G., 1968: *L'écriture libératrice*, in: *Comm.* 11, S. 34—58
- , 1973: *Elements toward a literary analytics*, in: *Poetics* 8, S. 31—62
- , 1973 a: *Sémantique et sémiotique de l'impossible*, in: *Poetics* 9, S. 93—112
- Girard, R., 1961: *Mensonge romantique et vérité romanesque*, Paris
- Godelier, M., 1973: *Ökonomische Anthropologie. Untersuchungen zum Begriff der sozialen Struktur primitiver Gesellschaften*, Reinbek
- Göttner, H., 1973: *Logik der Interpretation*, München
- Greimas, A. J., 1966: *Sémantique structurale*, Paris
- , 1966 a: *Eléments pour une théorie de l'interprétation du récit mythique*, in: *Comm.* 8, S. 28—59
- , 1970: *Du sens*, Paris
- , 1970 a: *Eléments d'une grammaire narrative*, 1970, S
- , 1970 b: *La structure des actants du récit*, in 1970, S. 249—270
- , 1970 c: *Structure et histoire*, in 1970, S. 103—115
- , 1970 d: *Conditions d'une sémiotique du monde naturel*, in 1970, S. 49—81
- , 1972 (Hrsg.): *Essais de sémiotique poétique*, Paris
- , 1972 a: *Pour une théorie du discours poétique*, in 1972, S. 5—24
- , 1973: *Les actants, les acteurs et les figures*, in Chabrol 1973 a, S. 161—176
- , 1973 a: *Un problème de sémiotique narrative: les objets de valeur*, in: *Langages* 31, 13—35
- , 1976: *Maupassant. La sémiotique du texte: exercices pratiques*, Paris
- , 1976 a: *Sémiotique et sciences sociales*, Paris
- Grivel, C., 1974: *Pour une sémiotique des produits d'expression, 1: Le texte*, in: *Sem.* 10, S. 101—115
- Grize, J. B., 1967: *Logique*, in: *Piaget* 1967, S. 135—289
- Hamon, P., 1972: *Mise au point sur les problèmes de l'analyse du récit*, in: *Le Français moderne* 40, S. 200—221
- , 1972 a: *Qu'est-ce qu'une description?* in: *Poétique* 12, S. 465—485

- , 1973: Un discours contraint, in: *Poétique* 16, S. 411—445
- Hausser, R., 1973: Quantifiers and Presuppositions, in: *Proceedings from the ninth Chicago Linguistic Meeting*.
- Hempel, C. G., 1974: *Philosophie der Naturwissenschaften*, dtv 4144, München
- Hempfer, K. W., 1973: *Gattungstheorie. Information und Synthese*, UTB 133, München
- , 1976: *Poststrukturelle Texttheorie und narrative Praxis. Tel Quel und die Konstitution eines "nouveau 'nouveau roman'"*, München
- , 1976 a: Theorie der Präsuppositionen und Analyse des Dialogs im absurden Theater (am Beispiel von Ionescos "La Cantatrice chauve"), in: *Beihefte zur Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur* 4, S. 33 ff.
- , (1977): Zur pragmatischen Fundierung der Texttypologie, in: Hinck, W., 1977 (Hrsg.): *Textsortenlehre und Gattungspoetik*, Heidelberg
- Hendricks, W. O., 1970: *Folklore and the structural analysis of literary texts*, in: *Language and Style* 3, S. 83—121
- , 1972 a: The structural study of Narration: Sample Analysis, in: *Poetics* 3, S. 100—123
- , 1972 b: Linguistic models and the study of narration. A critique of Todorov's *Grammaire du Décaméron*, in: *Sem.* 5, S. 263—289
- , 1973 a: Methodology of Narrative structural analysis, in: *Sem.* 7, S. 163—184
- , 1973 b: Verbal art and the Structuralist Synthesis, in: *Sem.* 8, S. 239—262
- , 1973 c: Linguistic contributions to literary science, in: *Poetics* 7, S. 86—102
- Hinst, P., 1974: *Logische Propädeutik. Eine Einführung in die deduktive Methode und logische Sprachenanalyse*, München
- Holenstein, E., 1975: *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*, stw 116, Frankfurt
- Ihwe, J., 1971 (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven*, 4 Bde., Frankfurt
- , 1972: *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entstehung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft*, München
- , 1972 a: On the foundations of a general Theory of Narrative Structure, in: *Poetics* 3, S. 5—14
- , 1972 b (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl*, FAT 2015, Frankfurt
- , 1973: *Sprache — Struktur — Text — Literaturwissenschaft*, in: *Arnold/Sinemus 1973: Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, Bd. 1, dtv, München, S. 30—44
- , (1976): *The Philosophy of Literary Criticism Reconsidered. On the "Logic" of Interpretation*, in: *Poetics*
- Iser, W., 1970: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*, Konstanz

- Jakobson, R., 1971: The metaphoric and metonymic poles, in: Ihwe 1971
 —, 1972: Linguistik und Poetik, in: Ihwe 1972b, S. 99—135
 —, 1973: Questions de Poétique, Paris
 —, 1973 a: Du réalisme en art, in 1973, S. 31—39
 —, 1973 b: Poésie de la grammaire et grammaire de la poésie, in 1973, S. 219—233
- Jakobson, R./Tynjanov, J., 1966: Probleme der Literatur- und Sprachforschung, in: Kursbuch 5, S. 74—76
- Jauß, H. R., 1967: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, Konstanz
 —, 1970: Literaturgeschichte als Provokation, es 418, Frankfurt
- Klaus, G., 1969: Semiotik und Erkenntnistheorie, 2. A., Berlin
 —, 1969 a (Hrsg.): Wörterbuch der Kybernetik, 2 Bde., fi 1073/74, Frankfurt
- Klein, W., (1977) (Hrsg.): Methoden der Textanalyse
- Kliemann, W./Müller, N., 1973: Logik und Mathematik für Sozialwissenschaftler I, UTB 208, München
- Kloepfer, R., 1975: Poetik und Linguistik. Semiologische Instrumente, UTB 366, München
- Kobbe, P., 1973: Argumente für einen literaturwissenschaftlichen Mythosbegriff, in: ders.: Mythos und Modernität. Eine poetologische und methodenkritische Studie zum Werk H.-H. Jahnns, Stuttgart, S. 13—52
- Koch, W. A., 1968: Linguistische Strukturen und Strukturen der Poetizität, in: Orbis 17, Nr. 1, S. 5—22
 —, 1968 a: Problems in the hierarchisation of Text Structures, in: Orbis 17, Nr. 2, S. 309—342
 —, 1969: Vom Morphem zum Textem, Aufsätze zur strukturellen Sprach- und Literaturwissenschaft, Hildesheim
 —, 1972 (Hrsg.): Strukturelle Textanalyse — Analyse du récit — Discourse analysis, Hildesheim
- Koselleck, R./Stempel W. D., 1973: Geschichte — Ereignis und Erzählung, (= Poetik und Hermeneutik V), München
- Kreuzer, H./Gunzenhäuser, R., 1969: Mathematik und Dichtung, München
- Kristeva, J., 1968 a: Le texte clos, in: Langages 12, S. 103—125
 —, 1968 b: La productivité dite texte, in: Comm. 11, S. 59—83
 —, 1968 c: Poésie et négativité, in: L'Homme 8, Heft 2, S. 36—63
 —, 1969: Narration et transformation, in: Sem. 1, S. 422—448
 —, 1971: Le texte du roman, Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle, The Hague — Paris
 —, 1971 a: Probleme der Textstrukturierung, in: G. Sautermeister (Hrsg.) Tel Quel. Die Demaskierung der bürgerlichen Kulturideologie, München 1971, S. 135—154
 —, 1971 b: Die Semiologie — kritische Wissenschaft oder Wissenschaftskritik, ebda, S. 21—35

- Krywalski, D., 1974 (Hrsg.): Handlexikon zur Literaturwissenschaft, München
- Kuentz, P., 1970: Le "rhétorique et la mise à l'écart, in: *Comm.* 16, S. 143—157
- Kuhn, H., 1974: Methodenlehre, in: Krywalski 1974, S. 306—310
- Kutschera, F. v., 1972: Wissenschaftstheorie, 2 Bde., UTB 100/198, München
- , 1973: Einführung in die Logik der Normen, Werte und Entscheidungen, Freiburg—München
- , 1975: Sprachphilosophie, 2. A., UTB 80, München
- Kutschera, F. v./Breitkopf, A., 1971: Einführung in die moderne Logik Freiburg—München
- Lacan, J., 1970: *Ecrits I*, Paris
- , 1971: *Ecrits II*, Paris
- Leach, E., 1971: La Genèse comme mythe, in: *Langages* 22, S. 13—23
- , 1971 a: Kimil: A category of Andaman thought, in: *Maranda/Maranda* 1971 b, S. 22—48
- , 1973 (Hrsg.): *Mythos und Totemismus. Beiträge zur Kritik der strukturalen Analyse*, Frankfurt
- , 1973 a: Einführung in 1973, S. 7—23
- , 1973 b: Plus royaliste que le roi, in: *Sem* 7, S. 77—90
- Lefèbvre, M.-J., 1971: *Structures du discours et du récit*, Neuchâtel
- Leinfellner, W., 1967: Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, 2. A., Mannheim
- Lévi-Strauss, C., 1965: Das Ende des Totemismus, S. 128, Frankfurt
- , 1960: L'analyse morphologique des contes russes, in: *International Journal of Slavic Linguistics and Poetics* 3, S. 122—149
- , 1961: *Race et histoire*, Paris
- , 1971: *Strukturale Anthropologie*, st 15, Frankfurt
- , 1971 b: *Mythologica I: Das Rohe und das Gekochte*, Frankfurt
- , 1972: *Mythologica II: Vom Honig zur Asche*, Frankfurt
- , 1973: *Mythologica III: Der Ursprung der Tischsitten*, Frankfurt
- , 1971 a: *Mythologiques IV: L'Homme nu*, Paris
- , 1973 a: Die Geschichte von Asdiwal, in: *Leach* 1973, S. 27—81
- , 1973 b: *Anthropologie structurale II*, Paris
- Link, H., 1973: "Die Appellstruktur der Texte" und ein "Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft"? in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17, S. 532—583
- Link, J., 1974: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis*, UTB 305, München
- Lotman, J. M., 1964: Sur la délimitation linguistique et littéraire de la notion de structure, in: *Linguistics* 6, S. 59—72
- , 1972: Die Struktur literarischer Texte, UTB 103, München (auch in es)
- , 1972 a: Vorlesungen zur strukturalen Poetik, München
- , 1974: Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur, Kronberg

- , 1975: Die Analyse des poetischen Textes, Kronberg
- Luhmann, N., 1973: Zweckbegriff und Systemrationalität, stw 12, Frankfurt
- Maranda, P., 1970 (Hrsg.): Mythology
- , 1973: Cendrillon: théorie des graphes et des ensembles, in: Chabrol 1973 a, S. 122. 136
- Maranda, P./Maranda, E. K., 1970: Le crâne et l'utérus. Deux théorèmes nord-malaitains, in: Pouillon/Maranda 1970, Bd. II, S. 829—861
- , 1971 a: Structural models in Folklore and other transformational essays, The Hague
- , 1971 b (Hrsg.): Structural Analysis of Oral Tradition, Philadelphia
- , 1971 c: Introduction, in 1971 b, S. IX—XXXIV
- Marin, L., 1970: Essai d'analyse structurale d'Actes 10—1 à 11—18, in: Recherches de science religieuse 58, S. 39—62
- , 1971 a: Les femmes au tombeau, in: Langages 22, S. 39—50
- , 1971 b: Jésus devant Pilate, in: Langages 22, S. 51—74
- , 1971 c: En guise de conclusion, in: Langages 22, S. 119—127
- Mathiot, M., 1972: Cognitive Analysis of a Myth. An exercise in Method, in: Sem. 6, S. 101—142
- Metz, C., 1966: La grande syntagmatique du film narratif, in: Comm. 8, S. 120—124
- , 1968: Le dire et le dit au cinéma, in: Comm. 11, S. 22—33
- , 1971: Langage et cinéma, Paris
- , 1972: Semiologie des Films, München
- Montague, R., 1974: Formal Philosophy, Selected papers, Yale
- Mukařovský, J., 1967: Kapitel aus der Poetik, es 230, Frankfurt
- , 1970: Kapitel aus der Ästhetik, es 428, Frankfurt
- Nathorst, B., 1969: Formal or Structural Studies of traditional tales. The usefulness of some methodological proposals advanced by V. Propp, A. Dundes, C. Lévi-Strauss and E. Leach, Stockholm
- Naumann, H., 1973 (Hrsg.): Der moderne Strukturbegriff. Materialien zu seiner Entwicklung, Darmstadt
- Opp, K.-D., 1970: Methodologie der Sozialwissenschaften, rde 339—341, Reinbek
- Oppitz, M., 1975: Notwendige Beziehungen. Abriß der strukturalen Anthropologie, stw 101, Frankfurt
- Optner, S. L., 1973 (Hrsg.): Systems Analysis. Selected readings
- Pasternack, G., 1975: Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus, UTB 426, München
- Petöfi, J. S./Franck, D., 1973 (Hrsg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik, Frankfurt
- Piaget, J., 1967 (Hrsg.): Logique et Connaissance scientifique, Paris
- , 1968: Le Structuralisme (Que sais-je 1311), Paris

- Pouillon, J./Maranda, P., 1970 (Hrsg.): *Echange et communication*, Festschrift für C. Lévi-Strauss, 2 Bde., The Hague—Paris
- Prevo, R./Ritsert, J./Stracke, E. 1973: *Systemtheoretische Ansätze in der Soziologie*, Reinbek
- Propp, V., 1972: *Morphologie des Märchens*, hrsg. v. K. Eimermacher, München
- Quine, W. v. O., 1974: *Grundzüge der Logik*, stw 65, Frankfurt
- Rastier, F., 1971: *Les niveaux d'ambiguïté des structures narratives*, in: Sem. 3, S. 289—342
- , 1971 a: *Situation du récit dans une typologie des discours*, in: *L'Homme* 9, S. 68—82
- , 1972: *Idéologie et théorie des signes. Analyse structurale des Éléments d'idéologie d'A.-L.-C. Destutt de Tracy*, The Hague—Paris
- , 1972 a: *Wissenschaftliche Analyse der Erzählungen und die Ideologie der Literatur*, in: S. J. Schmidt 1972, S. 101—113
- Reis, M., (1976): *Präsuppositionen und Syntax. Eine Vorstudie*, Habilitationsschrift München 1975
- Riffaterre, M., 1973: *Strukturelle Stilistik*, List-Taschenbücher der Wissenschaft, Bd. 1422, München
- Savigny, E. v., 1970: *Grundkurs im wissenschaftlichen Definieren*, dtv 4062, München
- Schiwy, G., 1969: *Der französische Strukturalismus. Mode — Methode — Ideologie*, rde 310/311
- , 1973: *Neue Aspekte des Strukturalismus*, dtv 4135, München
- Schmid, H., 1973: *Strukturalistische Dramentheorie. Semantische Analyse von Čechovs "Ivanov" und "Der Kirschgarten"*, Kronberg
- Schmidt, S. J., 1969: *Bedeutung und Begriff*, Braunschweig
- , 1971: *"Text" und "Geschichte" als Fundierungskategorien. Sprachphilosophische Grundlagen einer transphrastischen Analyse*, in: Stempel 1971, S. 31—52
- , 1972 (Hrsg.): *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft*, München
- , 1973: *Théorie et pratique d'une étude scientifique de la Narrativité littéraire*, in: Chabrol 1973 a, S. 137—160
- Searle, J. R., 1971: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt
- Ślawiński, J., 1975: *Literatur als System und Prozeß. Strukturalistische Aufsätze zur semantischen, kommunikativen, sozialen und historischen Dimension der Literatur*, hrsg. v. R. Fieguth, München
- Sperber, D., 1968: *Le structuralisme en anthropologie*, in: Wahl/Todorov et al., S. 167—238
- Staiger, E., 1971: *Die Kunst der Interpretation*, dtv 4078, München
- Stegmüller, W., 1968: *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*, Wien—New York
- , 1969 ff: *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Berlin—Heidelberg—New York 1969 Bd. I: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*

- 1970 Bd. II, 1: Theorie und Erfahrung
 1973 Bd. II, 2: Theorienstrukturen und Theoriendynamik
 1973 Bd. IV: Personelle und statistische Wahrscheinlichkeit
 —, 1975: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Bd. II, Kröner-Taschenbuch, Stuttgart
- Steiner, H.-G. 1964 a: Logik und Methodologie, in: Fischer-Lexikon Mathematik, Bd. I, Frankfurt 1964, S. 196—227
 —, 1964 b: Mengen — Abbildungen — Strukturen, ebda., S. 246—292
- Stempel, W.-D., 1971 (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik, München
 —, 1971 a: Möglichkeiten einer Darstellung der Diachronie in narrativen Texten, in: Stempel 1971, S. 53—78
 —, 1973 a: Erzählung, Beschreibung und der historische Diskurs, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 325—346
 —, 1973 b: Linguistik und Narrativität, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 523—525
- Stierle, K., 1973 a: Geschichte als Exemplum—Exemplum als Geschichte. Zur Pragmatik und Poetik narrativer Texte, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 347—375
 —, 1973 b: Zum Status narrativer Oppositionen, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 526—528
 —, 1973 c: Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 530—534
- Striedter, J., 1969: Zur formalistischen Theorie der Prosa und der literarischen Evolution, in: Striedter 1971, S. IX—LXXXIII
 —, 1971 (Hrsg.): Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa, UTB 40, München
- Titzmann, M., 1971: Die Umstrukturierung des Minnesang-Sprachsystems zum "offenen" System bei Neidhart, in: Dt. Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45, S. 481—514
 —, (1976): Strukturwandel der philosophischen Ästhetik 1800—1880. Der Symbolbegriff als Paradigma, Stuttgart
 —, (1977): Aspekte der strukturalen Textanalyse, in: Klein 1977
- Todorov, T., 1966: Les catégories du récit littéraire, in: Comm. 8, S. 125—151
 —, 1967: Littérature et signification, Paris
 —, 1968: Poétique, in: Wahl/Todorov et al.
 —, 1968 a: Du vraisemblable qu'on ne saurait éviter, in: Comm. 11, S. 145—147
 —, 1968 b: L'analyse du récit à Urbino, in: Comm. 11, S. 165—167
 —, 1968 c: Die Odyssee — Archetyp der Erzählung? in: Alternative 62/63, S. 181—189
 —, 1968 d: La grammaire du récit, in: Langages 12, S. 94—102
 —, 1969: Grammaire du Décaméron, The Hague
 —, 1970 a: Problèmes de l'énonciation, in: Langages 17, S. 3—11

- , 1970b: De l'ambiguïté narrative, in: Pouillon/Maranda 1970, Bd. II, S. 913—918
- , 1971: Poétique de la prose, Paris
- , 1972: Introduction à la symbolique, in: Poétique 11, S. 273—308
- , 1973: Poétique, Paris
- , 1973 a: Le discours de la magie, in: L'Homme 13, S. 38—65
- , 1975: Einführung in die fantastische Literatur, U 3191, Frankfurt—Berlin—Wien
- Trabant, J., 1970: Zur Semiologie des literarischen Kunstwerks. Glossematik und Literaturtheorie, München
- Ujomov, A./Sharkov, J., 1969: Entwicklungstendenzen der modernen Wissenschaft, in: Ideen des exakten Wissens 18, S. 488—494
- Uspenski, B. A., 1972 a: Structural isomorphism of verbal and visual art, in: Poetics 5, S. 5—39
- , 1972 b: L'alternance des points de vue interne et externe en tant que marque du cadre dans une œuvre littéraire, in: Poétique 9, S. 130—134
- , 1975: Poetik der Komposition. Struktur des künstlerischen Textes und Typologie der Kompositionsform, es 673, Frankfurt
- Vodička, F., (1976): Die Entwicklung der Struktur, hrsg. v. J. Striedter, München
- Wahl, F./Todorov, T., et al., 1968: Qu'est-ce que le Structuralisme? Paris (dt. stw 10)
- Warning, R., 1975 (Hrsg.): Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis, UTB 303, München
- , 1975 a: Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik, in 1975, S. 9—41
- Weinrich, H., 1973: Narrative Strukturen in der Geschichtsschreibung, in: Koselleck/Stempel 1973, S. 519—523
- Welte, 1973: Linguistische Terminologie, 3 Bde., München
- Wienold, G., 1972: Semiotik der Literatur, Frankfurt
- Wittgenstein, L., 1968: Tractatus logico-philosophicus, es 12, Frankfurt
- Worsley, P., 1973: Totemismus auf Groote Eylandt und Le Totémisme aujourd'hui, in: Leach 1973, S. 184—216
- Wünsch, M., 1975: Der Strukturwandel in der Lyrik Goethes. Die systemimmanente Relation der Kategorien "Literatur" und "Realität": Probleme und Lösungen, Stuttgart
- , 1975 a: Auf der Suche nach der verlorenen Wirklichkeit. Zur Logik einer fantastischen Welt, Nachwort zu: G. Meyrink: Der Engel vom westlichen Fenster, München 1975, S. 528—568
- , (1977): Zur Kritik der psychoanalytischen Textanalyse, in: Klein 1977
- Wunderlich, D., 1971: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis, in: LILI 1/2, S. 153—190
- , 1971 a: Terminologie des Strukturbegriffs, in: Ihwe 1971, Bd. I, S. 91—140
- , 1974: Grundlagen der Linguistik, Reinbek

Zahn, E., 1972: Systemforschung in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen

Nachträge:

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1973 (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., Rowohlt-Studium Bd. 54/55, Reinbek
- Austin, J. L., 1972: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words), bearb. v. E. v. Savigny, Reclam Bd. 9396-98, Stuttgart
- Bentele, G., 1981 (Hrsg.): Semiotik und Massenmedien, München
- Danneberg, L. / Vollhardt, F., 1992 (Hrsg.): Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der "Theoriedebatte", Stuttgart
- Devereux, G., 1976: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, U 3289, Frankfurt-Berlin-Wien
- Eibl, K., 1976: Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. Grundlagen zur erklärenden Literaturgeschichte, UTB 583, München
- Freundlieb, D., 1980: Identification, Interpretation, and Explanation. Some Problems in the Philosophy of Literary Studies. In: Poetics 9, S. 423-440
- Fricke, H., 1981: Norm und Abweichung, München
- Hall, E. T., 1976: Die Sprache des Raums, Düsseldorf
- Höfner, E., 1976: Heide Göttner, Logik der Interpretation (Rez. zu Göttner 1973), in: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 86, S. 180-186
- Hömberg, W. / Schmolke, M., 1992 (Hrsg.): Zeit - Raum - Kommunikation
- Iser, W., 1976: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung, UTB 636, München
- Kanzog, K., 1976: Erzählstrategie. Eine Einführung in die Normeinübung des Erzählens, UTB 495, Heidelberg
- Karmasin, H., 1975: Die semiotische Analyse von Werbemitteln, Referat auf der 22. Werbewirtschaftlichen Tagung, Innsbruck
- Kintsch, W. / Dijk, T. A. van, 1983: Strategies of Discourse Comprehension, New York
- Langholz Leymore, V., 1975: Hidden Myth. Structure and symbolism in advertising, London
- Link, H., 1976: Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme, Urban-Taschenbücher, Bd. 215, Stuttgart
- Pasternack, G., 1979: Interpretation, München
- Petöfi, J. S., 1979 (Hrsg.): Text vs sentence. Basic questions of text linguistics, Hamburg
- Pfister, M., 1977: Das Drama. Theorie und Analyse, UTB 580, München
- Renner, K., 1983 (Hrsg.): Der Findling. Eine Erzählung von H. v. Kleist und ein Film

- von George Moore. Prinzipien einer adäquaten Wiedergabe narrativer Strukturen, München
- Thiel, C., 1973: Was heißt wissenschaftliche Begriffsbildung? in: Harth, D., 1973 (Hrsg.): Propädeutik der Literaturwissenschaft, UTB 205, München, S. 95–125
- Titzmann, M., 1980: Struktur Strukturalismus. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. A., Bd. 4, hrsg. von K. Kanzog und A. Masser, Berlin-New York, S. 256–278
- , 1981: Zur Beziehung von "Inhaltsanalyse" und "struktureller Textanalyse". In: G. Bentele 1981, S. 218–234
- , 1981: Zum Verfahren der strukturalen Textanalyse – am Beispiel eines diskursiven Textes. In: Analyse & Kritik. Zeitschrift für Sozialwissenschaften, Jg. 3, Heft 1, S. 64–92
- , 1989: Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung. In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 99, 1989, S. 47–61
- , 1990: Theoretisch-methodologische Probleme einer Semiotik der Bild-Text-Relationen. In: W. Harms (Hrsg.): Text und Bild, Bild und Text, Tübingen 1990, S. 368–384
- , 1991: Skizze einer integrativen Literaturgeschichte und ihres Ortes in einer Systematik der Literaturwissenschaft. In: M. Titzmann (Hrsg.): Modelle des literarischen Strukturwandels, Tübingen, S. 395–438
- , 1992: "Zeit" als strukturierende und strukturierte Kategorie in sprachlichen Texten. In: W. Hömberg / M. Schmolke 1992
- Viehoff, R., 1988: Literarisches Verstehen. In: IASL 13, S. 1–39
- Wünsch, M., 1984: Wirkung und Rezeption. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. A., Bd. 4, hrsg. von K. Kanzog und A. Masser, Berlin-New York, S. 894–919

NAMENSINDEX

- Adam 294
Adelung 266
Aeneis 271
Albert 10
Albrecht 406, 421, 428, 431
Allah 50
Althusser 173
Amor 421, 433, 435 f.
Antiope 106 f.
Apel 10 f., 111, 332
Aphrodite 211 f.
Apostel 52
Aristoteles 33, 281
Astorre 106 f.
Athene 49
August der Starke 305
Augustus 304
- Bachelard 31
Bachofen 428 f., 431
Balzac 218, 221
Banks, Sir Joseph 297—299
Barbut 39
Barthes 9, 13, 27, 45, 64 f., 153,
218 f., 221, 368
Baudelaire 319, 324, 365
Baumgärtner 365
Bellert 180, 182, 185 f.
Bibel 218
Black 182
Blanché 95
Blau 32, 189, 285
Bloomfield 186—188
Bonaparte 296
Bonaventura 107, 116
Bororo 220
Bouazis 65
Boudon 40
Bourdieu 31, 53
- Bovary 236
Breitkopf 15
Brekle 45, 48 f., 50 f., 153
Bremond 10, 13 f., 101 f., 137, 166
bis 169, 176, 230
Burridge 104
- Campe 266
Capuletti, Julia 270, 287, 294, 404 ff.
Carayon 238
Carnap 15, 48 f., 82, 127
Červenka 13
Chabrol 9, 28, 95, 121
Chamisso 297, 299
Cherry 53
Chomsky 43, 56, 63
Christus 50, 243
Cohen 65
Coquet 10
Czayka 39
- Deinert 319, 325
Derrida 14
Diana 106 f.
Dijk, van 358
Dilthey 10
Dionysos 431
Dressler 45, 51
Dubois 64
Ducrot 153, 182 f., 191
Dundes 167, 176 f., 400
- Eberhard 264, 406 f., 422
Eco 9, 13, 26, 40, 45, 52 f., 55, 64 f.,
82
Eichendorff 368, 371, 437
Einstein 17
Emery 39
Essler 15, 21, 127, 281

- Faust 294, 296
 Flaubert 236, 406
 Fontane 239
 Foucault 9, 13 f., 21, 23, 226, 267,
 330, 335
 Fraassen, van 182
 Franck 182
 Frege 409
 Freud 54, 150, 173
 Freundlieb 10, 111, 332
 Frye 13
- Gadamer 11, 356
 Galen 418
 Genette 6, 13, 64, 109, 230
 Gennep, van 175
 Genot 13, 19, 25, 29, 395
 Girard 357
 Goethe, J. A. W. 295
 Goethe, J. K. 295
 Goethe, J. W. 49, 106, 111, 129,
 131, 140, 191, 266, 269, 270 f.,
 294—296, 299, 301, 303, 305 f.,
 310, 320, 322
 Göttner 10, 22
 Greimas 13, 91, 95, 136, 150, 167
 bis 169, 176, 186, 218, 333
 Grivel 65
 Grize 15
 Gruber 264, 406 f., 422
 Gunzenhäuser 14
- Habermas 10 f., 332
 Hamon 13
 Hauser 182
 Hegel 226
 Heidegger 25
 Hempel 15, 20
 Hempfer 14 f. 39, 182, 267, 306,
 387, 399
 Hendricks 13, 19, 29 f., 285, 291,
 365, 384
 Hera 49
 Hillern 421
- Hinst 15, 22, 285, 291
 Höfner 306
 Hölderlin 196 f., 205, 216 f., 221,
 230, 241, 266, 268, 270 f., 348,
 365
 Hoffmann, E. T. A. 57, 205, 236
 Hoffmann, V. 297
 Holenstein 13, 145, 223, 225, 331
 Horaz 304 f.
 Hufeland 406, 420, 429, 431, 440
 Humboldt 428
- Ihwe 14 f., 65 f., 186, 365
 Ingarden 234
 Iser 227 f., 230, 234 f., 238, 330
- Jakobson 13, 53 f., 65, 145, 221,
 223, 330, 365
 Jauß 13, 227, 331
- Kafka 71, 187
 Karl August 294, 303 f.
 Karmasin 9, 106, 328, 400
 Klaus 39 f., 43, 45, 48 f., 52 f., 82
 Kleist 244
 Kliemann 15, 150
 Klopfer 9
 Koch 10, 65
 Köngäs 167
 Kreuzer 14
 Kristeva 14, 65, 232
 Kronos 210—212
 Kuentz 64
 Kuhn, H. 14 f.
 Kutschera 15, 24, 285
- Lacan 14, 173
 Lafayette 297—299
 Leach 13, 128, 400
 Lefèbvre 65, 109
 Leinfellner 15
 Lenz 294 f.
 Lévi-Strauss 6, 13 f., 21, 31, 40, 43,
 52, 54, 63, 87, 95, 101, 150, 152 f.,

- 166 f., 169, 177, 220, 225, 263,
266 f., 365
- Link, H. 231, 241
- Link, J. 101, 136, 144
- Lotman 9, 13, 21, 28, 40, 52, 65 f.,
69 f., 70, 75, 77 f., 80, 82, 86,
95 f., 113 f., 150, 230, 237 f.,
263, 297, 365, 373, 376
- Lotte 302 f.
- Luhmann 39
- Maaß 264, 406 f., 422
- Maecen(as) 302, 304 f.
- Mallarmé 188
- Mann, Th. 195
- Maranda 167, 400
- Marin 28
- Mathiot 285, 290
- Maurizius 354
- Maybury-Lewis 400
- Mérimée 437
- Meschonnic 14, 232, 387
- Metz 9 f.
- Meyer, C. F. 82, 107, 113, 404 f.,
415—417, 419, 437
- Mörike 25
- Montague 182, 285
- Müller 15, 150
- Mukařovský 13, 40
- Napoleon 33, 294 f., 317
- Nathanael 205
- Nathorst 128
- Naumann 40, 225
- Nerlich 182
- Newton 17, 270, 284
- Novalis 187
- Oedipus 244
- Ofterdingen 187
- Oppitz 6, 11, 13 f., 16 f., 40, 101,
104, 108, 119, 153, 160, 220,
308, 333, 347, 396
- Optner 39
- Ovid 113, 209
- Pasternack 219
- Pescara 113
- Petőfi 182
- Piaget 12—15, 40, 42, 44, 78, 330,
334
- Poe 218, 221
- Popper 15
- Posner 365
- Prevo 39
- Priap 431
- Propp 14, 106, 166 f., 177
- Proteus 153
- Quine 15
- Raabe 153
- Rastier 9
- Reis 32, 182
- Riffaterre 365
- Rimbaud 188, 365
- Ritsert 39
- Robespierre 296
- Romeo 287, 414, 416, 418
- Savigny 15, 48
- Schiller 130, 139, 189 f., 190, 205
- Searle 182, 402
- Shakespeare 287, 414—417, 419, 424,
436 f.
- Sherente 220
- Simon 404 ff.
- Ślawinski 15, 36
- Sophokles 244
- Sperber 28, 167
- Staiger 25, 383
- Stegmüller 12, 32, 306, 382
- Stein, Frau v. 294
- Steiner 34, 39
- Stempel 186
- Stierle 138
- Stracke 39
- Strawson 182

- Striedter 346
 Tameiameia 297, 299
 Tel Quel 14, 231
 Titzmann 22, 70, 78, 191, 213, 235,
 400
 Todorov 6, 13, 21, 39, 42, 65, 109,
 153, 168, 182, 230, 232–234,
 246, 384
 Trakl 144, 188
 Tsimshian 108
 Uhland 247, 322, 329
 Umberto 106 f.
 Uranos 210–213
 Uspenski 13
 Venus 49
 Victoire 238, 240
 Virgil 271, 304 f.
 Vodička 13
 Vulpius, Chr. 294 f.
 Warning 11, 231, 238, 329, 331,
 341
 Wassermann 354
 Wellek 365
 Welte 45
 Werther 129, 296, 302 f.
 Wieland 304
 Wienold 10, 365
 Wilhelm Meister 49, 294, 296
 Wittgenstein 27, 68
 Wolfskehl 319, 324
 Worsley 101
 Wunsch 62, 75, 140, 142, 191 f., 213,
 219, 237, 306, 320 f., 330, 333,
 335, 365, 388, 428
 Wunderlich 39 f., 50, 56, 62, 86,
 100, 121, 125, 127, 153, 182, 186,
 238
 Zahn 39
 Zeus 49, 210 f., 294

BEGRIFFSINDEX

- Abbildung 42
Abweichung 63, 231 f.
Achse, semantische 96
Äquivalenz, logische 35
—, semantische 118, 112 (vereinfachte Def.)
Äußerung 51
Akzeptabilität 63
Allklasse/-menge 37
Allquantor 33
Alternanz 353
alternativ 95
Ambiguität 245
anaphorisch 51
Antithese 109
Antonymie 124
Anwendbarkeitsbereich 98
Anwendbarkeitsregeln 320
Archisem 96
Aussage 32 f.
—, wohlgeformte 52
Aussagenlogik 33
- Bedeutungsfunktion 46
Bedeutungskomponente 46, 100
Begriffsinhalt (s. Intension)
Begriffsumfang (s. Extension)
Benennung 95
Beschreibung, vollständige 254
Besetzung, inhaltlich-lexikalische 161
Bezeichnungsfunktion 46
Bikonditional 35
binär 101
- (nicht) charakterisiert (bez. e. Kategorie) 144
Chiasmus 109
code 56
competence 56
- Definition 21, 48
Deixis/deiktisch 50
Deklarativsatz 32
Dekodierung 54
Denotat (-ion, -iv) 47
Determination 171
Differenz, semantische 145
Disparität 148
Distribution, syntagmatische 161
—, komplementäre 353
Durchschnittsklasse/-menge 38
- Ebene 41
Eigenschaft 34
eindeutig 42
einstellig 34
Element 40
Elementrelation 37
Empfänger 54
erschöpfend 95
Erwähnung 36
Ethnozentrismus 225
Existenzpräsupposition 183
Existenzquantor 34
Extension 36, 49
- Form 42, 77
Formalisierung 39
Funktion 43
—, semantische 352
Funktionalisierung 358
—, Definition A' 358
—, Definition A'' 361
—, Definition A''' 361
- Gebrauch 36
Gegensatz 122
generativ 14
Glied (e. Menge) 36
Graphem 45

- Heteronymie 125
 Hierarchiebeziehung 126
 Homologie 152
 homophorisch 51
 Hyperonymie 118
 Hyponymie 118
- Implikation, einseitige 35
 —, wechselseitige 35
 Inhalt 42, 77
 Inklusion(=relation) 38
 Inkompatibilität/inkompatibel 105
 Intension 36, 49
 Intention (e. Sprechers) 330 ff.
 Interpretationsregel 19
 Iota-Operator 34
 Irrelevantsetzung, explizite 379
- Junktor 34
- Kanal 54
 kataphorisch 51
 Kategorie, semische 95
 Klasse 36
 —, geordnete 37
 —, leere 37
 —, semantische 93
 Klassenbildung 388 ff.
 Klassenlogik 36
 Kode 54
 —, kulinarischer 55
 Kodierung 54
 Kombination 61
 Kombinatorik 163
 Kommunikation 53
 Kompatibilität/kompatibel 105
 Komplementarität 123 f.
 Konditional 35
 Konnotat (-ion, -iv) 47
 Konnotation, objektive 47, 317 f.
 Konnotationsraum 231
 Kontext 50
 —, referentieller 54
 —, textexterner 50
 —, textinterner 50
 kontradiktorisch 121
 konträr 121
 Konversion 127
 Kookkurrenz 353
 Koopposition 376
 Koreferenz 50
 Korrelation 110
 —, entscheidbare 110
 —, unentscheidbare 110
 Kotext 50
- langue 56
 Leerstelle 237
 Lektüre, syntagmatische 218
 Lesbarkeit 70
 Lexem 45
 Lexikoneintrag 46
 linkseindeutig 42
 Literarität 70
 Literaturbegriff 65
 Logik, zweiwertige 32
 —, dreiwertige 32
- Mehrdeutigkeit (s. Ambiguität)
 Menge (s. Klasse)
 Merkmal 33
 —, phonologisches 45
 —, semantisches 46, 91 ff.
 Merkmalsmatrix 370
 message 56
 Metapher 64
 Metasprache/metasprachlich 36, 67
 Metatext, interpretierender 336
 Metonymie 64
 Minus-Prijom 237
 Mitteilung 77
 modus ponens 286
 modus tollens 286
 monosemisch 92
 Morphem 45
- naheindeutig 42
 Nachricht 54

- Negation, logische 122
 Neutralisierung 366
 Nicht-Funktionalisierung 366
 n-stellig 34
 Nullposition 238
 —, informatorische 238
 —, (nicht) auffüllbare 241
 nullstellig 34

 Objektsprache/objektsprachlich 36, 67
 Opposition 120
 —, asymmetrische 139
 Ordnung, paradigmatische semantische 161
 Oxymoron 115

 Paradigma(tisch) 61, 159
 —, (vereinfachte Def.) 154
 Paradoxie 121
 Parallelismus 109
 Paraphrase 49
 parole 56
 performance 56
 perlokutionär 402
 Permutation 108
 —, paradigmatische 108
 —, syntagmatische 108
 Periphrase 49
 Phonem 45
 plurisemisch 117
 Polysemie 48
 Prädikat 33
 Prädikatenlogik 33
 Präsupposition 182
 —, pragmatische 183
 —, semantische 183
 Pragmatik/pragmatisch 52 f.
 Proposition 180
 —, elementare 274
 —, explizite 180
 —, implizierte 180
 —, kennzeichnende 296
 —, komplexe 198
 —, kulturelle 268

 —, potentiell relevante kulturelle 283 f. (B'), 286 (B''), 289 (B'''), 291 f. (B^o)
 —, primäre 189
 —, relevante kulturelle 283
 —, sekundäre 189
 —, sekundär faktisch relevante kulturelle 317
 Pseudoformalisierung 39
 Pseudotheorie 39

 Quantor 33
 Quasi-Implikation 180
 quaternär 101

 Realitätsbegriff 31, 58
 rechtseindeutig 42
 Referent 46
 Referenzidentität 50
 Rekurrenz 347 f.
 Relation 34, 40
 Relevantsetzung, explizite 379
 Relevanz 344
 Relevanzkriterien:
 —, textexterne 347
 —, textinterne 347 (Rekurrenz), 351 (Funktionalisierung), 378 (A, A'), 379 (B, C), 379 f. (D)
 Relevanz kultureller Propositionen
 —, (Primär) faktische (A') 283
 —, (Sekundär) faktische (A'') 317
 —, Potentielle 283 f. (B'), 286 (B''), 289 (B'''), 291 f. (vereinfachte Def. B^o)

 Selektion 61
 Selektionsbeschränkung 62
 Sem 91
 Semantik/semantisch 52 f.
 Semantisierung 80, 361
 Semiotik/semiotisch 52
 Sender 54
 Signifikant 45
 Signifikat 45

- Spezifizierungsgrad 245
- Sprechsituation 51
- Standard 231 f.
- Stelle, syntagmatische 90
- Struktur 40
- struktural 12 ff.
- Substituierbarkeit 105
- Substitution 104
 - , paradigmatische 106
 - , syntagmatische 106
- Syllogismus 281
- Synekdote 64
 - , generalisierende 64
 - , parikularisierende 64
- Synonymie 48
- Syntagma(tisch) 61
- Syntax/syntaktisch 52
- System 40
 - , sekundäres 69

- taxonomisch 14
- Teilklasse/-menge 38
- Teilproposition 198
- Term 90
 - , intermediärer 125
 - , lexikalischer 90
 - , prädzierender 34
 - , prädzierter 33
 - , semantischer 90

- ternär 101
- Text 10
 - “Text” 10
 - , einer Gruppe zugeordneter 326
- Textkohärenz 51
- Tilgungsoperation 238
- Transformation 43
- transphrastisch 218
- Tropus/Tropen 64, 109

- Überdetermination 173
- Überdifferenzierung 347
- Unbestimmtheit 237
- Unterdifferenzierung 347

- Vereinigungsklasse/-menge 38
- Verstehen 223
- voreindeutig 42

- Wahrheitswert 32
- Widerspruch 122
- Wissen, kulturelles 48, 268
 - , allgemeines 322
 - , gruppenspezifisches 322 ff.

- Zeichen 45
- Zeichensystem 54
- Zusatzstruktur 75
- zweistellig 34

REGISTER DER INTERPRETATIONSREGELN

| | | | | | |
|---------|--------|---------|--------|---------|--------|
| IR 0 | 32 | IR 25 d | 245 | IR 40 e | 356 |
| IR 1 a | 21 | IR 25 e | 245 | IR 41 | 357 |
| IR 1 b | 22 | IR 26 | 264 | IR 42 | 368 |
| IR 1 c | 22 | IR 27 a | 268 | IR 43 | 368 |
| IR 2 | 25 | IR 27 b | 269 | IR 44 | 369 |
| IR 3 | 25 | IR 27 c | 269 f. | IR 45 | 370 f. |
| IR 4 | 26 | IR 27 d | 272 | IR 46 | 371 |
| IR 5 | 27 | IR 28 a | 275 f. | IR 47 | 372 |
| IR 6 | 28 | IR 28 b | 277 | IR 48 | 372 |
| IR 7 | 29 | IR 28 c | 277 | IR 49 | 373 |
| IR 8 | 30 | IR 28 d | 280 | IR 50 | 383 |
| IR 9 | 30 | IR 29 a | 290 | IR 51 a | 389 f. |
| IR 10 | 87 | IR 29 b | 290 | IR 51 b | 390 |
| IR 10 a | 88 | IR 29 c | 290 | IR 51 c | 390 |
| IR 10 b | 88 | IR 29 d | 290 | IR 52 | 391 |
| IR 11 | 93 | IR 29 e | 291 | IR 53 | 391 |
| IR 12 | 103 | IR 29 f | 291 | IR 54 | 391 |
| IR 13 | 111 | IR 30 | 316 | IR 55 | 392 |
| IR 14 | 185 | IR 31 | 319 | IR 56 | 393 |
| IR 15 | 190 f. | IR 32 | 322 | IR 57 | 393 |
| IR 16 | 191 | IR 33 a | 324 | IR 58 a | 394 f. |
| IR 17 a | 191 | IR 33 b | 325 | IR 58 b | 395 |
| IR 17 b | 192 | IR 33 c | 326 | IR 59 | 395 |
| IR 18 a | 198 f. | IR 33 d | 326 | IR 60 | 395 |
| IR 18 b | 199 | IR 33 e | 327 | IR 61 | 396 |
| IR 18 c | 199 | IR 33 f | 328 | IR 62 | 397 |
| IR 18 d | 199 | IR 34 | 334 | IR 63 a | 397 |
| IR 19 | 220 | IR 35 a | 339 | IR 63 b | 397 f. |
| IR 20 | 221 | IR 35 b | 339 | IR 63 c | 398 |
| IR 21 | 224 | IR 36 | 339 | IR 63 d | 398 |
| IR 22 a | 225 | IR 37 a | 340 | IR 63 e | 398 |
| IR 22 b | 225 | IR 37 b | 340 | IR 63 f | 398 |
| IR 23' | 228 | IR 38 | 352 f. | IR 63 g | 398 |
| IR 23'' | 228 f. | IR 39 | 355 | IR 63 h | 398 |
| IR 24 | 243 | IR 40 a | 355 | IR 64 | 399 |
| IR 25 a | 245 | IR 40 b | 355 | IR 65 | 402 |
| IR 25 b | 245 | IR 40 c | 355 | IR 66 | 403 |
| IR 25 c | 245 | IR 40 d | 355 | IR 67 | 403 |

Uni-Taschenbücher 582



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Wilhelm Fink Verlag München

Gustav Fischer Verlag Jena und Stuttgart

Francke Verlag Tübingen und Basel

Paul Haupt Verlag Bern · Stuttgart · Wien

Hüthig Verlagsgemeinschaft

Decker & Müller GmbH Heidelberg

Leske Verlag + Budrich GmbH Opladen

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Quelle & Meyer Heidelberg · Wiesbaden

Ernst Reinhardt Verlag München und Basel

F. K. Schattauer Verlag Stuttgart · New York

Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn · München · Wien · Zürich

Eugen Ulmer Verlag Stuttgart

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen und Zürich

Der Verfasser führt in Voraussetzungen und Terminologie strukturaler und semiotischer Ansätze ein, formuliert auf dieser Basis Grundlagen und Regeln einer Interpretationstheorie. Er demonstriert sein Analyse-Verfahren an sprachlichen, vor allem literarischen Texten (u. a. Goethe, Schiller, Hölderlin, C. F. Meyer, Uhland, Fontane, Th. Mann, Eichendorff, Kafka, Kleist), aber auch an nichtsprachlichen Äußerungen (z. B. Film, Bild, Kunst, Mimik und Gestik).



UTB
FÜR WISSEN
SCHAFT

Literaturwissenschaft

ISBN 3-8252-0582-7
